image
not
available

Digitized by Google

063
VE
v.12-14

d by Google

Digitized by Google

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
063
VE
v. 12-14

NOTICE: Return or renew all Library Materials! The Minimum Fee for each Lost Book is $50.00.

The person charging this material is responsible for its return to the library from which it was withdrawn on or before the **Latest Date** stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.
To renew call Telephone Center, 333-8400

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY AT URBANA-CHAMPAIGN

MAR 28 2003

L161—O-1096

VERHANDLUNGEN

DER ZWÖLFTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER

PHILOLOGEN, SCHULMÄNNER UND ORIENTALISTEN

IN

ERLANGEN

VOM 30. SEPTEMBER BIS 3. OCTOBER 1851.

MIT ZWEI LITHOGR. TAFELN.

ERLANGEN,
VERLAG VON THEODOR BLAESING.
1852.

Digitized by Google

063
VE
v.12

063
VE
v.12-14

I.

Revidirte Statuten

des

Vereins deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten.

---

§. 1.

Der Verein der deutschen Philologen, Schulmänner und Orientalisten hat den Zweck:

a) das Studium der Philologie in der Art zu fördern, dass es die Sprache und die Sachen mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfasst;

b) die Methode des höheren Unterrichts mehr und mehr bildend zu machen;

c) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, so wie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren;

d) grössere philologische Unternehmungen, welche vereinigte Kräfte in Anspruch nehmen, zu befördern.

§. 2.

Zu diesem Zwecke versammelt sich derselbe jährlich einmal auf die Dauer von vier Tagen an einem vorher zu bestimmenden Orte.

§. 3.

In jenen Versammlungen finden Statt:

a) Mittheilungen und Besprechungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie;

b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung;

c) zusammenhängende Vorträge und Besprechungen theils über den Inhalt dieser Vorträge, theils über ausgewählte Fragen und Aufgaben, welche einige Monate vor der Versammlung durch das erwählte Präsidium derselben bekannt gemacht werden;

d) Bestimmung des Ortes und des Vorstandes der nächsten Versammlung.

Digitized by Google

§. 4.

Jeder Philologe und Schulmann, welcher durch bestandene Prüfungen, durch ein öffentliches Amt oder durch litterarische Leistungen dem Vereine die nöthige Gewähr gibt, ist zur Mitgliedschaft berechtigt.

§. 5.

Der Verein hält dreierlei Versammlungen: 1) allgemeine philologische und 2) Sectionsversammlungen a) für die Behandlung pädagogisch-didactischer Gegenstände und b) Sectionsversammlungen der Orientalisten.

§. 6.

Dem Vereine steht ein Präsident vor (§. 3.). Den Sectionsversammlungen bleibt die Wahl ihrer Vorstände überlassen.

§. 7.

Dem für die nächstjährige Versammlung bestimmten Vorstande liegt es ob, für diese Versammlung die Genehmigung derjenigen Regierung nachzusuchen, in deren Gebiet die Versammlung statt finden soll.

Anm. Obige Fassung der Statuten ging aus den Beschlüssen der eilften Versammlung zu Berlin (s. Verhandl. S. 105 ff.) hervor, durch welche die ursprünglichen zu Göttingen d.d. 20. Sept. 1837 festgestellten Statuten abgeändert wurden.

Digitized by Google

II.

Frühere Bekanntmachungen.

Einladung.

Mit allerhöchster Genehmigung wird in diesem Jahr die Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten in den Tagen vom **30.** September bis **3.** October einschliesslich dahier Statt finden, wozu die Unterzeichneten hiedurch ergebenst einladen. Anfragen und Anträge bitten wir an einen der Unterzeichneten zu richten; über Wohnungen wird Herr Gymnasialprofessor Dr. **Schäfer** dahier die gewünschte Auskunft geben.

Erlangen, den **22.** Juni **1851.**

Dr. **Döderlein.** Dr. **Nägelsbach.** Dr. **Hofmann.**

Ankündigung.

Die diessjährige oder zwölfte Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten wird vom **30.** Sept. bis zum **3.** Oct. in Erlangen stattfinden. Nach den Statuten ist „jeder Philolog oder Schulmann, welcher durch bestandene Prüfung, durch ein öffentliches Amt oder durch literarische Leistungen dem Vereine die nöthige Garantie giebt, zur Mitgliedschaft berechtigt". Hiesige Gelehrte, welche als Mitglieder beitreten wollen, werden ersucht, sich Montags den **29.** Sept. zwischen **3—5** Uhr in dem Empfangsbureau, welches im südlichen Wartsaal des Bahnhofgebäudes eingerichtet ist, in das daselbst aufliegende Album einzuzeichnen und die Mitgliedskarte in Empfang zu nehmen.

Die erste Sitzung findet am **30.** Sept. früh um **9** Uhr in der Aula der Universität statt. Wer ohne selbst Mitglied zu sein den Sitzungen beizuwohnen wünscht, bedarf einer besonderen Eintrittskarte. Solche Karten können, in soweit der beschränkte Raum des Sitzungslocals es gestattet, bei Herrn Universitätspedell **Santerre** täglich von **1—3** Uhr in Empfang genommen werden.

Erlangen, den **26.** September **1851.**

Das Comité.

Döderlein. Nägelsbach. Hofmann. Delitzsch. Weinmann.
Wölfing. Schäfer. Schmidt. Croa. Schiller.

Digitized by Google

Dieses Comité, in welchem sich der zweite Bürgermeister **Weinmann** und Kaufmann **Wölfing** mit den philologischen Mitgliedern vereinigten, hatte sich auf Einladung des ersten Präsidenten gebildet, um das Präsiduum in der Besargung der Vorbereitungen für die Versammlung zu unterstützen. Dasselbe übernahm auch unter freundlicher Beihilfe mehrerer Mitglieder der städtischen Collegien den Empfang der Ankammenden, wozu die königl. Bahnhofinspection in Nürnberg ein geräumiges Local in dem hiesigen Bahnhofgebäude eingeräumt hatte.

Jedem Mitglied wurde bei der Einzeichnung seines Namens ausser dem unten abgedruckten Programm über die Eintheilung der Versammlungstage folgende Schrift überreicht: Zur Begrüssung der Philologen, Schulmänner und Orientalisten bei ihrer Ankunft in Erlangen am **30.** September **1851.** Inhalt: I. Duorum in Platonis Politico locorum emendationem proponit Dr. Christianus Cron, scholae latinae praeceptor. II. Schulrede des Studienrectors Dr. Ludwig Döderlein: über den Werth des äusseren Anstandes. III. Einige Beiträge zur Kritik des Vendidad von Dr. Friedrich Spiegel, Professor der orientalischen Sprachen.

Programm

für die

VERSAMMLUNG DER PHILOLOGEN, SCHULMÄNNER UND ORIENTALISTEN

in Erlangen.

Diejenigen Mitglieder, welche mit einem Bahnzuge ankommen, werden bei ihrem Aussteigen von eigenen durch das Comité bestellten Dienern in den zum Empfangsbureau eingerichteten Wartsaal geleitet, und daselbst ersucht, sich in das Album einzuzeichnen; sie erhalten hier ausser der Mitgliedskarte zugleich die gewünschte Auskunft über die schon bestellte oder erst zu wählende Wohnung, und hierauf einen Führer in dieselbe.

* * *

Für die einzelnen Tage ist folgende Anordnung getroffen:

Sonntag den **28.** September.

Abendversammlungsort: Local der Harmoniegesellschaft.

Montag den **29.** September.

Abendversammlungsort: Gasthof zur blauen Glocke.

Dienstag den **30.** September.

Erste, vorbereitende und allgemeine Sitzung, um 9 Uhr in der Universitätsaula.

Der Eintritt in den Sitzungssaal findet gegen Vorzeigung der Mitgliedskarte statt, welche die Mitglieder ersucht werden jederzeit bei sich zu führen. Nichtmitglieder erhalten auf ihren Wunsch besondere Eintrittskarten, so weit es der beschränkte Raum gestatten wird.

Digitized by Google

Mittagsessen um 2 Uhr im Gasthof zum Wallfisch, das Gedeck zu **1** fl. **12** kr.
Die Mitglieder, welche sich bei diesem ersten und allgemeinen Diner betheiligen wollen, werden ersucht, sich wo möglich schon Abends zuvor in eine ihnen vorzulegende Liste einzuzeichnen.
Abends Theater um 6 Uhr, auf freundliche Veranstaltung der Stadt Erlangen.
Abendversammlungsort: Pratergarten.

Mittwoch den **1**. October.

Zweite Sitzung um 9 Uhr, für die Philologen und Schulmänner in der Aula,
für die Orientalisten im Sitzungszimmer des Universitätssenates.
Ländliches Gabelfrühstück nach 12 Uhr im Welsischen Garten, laut der besonderen Einladung des Präsidiums.
Abendversammlungsort: Gasthof zum Wallfisch.

Donnerstag den **2**. October.

Dritte Sitzung um 9 Uhr.
Mittagsessen um 2 Uhr im Gasthof zur blauen Glocke, das Gedeck zu **1** fl. **12** kr.
Abendversammlungsort: Local der Harmoniegesellschaft.

Freitag den **3**. October.

Vierte oder Schluss-Sitzung um 9 Uhr.

* * *

Da vielleicht mehrere Mitglieder nach dem Schluss der Versammlung einen Besuch der interessereichen Stadt Nürnberg beabsichtigen, so wird die Sitzung schon um **11** Uhr geschlossen werden, um die Benützung des um **12** Uhr abgehenden Bahnzuges möglich zu machen. Doch ist die Anmeldung dieses Vorhabens schon Tags zuvor nöthig, damit das Comité für die erforderliche Zahl disponibler Waggons rechtzeitig Fürsorge tragen kann.

Erlangen, den **26**. September **1851**.

Das Präsidium der Versammlung.

Dr. **Döderlein**. Dr. **Hofmann**.

III.

Verzeichniss der Mitglieder.

1. Dr. Ludwig **Döderlein**, Professor in Erlangen, Präsident.
2. Dr. Karl Friedrich **Naegelsbach**, Professor in Erlangen, Vicepräsident.
3. Dr. **Hofmann**, Professor in Erlangen, Präsident des Orientalistenvereins.
4. Dr. **Delitzsch**, Professor in Erlangen, Vicepräsident des Orientalistenvereins.

5. Dr. Hassler, Professor aus Ulm.
6. Essig, Prof. aus Oehringen.
7. Ottenbacher, Repetent aus Schönthal.
8. Dr. Hans Conon von der Gabelentz, geh. Rath aus Poschwitz bei Altenburg.
9. Dr. Schiller, Studienlehrer a. Erlangen.
10. Dr. Stähelin, Prof. theol. aus Basel.
11. Lotzbeck, Prof. aus Bayreuth.
12. Spiegel, Prof. aus Erlangen.
13. Dr. Schmidt, Studienlehrer a. Erlangen.
14. Kern, Christian, Subrector u. Pfarradjunct aus Uffenheim.
15. Dr. Cron, Studienlehrer aus Erlangen.
16. Dr. Pfaff, Siegfried, Studienlehrer aus Schweinfurt.
17. Pfaff, Hans, Rector der Gewerbschule in Nördlingen.
18. Zimmermann, Prof. aus Erlangen.
19. Dr. Hartung, Gymnasialdirector aus Schleusingen.
20. Buhler, Studienlehrer a. Oettingen.
21. Dr. Leutbecher, Vorstand einer Erziehungsanstalt, aus Erlangen.
22. Dr. Wiese, L., Prof. am Joachimsthalgymnasium zu Berlin.
23. Wüstemann, Ernst Fr., Prof. a. Gotha.
24. Schneidewin, F. V., Prof. a. Göttingen.
25. Dr. Schäfer, Prof. aus Erlangen.
26. Dr. Roth, Rudolph, Prof. aus Tübingen.
27. Dr. Bippart II., Prof. aus Jena.
28. Dr. Fleischer, H. L., Prof. aus Leipzig.
29. Dr. Dieterici, Fr., Prof. aus Berlin.
30. Gericke, Gymnasiallehrer aus Torgau.
31. Köstlin, Rector aus Nürtingen.
32. Rott, Studienlehrer aus Eichstädt.
33. Meyer, Inspector am Colleg. St. Anna zu Augsburg.
34. Graf Jenison Walworth aus München.
35. Sartorius, Studienlehrer aus Hof.
36. Dr. Friedreich, Prof. u. Stadtgerichtsarzt aus Erlangen.
37. Dr. Lechner, Studienrector aus Hof.
38. Lechner, M., Candidat der Philologie aus Hof.
39. Grossmann, Grg., Gymnasial-Assistent aus Bayreuth.
40. Dr. Nägelsbach, Eduard, Repetent u. Privatdocent aus Erlangen.
41. Dr. Glasser, Heinrich, Prof. a. Erlangen.
42. Dr. Rost, Oberschulrath aus Gotha.
43. Dr. Ruckdeschel, Studienlehrer aus Wunsiedel.
44. Dr. Henneberger, Prof. a. Meiningen.
45. Unger, G. Fr., Cand. phil. a. Bayreuth.
46. Beitelrock, Studienrector u. Prof. aus Dillingen.

Digitized by Google

47. Dr. Mezger, Studienrector a. Augsburg.
48. Mezger, M., Cand. phil. aus Augsburg.
49. Seitz, Inspector am Collegium St. Anna in Augsburg.
50. Dr. Thomasius, Prof. aus Erlangen.
51. Dr. Höfling, Prorector und Prof. aus Erlangen.
52. Zillober, Matth., Gymnasial-Professor aus Augsburg.
53. Woeher, Rector u. Prof. aus Ehingen.
54. Loehner, Studienrector aus Nürnberg.
55. Rauch, M., Prof. aus Augsburg.
56. Mertl, O. S. B., Gymnasial-Prof. aus Augsburg.
57. Böckh, geh. Reg.-Rath u. Prof. a. Berlin.
58. Dr. Rücker, Prof. aus Erlangen.
59. Dr. Eckstein, Gymnasialdirector a. Halle.
60. Oppenrieder, Fr., Studienlehrer aus Augsburg.
61. Neger, G., Lehrer d. höh. Bürgerschule in Perleberg.
62. Dirschedl, Studienrector aus Passau.
63. Stier, Cand. phil. aus Neapel.
64. Kindler, Pfarrer aus Nürnberg.
65. Port, Pfarrer u. Vorsteher ein. Erziehungs-Institutes aus Nürnberg.
66. Kelber, Pfarrer aus Uttenreuth.
67. Dr. Buyer, Studienlehrer und Landtagsabgeordneter aus Erlangen.
68. Dr. Schelling, Prof. aus Erlangen.
69. Dr. Schmidtmüller, pens. Militärarzt I. Cl. d. k. niederl. Armee in Ostindien aus Erlangen.
70. Dr. v. Raumer, Rudolph, Prof. a. Erlangen.
71. Luthardt, Repetent aus Erlangen.
72. Dr. Schmid, Prof. aus Erlangen.
73. Hansen, Pastor aus Schleswig.
74. Fuhrmann, Stadtpfarrer aus Erlangen.
75. Dr. v. Scheurl, Prof. aus Erlangen.
76. Adler, G. B., Decan und Districtsschulinspector aus Gräfenberg.
77. Aschenbrenner, pens. Lyceal-Prof.
78. Dr. Irmischer, II. Pfarrer u. II. Univ.-Bibliothekar aus Erlangen.
79. Dr. Schmidtlein, Prof. aus Erlangen.
80. Sommer, Friedrich, Subrector a. Weissenburg.
81. Doignon, Wilh., Conrector a. Weissenburg.
82. Dr. Heyder, Prof. aus Erlangen.
83. Hess, Studienlehrer aus Wunsiedel.
84. Dr. Renaud, Pfarrer aus Erlangen.
85. Göbel, Pfarrer aus Erlangen.
86. Dr. Bomhard, Schulrath a. Ansbach.
87. Schaad, Prof. aus Bamberg.
88. Ruith, Studienrector aus Münnerstadt.
89. Horst, Prof. aus Bamberg.
90. Dr. Enderlein, Prof. aus Schweinfurt.
91. Dr. Oelschläger, Studienrector aus Schweinfurt.
92. Dr. Gutenäcker, Studienrector aus Bamberg.
93. Leitschuh, Prof. aus Bamberg.
94. Dr. v. Jan, Prof. aus Schweinfurt.
95. Buchert, Prof. aus Bamberg.
96. Kober, Studienlehrer aus Bamberg.
97. Schrepfer, Assistent aus Bamberg.
98. Linsmayer, Assistent aus Bamberg.
99. Lahmeyer, Doctor aus Hannover.
100. Brock, Doctor aus Hannover.
101. Lange, L., Doctor aus Göttingen.
102. Dr. Wittmann, Prof. aus Schweinfurt.
103. Dr. Grotefend, Subconrector am Lyceum zu Hannover.
104. Geffers, Director des Gymnasiums zu Göttingen.
105. Ahrens, Director des Lyceums zu Hannover.
106. Dr. Krüger, Director des Obergymnasiums zu Braunschweig.
107. Bäumlein, Ephorus des theol. Seminars in Maulbronn.
108. Zink, Studienlehrer aus Schweinfurt.
109. Hartmann, Verweser a. Schweinfurt.
110. Dr. Meyer, Prof. aus Nürnberg.
111. Weyh, Prof. aus Regensburg.
112. Dr. Gerlach, Prof. aus Basel.
113. Dr. Prantl, Prof. aus München.

Digitized by Google

114. Bacher, Cand. phil. aus München.
115. Dr. Spengel, Prof. aus München.
116. Dr. Thiersch, Hofrath und Prof. aus München.
117. Dr. Weber, Prof. aus Berlin.
118. Dr. Wachsmuth, Prof. aus Leipzig.
119. Dr. Anger, Prof. aus Leipzig.
120. Hegmann, Studienlehrer a. Würzburg.
121. Ahrens, Prof. aus Coburg.
122. Jessen, Collaborator aus Kiel.
123. Dr. Bergmann, Prof. aus Luckau.
124. Dr. Arnold, Prof. aus Halle.
125. Göttling, Prof. aus Jena.
126. Ritter, Schulrath aus Dessau.
127. Vater, Prof. aus Kasan.
128. Mayring, Studienlehrer aus Bamberg.
129. Rein, Prof. aus Eisenach.
130. Dr. Eudler, Prof. aus Nürnberg.
131. Fischer, Prof. aus Nürnberg.
132. Held, Studienrector aus Baireuth.
133. Dr. Barth, geh. Rath. aus Erlangen.
134. Wild, Studienlehrer aus Nürnberg.
135. Hartwig, Studienlehrer aus Nürnberg.
136. Herold, Prof. aus Nürnberg.
137. Krafft, Gymnasialassistent a. Nürnberg.
138. Sixt, Pfarrer, d. z. zu Nürnberg.
139. Hoffmann, Studienlehrer aus Nürnberg.
140. Dr. Wüstenfeld, Prof. aus Göttingen.
141. Dr. Wölffel, Studienlehrer a. Nürnberg.
142. Dr. Ebrard, Prof. aus Erlangen.
143. Dietlen, Pfarrer aus Baiersdorf.
144. Ladewig, Prof. aus Neustrelitz.
145. Dr. Marquardt, Prof. aus Danzig.
146. Dr. Pözl, Prof. aus München.
147. Dr. Firnhaber, Prof. aus Wiesbaden.
148. Dilthey, Schulinspector u. Kirchenrath aus Biberich.
149. Dr. Keil, Privatdocent aus Halle.
150. Auer, k. k. österr. Reg. Rath u. Director d. k. k. Hof- u. Staatsdruckerei a. Wien.
151. Dr. Roth, Oberstudienrath a. Stuttgart.
152. Halm, Rector aus München.
153. Beilhack, Prof. aus München.
154. Steininger, Prof. aus München.
155. Fleckeisen, Gymnasiall. a. Weilburg.
156. Weissgärber, Studienl. aus Dillingen.
157. Stanko, Conrector aus München.
158. Lauth, Studienlehrer aus München.
159. Hektor, Privatgelehrter aus Nürnberg.
160. Dr. Schreiber, Studienl. a. Ansbach.
161. Döderlein, Wilh., Gymnasial-Assistent aus Speyer.
162. Spiess, Prorector aus Wiesbaden.
163. Steger, Pfarrer aus Nürnberg.
164. Dr. Lommatzsch, Prof. u. Director am k. Prediger-Seminar zu Wittenberg.
165. Sand, Inspector am k. Alumneum zu Ansbach.
166. Dr. Sausse, Prorector aus Guben.
167. Dausend, Prof. aus München.
168. Geyer, Prof. aus Speyer.
169. C. Trebitz, Inspector d. Rettungshauses in Puckenhof bei Erlangen.
170. Dr. Hess, Pfarrer aus Gründlach.
171. Schiller, Pfarrverweser a. Hersbruck.
172. Dr. Höfler, Regierungsr. u. Archivar aus Bamberg.
173. Dr. Martinet, Prof. aus Bamberg.
174. Dr. Zeuss, Prof. aus Bamberg.
175. Dr. Krinninger, Assistent a. Bamberg.
176. Bursian, Doctor aus Leipzig.
177. Dr. Forchhammer, Prof. aus Kiel.
178. Hiller, Studienlehrer aus Würzburg.
179. Dr. Münscher, Gymnasialdirector aus Hersfeld.
180. Karl v. Raumer, Prof. aus Erlangen.

Digitized by Google

IV.

Protocolle der allgemeinen Sitzungen.

Erste, vorbereitende Sitzung.

Erlangen, den **30**. Sept. **1851**.

Die **12**. Versammlung der deutschen Philologen, Schulmänner und Orientalisten wurde in Gegenwart der königlichen und städtischen Behörden, sowie zahlreicher Einwohner, Studierender und Frauen in der von der Universität mit entgegenkommender Bereitwilligkeit überlassenen akademischen Aula um **9** Uhr Vormittags mit folgender Rede des zu Berlin erwählten ersten Präsidenten, Professor Dr. **Döderlein**, eröffnet.

Meine Herren!

Seien Sie in Erlangens Mauern auf das herzlichste willkommen! Diesen Gruss, der Ihnen von vielen Seiten durch Wort und Händedruck entgegenkam, darf ich kraft des Ehrenamtes, zu dem mich Ihr Vertrauen berief, hier öffentlich wiederholen: im Namen Erlangens für alle, die in seine Thore eingezogen; im Namen Frankens für die Gäste, die aus den übrigen Theilen unseres engeren Vaterlandes zu uns kamen, um die Bande, die uns als Unterthanen und Diener Eines Königs längst umschlangen, durch persönlichen Verkehr noch enger zu knüpfen; im Namen Bayerns für Sie, die das theure grosse Vaterland vom Norden und vom Süden, vom Rhein und von der Donau uns zuführte, zum Zeugniss, dass über seiner zerrissenen Erde doch noch ein einigender Geist schwebt und lebt und belebt; endlich im Namen unserer Wissenschaft und Kunst für alle, die hier versammelt sind. Sie tragen verschiedene Titel, als Philologen, als Schulmänner, als Orientalisten, aber folgen insgesamt der gleichen Fahne, mit der Aufschrift: Pflege ächter Menschlichkeit, und wollen ihr Achtung schaffen und Siege erringen.

Als Sie im vorigen Jahr, umgeben von der Pracht der preussischen Königsstadt, das einfache Erlangen zum diessjährigen Versammlungsort erwählten, hab ich nicht verhelt, was hier Sie erwarte. Keine grosse Vergangenheit, deren Bild Ihr Gemüth höher stimmen könnte, keine Namen und Gräber von Heroen unserer Wissenschaft, deren Geister ich heraufbeschwören könnte uns zu umschweben, keine Denkmäler der alten, keine Kunstschäze der neuen Zeit, deren heiterer Genuss mit der ernsten Arbeit wechseln könnte.

Wie gern würde ich meinen ersten Gruss nach dem Beispiel manches Vorgängers mit solchen Erinnerungen und Eröffnungen schmücken! Und dennoch, hoffe ich, soll die Wahl Erlangens Sie nicht gereuen! Was wir überall fanden, freundlichen Empfang, haben Sie

Digitized by Google

auch bei uns nicht vermisst; auch der fernere Verkehr wird dem ersten Empfang entsprechen; die Umgebungen dürften Ihnen mehr Reize enthüllen als Sie erwarten; selbst das Bewusstsein, uns hier in Deutschlands Mittelpunkt zu sehn, der eine Rundschau auf unser theures Vaterland gestattet, kann wohlthuende Gefühle wecken. Und was Erlangen selbst nicht bieten kann, das bieten Ihnen um so reichlicher die altehrwürdigen Nachbarstädte Nürnberg und Bamberg. Vor allem aber finden Sie hier das, wornach Sie sich anderwärts oft inmitten der herrlichsten Genüsse und der zuvorkommendsten Freundlichkeit von Herzen sehnten — Ruhe, und die Möglichkeit zusammen und versammelt zu bleiben mit gesammeltem Geist und Gemüth, die Möglichkeit für jeden, etwaige Erholung und Zerstreuung nach eigener Wahl suchen zu können, ohne die Nothwendigkeit sie von sich abwehren zu müssen. Ja, wenn Sie hier mehr als anderwärts sich selbst überlassen bleiben, so will das als Achtung vor Ihrer Freiheit und nicht als Mangel an Aufmerksamkeit gedeutet sein, einem Wunsche gemäss, den die achtungswerthesten Mitglieder unseres Vereines vielfach laut machten, oft vergebens, für dieses Jahr aber mit unzweifelhaftem Erfolg.

Soll ich dieser einfachen Begrüssung nach dem Beispiel meiner Vorgänger noch einige Worte allgemeineren Inhalts beifügen, zur Weihe der beginnenden Arbeiten, was liegt da dem Philologen, der zu Philologen spricht, näher als von der Philologie und ihrem Verhältniss zur Zeit zu sprechen? Ich werd' es thun, meine Herren, nicht zu Ihrer Belehrung, sondern um der Wissenschaft, der wir dienen, die Ehre zu geben die sie verdient. Nichts neues, meine Herren! Wer vermöchte das, nach dem vielen, und vor Ihnen! Allein wie kein Athener je satt wurde, bei jeder Festversammlung die Heldenthaten und das Lob seiner theuren Ahnen von neuem zu hören, so mag auch Ihr Gemüth in dieser Stunde sich eines alten Lieds erfreuen, wie in andern Stunden eine neue Entdeckung Ihren Geist fesselt. Selbst nuzlos ist eine solche Wiederholung nicht; denn so lange Irrthum und Lüge nicht müde werden, sich ewig zu wiederholen, so lange muss auch die Wahrheit dasselbe thun, zu ihrer Gegenwehr und Selbsterhaltung.

Wir können uns nicht verhelen, dass in unsern Tagen mehr als sonst ein Missverhältniss besteht zwischen dem Werth der klassischen Studien und ihrer Werthschäzung, als ob es sich rächete, dass sie einen alten bescheideneren Namen, den der H u m a n i t ä t s studien, aufgegeben und den anspruchsvolleren Titel der k l a s s i s c h e n Studien angenommen haben.

Ich spreche keineswegs von jener Menge, die, ohne unsere Studien aus eigener Erfahrung zu kennen, von ihrem Standpunkt aus eine Art Recht besizt, das zu missachten und zu hassen, was theils ausserhalb ihres Gesichtskreises liegt, theils ihren Lebenszwecken hindernd oder feindlich entgegentritt; denn zwischen dem Nüzlichen und dem Schönen herrscht, s e i t d e m die Welt steht, ein ehrenwerther Kampf, d u r c h d e n die Welt besteht. Allein schlimmer ists, wenn wir im eigenen Lager laue Freunde und geheime Feinde zählen. Und doch ist dem so, wenn selbst die Zöglinge dieser Studien so vielfach ihrer Amme spotten.

Oder wäre es eine Täuschung, dass die Jugend, der sie als Bildungsmittel geboten werden, sich ihre Wohlthaten lieber aufdringen lässt als freudig nach ihnen greift? dass das reife Alter sie meist als eine überstandene Arbeit bei Seite legt, als einen überwundenen Standpunkt verlässt? dass in Vergleich mit dem Sonst so selten ein Greis aus dem Gewühl des Lebens sich in den stillen Hain des klassischen Alterthums zurückzieht, und mit den

Digitized by Google

unsterblichen Geistern die ihn bewohnen in beruhigendem Verkehr lebt? dass selbst die Lenker der Staaten vielfach sie theils nur bestehen lassen wie ein altes Herkommen, dessen gänzlicher Untergang manches andere Bestehende mit sich in seinen Sturz ziehen möchte, theils mit Bewusstsein schüzen und pflegen, aber ohne eigene aufrichtige Verehrung und Liebe, blos im Gefühl der eigenen Ohnmacht, ein Bildungsmittel von gleicher Wirksamkeit an ihre Stelle zu sezen?

An geistreichen Vertheidigern und begeisterten Lobrednern hat es der Philologie sicher nicht gefehlt; französische und englische Staatsmänner, schwedische und dänische Bischöfe, deutsche Philosophen und Dichter — um von den Zunftgenossen zu schweigen — haben ihre Stimme erhoben, um die offenen Feinde zu versöhnen oder zu bekämpfen, die erloschene Theilnahme wieder anzufachen, die öffentliche Meinung für sie zu gewinnen, und noch tönen in unsern Ohren die inhaltsreichen Worte, mit denen unsere vorjährige Versammlung eröffnet wurde.

Allein Worte und Reden haben in unserer Zeit die Kraft verloren die Andersdenkenden zu bekehren; jeder will nur das hören und lesen, was seinen schon gehegten Glauben bestätigt.

Diese unerfreulichen Vorerinnerungen scheinen Ihnen vielleicht Missklänge, wenig geeignet zu einer ersten Begrüssung! Mit vollem Rechte, wenn unsere Zusammenkunft blos Freudentage feiern wollte. Erkennen wir aber in dem Wohl unserer Wissenschaft, in ihrer Erweiterung und Vervollkommnung, in der Förderung ihres wohlthätigen Einflusses auf das Leben, mithin in einer ernsten Aufgabe den Hauptzweck unseres Vereins, dann dürfen wir es nicht scheuen, auch das Unerfreuliche aufzusuchen und dem Feind ins Angesicht zu blicken.

Und Muth oder Trost gegenüber jenen Anfeindungen darf nicht ich Ihnen einsprechen. Unsere Sache steht fest genug, kann, einer starken Regierungsgewalt vergleichbar, den offenen Angriff wie die stille Unzufriedenheit ertragen.

Als Athens Bürgerschaft die Unbequemlichkeiten des Krieges, den sie auf Pericles Rath begonnen, zu empfinden begann, da zürnten sie ihrem Rathgeber und belegten ihn mit Strafe, aber wählten ihn gleichzeitig von neuem zu ihrem Berather und Leiter.

Es ist ein wohlthätiges Gefühl, zahlreiche Freunde zu zählen und ausgebreitete Beliebtheit zu geniessen, und durch diese Mittel Macht zu üben, aber ein grosses, stolzes Gefühl ist es, sich unbeliebt und dennoch unentbehrlich zu wissen.

Nun, meine Herrn! den Humanismus nenne ich das Gegenbild jenes missliebigen Leiters Pericles. Schon über ein Jahrhundert dauern ununterbrochen die Klagen und Anklagen, erst in Frankreich, dann in Deutschland, nun auch in England erhoben; es würde die Machthaber ein einziges Machtwort kosten, so stürzte unter dem augenblicklichen Beifallsruf, nicht blos einer rohen Menge, das alte Gebäude zusammen. Nun lassen Sie mich fragen: Warum hat noch kein Fürst das Todesurtheil des Humanismus unterschrieben? Was verzögert den Untergang dieser „untergehenden Sonne," den Tod dieser „abgelebten Schönheit," die Abdankung dieser „ausgedienten Kunst", und wie die schmeichelhaften Ehrennamen weiter lauten mögen? Was schüzt ihn in Mitten aller Lauheit und Missachtung, in Mitten alles Spottes, Hohnes und Hasses? Gewiss, ein unbegreifliches Wunder oder — ein Gefühl seiner Unentbehrlichkeit, das sich neben aller Verblendung über seinen Werth dennoch nicht bewältigen lässt.

Digitized by Google

Eine innige Achtung vor der Vergangenheit überhaupt lässt sich mit Billigkeit nur auf zwei Stufen der menschlichen Bildung als Pflicht fordern, von der patriarchalischen Unschuld, die kindlich-dankbar ihr Gemüth von ihr so wenig trennen kann als vom Grab der Mutter, und dann erst wieder von der höchsten Bildung des Geistes und Gemüths, welche das Ganze der Welt und der Geschichte nicht zu zerstückeln und zu verstümmeln vermag. Für jene Mittelstufe, auf welcher der praktische industrielle Weltverstand den Ton angibt, ist es ich möchte sagen natürlich, in der Vorzeit nichts als ein todtes Grab zu sehn, aus dessen Moder höchstens eine liebliche Blume hervorspriesst, die zum Zeitvertreib und zum Puze dient. Doch die Vorsehung lässt die grosse Vergangenheit nicht vergehn! Mögen hundert Omars erscheinen und gegen unsere Bibliotheken einen siegreichen Vernichtungskampf führen — die Bücher sind brennbar, das Bewusstsein der Menschheit ist unverbrennlich und spottet aller Autodafes, die gegen die Erbschaften der grossen Culturvölker wüthen können. Das Aechte ist der Nachwelt unverloren geblieben, während die eiteln Jahrtausende der Eskimos und der Botokuden wie blose Scheinbilder in Nichts zerflossen und verschwunden sind. Wie der Menschengeist ewig und die Thierseele vergänglich ist, so gibt es auch sterbliche und unsterbliche Jahrhunderte und Menschengeschlechter.

Allein dies alles begründet nicht jene Unentbehrlichkeit, deren Anerkennung unsere Sache aufrecht erhält, wohl aber das dunkle auf Erfahrung gegründete, durch Anschauung genährte Gefühl, wie nicht blos unsere höhere Bildung, sondern das ganze europäische Leben mit den altklassischen Lebensansichten verwachsen ist. Frankreich, England, Deutschland gehen jedes seinen eigenen Weg geistiger Entwickelung unaufhaltsam vorwärts, und theilen durch Harmonie und durch Conflict sich wechselseitig und dem übrigen Europa die gewonnenen Früchte mit; aber ihre Schulen sind von den altrömischen Klassikern erobert wie vom alten Rom einst die Welt. Wenn die Jugend von Millionen Ciceros und Horazens Denkweise kennen lernt, freiwillig oder widerstrebend, von Lissabon bis Petersburg, von Neapel bis Edinburg, in Wien wie in Berlin trotz aller Verschiedenheiten und Abneigungen, die diese Pole und ihre Bewohner in Folge ihres Glaubens, ihres Volksthums, ihrer staatlichen Stellung auseinanderhalten ober befeinden, so kann bei der verschiedensten Methode und bei den verschiedensten Gemüthern doch eine ähnliche Wirkung nicht ausbleiben. Diese Jugendstudien drücken einen gemeinschaftlichen Charaeterzug auf, den kein späteres Vergessen oder Verachten oder Verwerfen je mehr vertilgen kann, und werden für die europäische Menschheit zu dem, was die Muttersprache für das einzelne Land ist, zu einem Sinnbild geistiger Verwandtschaft.

Und wie manch anderes Gefühl wirkt hier noch mit, ohne sich zum klaren Bewusstsein zu gestalten! Wir bedürfen des klassischen Alterthums um unsere Neuzeit zu verjüngen. Denn wir sind eigentlich die Alten und müssen uns auffrischen durch den Umgang mit jenen jugendlichen und ewig jungen Geistern, die wir die Alten zu nennen gewohnt sind.

Und möchte doch jeder Stand und jedes Alter Einsicht, Willen und Kraft haben, die Gebrechen unseres modernen Lebens zu heilen durch Nachahmung jenes glückseligen Volkes, das wie keines in der Weltgeschichte die grosse Aufgabe gelöst hat, Geist und Bildung mit Natur und Einfachheit zu versöhnen und zu paaren.

Wir werden so wenig als unser Dichter im Ernste die Götter Griechenlands zurückwünschen, werden keine Versuche machen, der Natur zum Troz unsere ungestalten Dächer durch zierliche flache zu ersezen oder unsere künstliche Männerkleidung mit ihren sechserlei

Digitized by Google

Hüllen zu vertauschen gegen die leichte schöne Tracht des Atheners, der mit Einem Kleidungsstück vollständig und anständig angethan war. Wenn das alte Leben in hundert Seiten vom neuen Europa überwunden, überboten ist, so können wir andere tausend Seiten des Alterthums nur bewundern oder beneiden, unfähig sie wieder ins Leben zu rufen, und aber hundert vermögen wir mit thätigem Wetteifer auch nachzuahmen — wenn wir wollen. Beneidenswerthes Jahrhundert, in welchem das öffentliche Leben noch keine durch die Sitte geheiligten Widersprüche und Lügen kannte, wo noch keine Verirrung der Höflichkeit das wahre Du in ein erlogenes Sie umwandelte, und noch nicht der freie Mann den freien Mann seinen Herrn nannte, wo noch keine Schmeichelei den Fürsten mit göttlicheren Ehrennamen ehrte als die Götter selbst und so das Wahrheitsgefühl abstumpfte, und es gewöhnte tagtäglich die Sprache und das eigne Wort Lügen zu strafen! wo die geistigsten Güter der Menschheit noch blos im Glanz ihrer Schönheit prangten und nur aufrichtige Verehrer anlockten, ohne blos den Weg zu angstvollen Staatsprüfungen und kümmerlichen oder prunkvollen Anstellungen bahnen zu sollen! wo noch kein unnatürlicher Zwiespalt zwischen Sitte und Sittlichkeit herrschte, noch nicht Sitte und Ehre ein Duell forderte, während es gleichzeitig von der Sittlichkeit verboten, von der Religion verdammt, vom Gesez bestraft wird!

Um diese Wahrheit im öffentlichen Leben und um seinen Einklang mit sich selbst lässt sich jenes Alterthum nur beneiden, mit jenem unschädlichen, edlen Neid, der ein Bruder oder ein Kind der Bewunderung und nicht der Selbstsucht ist, und obschon hoffnungslos doch das Gemüth erhebt und veredelt.

Aber hundert anderes ist uns ein Vorbild zur wirklichen Nachahmung, ohne dass die geänderten Verhältnisse der Nachahmung entgegen treten. Galten die Alterthumsstudien vor vier Jahrhunderten als Mittel gegen die Barbarei, so dienen sie jetzt als das einzige Gegengift gegen die Verbildung, die zum Ueberdruss an der wahren Bildung führt, und auf diesem Weg mit der Rückkehr zur Rohheit als zu einem Naturzustand droht. Wollten unsere Knaben zurückkehren zu dem schönen und naturwüchsigen Jugendleben der griechischen Knaben, zu ihren Spielen und Erholungen, die fern von Altklugheit und Weichlichkeit und Rohheit, nur der Musik und der Gymnastik verwandt waren! Dass fromme Knaben Steine und Siegel sammelten, Käfer und Schmetterlinge fingen und spiessten, dass die kräftigere, lebhaftere, unbändigere Jugend ihre Kraft darin zeigte, verstohlen oder öffentlich die Erholungen und Genüsse der Erwachsenen vorweg zu kosten, im Wirthshaus, am Zechtisch, beim Glücksspiel, davon weiss die Geschichte nichts zu erzählen. Eine solche Umkehrung der Natur kam weder den Kindern noch den Eltern in den Sinn. Jedes Alter wollte sein und schemen, was es war, und fühlte sich wohl dabei.

Und wenn wir Männer von den Alten lernen wollten! wenn auch nicht Sittlichkeit und Tugenden, wenn auch nicht Vaterlandsliebe und Schönheitssinn, doch wenigstens irdische Klugheit und die Kunst der Glückseligkeit, um unser vielfach verkümmertes Leben zu schmücken, zu erheitern, vom Philisterthume zu befreien, durch die Rückkehr zur Wahrheit und Einfalt und Natur. Denn kein Weg zur Natur ist unersteigbar und verschlossen, nur verwachsen ist mancher durch Unkraut und Dornen, die der thatkräftigen Erkenntniss weichen. Verliert ihr gar das Vorbild aus dem Auge, so erstirbt mit diesem Andenken auch der Glaube an die Möglichkeit eines natürlicheren Daseins und die Sehnsucht nach der Rückkehr zu einem solchen Leben.

Selbst die Staatskunst, was könnte sie dem Alterthum ablernen, nachthun und dann

Digitized by Google

zu danken haben! Die macedonische Kunst der Schlauheit und der Hinterlist, die an die Stelle von Athens ehrlich eingestandenen und kräftig verfolgten Herrschgelüsten trat, und die sich jezt gern allein Staatskunst nennt — sie ist bis ins staunenswerthe fortgebildet; aber verloren, aufgegeben, niedergedrückt ist jener Geist, der die alten Staatslenker durchdrang und sie in dem Staat, in der Monarchie wie in der Republik, einen lebendigen Organismus, bedingt durch die Lebensfähigkeit seiner Glieder, sehen liess, nicht eine künstliche Maschine, die Ein kräftiger Arm mit geschickten Helfern in Bewegung erhalten könne. Wollte unsere Staatsweisheit zu dieser Ansicht und Kunst zurückkehren und der Allmacht ihrer Verwaltung misstrauen, und auf die Macht der Gesinnung bauen — das wäre ein Rückschritt, der uns vorwärts brächte.

Scheint es doch, als liege mir aller Segen der Alterthumskunde in ihrem streng geschichtlichen Theil, weil ich von dem alten Sprachstudium schweige. Das sei ferne! Was ich hier sprach, sollte nur an den Gewinn erinnern, nicht den unsere Geistesbildung, sondern den unser Leben aus ihr ziehen kann. Zur Wahrung meines philologischen Glaubens möchte ich einen bekannten Ruf umgestaltet auf unsere Sache übertragen: Ja, alles für den Geist des Alterthums, aber alles durch die Sprachen desselben Alterthums.

So dürfen wir denn guten Muth behalten, oder falls der oft gehörte Ruf, dass die Philologie sich überlebt habe, irgendwo Eindruck gemacht haben sollte, neuen Muth fassen.

Göthe, fast am Ziel seiner erfahrungsreichen Laufbahn, bekannte sich zu dem Wunsch, dass die klassische Literatur fortan die Grundlage aller höheren Bildung bleiben möge. Das gesammte Deutschland, das diesen grossen Mann ehrt, wird auch dieses Wort als einen Theil seines lezten Willens in Ehren halten.

Aber lassen Sie uns diese Zusammenkunft eben so wie die früheren auch zu ernster Untersuchung benüzen, was wir alle, und besonders wir Schulmänner, was wir denn thun können, um jener Lauheit und Missachtung entgegenzuarbeiten, wenn Lobreden und Vertheidigungen kein Ohr finden, wenn das immer reinere Licht, mit welchem grosse Geister das Alterthum erleuchten, nicht zugleich auch ringsum Wärme verbreitet, wenn aller Ernst und Eifer, mit welchem wir diese Studien der Jugend nahe zu bringen suchen, die erwünschten Früchte nicht trägt.

Diese Untersuchung bleibe den traulichen Besprechungen in enger geschlossenen Kreisen vorbehalten. Statt diesen hier vorzugreifen, wage ich es nur zwei Worte gleichsam in Ihre Mitte zu werfen, Ihrem Urtheil anheimstellend, ob Sie dieselben entweder wie eine unreife Frucht liegen lassen, oder ihnen wie alten oft gesehenen Bekannten freundlich zunicken und dann stillschweigend vorübergehn, oder endlich sie wie einen Fehdehandschuh aufheben wollen, mit dem Vorsaz, weiter darüber zu sprechen, Rechenschaft zu verlangen, auf Widerruf zu dringen, oder freundliche Ausgleichung zu versuchen.

Sollen die alten Sprachen dem Gemüth des Knabenalters wieder näher kommen und Gegenstand seines freien und freisinnigen Interesses werden, so müssen diese Sprachen ihm in den ersten Stadien ihrer Erlernung in Gestalt einer Kunst und nicht einer Wissenschaft entgegentreten. Denn die naturwüchsige Jugend fühlt vor allem Können wie vor jeder Kraft eine angeborne Hochachtung, während sie das blose Wissen wie blosen Reichthum geringschätzt und bei ihres Gleichen als unnatürliche Altklugkeit belächelt oder verlacht. Diesem naturgemässen Gefühl und unaustilgbaren Vorurtheil ist Rechnung zu tragen.

Und sollen die grossen Alten dem Jüngling wieder lieber werden, so müssen wir nach

Digitized by Google

dem Beispiel gebildeter Nachbarvölker den Dilettantismus höher achten lernen. Kein Wort, welches Liebe bedeutet, sollte einen so übeln Nebenbegriff enthalten! Wieviel tiefer würde der klassische Unterricht in das Leben eingreifen, wenn der rastlose Forscher und tiefe Kenner des Alterthums immer zugleich auch sein warmer Liebhaber wäre, selbst auf die Gefahr einer blinden Bewunderung hin! Ich wenigstens glaube an die Möglichkeit, eine solche Vorliebe mit aller Anerkennung der Neuzeit, mit allen Ansprüchen des Nationalgefühls, mit dem ernstesten Christensinn zu vereinigen. Der philologische Schulmann aber bedarf eines warmen Gefühls der Liebe zu den grossen Alten neben dem klaren Bewusstsein von ihrem Werth in doppeltem Maass. Es ist eine Wohlthat für den Unterricht, dass sie neben ihren Schönheiten auch eben so viel Schwierigkeiten enthalten. Aber die Lösung dieser Schwierigkeiten, welche zwar zu reizen, zu fesseln, zu kräftigen, aber nicht zu wärmen vermögen, darf nicht als einziger oder höchster Zweck erscheinen. Da gilts nun, jenen edlen Geist der Gründlichkeit, der in Deutschland heimisch ist, zu unterscheiden von manchem leeren Phantom und von manchem unheimlichen Gespenst, das unter dem gleichen Namen und in ähnlicher Gestalt in dem nämlichen Deutschland umherwandelt, spukt und quält. Ist es einerseits eine geistige Barbarei und Stumpfsinn, das Wissen um sein selbst willen werthlos, und die Gelehrsamkeit, wenn sie keinerlei Frucht bringt als eben die Wahrheit, vornehmen Müssiggang zu nennen, so ist es andererseits sittliche Barbarei und Grausamkeit, der Jugend ein Wissen aufzudringen, das weder geradenwegs noch auf Umwegen zur Geistes- und Gemüthsbildung führt, das den wahrhaft bildenden Elementen der klassischen Studien theils den Weg versperrt und die Zeit raubt, theils von seinem Schulstaub mittheilt und ihrem Reize Abbruch thut.

Zu diesem Zwecke wollen wir alle hier zusammenwirken, meine Herrn, und uns einander Handreichung thun; die Philologen, indem sie die Höhen und die Tiefen des grossen Alterthums aufschliessen, seine weiten Räume wie seine verborgenen Winkel erleuchten; die Orientalisten, indem sie der klassischen Philologie, wo ihr der Faden abreisst und auf ein leztes Woher? die Antwort fehlt, freundlich die Hand bieten, den Weg zu den Quellen der europäischen Menschheit zeigen, und für Räthsel, an deren Lösung der klare Westen verzweifeln muss, aus dem geheimnissvollen Osten den Zauberschlüssel senden; und die Schulmänner, indem sie die Errungenschaften beider dankend in Empfang nehmen, um diese Güter zu zerschlagen, zu vertreiben und als Humanitätsstudien für Geist und Herz des heranwachsenden Geschlechtes fruchtbringend und zinstragend zu machen.

So lassen Sie uns denn unter günstigen Vorzeichen und unter dem Schuz des Gottes, der dem Sophokles und Plato tiefe ahnende Blicke in sein Wesen und seine Geheimnisse gönnte, der dem Gemüth des Cicero und Tacitus Wärme genug gab, um die Menschheit zu lieben die ihnen noch im Namen Rom aufging, unter dem Schuz des Gottes, der nicht immer und überall genannt, aber auch niemals und nirgends vergessen sein will, wenn er dem Werk dauernden Segen geben soll — in Seinem Namen wollen wir unser Werk beginnen!

* * *

Nach dem Schlusse dieser mit gespannter Aufmerksamkeit angehörten Rede wendete sich der Präsident zu der Erledigung einiger auf die Aeusserlichkeiten bezüglichen Geschäfte. Das erste war, die Kenntniss der Persönlichkeiten zu vermitteln, zu welchem Behufe die Liste der bereits eingezeichneten Mitglieder, 142 an der Zahl, verlesen wurde, und jeder

Digitized by Google

Einzelne bei der Nennung seines Namens sich vom Plaze erhob. Unter diesen Namen wurden zwei vermisst, denen noch am Schlusse der Berliner Versammlung der herzliche Wunsch eines fröhlichen Wiedersehens in Erlangen zugerufen war, Hand und Lachmann, deren Andenken der Präsident ehrende Worte widmete. Auch viele norddeutsche Gelehrte und Freunde des Vereines sind durch die gleichzeitige Veranstaltung einer Versammlung des norddeutschen Lehrervereins in Hamburg an der Theinahme verhindert. Aus Oestreich ward aller Besuch vermisst, während doch schon bei der ersten Versammlung in Nürnberg wenigstens ein Wiener die Versammelten begrüsst hatte; das Präsidium hatte nicht verabsäumt, nach Wien und Prag besondere Einladungen ergehen zu lassen, aber amtliche und andere Geschäfte haben die Geladenen abgehalten der Aufforderung zu folgen.

Zur Mittheilung an die Versammlung kam ferner folgendes Anschreiben:

Der

Magistrat der königl. Universitätsstadt Erlangen

bringt

dem hochverehrten Verein deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten bei Seiner heutigen Versammlung in hiesiger Stadt den freundlichsten Gruss des Willkommens durch diese Zuschrift dar.

Möge es Ihnen, verehrteste Männer, in der Mitte einer jeder geistigen Bestrebung längst befreundeten Bevölkerung wohl und gemüthlich gefallen und Ihnen die dargebotene geringe aber herzlich gemeinte Gastfreundschaft genügen.

Als Gesammtausdruck dieser Gesinnung stellen wir eine Festvorstellung im Theater Ihrer gefälligen Theilnahme zu Gebot und überreichen Ihnen beifolgend die erforderlichen Eintrittskarten.

Genehmigen Sie hierbei die Versicherung der innigsten Hochachtung, womit im Namen der Stadt verharren

die beiden Bürgermeister
Dr. **Lammers**. **Weinmann**.

Das Präsidium wurde aufgefordert, für diese zuvorkommende Theilnahme der genannten Corporation den innigsten Dank der Versammlung auszudrücken.

Dasselbe beehrte sich hierauf, die Mitglieder des Vereins auf den folgenden Tag 12 Uhr zu einem ländlichen Gabelfrühstück in den Wels einzuladen. Die Ungunst der Elemente hatte die Ausführung eines anderen Vorhabens, in Forchheim dies ländliche Fest zu veranstalten, vereitelt.

Nachdem hiermit die Geschäfte für die Doppelversammlung der Philologen und der Orientalisten beendigt waren, begaben sich die Letzteren in den gleichfalls von der Universität für sie eingeräumten Saal. Nach einer kurzen Pause schritt der Präsident zur Bildung des Büreau's. Er schlug zu Schriftführern die Herrn Dr. Schmidt, Dr. Cron, Dr. Schiller aus Erlangen und von den Auswärtigen die Herrn Director Eckstein aus Halle und Professor Buchert aus Bamberg vor. Die Versammlung genehmigte diese Vorschläge.

Von Abwesenden sind herzliche Grüsse und werthvolle Geschenke eingegangen. Prof. Dr. K. Fr. Hermann in Göttingen, der leider durch eine schwere Krankheit in seiner

Digitized by Google

Familie verhindert ist, zu der Versammlung zu reisen, welcher er immer die lebhafteste Theilnahme geschenkt hat, übersendet seine neuesten Programme ***de Philone Larissaeo, de Midia Anagyrasio, de potasi paratactica***, und eine deutsche Festrede über die sittliche Weihe des Berufs in einer grössern Anzahl von Exemplaren zur Vertheilung. Director Dr. Wex in Schwerin hat einige Exemplare seines neuesten Schulprogramms, Thucydidea enthaltend, zu gleichem Zwecke eingesendet. Eine besonders erfreuliche Gabe ist von dem Professor Dr. Ed. Eyth in Schönthal eingegangen, eine Uebersetzung des König Oedipus von Sophocles nach den von dem Uebersetzer schon bei Homer angewendeten neuen Grundsätzen der Prosodie. Da dieses Werkchen sowohl dem zu Elberfeld versammelten evangelischen Kirchentage als auch dieser Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner gewidmet ist, sein Ertrag zur Unterstützung der vertriebenen Geistlichen und Lehrer aus Schleswig verwendet werden soll, so fordert der Präsident zu recht zahlreicher Betheiligung bei dem Ankaufe der Schrift auf.

Hierauf wird zur Einsetzung der Commission geschritten, welche über die Wahl des nächsten Versammlungsortes zu berathen und darüber an die Versammlung zu berichten hat. Zu den Mitgliedern derselben gehören nach dem bisher beobachteten Verfahren die drei Präsidenten der diesmaligen Versammlung, die anwesenden Präsidenten der früheren Versammlungen: Thiersch (Nürnberg), Rost (Gotha), Göttling (Jena), Gerlach (Basel) und Boeckh (Berlin); ausserdem werden auf den Vorschlag des Präsidenten Ahrens von Hannover, Eckstein von Halle und Krüger von Braunschweig aufgefordert, der Commission beizutreten, zu der überdies die Orientalisten ein Mitglied aus ihrer Mitte zu wählen haben. Die Zusammenkunft der Commission wird auf den folgenden Tag festgesetzt.

Der Präsident theilt ferner mit, dass sich die Herren von Jan aus Schweinfurt, Bippart aus Jena, Boeckh aus Berlin, Bayer aus Erlangen, Woecher aus Ehingen, Vater aus Kasan zur Haltung von Vorträgen haben bereitwillig finden lassen, und dass auch noch andere der Anwesenden Hoffnung dazu gemacht haben. Es wird bemerkt, dass besonders kürzere Vorträge, welche mehr anregen wollen als belehren, vorzüglich willkommen sein würden.

An die Versammlung ergeht ferner die Bitte, sich bei der Subscription auf ein Werk zu betheiligen, welches der Gymnasiallehrer Dr. Queck in Sondershausen über das Leben seines verehrten Lehrers, des Geheimen Hofraths Hand, herauszugeben beabsichtigt. Ebenso hat der Geheime Hofrath Zell in Heidelberg, dem es die Prorectoratsgeschäfte unmöglich gemacht haben, bei der Versammlung zu erscheinen, mehrere Exemplare der zu Ehren des Geheimraths Creuzer geprägten Denkmünze zum Verkaufe übersendet, was für die Freunde und Verehrer dieses Seniors unserer Wissenschaft gewiss von Interesse sein wird. Der Lehrer an dem Progymnasium zu Osterode, Richard, hat das Präsidium ersucht, auf seine lateinische Grammatik für untere Gymnasialklassen aufmerksam zu machen.

Die wissenschaftlichen Sammlungen der Universität sowie das Lesezimmer des Museums im Harmoniegebäude werden den Mitgliedern der Versammlung zugänglich sein.

Zur Bildung der pädagogischen Section werden diejenigen Mitglieder, welche sich bei derselben zu betheiligen beabsichtigen, aufgefordert, sich um 12 Uhr in dem Gebäude des Gymnasiums, dem dazu passendsten Orte, einzufinden. Der Wunsch des Prof. von Jan, dazu ein näher belegenes Local zu wählen, damit der Besuch sowohl der allgemeinen als

Digitized by Google

jener speciellen Verhandlungeu möglichst erleichtert werde, erledigt sich durch die Mittheilung Ecksteins, „dass die Schulmänner ihre Berathungen niemals gleichzeitig mit der allgemeinen Versammlung gehalten haben, und gewiss auch ferner jede Collision mit derselben vermeiden werden." Der zweite Präsident, Professor Dr. Naegelsbach, bringt den Wunsch der Orientalisten, dass ihnen durch Verlegung der interessanten Vorträge in die Anfangszeit der Sitzungen die Theilnahme an denselben ermöglicht werde, zur Sprache, lässt aber nach Boeckhs Bemerkung, dass gerade diese Bezeichnung, „interessante Vorträge", das Präsidium in eine üble Lage bringen werde, ein weiteres Eingehen auf denselben fallen und bemerkt nur zur Aufklärung, dass die am wenigsten auf specielle Gegenstände eingehenden Vorträge damit gemeint sein sollen. Die von dem Präsidium angeordnete Zeit der allgemeinen Versammlungen (Vormittags 9 Uhr) wird auch für die folgenden Tage beibehalten; eine Feststellung der Tagesordnung für jede derselben ist zunächst noch nicht möglich.

Um 11 Uhr wurde diese erste Sitzung geschlossen.

Digitized by Google

Zweite Sitzung.

Erlangen den 1. October 1851.

Der Vicepräsident, Dr. Naegelsbach, eröffnet die Sitzung um $9^1/_2$ Uhr mit der Bitte, seine Geschäftsleitung mit Nachsicht beurtheilen zu wollen. Derselbe theilt die Tagesordnung mit:

1) Verlesung der seit dem gestrigen Tage neu zugetretenen Mitglieder.

2) Vortrag des Rector Prof. Woeher aus Ehingen über die Aufgabe der Phonologie —, von welchem der Vorsitzende reiche Belehrung und vielfache Anregung erwartet.

3) Bericht des ersten Präsidenten über ein Denkmal für F. A. Wolf.

4) Vortrag des Professor Dr. Bippart aus Jena über Metrik.

5) Lateinischer Vortrag des Dr. Bayer aus Erlangen ***de simulacro quod plerique interpretes dicunt Leucotheae***, der zugleich ein Bekenntniss für die Wichtigkeit und Nothwendigkeit des Lateinschreibens ablegen soll.

Der Vorsitzende verliest die Liste der neuangekommenen Mitglieder, die sich bei der Nennung des Namens von ihren Plätzen erheben. Hierauf wird Rector Wocher eingeladen den angekündigten Vortrag *)

über die Aufgabe der Phonologie

zu halten.

Woeher: Ueber Aufgabe und besondere Anwendung der „Phonologie" möchte der Redende einiges vortragen. Seit vielen Jahren sei ihm durch amtliche Verhältnisse die Möglichkeit benommen gewesen, bei den Philologen-Versammlungen Theil zu nehmen und über diesen eigenthümlichen Theil der Sprachkunde zu reden, der eben auf dem Wege der mündlichen Erklärung und Verständigung freilich schneller die richtige Würdigung finden könnte. Zufällig sei ihm die Einladung nach Erlangen vor ein paar Tagen erst bekannt geworden; so müsse er nun wegen mangelhafter Vorbereitung die Nachsicht der verehrlichen Versammlung um so mehr in Anspruch nehmen. Zudem sei es auch nur einiges Wenige, was in gedrängter Kürze hier sich ausheben lasse.

*) Von dem Redner nachträglich aus der Erinnerung aufgezeichnet und der Redaktion eingesandt.

Vor Allem habe man den sonderbaren Irrungen zu begegnen (wozu freilich bei nur flüchtiger Ansicht der Ausdruck „Phonologie“ Veranlassung biete), als sei darunter weiter nichts als eine Lautlehre oder Theorie von den Lauten und Lautgesetzen zu verstehen! Weit mehr als eine blose Phonetik sei die Phonologie und insofern allerdings die Bezeichnung nicht klar genug; deutlicher wäre der umgewandte Ausdruck: Logophonik, als Wahrnehmung und Theorie der besondern Ordnung und Gesetzmässigkeit, die im Walten des Logos und dessen Verkörperung durch den (mannigfaltig ausgeprägten und abgegliederten) Laut der Sprache sich kund gibt. Was in aller Sprachkunde von grosser Wichtigkeit, sei nicht schon der Laut für sich, sondern eben der Laut in seiner innigen Beziehung zum Geiste, der den Laut bildet und gestaltet und sich gerade auch durch zarte Wahrnehmung der Lautgesetze und inniges Anschmiegen besonders an die Erfordernisse des Bequemlauts eben das so leicht bewegliche und geschmeidige Organ zu schaffen gewusst habe, wie ja auch der Künstler sich immer an die Natur des Stoffes, der mehr oder weniger spröd sein mag, anzuschmiegen habe, um damit selbst den Stoff zu beherrschen und zu gestalten für die Idee.

Wenn nun hiemit eine Kenntnissnahme von den auch unbewusst herrschenden Lautgesetzen gewiss als eine entschiedene Forderung der Sprachkunde sich ergeben werde, so sei es im Voraus ein Grundirrthum, der noch immer seltsam und vielfältig einer richtigen Auffassung hinderlich werde, als hätten die Lautgesetze nur Beziehung auf den Wohllaut für das Ohr, während doch das Mundsprachgefühl und die eigenthümliche Einrichtung des Sprachorgans vor Allem den Ausschlag geben müsse. Was man gewöhnlich und, wenn nur der Wohllaut für das Ohr maassgebend wäre, nicht sehr konsequent anerkenne, sei allenfalls einiger Bequemlaut in der Wortbildung, in dem unmittelbaren Zusammentreffen von Vokalen und Konsonanten. In der Regel aber fasse man die einzelnen Sprachlaute, wie auch in der physiologischen Beobachtung, nur einzeln, nicht auch die lebendige organische Wechselbeziehung aller Laute und Silben eines Wortes zur natürlichen Einheit, wo Alles lebendig ineinander greife; noch weniger die lebendige Wechselbeziehung der zur Einheit eines Satzes oder Satztheiles verwachsenden Wörter und die daraus hervorgegangene organische, Alles assimilirende Eigenthümlichkeit der verschiedenen Idiome hinsichtlich der Wortbildung u. s. w. Was man von Lautgesetzen anerkenne, finde also nicht die gehörige volle und durchgreifende Anwendung. Und doch sei das lautliche Element, aus welchem die Sprache erwachsen muss, von so wichtigem Belang, dass es nicht blos auf alle Art und Besonderheit der Aussprache, der Wortbildung und Flexion, sondern auch im Bereich des Satzbaus vielfältig wesentlichen Einfluss übt.

Gut werde es daher sein, über die besondern Lautgesetze für das Mundsprachgefühl sich klar zu machen. Nicht genug sei es, den Grundsatz festzuhalten, dass jeder einzelne Laut, Vokal oder Konsonant, und jede Nüançe der Aussprache, immer auf einer besondern Art von Mundstellung beruhe. Sehr zu beachten seien auch die anderen Lautgesetze; einmal das Gesetz, wornach das verschiedene Maass von Dehnung oder Kürze im Aussprechen wesentlich auf die Art des Bequemlauts wirkt (blos Länge oder Kürze der Silben anzunehmen, da sie doch so viele Stufen haben könne, sei ohnedem ganz ungenügend); sodann das weitere besonders wichtige Gesetz, dass je nach der Natur der in nähere Umgebung zusammentretenden Laute, je nach dem was vorangeht oder folgt, eine verschiedene organische Gegenwirkung oder Attraktion sich ergibt und den Bequemlaut wie den Wohllaut

Digitized by Google

modificirt. Wenn z. B. in einem mehrsilbigen Wort eine Silbe ihren Laut ändere, so greife das organisch in das Ganze der Silben ein: Trapezunt-***Trebisonda***; ***recurro-ricorro***; hebr. Perf. im Piel oder Hiph.: ***sigg'ráni***, ***hisgiráni***, im Imp. ***sagg'réni***, ***hasgireni***, ebenso gefällig und bequem wie z. B. ***h'rimáni-h'riméni*** (הֲרִימַנִי ־ הֲרִימֵנִי); die Endungen wirken zurück auf den Inlaut, und umgekehrt; ähnlich die Vorsilben. Schon bei geringem Unterschied im Konsonantenbestand könne dasselbe Lautgesetz doch abweichende Vokale ergeben; z. B. von ***redigere***, ***reficere***, bei ähnlichem Perf. doch ungleiches Supinum: ***red actum***, ***ref ectum***. Es greife aber die lebendige Attraktion unwillkürlich assimilirend auch über die einzelnen Wörter hinaus; die grammatische Kongruenz z. B. vom Adj., Pron. und Subst. lasse in der homogenen wohlfügsamen Lautgestaltung der beweglichen, abhängigen Sprachbestandtheile den natürlichen Zug des Wohl- und Bequemlauts wahrnehmen; nicht ohne Störung könnte man Theile abweichender Mundarten zusammenfügen, wenn man willkürlich den Versuch machen wollte. So z. B. in dem Satze: ***tout le monde me dit;*** ital. ***tutto il mondo mi dice***; span. ***todo el mundo me dice***, wenn man in wiederholtem zusammenhängendem Aussprechen des Zusammengehörigen das Sprachgefühl befragt, ob hier etwa ***mi*** mit ***me***, ob ***il*** mit ***el*** ohne alle Störung der bequemsten und fliessendsten Aussprache zu vertauschen wäre; ob unmittelbar nach ***tutto il*** nicht auch ***mondo*** fügsamer als ***mundo*** erscheint u. s. w.? Beachtenswerth, dass man auch ohne Kenntniss des Italienischen blos nach einiger Uebung des Mundsprachgefühls bald z. B. finden kann, dass ***mi*** vor ***lo*** besser ***me*** lautet: ***essi me lo dicono***, und so vieles Andre, auch im Gebiet der alten Sprachen! So bei der Wahl des Artikels z. B. ***ἡ νόσος***, wo die Flexion mit dem Masc. nicht so fügen mag; ähnlich in der ungekünstelten Assimilation der Eigennamen, z. B. ***ὁ Μόμμιος***, ***ὁ Πόπλιος***, ***hic Mummius***, ***hic Publius***.

Diess die wichtigsten Lautgesetze für das Mundsprachgefühl, woneben — nur weit unsicherer für die konkrete Anwendung — auch die des Wohllauts für das Ohr sich geltend machen werden. Die thatsächliche, feine Wahrnehmung aber des an solche Lautgesetze gebundenen Sprachgefühls, die — wenn auch unbewusste — Handhabung derselben in der Wahl und in der Zusammenordnung der Laute und Wörter und im Ausbau der Sprache müssen wir immer als Sache des sinnig schaffenden Geistes (nicht als Werk einer blinden Naturkraft) erkennen, wobei auch das freie Spiel der Phantasie, nationale und gemüthliche Einflüsse, Klima und Sitte ihre Rechte haben mochten. — Viel wäre zu sagen von der geschichtlichen Entwicklung der Sprachen, und die oft viele Jahrhunderte umfassende Umgestaltung der Wörter, wo sich Geist und Laut nicht minder innig durchdringen und, wenn wir auf das Walten der Lautgesetze achten, überall interessante Aufschlüsse sich ergeben, die nothwendige Ergänzung der rationellen historischen Sprachkunde.

Wenn wir nun das festhalten und weiter verfolgen, wie im lautlichen eben das geistige oder logische Element der Sprache walten muss, so lasse sich im Ausbau der Sprachen eine sinnige und geschickte logische Technik hinsichtlich der Verwendung der Lautformen bemerken, eine gewisse Symbolik der Sprache, wornach für bedeutsame Intension des Gedankens gern etwas vollere und breitere Lautgebilde geschaffen wurden, und z. B. für das Präteritum zum Unterschied vom näher liegenden, einfachen Präsens, ebenso wie z. B. für den Ausdruck des bedeutsamern und gewichtigern Konjunktivs im Unterschied vom Indikativ (der immerhin das Näherliegende ist) auch im Lautgepräg einige Auszeichnung und Hervorhebung angemessen sich ergab; ähnlich in den Numerus- und Kasus-Verhältnissen; —

z. B. *convĕnit*, davon das Perf. *convēnit*, der Konj. *conveniat*; vgl. ich will, ich wollte, ich wolle. Bei manchen Wortstämmen hat die Reduplikation zur vollern Ausprägung gedient. Phonetische Wahrnehmungen geben vorherrschend das Ergebniss, dass durch Verkürzung aus *e* oder *a* oft der *i*-Laut entsteht, und umgekehrt bei grösserer Dehnung eher als *i* ein *e*- oder *a*-Laut bequem fügen mag, wie andererseits, wenn man *o* und *u* vergleicht, bei mehr Dehnung auch der o-Laut eher als u fügen mag, und in beschleunigter Aussprache eher das *u* nahe liegt. Darauf beruhe denn auch die technische Wahl der Vokale, z. B. in *ago* — *transigo* — *transegi*; *emo* — *eximo* — *exēmi* etc.; auch *volgus*, *volt* erscheinen dann als alterthümliche gedehntere Wortformen, ähnlich dem alterthümlichen Dat. und Abl. *navebos* oder *navebous* (statt *navibus*). Bei dem alterthümlichen Perf. *kecurri* von *curro* ist es ebenso leicht nachzufühlen, dass bei ziemlich gedehnter Aussprache sich gar wohl fügsam das *e* in der Vorsilbe ergibt, unwillkürlich aber *u* daraus wird (*cucurri*, *cucurri*), je rascher man es ausspricht; ein Beweis, dass es nicht aus *curcurri* erwuchs. Und so lasse sich durch alle Eigenthümlichkeit der Wortbildung und Flexion, namentlich auch in den klassischen Sprachen, die ungezwungenste Natürlichkeit, das behaglichste Walten der Lautgesetze, aber auch in der feinen Wahrnehmung derselben eine sinnige Wahl und Vertheilung der Laute für das logische Bedürfniss wahrnehmen.

Nach allem Gesagten werde schon erhellen, dass die blos phonetische Auffassung, die bei vielen Spracherscheinungen wohl auch schon ihren Werth hat, doch sehr verschieden ist von der auch das logische Moment beiziehenden phonologischen oder logophonischen Methode, die, nichts weniger als mühsam, als ein belebendes Element rationelle und historische Sprachstudien leicht und spielend begleiten und ergänzen kann, und überall die mannigfaltigste Anwendung finden mag. Da wäre z. B. die Frage nach dem grammatischen Genus der Hauptwörter und dessen naturwüchsige, phonologische Begründung gewiss von Interesse; ebenso die auf ähnlichem Grund beruhende Art und Anzahl von Konjugation und Deklination; wie auch die grammatische Kongruenz, von der schon die Rede war; sodann die Erwägung der Verschiedenheit des Sprachbaus in Hinsicht auf Kasus und Personalflexion, Tempora, Modi, und Rückwirkung auf das Syntaktische, namentlich auf die so tief eingreifende Ordnung der Wortfolge, u. A.; weiterhin die namentlich in den älteren Sprachen auffallende Unsicherheit und Mannigfaltigkeit im Wechsel der Wortformen und der Konstruktion ohne wesentlichen Unterschied der Bedeutung (z. B. ob im Lat. *dies* als Masc. oder Fem. gebraucht werde, ob *similis* den Dat. oder Genitiv regiere, *similis Dei* oder *Deo*, wie es eben der Deutlichkeit der Rede, oder — wo es diese Rücksicht nicht erfordert, dem Bequemlaut und Wohllaut zusagt.) Bei Allem aber, was in der Sprachvergleichung in Hinsicht auf Verschiedenheit der Wortformen, Aussprache und Betonung und Anderes zu betrachten ist, müsse gewiss die phonologische Methode die nächste und eingreifendste Anwendung finden; was unter Anderm besonders in Hinsicht der englischen Aussprache der Fall sei.

Nach diesen zerstreuten und flüchtigen Andeutungen über die Aufgabe und besondere Anwendung der Phonologie, wo es freilich unmöglich gewesen, die volle eingreifende Bedeutung und tiefere Begründung der einzelnen Punkte gehörig anschaulich zu machen, müsse nothwendig Beziehung genommen werden auf die verschiedenen phonologischen Schriften, in welchen der Redner die Principien der Phonologie vielseitig beleuchtet und durch mannigfaltige Anwendung auf alte und neue Sprachen zu begründen versucht habe. Möge man

Digitized by Google

über Einzelnes auch verschiedener Ansicht sein: das könne doch dem Wesen der Sache, der guten objektiven Begründung einer solchen linguistischen Disciplin nicht Eintrag thun.

Der Vorsitzende glaubt als das Eigenthümliche in der Ausführung des Redners hervorheben zu können, dass der Laut sich nicht nur als Laut gegenseitig mit Nothwendigkeit fordert, sondern auch auf die grammatische Struktur einwirkt, und knüpft, nach einer Zwischenerläuterung Woehers, die Bemerkung daran: Er habe oft an angehende Philologen die Frage gerichtet, woher es komme, dass die Sprache der unmittelbarste Ausdruck des Gedankens ist, den Geist am unmittelbarsten repräsentirt. Die Sprache ist der unmittelbarste Ausdruck des Gedankens desswegen, weil in diesem Verhältniss ein Minimum von Materie nöthig ist, um den Geist zu verleiblichen. Für die praktische Anwendung ergebe sich hieraus der Gewinn, dass dadurch die Achtung vor der geistigen Bedeutung der Sprache erhöht werde.

Auf die Aufforderung des Präsidenten, in eine Debatte über den angeregten Gegenstand einzugehen, erhebt sich Hofrath Thiersch, um an das Gehörte einige Bemerkungen*) anzuknüpfen über einen Gegenstand, der der Versammlung so nahe liege, und der doch so controvers sei. Um diese Controverse zu entscheiden, müsse eine weitere Frage aufgeworfen werden über die Laute selbst und ihre Scala. Man halte in der Regel die Scala der Sprachlaute zwischen U und I, dem tiefsten und höchsten derselben, für beschränkt im Verhältniss zur musikalischen Scala. Dies sei aber nur scheinbar, weil viele Völker nur nicht gewohnt seien, die feineren Unterschiede, welche hier möglich sind, wahrzunehmen und zu trennen. Er habe in Paris Gelegenheit gehabt, mit einem Deutschen bekannt zu werden, der in Bezug auf Charakter, Geist und Einwirkung auf seine Umgebung ausgezeichnet war, dem Grafen Schlabrendorf, der sich die Grabschrift wählte: ***Civis civitatem quaerens obiit octogenarius.*** Dieser habe seine lange und tiefe Zurückgezogenheit unter andern auch zu besondern Studien über die Incunabeln der Sprachbildung verwendet und namentlich nachzuweisen versucht, dass die Scala der Sprachlaute eine noch reichere sei als die musikalische; aber, wie bei dieser, wenigstens in der neuern Tonkunst, ausser den ganzen Tönen gemeiniglich nur die halben Töne unterschieden würden, während die Alten bei feiner entwickeltem Gehör auch die Drittel- und Vierteltöne zu unterscheiden vermochten, so verhalte es sich auch mit den Lauten der Vocale; er habe z. B. zu beweisen versucht, dass das I einen zehnfachen Unterschied der Aussprache zulasse. Die Sprachmelodie, bemerkt der Redner, sei also mindestens eben so reich als die musikalische. Auch unsere Sprachen unterschieden die halben und dunkeln Laute des A und E, selbst des I, bei den Griechen aber sei diese Unterscheidung namentlich der I-Laute eine viel mannigfaltigere gewesen. Auch die gegenwärtigen Griechen, selbst gemeinere Leute, entwickelten z. B. in der Aussprache des I-Lautes eine grosse Feinheit der Unterscheidung. Was also in dem Alphabete durch *ι*, *η*, *ει* und *οι* bezeichnet würde, das seien zum Theil nur verschiedene Modificationen desselben Lautes von seinem hellsten Tone bis zu dem dunkeln, der sich bei dem vor einem *ρ* stehenden *η* z. B. in *Θήρ*, *Θηρίον* ganz dem E-Laute nähere.

*) Die nachstehende Fassung ging aus der Aufzeichnung der Sekretäre hervor, welche von dem verehrten Redner mit freundlicher Bereitwilligkeit durchgesehen und verbessert wurde.

Digitized by Google

Eben so würde σχοῖνος und σχῖνος in der gegenwärtigen Sprache des griechischen Volkes sogar von Bauern wohl unterschieden, und in seinem, des Sprechers eigenen, Namen hätten die Griechen der Schreibung Θήρσιος, die ihnen Thersios lautete, die andere Θείρσιος vorgezogen, um in ει das gedehnte i zu gewinnen, das im Deutschen ir sich in etwas dem e zuwendet. Es bestätige sich dadurch die Meldung alter Autoren z. B. des Dionysius aus Halicarnass über die durch jene verschiedenen Bezeichnungen (ι, η, οι, ει) ausgedrückte Scala des I-Lautes, zum Beweis, dass hier eben so wie im Aussprechen der Consonanten, namentlich in der feinen Scheidung des T-Lautes, in Betonung und Enklisis der Worte die Griechen der Weise ihrer Vorfahren im Wesentlichen treu geblieben seien. Der Redner unterliess, um jetzt nicht zu viel Zeit in Anspruch zu nehmen, weitere Bemerkungen über die Vereinigung des Rhythmus mit dem Metrischen bei dem Vortrage poetischer Reden, und erinnerte nur noch, dass es endlich Zeit sei, nicht nur von dem Plateiasmos in der Aussprache der griechischen Vocale, sondern auch von der barbarischen Scandirung der Verse mit Aufopferung des Rhythmus und Accents abzulassen und durch Gewöhnung in der Schule der alten classischen Weise der Griechen und Lateiner sich wieder zu nähern, damit nicht ferner dem Rhythmus und der Betonung der Worte zum Behuf des Versmaasses Gewalt geschehe, die schöne und edle Harmonie des Griechischen wie des Lateinischen zerstört und dem Kundigen durch das Radbrechen der alten Sprachen ein Aergerniss gegeben werde.

Hierauf erstattete der erste Präsident den Bericht über das Denkmal F. A. Wolfs. Schon im Jahre 1838 seien Stimmen laut geworden, dass der Name Wolf eines Denkmals würdig sei, und es sei damals beschlossen worden, dass die Philologen-Versammlung „sich zur Subscription für eine in Halle aufzustellende Statue des grossen Mannes vereinige". In Berlin habe 1850 Director Wex darauf aufmerksam gemacht, welche Unehre für Deutschland und für die Philologen es sei, wenn man in Marseille nicht nur kein Denkmal des grossen Mannes finde, sondern nicht einmal seine Grabstätte nachweisen könne. Darauf habe man beschlossen, Nachsuchungen in Marseille zu veranlassen. Diese Recherchen hätten Anfangs kein günstiges Resultat gehabt und es sei bereits an der Auffindung der Grabstätte verzweifelt worden. Den eifrigen Nachforschungen der Töchter Wolfs, die in diesem Jahre persönlich in Marseille anwesend gewesen, sei es endlich gelungen, zu ermitteln, dass eines von drei dicht neben einander liegenden Gräbern die Gebeine ihres Vaters enthalten müsse. Diese Grabstellen abzulassen, seien die Behörden in Marseille bereit, und wenn die Höhe der dafür geforderten Summe (170 Rthlr.) einiges Bedenken erregen könne, so werde auch dies dadurch gehoben, dass nach einer Mittheilung des Prof. Rudolf v. Raumer die verwittwete Frau Dr. Körte in Halberstadt, Wolfs Tochter, sich bereit erklärt habe, die Stätte zu kaufen und dieselbe den Philologen zur Disposition zu stellen. Auch Anderes komme der Ausführung des Plans fördernd entgegen. Nach einer Nachricht von derselben Seite befinde sich in dem Besitze des Dr. Oelsner in Breslau eine trefflich gelungene Büste Wolfs, so dass nur eine technische Nachbildung derselben erforderlich sei, nicht die Herstellung eines neuen Kunstwerks. Unter diesen Umständen habe er eine Liste zur Subscription für ein solches Denkmal auf dem Büreau niedergelegt und fordere zur Unterzeichnung, beziehungsweise zu sofortiger Zahlung von Beiträgen auf.

Digitized by Google

Auf die Anfrage des Vorsitzenden, ob bereits ein Comité für diese Angelegenheit bestehe, nimmt Geheimerath Boeckh das Wort. In Berlin sei diese Angelegenheit gar nicht weiter erwogen worden; man habe sich begnügt, auf die Ermittelung der Grabstätte hinzuwirken. Seiner Ansicht nach sei es erforderlich, ein Comité zu ernennen und diesem zur Erwägung zu geben, ob es nicht zweckmässiger sei, in Deutschland Wolf irgend ein Denkmal zu errichten. Wo einer gestorben sei, darauf könne es nicht ankommen; hier haben wir nicht einmal sicher das richtige Grab und noch weniger irgend eine Garantie für den Bestand eines auf demselben errichteten Denkmals. Wolf gebühre ein Denkmal an dem Sitze seiner vorzüglichsten Wirksamkeit, in Halle. Im Alterthum hätte man entweder die Gebeine oder Asche heimgebracht oder ein Kenotaphion errichtet; so solle man auch Wolf im deutschen Vaterlande ehren, obschon seine Gebeine in fremder Erde ruhen. Er beantrage die Ernennung eines Comité's. Professor von Jan macht hiezu einen Nebenvorschlag. Er habe selbst erfahren, als er vor zwanzig Jahren in Marseille gewesen, wie betrübend es sei, dort Wolf's Grabstätte nicht finden zu können; man möge also in Deutschland ein Denkmal errichten und das Grab selbst in Marseille mit einer Gedenktafel bezeichnen.

Der Vorsitzende fasst die Erörterung zusammen. Dass man das Andenken Wolf's erhalten und ehren wolle, darüber sei wohl kein Zweifel. Das Comité werde am besten seinen Sitz in Berlin oder in Halle nehmen oder aus Mitgliedern in beiden Städten gebildet werden. Daher richte er die Frage an die Versammlung:

„Soll von Seite des Präsidiums dafür Sorge getragen werden, dass zur weiteren Be-„rathung über das Wolf'sche Denkmal ein Comité zusammentrete, welches das Er-„gebniss der nächsten Versammlung vorlege?"

Sämmtliche Anwesende geben durch Erheben von ihren Plätzen ihre Zustimmung zu erkennen.

Hierauf berief der Vorsitzende den Professor Dr. Bippart auf die Rednerbühne, welcher folgenden Vortrag las:

Hochzuverehrende Versammlung!

Unter allen Disciplinen unserer Wissenschaft giebt es wol keine, in welcher die Meinungen soweit auseinandergehen, und in Theorie wie Praxis eine so grosse Verschiedenheit herrscht, als in der Metrik. Denn wenn auch die unvergleichlichen Arbeiten eines Böckh allwärts Bahn gebrochen, und nach der offenen Erklärung des unsterblichen Hermann, dass er die Zurückführung des Verhältnisses von Arsis und Thesis auf die Kategorie der Causalität nur bildlich gemeint und den Begriff der Wechselwirkung habe ausdrücken wollen, — der bekannte Principienstreit erledigt sein dürfte, so findet doch in der Hauptsache, in der thatsächlichen Beurtheilung des antiken Rhythmus überhaupt, und in der Reproducirung der lyrischen Versmasse insbesondere noch eine Unsicherheit statt und eine so bunte Mannigfaltigkeit, wie sie kaum grösser und unerquicklicher gedacht werden kann. Versucht man hier durch Sonderung und Gruppirung zu einer allgemeinen Uebersicht zu gelangen, so treten zunächst zwei Parteien auseinander, von denen die eine annimmt, dass in den antiken Versmassen die Intervalle von Ictus zu Ictus gleichzeitig sind und

Digitized by Google

somit ein tactmässiges Fortschreiten das Gesetz der rhythmischen Bewegung bestimmt; die andere Partei hingegen erklärt die antiken Rhythmen für tactlos und verwirft jede Analogie, die zwischen Tact und Metrum gezogen werden könnte. Ferner macht sich unter den Anhängern der erstern Partei wieder ein dreifaches Auseinandergehen der Ansicht bemerkbar, indem die Einen die Lehre von der doppelten Mensur an die Spitze stellen und jede tactmässige Construction darauf basiren, die Anderen jene Lehre von der doppelten Mensur entschieden verwerfen und die antiken Versmasse für Formen halten, die dem rhythmischen Satz in unsrer Musik vollkommen homogen sind. Neuerdings ist endlich drittens noch die Meinung ausgesprochen worden, dass in den antiken Rhythmen viel Tact herrsche, dass aber zwischen diesem antiken Tact und dem in der modernen Musik eine zu grosse Kluft liege, als dass eine Parallelisirung derselben möglich und erspriesslich sei.

Die Zeit, welche ich für meinen Vortrag in Anspruch nehmen darf, gestattet weder eine genauere Charakteristik, noch eine critische Beleuchtung dieser verschiedenen Richtungen. Ich begnüge mich, die Ansicht, welche ich über das Wesen des antiken Rhythmus und die Bedeutung der lyrischen Versmasse durch mehrjähriges Studium der griechischen Lyriker und Tragiker, nach mancherlei Versuchen die schwierigeren Metra im Deutschen nachzuahmen, unter Leitung der alten und neueren Metriker gewonnen habe, so kurz als möglich vorzutragen und durch Analyse und Reproducirung einiger Pindarischen Strophen practisch zu bewähren.

Es bedarf kaum der Erklärung, dass nicht die Absicht, zu belehren, mich bewogen, vor dieser glänzenden Versammlung, welche die Notabilitäten der Philologie in sich vereint, als Redner aufzutreten. Nur zur Sprache bringen wollte ich einen Gegenstand, der vorzüglich geeignet schien, durch mündlichen Austausch der Gedanken die verschiedenartigsten Richtungen zu vermitteln, und eine Einheit zu ermöglichen, die in wissenschaftlicher wie pädagogischer Beziehung von der grössten Wichtigkeit wäre.

Keineswegs sind mir die Schwierigkeiten entgangen, welche sich meinem Vorhaben entgegensetzen, einen so complicirten und dem Missverständniss so sehr ausgesetzten Stoff in die engen Grenzen eines kurzen Vortrages zu bannen, und nur die Hoffnung, bei einem Kreise der sachkundigsten Männer gerade um so leichter eine nachsichtige Beurtheilung zu finden, konnte mich ermuthigen, auf dieser Rednerbühne aufzutreten, und den Umständen gemäss das genannte Thema in mehr rhapsodischer, als wissenschaftlich abgerundeter Darstellung der Aufmerksamkeit der h. Versammlung zu empfehlen.

Bei solcher Bewandtniss scheint es vor allem in der Ordnung, dem Vortrage selbst meine Hauptansichten in Form kurzer Thesen voranzustellen. So beginne ich denn mit der Erklärung:

1) Was die Griechen Rhythmus nannten, ist seinem Wesen nach nichts anderes, als was wir Tact heissen.

2) Die griechischen Gesänge wurden tactmässig vorgetragen.

3) Die metrischen Formen der griechischen Lyrik sind ganz analog dem rhythmischen Satz unsrer Musik.

4) Wir können die wahre Gestalt und Bedeutung der Rhythmen griechischer Lyrik nur noch annähernd wieder erkennen, und müssen uns bei der Reconstruction derselben unsrer Noten bedienen, um das rhythmische Schema genau zu bestimmen, welches heut zu Tage die Richtschnur für die Recitation lyrischer Verse und Strophen abgeben soll.

Digitized by Google

Die Basis aller dieser Behauptungen bildet der an erster Stelle ausgesprochene Satz, und ihn zu beweisen, erlaube ich mir die Aufmerksamkeit der h. Versammlung am ersten und längsten in Anspruch zu nehmen.

Zu den bewunderungswürdigsten Erscheinungen des griechischen Wesens gehört die schöne Harmonie von Können und Wissen, und die naturgemässe Einheit in der Ausbildung und Darstellung der verwandten Künste. So geschah es unter andern, dass Poesie, Musik und schöne Tanzkunst unzertrennlich wie die drei Grazien selbst von demselben Künstler gepflegt und zu gemeinsamer Erscheinung gebracht wurden; so geschah es auch, dass diese Künste in ebenso unzertrennlicher Verbindung zum Gegenstand wissenschaftlicher Forschung gemacht wurden. Wie man diese Künste unter dem Namen der „musischen" zusammenfasste, so war „Musik" die allgemeine Bezeichnung, wenn es ihrer wissenschaftlichen Betrachtung galt. Die Rhythmik nun bildete einen Haupttheil der theoretischen Musik, und die Metrik war nichts als angewandte Rhythmik. Leider ist mit dem Klang der griechischen Gesänge auch die grosse Anzahl theoretischer Schriften über Wesen und Darstellung der „musischen Künste" unwiederbringlich verschollen und verloren, und nur aus der Zeit, wo griechisches Leben und griechische Kunst dem allgemeinen Schicksal des Verblühens und Absterbens bereits zu erliegen begann, oder schon verfallen war, sind uns die hieher gehörigen Ansichten der Alten theils durch gelegentliche Aeusserungen der verschiedenartigsten Schriftsteller, theils durch selbständige Abhandlungen erhalten worden. Unter lezteren Werken stellt sich jedoch ein sehr auffallender Unterschied dar, indem einige noch im lebendigen Verkehr mit wirklichen Kunstleistungen verfasst sind, andere hingegen einer spätern Zeit angehören, und von Verfassern herrühren, denen die Unmittelbarkeit des Erlebnisses gänzlich abging, und welche die Versmasse der Dichter mehr mit dem Auge als dem Ohre massen; daher auch die Metrik losgetrennt von den Disciplinen, mit denen sie naturgemäss verwachsen war, behandelten. Fragen wir nun: was besagt die Tradition, was lehren die Alten selbst über Rhythmus und Versbau? — so müssen wir natürlich so viel als möglich aus reiner, ursprünglicher Quelle schöpfen, und nicht aus den verfehlten Abstractionen und aus halbverstandenen Angaben der späteren Grammatiker die Antwort zusammensetzen. Von dem grössten Werthe aber sind uns hierbei die Schriften des Aristoxenus, eines geistvollen Schülers des Aristoteles, von denen die eine die Harmonik als den ersten, die andere die Rhythmik als den zweiten Theil der theoretischen Musik behandelte. Zwar ist uns letztere nicht vollständig erhalten, aber doch so weit, dass wir aus ihr mit Hülfe der Ergänzungen seiner späteren Nachfolger, namentlich des Aristides Quintilianus, eine vollständige Kenntniss seiner Rhythmik und Metrik gewinnen können.

In der glücklichen Lage, den Beweis meiner Ansichten fast ganz mit den Worten des Aristoxenus selbst führen zu können, erlaube ich mir, ehe ich dazu schreite, mit wenigen Worten daran zu erinnern, dass das Wort ῥυθμός seiner Abstammung von ῥέω gemäss zunächst auf die Bedeutung von Lauf, Fluss hinführt, und die Beobachtung des wirklichen Sprachgebrauches lehrt, dass es den Begriff einer gleichmässigen, in sich zurückkehrenden Bewegung ausdrückte; denn Archilochus, — wol der älteste Schriftsteller, bei dem es sich findet, braucht es in der Bedeutung von dem stets sich wiederholenden Gang des Naturlebens, dem Kreislauf der irdischen Dinge. Darauf wurde es technischer Ausdruck für den wichtigsten Begriff in den Künsten der Bewegung und bezeichnete nach der Definition Platon's: „die Ordnung in der Bewegung — τῇ δὲ τῆς κινήσεως τάξει ῥυθμὸς

ὄνομα εἴη Gesetze II, 665. — Damit stimmen die Erklärungen der späteren Theoretiker überein: Ordnung, Regelmässigkeit der Bewegung, gleichmässige Aufeinanderfolge von Zeittheilen ist nach allen das Hauptmerkmal. Aus den vielen Definitionen alter Rhythmiker seien nur die des Nicomachus und Aristoxenus erwähnt; nach jenem ist Rhythmus ***χρόνων εὔτακτος σύνθεσις,*** nach diesem: ***χρόνος διῃρημένος ἐφ' ἑκάστῳ τῶν ῥυθμίζεσθαι δυναμένων.*** Diese Definition ergänzt Aristoxenus im **2.** Kapitel seiner Grundzüge der Rhythmik, indem er geltend macht, dass nicht jede Aufeinanderfolge von Zeittheilen Rhythmus sei, sondern nur diejenige Abgliederung der Zeittheile, die eine festbestimmte Ordnung habe (***ὅταν ἡ τῶν χρόνων διαίρεσις τάξιν τινὰ λάβῃ ἀφωρισμένην***). Zugleich erklärt er den Rhythmus für ein dynamisches Princip, das zwar nur an bestimmten Stoffen zur Erscheinung komme, aber von diesen selbst ganz und gar verschieden sei und sich dazu verhalte, wie das Gestaltende zu dem der Gestaltung Fähigen. Die rhythmusfähigen Stoffe bezeichnet er als sinnenfällige Theile theilbarer Stoffe, und so beschaffen, dass sie sich allen möglichen Zeitgrössen und Verbindungsweisen anpassen lassen; es seien ihrer aber drei: der Sprachtext, der musicalische Ton, die körperliche Bewegung (***λέξις, μέλος, κίνησις σωματική*** p. **4. 7.** Feussner). Das Verhältniss des Rhythmus zu denselben spricht er folgendermassen aus: Wie der Körper mehrere Arten von Gestalten annimmt, wenn seine Theile in verschiedene Lagen oder Stellungen gebracht werden, so nimmt auch jeder einzelne von den rhythmusfähigen Stoffen mehrfache Formen an, nicht in Folge eigener, sondern in Folge der Gestaltungskraft des Rhythmus, denn ein und derselbe Sprachtext, setzt man ihn in Zeittheile, die von einander abweichen, nimmt gewisse derartige Abwandlungen an, welche entsprechend sind den Abwandlungen im Wesen des Rhythmus selber.

Wer möchte nicht zugeben, dass alles diess wesentlich die Entwickelung des Begriffes ist, den wir mit dem Worte Tact bezeichnen?

Wer noch zweifelt, der möge die folgenden Kapitel im genannten Buche des Aristoxenus mit den trefflichen Erläuterungen des scharfsinnigen Feussner vergleichen. Wir wollen daraus hier nur folgendes hervorheben: Der Rhythmus, lauten ungefähr die eigenen Worte des Aristoxenus, stellt sich dar in einer Reihe von Füssen, jeder Fuss besteht nothwendig aus **2** Zeiten, die in einem bestimmten Verhältniss der Länge zu einander stehen, und von denen die eine die Arsis, die andere die Thesis heisst; ohne diese Zweigliederung von Momenten der Zeit und Bewegung ist überhaupt kein rhythmischer Fuss möglich, es giebt aber auch Füsse, die aus mehreren solcher Theile bestehen, nämlich aus **3** oder **4**, jedoch nicht darüber; d. h. es giebt Füsse, die je **1** Arsis und **1** Thesis haben, aber auch solche, die **1** Arsis und **2** Thesen, oder **2** Arsen und **1** Thesis oder **2** Arsen und **2** Thesen haben; letzteres ist der Fall bei allen Füssen, die einen bedeutenden Zeitgehalt haben, damit durch Zerlegung eines Fusses in mehrere Theile sein Umfang übersichtlicher werde. Diese Zerfällung des Fusses in **2**, **3**, **4** Theile ist jedoch nichts, als das Schema, welches die verschiedenen Arten des Rhythmus darstellt; die genannten Zahlen geben nur die abstracten Factoren an, aus welchen jede Art des Rhythmus besteht, nicht aber die möglichen Zerfällungen eines concreten rhythmischen Abschnittes; jene heissen ***χρόνοι ῥυθμικοί,*** diese ***χρόνοι κατὰ τὴν τῆς ῥυθμοποιΐας χρῆσιν,*** beide verhalten sich zu einander wie Rhythmik zu Rhythmopöie, wie Theorie zu Praxis. Die Stelle, an welcher das Verhältniss zwischen rhythmischen Zeiten und Zeiten der Rhythmopöie am entschiedensten ausgesprochen wird, lautet in wörtlicher

Uebersetzung: „Und es muss besonders hervorgehoben werden, dass die rhythmischen Zeiten eines jeden Fusses fortwährend gleich bleiben, nicht nur der Anzahl, sondern auch dem Zeitumfang nach, dagegen die von der Rhythmopöie vorgenommenen Zerfällungen einen mannichfachen Wechsel gestatten." *) Zur Ergänzung dienen folgende Worte, die wir in Aristoxenus' Grundzügen der Harmonik **) lesen: „Während das Verhältniss bleibt, nach welchem die Geschlechter des Rhythmus bestimmt sind, verändert sich die Grösse der Füsse vermöge des Tempo, und während die Grösse bleibt, nehmen die Rhythmusformen verschiedene Gestalt an, und ein und dieselbe rhythmische Grösse wird bald durch einen einfachen, bald durch einen doppelten Fuss dargestellt (*καὶ τὸ αὐτὸ μέγεθος πόδα τε δύναται καὶ συζυγίαν*). —

Passt diese Unterscheidung von rhythmischen Zeiten und Zeiten der Rhythmopöie nicht auf den Unterschied zwischen dem abstracten Schema einer bestimmten Tactart und der Mannichfaltigkeit ihrer concreten Erscheinungsform in einem wirklichen musicalischen Satz? gilt nicht jene Lehre von der 2—4fachen Zerfällung eines Fusses ganz ebenso von den Tacten unsrer Musik, und sind es nicht auch hier die grösseren Tactarten, welche in jedem Abschnitte 4 rhythmische Zeiten, nämlich 2 schwere und 2 leichte, haben, während die von geringem Umfang nur je 1 Arsis und 1 Thesis umfassen?

Die Analogie drängt sich jedem auf, der nur einige Tacte eines Volksliedes oder Walzers sich zu vergegenwärtigen weiss; und mit Recht hat daher Feussner Rhythmus sofort übersetzt durch Tact, Fuss durch Tactabschnitt, rhythmische Zeit durch Tacttheil. Und wenn auch die Alten das Wort *ῥυθμός* oft in einem weniger abstracten Sinne gebrauchen, als es Aristoxenus in der Regel thut, und als wie wir es mit dem Worte Tact immer thun, so wird wesentlich dadurch nichts geändert; denn dann verstehen sie darunter ungefähr das, was wir rhythmische Figur nennen, nämlich die bestimmte Darstellung rhythmischer Formen in einem gegebenen rhythmischen Gebilde. Es bedarf kaum der Erinnerung, dass auch so Rhythmus und Tact keine heterogenen Begriffe sind, sondern sich dann verhalten wie der concrete Fall zu der abstracten Regel, oder vielmehr, wie die Variation zum Thema: wie jenes nicht ist ohne dieses, so ist auch der Rhythmus nicht ohne Tact, und es kann wol sein, dass Tact vernommen wird ohne Rhythmus, nie aber Rhythmus ohne Tact. Achten wir z. B. auf irgend eine Instrumentalmusik, so machen wir leicht die Bemerkung, dass nur die Hauptinstrumente sowol Melodie, als Rhythmus vollständig ausführen, manche andere hingegen, wie Bass, Pauke, Trommel in der Regel nur in einfachster Weise den Tact markiren.

Indem ich darauf verzichte, der weiteren Entwickelung des Aristoxenus ins Einzelne zu folgen, erlaube ich mir nur noch die Aufmerksamkeit auf das 7. Kapitel zu lenken, wo die Hauptsache kurz zusammengefasst und eine Eintheilung der Tactabschnitte nach folgenden Unterschieden vorgenommen wird: 1) nach Grösse und Umfang; 2) nach dem Geschlecht; 3) nach der Rationalität und Irrationalität; 4) nach der Zusammensetzung; 5) nach der Theilung (*διαιρέσει*); 6) nach der Tactform (*σχήματι*); 7) nach dem Gegensatz.

Hiezu folgende Bemerkungen: Nach dem Geschlecht findet ein dreifacher Unterschied statt, je nach dem Verhältniss von Arsis und Thesis: diess ist entweder das gleiche von

*) S. 19.

**) p. 33 ed. Meib.

Digitized by Google

1:1, oder das doppelte von 2:1, oder das $1^1/_2$fache, wie $1^1/_2$:1; somit giebt es 3 rhythmische Geschlechter: 1) das gleiche oder dactylische, 2) das doppelte oder iambische; 3) das hemiolische oder päonische. Je nachdem nun die einzelnen Füsse oder Abschnitte dieser Tactgeschlechter die Grundzeit mehr oder weniger Mal enthalten, unterscheiden sich in jedem Geschlechte wieder mehre Arten, die zwar dasselbe Verhältniss zwischen Arsis und Thesis beobachten, aber untereinander verschieden sein können an Grösse. So gab es im dactylischen Geschlechte eine Art, die unserem $^2/_4$, eine andere, welche unserem ganzen Tact entsprach, in dem iambischen Geschlecht war unter andern der $^3/_8$ und $^3/_4$ Tact, in dem päonischen der $^5/_8$ und $^5/_4$ Tact möglich. Ferner gab es eine gemischte Tactart, welche aus je 2 Füssen des iambischen Geschlechtes zusammengesetzt war, und so in Bezug auf die mit einander verbundenen Füsse das Verhältniss der Gleichheit darstellte, dagegen innerhalb jedes einzelnen Fusses selbst das des doppelten. Dahin gehörte z. B. der $^6/_8$ und $^6/_4$ Tact.

Verschieden nach Rationalität und Irrationalität sind die Füsse oder Tactabschnitte, insofern in einigen die rhythmische Geltung und die metrische Form vollkommen adäquat ist, während diess bei andern nicht stattfindet, sondern z. B. ein Dactylus nur die Geltung eines Tribrachus oder Trochäus haben kann. Zusammengesetzte Füsse werden solche genannt, welche aus mehreren Tönen oder Silben bestehen, unzusammengesetzte diejenigen, wo zum Ausdruck eines Tactabschnittes oder Tacttheiles eine einzige Silbe, oder ein einziger Ton verwandt ist; zu jener Classe gehörte z. B. ein Abschnitt des ganzen Tactes, der in mehreren Vierteln und Achteln ausgeführt war, zur letzteren dagegen ein solcher, der nur aus 1 ganzen oder aus 2 halben Tönen bestand.

Nach der Tacttheilung weichen Füsse von einander ab, wenn dieselbe Zeitgrösse in ungleiche Theile zerlegt wird, sei es nach beiden, nach Anzahl und Zeitwerth, oder nach einem von beiden. Dem Schema nach unterscheiden sie sich, wenn dieselben Theile ein und derselben Grösse nicht auf gleiche Weise angeordnet sind, z. B. $^3/_4$ Tact einmal durch einen Jonicus, ein andermal durch einen Doppeltrochäus ausgedrückt. Dem Gegensatz nach findet ein Unterschied statt, indem ein Fuss mit der Arsis oder Thesis beginnt, und so eine rhythmische Composition im Auf- oder Niedertact anfangen kann.

Diese mannigfachen Unterschiede wurden theils hervorgerufen, theils ausgeglichen durch die ἀγωγή. Darunter verstand Aristoxenus und die übrigen alten Musiker das, was wir Tempo nennen, und wodurch nicht nur die grössere und geringere Schnelligkeit ganzer Stücke und einzelner Partieen bewirkt wurde, sondern auch das längere und kürzere Verweilen auf einzelnen Tönen; „durch das Tempo, sagt Aristoxenus bestimmt, geschieht es, dass dieselbe Zeit durch einen einzigen und durch mehrere metrische Füsse bezeichnet sein kann." In ähnlicher Weise wirkten die Pausen, welche ebenfalls in der griechischen Musik Anwendung fanden. Eine grosse Verschiedenheit in der Form grösserer rhythmischer Compositionen wurde endlich durch das hervorgebracht, was die alten Rhythmiker die μεταβολή nennen. Damit bezeichneten sie den Wechsel der Tactart selbst in ein und demselben Stück, eine Erscheinung, die vollkommen analog ist den Uebergängen in unsrer Musik, z. B. vom ganzen zum $^6/_8$ Tact.

Unter solchen Umständen dürfte nichts weniger kühn erscheinen, als die Behauptung, dass man mit Fug und Recht die Rhythmik der Alten bezeichnen kann mit dem Namen der antiken Tacttheorie, und eine genauere Vergleichung der antiken und modernen

Digitized by Google

Tacttheorie möchte leicht ergeben, dass beide nicht viel weiter auseinanderliegen, als die antike und moderne Mathematik.

Dafür sprechen nicht blos die bestimmt formulirten und wissenschaftlich begründeten Lehren des Aristoxenus und der andern alten Musiker, sondern auch einzelne leicht hingeworfene Andeutungen derselben, in denen wir moderne Gedanken oft auf das Ueberraschendste wiederfinden. Um nur eines zu erwähnen, so finden wir die Lehre des Aristoxenus von der Grundzeit auf die Annahme basirt, dass die Schnelligkeitsgrade der Bewegungen nicht eine Steigerung ins Unendliche zulassen, sondern innerhalb des menschlichen Vermögens liegen, dieselben mit dem Gefühle aufzufassen. Ganz in ähnlicher Weise lehrt A. W. Schlegel in seinen geistreichen Briefen über Silbenmessung, dass der Tact in der physischen Organisation des Menschen begründet ist, indem gerade diejenigen Functionen des Körpers, in denen sich das Leben am unmittelbarsten äussert, der Pulsschlag und das Athemholen, in tactmässiger Bewegung vor sich gehen; und in dieser gleichmässigen Bewegung nicht nur der Massstab liegt für jede andere Zeitmessung, sondern auch der Grund, warum dem Menschen jede tactmässige Bewegung so wol thut, — in dem Grade, dass er sie nicht allein instinctmässig beginnt bei gemeinsamen, geräuschvollen Arbeiten, sondern auch überall, wo er die innere Bewegung seines Gemüthes äusserlich darstellen will, sei es durch Töne, durch Worte oder durch Gebärden.

Diese Begründung des Tactes auf die äussere Organisation des Menschen liesse sich leicht noch verstärken durch den Nachweis, dass im Geiste des Menschen ähnliches stattfindet. Denn liegt nicht im menschlichen Geiste trotz dem Verlust seiner ursprünglichen Reinheit das tiefe Bedürfniss nach Regel und Gleichmass, verbunden mit dem Missbehagen an allem Unsteten, Gesetz- und Gestaltlosen? Und lässt sich nicht das ganze sittliche Leben darstellen als die Beobachtung des rechten Masses? — Bedeutungsvoll aber ist, dass gerade die Griechen es waren, welche diess thaten.

So haben wir gefunden, dass die Griechen unter Rhythmus wesentlich dasselbe verstanden, was wir Tact nennen, und dass dieser überall das höchste Gesetz in allen Künsten der Bewegung enthält, weil er nicht etwas individuelles, nicht etwas nationales, sondern etwas allgemein menschliches ist, begründet in der gesammten, geistigen, wie körperlichen Anlage des Menschen. Wenn dem so ist, so bedarf es wol keines weitläufigen Beweises, dass die Griechen alle ihre rhythmischen Compositionen, namentlich ihre lyrischen Gedichte nicht nur in einem gewissen Tact setzten, sondern sie auch in demselben vortrugen. Abgesehen von den Lehren der Alten selbst, welche nothwendig darauf führen, dürfte folgende Beweisführung Schlegels ziemlich bündig sein. Er sagt: um die lyrischen Versmasse der Griechen zu verstehen, müsse man vor allem bedenken, 1) dass die lyrischen Gedichte nicht für die Recitation und noch weniger für die einsame Lectüre bestimmt waren, sondern durch Gesang und Tanz zur Erscheinung kamen; 2) dass die Lieder der höheren Lyrik von einem Chore vorgetragen; 3) dass dieser mimische Chorgesang von musicalischen Instrumenten begleitet wurde. Daraus zieht er nun die Consequenz, dass die lyrischen Metra einem bestimmten Tacte unterworfen waren; denn ohne denselben sei undenkbar: 1) ein Gesang mit Instrumentalbegleitung, 2) ein Chorgesang und 3) ein menschlicher Gesang überhaupt.

Aber hier entsteht nun die Frage: wie sind die rhythmischen Formen der künstlicheren, aus den mannichfachsten Versfüssen gemischten Strophen aufzufassen, damit sie

Digitized by Google

als schöne Compositionen in einem bestimmten Tacte erscheinen? Die Antwort ist allerdings nicht einfach, aber doch nicht zweifelhaft, denn sie ist klar und bestimmt enthalten in der rhythmischen Theorie der Alten. Hier sei es vergönnt aus dem schon Gesagten nochmals die Lehre des Aristoxenus in's Gedächtniss zu rufen, dass der Rhythmus seine Gestaltungskraft ganz in gleicher Weise übt auf Sprachtext wie auf musicalische Töne. Dann ist von grosser Wichtigkeit die Lehre von den zusammengesetzten und irrationalen Füssen, sowie auch die Berichte der Alten über ἀγωγή und μεταβολή. Endlich aber erscheint von der grössten Bedeutung, was Aristoxenus über die Grundzeit sagt. Hier spricht er bestimmt und deutlich von der griechischen Tactzerfällung und lehrt namentlich, dass ein gewisses, durch die Fassungskraft des Menschen selbst gegebenes Mass der Länge und Kürze einer rhythmischen Zeit vorhanden sei, und dass das möglichst kleinste Maass derselben, die Grundzeit, sich nicht blos verdoppeln lasse, sondern es gäbe Zeiten, die sie 3, 4 und mehrmal umfassten. Diess steht der Lehre der Grammatiker von der ein- und zweizeitigen Mora schnurstracks entgegen, und stellt die einzelnen Silben eines rhythmischen Gebildes nicht nur unter das einfache Verhältniss der Länge und Kürze, wie 2 : 1, sondern gestattet in der Geltung und Messung ganz dieselbe, oder doch ähnliche Mannichfaltigkeit, wie ein Satz unserer Musik hinsichtlich der einzelnen Töne; und das stimmt vollkommen mit dem überein, was bei der Lehre von zusammengesetzten und unzusammengesetzten Versfüssen berichtet wurde, nämlich dass ein Fuss durch nur 1 oder 2 Silben, ein anderer von gleicher Zeitdauer durch eine ganze Menge von Silben dargestellt werden könne. Der berührte Gegensatz war schon im Alterthum Gegenstand des Streites zwischen Musikern und Grammatikern, wie wir aus der Erzählung des Scholiasten zum Hephästion (p. 78) entnehmen. Um denselben zu schlichten, bin ich nun der innigsten Ueberzeugung, dass man nicht den Grammatikern ohne weiteres Recht geben und ihre Lehre von der doppelten Mensur zum Grundgesetz aller rhythmischen Composition erheben darf, sondern dass man Musiker und Grammatiker in die jedem zukommende Sphäre verweist, und die Lehre der Grammatiker für die allgemeine Norm der Prosodie hält, dagegen die Meinung der musikalischen Rhythmiker durchaus für massgebend erachtet, sobald es sich um die Construction und Recitation einer lyrischen Strophe handelt.

Es ist klar, wie bei solcher Bewandtniss es seine grossen Schwierigkeiten hat, die wahre rhythmische Gestalt der kunstvolleren Strophen zu reconstruiren. Dass wir es auch nur annähernd versuchen dürfen, dazu kommt uns der Umstand zu statten, dass nach dem übereinstimmenden Zeugniss der Alten die Poesie unter ihren Schwesterkünsten einen zwar nicht exclusiven, aber doch vorherrschenden Rang einnahm, indem Musik und Tanzkunst nur dazu diente, das poetische Wort in schönster und wirksamster Weise zur Erscheinung zu bringen. So kam es, dass weit entfernt von der neuern Weise, wo der poetische Text gewöhnlich nur als etwas accessorisches betrachtet wird, dessen Rhythmus und metrische Geltung sich völlig den rhythmischen Figuren der Musik unterzuordnen habe, — der Text der lyrischen Dichtungen bei den Griechen selbst die Grundlage der gesammten rhythmischen Composition bildete und somit in seinen Strophen, Versen und Versfüssen den wahren rhythmischen Satz darstellte, der bei der Aufführung wirklich hervortrat. Etwas ähnliches hat die neuere Musik in den grossartigen Schöpfungen des genialen Gluck und den interessanten Opern Richard Wagner's aufzuweisen; beide Künstler gingen auch ähnlich wie die Grie-

Digitized by Google

ehen von dem Bewusstsein aus, dass bei einem naturgemässen Zusammenwirken der Musik und Poesie, letztere nicht eine untergeordnete, sondern wenigstens gleichberechtigte Rolle spielen müsse.

Erst in dem letzten Stadium der griechischen Lyrik und Musik änderte sich jenes Verhältniss, die Musik emancipirte sich von der Poesie und die vom Gesang losgetrennte Instrumentalmusik machte schnelle Fortschritte in kunstvollerer Anwendung der Harmonie und dem rhythmischen Auseinandergehen einzelner Stimmen, ein Umstand der denn auch da seine Wirkung übte, wo Musik und Poesie wieder zusammentrafen. Da diess jedoch erst zu der Zeit geschah, wo griechisches Leben und Kunst seine höchste Blüthe längst erreicht hatte und dem Untergang entgegen ging, so hat diess für die Würdigung ihrer klassischen Dichtwerke in dieser Beziehung keinen Einfluss, und wir werden daher sowol die lyrischen Gedichte, als die Chorgesänge in den Dramen für rhythmische Gebilde zu halten haben, deren Formen bei der musicalisch-mimischen Aufführung massgebend waren. Erst mit der Wahrheit dieses Satzes erhält alle unsre Bemühung um die Kunde der antiken Rhythmik ihre practische Bedeutung; denn nun erst sind wir in den Stand gesetzt, vorhandene Werke der rhythmischen Kunst der Griechen in ihrer wahren Gestalt zu erkennen, und durch Recitation ihnen annähernd das Gepräge zu geben, welches ihnen einst bei der musicalisch-orchestischen Darstellung zu Theil wurde. — Eine nach diesem Grundsatz und den hier entwickelten Ansichten von Rhythmus und rhythmischer Composition angestellte Betrachtung der Ueberreste der griechischen Lyrik lehrt in der That, dass dieselben mit ihren Strophen, Versen und Versfüssen eine analoge Erscheinung bilden zu dem rhythmischen Bau unserer Musikstücke. Die Strophen entsprechen den musicalisch-rhythmischen Perioden, die Verse theils den Unterabtheilungen derselben, theils dem, was wir gewöhnlich einen musicalischen Gedanken nennen, die Versfüsse den Tactabschnitten.

Dafür einige Belege zu geben wird meine nächste und letzte Aufgabe sein, wofür ich mir die Aufmerksamkeit der hohen Versammlung noch auf kurze Zeit zu erbitten erlaube.

Zuerst muss ich hier dem Einwurf begegnen, dass eine musicalisch-rhythmische und eine poetisch-rhythmische Composition sich nicht miteinander vergleichen liessen, weil der Tactbau über den musicalischen Ton ganz willkürlich verfügen dürfe, während er in der Poesie an die bestimmte und gegebene Mensur der Worte gebunden sei. Hieraus erwächst allerdings eine Verschiedenheit, allein keineswegs eine solche, welche das Wesen des Tactbaues selbst träfe. Hier wie dort ist ihm ein Stoff gegeben, geeignet das rhythmische Schema zu erfüllen und den Rhythmus in mannichfachster Form darzustellen; der Unterschied ist nur, dass der eine Stoff geschmeidiger ist, als der andere, und der eine sich den Intentionen des Künstlers ohne weiteres fügt, während der andere gewisse Normen an sich trägt, die der Componist berücksichtigen und daher eine sorgfältige Auswahl unter den Worten und Silben treffen muss, um sie zu einem rhythmischen Ganzen zusammenfügen zu können. Hierbei kommt es jedoch auf die Beschaffenheit der Sprache selbst wieder an, ob sie mehr oder weniger Schwierigkeiten einem solchen Unternehmen entgegensetzt. Was die griechische betrifft, so war sie dazu vorzüglich geeignet nicht nur wegen des melodischen Baues der einzelnen Wörter, sondern hauptsächlich wegen ihrer Mannichfaltigkeit in Bezug auf Länge und Kürze der Silben. So war es möglich, dass der griechische Dichter mit seiner Sprache auf leichte Weise die mannichfachsten rhythmischen Formen bilden konnte;

Digitized by Google

und so geschah es auch, dass das musicalisch-rhythmische Moment in der griechischen Sprache bei weitem das Uebergewicht erhielt über das logische, und einestheils nicht die Bedeutung, sondern der Klang die Länge und Kürze der Silben bestimmte, anderntheils sogar der Wortaccent von der Quantität der Silben abhängig gemacht wurde und auf den Machtspruch derselben stets seinen Sitz verändern muss. Ferner aber machte auch hier der Rhythmus seine Kraft geltend, und gestattete dem Dichter manchen Eingriff in das natürliche Recht der Silbenquantität und die gewöhnliche Aussprache der Worte. Die hieraus resultirenden Erscheinungen der Synizesis und der Verlängerung und Verkürzung der Silben sind von alten und neuen Metrikern anerkannt, und hier genügt es, mit einem Wort die Aufmerksamkeit darauf gelenkt zu haben. Hier kommen nun auch die oben erwähnten Freiheiten in Betracht, vermöge deren der Künstler irrationale Füsse gebrauchen und so gut den Sprachtext, als den musicalischen Ton beliebig dehnen durfte, — in der Art, dass er einen Tactabschnitt nur durch eine einzige, lange Silbe ausfüllen und einem Einzelfuss dieselbe Zeitdauer, wie einem danebenstehenden Doppelfuss zuertheilen konnte.

Schreiten wir so gerüstet zur Betrachtung der vorhandenen lyrischen Gedichte und ihrer rhythmischen Verfassung, so werden wir zunächst durch den natürlichen Gang der geschichtlichen Entwicklung genöthigt, verschiedene Zeiten und Dichtergruppen zu unterscheiden. Aehnlich wie Hermann:

I. Die Elegiker. Ein dactylischer Hexameter und Pentameter zusammengefügt war die älteste Art der Strophe. Als rhythmisch-musicalische Composition betrachtet kann sowol der Hexameter als der Pentameter als eine Periode von je zwei $^{6}/_{2}$ Tacten betrachtet werden, indem je drei Dactylen oder Spondeen als ein $^{3}/_{2}$ Tact gelten; im Pentameter würde dann in jedem Tactabschnitt an der dritten Stelle eine einzige lange Silbe anstatt eines Dactylus oder Spondeus stehen und so der Fall eintreten, dass jeder 3. Tacttheil ein unzusammengesetzter wäre, — in der oben angegebenen Bedeutung, — während die beiden ersten zusammengesetzte, nämlich durch mehr als 1 Silbe ausgefüllte *). Ausserdem finden wir bei den ältesten Lyrikern, z. B. bei Terpander den dactylischen Hexameter und anapästische Verse von ähnlicher Länge entweder in beliebiger Anzahl an einander gereiht, oder in bestimmter Anzahl zusammengruppirt; leider können wir wegen des fragmentarischen Zustandes der hierher gehörigen Dichtungen in Bezug auf Umfang und Gesetz dieser Strophen nichts Zuverlässiges erkennen.

II. Die melischen Dichter: die äolischen und jonischen (Anakreon); Strophen von je 4 Versen, entweder in ganz regelmässiger Wiederholung desselben Fusses, oder mit Aenderung des σχῆμα, (Doppeltrochäus für Jonicus a minore) oder durch Mischung irrationaler und rationaler Füsse. Der Umfang jedes Verses in der Regel der eines Dimeters, der Schlussvers in manchen Strophen nur halb so gross, — in den einfacheren Strophen alle Verse gleich gross und die einzelnen Strophen durch Wiederholung desselben Anfangsverses abgetheilt. Auch in diesen Strophen vollkommene Correspondenz der grösseren und kleineren Abtheilungen, indem in jedem Verse je 2 Dipodien von kleineren Versfüssen (Trochäen und

---

*) Somit bestünde jede Strophe eines Distichons aus 4 Tactabschnitten, die in symmetrischer Weise so gruppirt sind, dass je 2 zusammen die Unterabtheilung, den Vers, bilden, und eine ähnliche Correspondenz wie von Vers zu Vers, auch wieder innerhalb jeder Abtheilung durch die gleichen Hälften — besonders stark markirt im Pentameter — bewirkt wird.

Digitized by Google

Jamben) oder je 2 Einzelfüsse umfangreicherer Versfüsse, namentlich des Jonicus a minori einen Tactabschnitt bilden, also in jedem Vers deren 2 sich entsprechen; diese wieder in dem folgenden Verse ihr Gegenbild haben, und in gleicher Weise die Abschnitte des 3. und 4. Verses, so dass jede Strophe in 2 Hälften von je 4 Tactabschnitten zerfällt und im Ganzen deren 8 enthält. Sowol die äolischen als jonischen zeichnen sich aus durch ein rasches Tempo und lassen sich leicht in den $^{6}/_{8}$, $^{9}/_{8}$ und $^{3}/_{4}$ Tact setzen, entweder im Auf- oder im Niedertact.

III. Die ersten chorischen Lyriker: Stesichorus etc. Strophen von grösserem Umfang, aber fast durchgängige Gleichartigkeit der Versfüsse. z. B. der dactylische Tetrameter in 8maliger Wiederholung; — ein rhythmisches Ganze, das bei dipodischer Messung zusammen 32 Tactabschnitte im C-Tact enthält, so gruppirt, dass je 4 die Unterabtheilung, je 8 und je 16 die nächst höhere, je 32 endlich das Ganze ausfüllen.

IV. Die Vollendung der chorischen Lyrik in den Gedichten des Pindar, und der Dramatiker. Längere Strophen und kürzere mit bald langen, bald kurzen Versen, die mannichfachsten Füsse gebraucht, bald mit einfacher Aneinanderreihung gleichartiger, bald in bunter Mischung der verschiedenartigsten, wobei denn alle ebengenannten Verschiedenheiten in Bezug auf Grösse, Rationalität, Gestalt, Tacttheilung vorkommen, und oft schwierig ist, die Tactart und die herrschenden rhythmischen Figuren zu erkennen; doch ergiebt eine sorgfältige Beobachtung auch hier die Entdeckung eines kunstvoll durchgeführten rhythmischen Schema, welches das Gesetz der Correspondenz ebensogut innerhalb der einzelnen Verse und Strophen ausprägt, als in Bezug auf Anordnung und Aufeinanderfolge der Strophen selbst. In Bezug auf letztere bietet sich die Erscheinung dar, dass bei Pindar nur in wenigen Gedichten sich immer nur dieselbe Strophe wiederholt; in der Regel wird je 2 sich vollkommen entsprechenden eine 3. von ähnlicher, aber doch etwas anderer Composition hinzugefügt, und diese Dreiheit von Strophe, Gegen- und Schlussstrophe als eine höhere Einheit verschiedene Male wiederholt. In den Chorgesängen der Dramatiker dagegen ist das Gewöhnlichste die Aneinanderreihung von Strophe und Gegenstrophe in beständigem Fortschritt, so dass das 2. Strophenpaar von dem 1., das 3. von dem 2. wieder verschieden ist; oft wird eine grosse Mannichfaltigkeit in der Anordnung der Strophen dadurch hervorgebracht, dass nicht die entsprechenden Strophen paarweise aneinander gereiht, sondern in buntem Wechsel durcheinandergewürfelt sind.

V. Die Dithyrambiker: die letzte Entwicklung der griechischen Lyrik und Musik. Herrschaft des Musicalischen über das Poetische. Die Gesänge nicht mehr in sich wiederholenden Strophen componirt, sondern in freierer Weise, ähnlich wie die sogenannten durchcomponirten Stücke der heutigen Musik, nur mit dem Unterschiede, dass der moderne Componist in der Regel einen strophisch verfassten Text mit Hintansetzung der strophischen Eintheilung als ein Ganzes betrachtet, dem er einen von Anfang bis zum Ende in bunter Mannichfaltigkeit fortschreitenden rhythmisch-musicalischen Satz anpasst, während bei den Griechen, auch hier, wie in früherer Zeit, Dichter und Musiker in einer Person vereinigt, sogleich dem poetischen Text diese Mannichfaltigkeit der rhythmischen Form verlieh.

Das Gesagte zu veranschaulichen, sei mir zum Schluss noch vergönnt, wieder auf Pindar zurückzukommen, und die rhythmische Analyse einiger seiner Epinikien vorzunehmen.

Hier ist nach Analogie der Färbung des Dialectes und der Anwendung verschiedener Tonarten bei der musikalischen Composition auch in rhythmischer Beziehung ein dreifacher

Digitized by Google

Unterschied der Pindarischen Gesänge gemacht worden, indem man dieselben eintheilt 1) in dorische, 2) in lydische, 3) in äolische. Und in der That tritt uns in den Gedichten des Pindar ein entschiedener Gegensatz entgegen in Bezug auf ihre rhythmische Anlage, indem einige ein ziemlich gleichmässiges Metrum von Dactylen, Spondeen und zweiten Epitriten haben; andere dagegen die verschiedenartigsten Versfüsse mit mannichfachem Wechsel langer und kurzer Silben verbinden; eine dritte Partie endlich zwischen beiden die Mitte hält. Die erstere Gruppe entspricht, wie im Dialect, so im Metrum ganz dem dorischen Stamme mit seinem ernsten, besonnenen Character; das Schema des Rhythmus ist einfach, der Gang desselben feierlich und stätig, der zu Grunde liegende Tact lässt sich mit grosser Wahrscheinlichkeit als der $^4/_4$ u. $^3/_2$ Tact bezeichnen, indem 1) eine dactylische Dipodie und ein Epitrit die einfachste Darstellung je eines Tactes bieten, nämlich a) b) und ein Doppelspondeus gleich zwei halben Tönen dazwischen tritt, im 2. Fall hingegen Dactylen und Spondeen tripodisch zusammengefasst ebenso einfach den $^3/_2$ Tact darstellen. Dieser Weise gerade entgegen steht der rhythmische Satz der durch den äolischen Dialect gefärbten Gesänge; gemäss dem leidenschaftlichen Character der Aeolier und der stürmischen Bewegung in den Liedern der äolischen Dichter ist das Tempo rasch, das metrische Gepräge buntfarbig, indem Trochäen, Dactylen, Jamben, Anapästen, Tribrachen, Proceleusmatiker, Päonen, Bacchien, Kretiker, Choriamben, Joniker in grösster Mannichfaltigkeit gemischt sind, ähnlich wie in unsrem Notensatz Compositionen von $^1/_{16}$, $^1/_8$, $^1/_4$, halben und ganzen Noten, Triolen und punctirten Noten. Zu bemerken ist hier besonders die Erscheinung, dass in manchen der hierher gehörigen Gedichte deutlich der Dochmius in verschiedener Gestalt den einzelnen Tactabschnitten zu Grunde liegt, in andern Glykoneen und Pherekrateen die herrschenden rhythmischen Figuren bilden. Mit grosser Wahrscheinlichkeit lässt sich hier der $^6/_8$, $^9/_8$, $^3/_4$ und $^4/_4$ Tact erkennen. Was die Gesänge im lydischen Rhythmus betrifft, so ist ihre Bewegung eine mittlere, ihr metrisches Gepräge bald eine Vereinfachung des äolischen, bald eine Verflüchtigung des dorischen Schema; ersteres z. B. im 9., letzteres im 5. olympischen Epinikion.

Eingedenk des alten Spruchs ***exempla probant*** erlaube ich mir ein Gedicht jeder dieser drei Gruppen herauszuheben und zu analysiren.

Bei der Einfachheit des dorischen Rhythmus wird es mir verstattet sein, mich so kurz als möglich zu fassen, und ein Gedicht zu wählen, welches die Richtigkeit der ausgesprochenen Ansichten am augenscheinlichsten darthut. Ein solches ist das 12. pythische. Es ist eins von den wenigen, in welchen der rhythmische Satz nicht aus Strophe, Antistrophe und Epode besteht, sondern einfach aus einer sich mehrfach wiederholenden Strophe. Dieselbe hat 8 Verse:

1) den Vorschlag einer langen Silbe, 2 Dactylen, einen Spondeus, 2 Dactylen und eine lange Schlusssilbe.

2) 2 Dactylen, 1 Spondeus, 2 Dactylen und 1 lange Schlusssilbe.

3) den Vorschlag einer langen Silbe, 2 Dactylen, 2 zweite Epitriten, von denen der letzte katalectisch endet.

4) ganz wie der 2.

5) und 6) ganz wie der 3.

7) 2 Dactylen, 1 Spondeus, ein catalectischer Epitrit.

8) 2 akatalectische zweite Epitriten.

Die ganze Anlage, namentlich aber die häufig eintretende Diärese führt darauf hin, den dem Doppeldactylus regelmässig angefügten Spondeus nicht mit diesem zusammen zu einer Tripodie zu verknüpfen, sondern beide gesondert zu halten; dann wird man den Doppeldactylus als die Darstellung eines Viervierteltactes in je 1 Viertel- und 2 Achteltönen auffassen, dem Spondeus dieselbe Zeitdauer beimessen, als einem $^4/_4$ Tact in 2 halben Tönen. Dieselben 2 Tacte bilden sofort die erste Hälfte des 1. Verses, die zweite Hälfte ist ganz ebenso, nur dass der letzte Tact nicht durch einen vollständigen, sondern einen catalectischen Spondeus ausgedrückt ist, also nicht durch 2 halbe, sondern 1 ganzen Ton oder durch einen halben Ton und eine Pause; die lange Silbe, womit der Vers beginnt, bildet einen Auftact. Der 2. Vers ist eine reine Wiederholung des 1. mit Ausnahme des Auftactes; er stellt 4 ganze Tacte dar durch a) je 1 Viertel und 2 Achtel, b) 2 halbe Töne, c) je 1 Viertel und 2 Achtel, d) 1 ganzen Ton oder $^1/_2$ und eine Pause. Ganz denselben Verlauf hat das folgende Verspaar, der 4. ist auch an Gestalt dem 2. vollkommen gleich, und der 3. vom 1. nur dadurch verschieden, dass er die letzte Hälfte nicht durch Dactylen, sondern durch Epitrite ausdrückt, deren jeder dasselbe Mass hat, wie ein Doppeldactylus, und den ganzen Tact in einer Weise darstellt, die wir durch ein punctirtes Viertel, 1 Achtel und 2 darauf folgende Viertel ♩. ♪ ♩ ♩ | bezeichnen; da der 2. Epitrit catalectisch ist, so würden wir die letzten 2 Viertel durch eine halbe Note oder durch 1 Viertel mit einer Pause darstellen. — So haben wir auch am 3. und 4. Vers ein Paar, welches zusammen 8 Tactabschnitte enthält, die ebenso wie im ersten Verspaar je zwei durch einen gleichen Schluss sich als die erste rhythmische Periode darstellen, je vier eine dergleichen grössere; und beide Paare entsprechen sich wieder gegenseitig nicht nur im Ganzen als Ausdruck von 8 Tactabschnitten, sondern auch im Einzelnen durch Correspondenz der je ersten und zweiten Hälfte eines jeden Paares. Beide Paare zusammen bilden wieder eine grössere rhythmische Abtheilung von 16 Tactabschnitten, sie machen die höchste Unterabtheilung, nämlich die Hälfte der ganzen Strophe aus, die auch syntactisch einmal markirt ist durch schwere Interpunktion. Dasselbe Fortschreiten von Tactabschnitt zu kleineren und grösseren rhythmischen Perioden findet in den vier Versen statt, welche die 2. Hälfte der Strophe bilden. Hier tritt nur die Varietät ein, dass nicht die einzelnen Verse der beiden Paare sich alternirend entsprechen, sondern die Verse eines jeden Paares einander selbst adäquat sind, indem jeder Vers des ersten Paares mit einem Auftact beginnt, den ersten Tactabschnitt durch je 1 Viertel und 2 Achtel, den 2. durch 2 halbe Töne, den 3. durch ein punctirtes Viertel, 1 Achtel und 2 darauf folgende Viertel, den 4. durch ein punctirtes Viertel, ein Achtel und 1 Viertel mit Pause ausfüllt; während die folgenden Verse beide brachycatalectisch enden und am Ende eine grössere Pause, oder ein längeres Anhalten auf der letzten Silbe erfordern. Also erscheint die ganze Strophe als ein völlig symmetrischer Bau, dessen Grundmass in einfachster Weise variirt wird und mit der grössten Regelmässigkeit sich zu immer höheren Einheiten zusammenschliesst.

Das analysirte Gedicht ist der Zeit nach eins der ersten pindarischen Epinikien, und sein rhythmisches Gepräge hat auch grösse Aehnlichkeit mit dem Strophenbau der früheren Periode, es entspricht ganz den achtzeiligen Strophen in dactylischen Tetrametern und weicht nur darin von diesen ab, dass Epitriten mit Doppeldactylen abwechseln und der Spondeus immer an derselben Stelle wiederkehrt.

Digitized by Google

(Demnach würde man das Gedicht folgendermassen zu lesen haben.) *).

Um ein Beispiel des äolischen Rhythmus zu geben, versuchen wir die Analyse eines, was Sprache und Gedanken betrifft, der grossartigsten, und was die metrische Form, eines der schwierigsten pindarischen Gedichte, nämlich das 2. olympische.

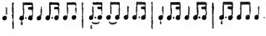
Nach öfterem Lautlesen und mehrfachem Versuch, diese Ode ins Deutsche zu übersetzen, schien mir Folgendes die einfachste und ungezwungenste Lösung dieses rhythmischen Räthsels:

Der herrschende Versfuss ist der Päon und zwar theils der erste und der vierte, theils die durch Zusammenziehung derselben entstehenden Formen des Kretikus und Bacchius; darunter gemischt sind häufige Jamben und einige wenige Anapäste und Dactylen. Je 2 Füsse sind dipodisch verbunden und bilden einen Abschnitt, den man als einen $^5/_8$ oder auch als $^4/_4$ Tact auffassen kann, 4 dergleichen Abschnitte bilden eine rhythmische Periode, die zugleich syntactisch abgeschlossen wird nicht nur durch Wortende, sondern auch durch leichte Interpunction; je 2 solcher 4tactigen Perioden verbinden sich wieder zu einer höheren Einheit, welche die Hälfte der Strophe ausmacht und vielfach durch schwere Interpunction markirt wird. Indem ein gleiches mit dem 3. und 4. Verse stattfindet, besteht die ganze Strophe aus vier Versen oder aus 4 rhythmischen Perioden, von denen je 2 wieder sich enger aneinander anschliessen; aber auch jeder einzelne Vers lässt sich wieder in zwei gleiche Theile theilen und Cäsur und Diärese geben abwechselnd die Stelle an, wo die Scheidung stattfindet. — (Um die Uebersicht zu erleichtern, möchte es practisch sein, die Verse wirklich in zwei Hälften von einander zu legen und als engverbundne zwei Halbverse ohne Rücksicht auf Wortbrechung, die übrigens nur selten vorkäme, nebeneinander zu schreiben). So haben wir auch hier eine vollkommen symmetrische Composition, die in Bezug auf die Viertheilung der einzelnen Verse, die Correspondenz der niederen und höheren rhythmischen Abtheilungen, namentlich der gleichen Hälften der ganzen Strophe dem vorhin analysirten dorischen Tactbau ganz und gar analog erscheint. Selbst die Grösse der einzelnen Tactabschnitte kann es hier zufälliger Weise sein, indem auch hier der ganze oder $^4/_4$ Tact zu Grunde gelegt werden kann. Und doch welche Verschiedenheit, wenn man das rhythmische Gepräge im Einzelnen betrachtet!

I. Jambus, Bacchius, Bacchius, 4. Päon, Bacchius, 4. Päon, 4. Päon, Jambus. d. h.

: der Auftact eines Achtels, ein $^4/_4$ Tact in: einem Viertel mit Punct und einem Achtel in der Arsis, einem Viertel, einem punctirten Achtel und einem Sechzehntheil in der Thesis; ein desgleichen in: einem Viertel, punctirten Achtel nebst Sechzehntheil, zwei Achteln und einem punctirten Achtel mit Sechzehntheil; ein desgleichen in derselben Gestalt, und 4. ein desgleichen in: 2 Achteln, einem punctirten Achtel mit Sechzehntheil in der Arsis, und 1 Viertel in Thesis, das 4. Viertel fehlt und wird durch den Auftact des folgenden Verses ersetzt. Dieser hat folgende Gestalt:

II. 2 Jamben, 2 erste Päonen, 3 Palimbacchien, ein erster Päon und eine lange Silbe:



. Der Unterschied mit dem vori-

*) S. die lithographirte Beilage Nr. I.

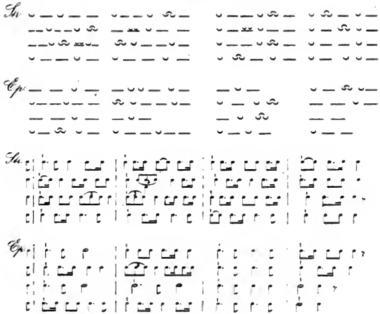
Digitized by Google

Pind. Pyth. XII Str. 1

Αἰτέω σε, φιλάγλαε, καλλίστα βροτεᾶν πολίων,
Φερσεφόνας ἕδος, ἅ τ' ὄχθαις ἔπι μηλοβότου
ναίεις Ἀκράγαντος ἐΰδματον κολώναν, ὦ ἄνα,
ἵλαος ἀθανάτων ἀνδρῶν τε σὺν εὐμενίᾳ
δέξαι στεφάνωμα τόδ' ἐκ Πυθῶνος εὐδόξῳ Μίδᾳ
αὐτόν τέ νιν Ἑλλάδα νικάσαντα τέχνᾳ, τάν ποτε
Παλλὰς ἐφεῦρε θρασειᾶν Γοργόνων
οὔλιον θρῆνον διαπλέξαισ' Ἀθάνα.

Max Lochner scripsit
Lith. v. Kgs. Anstalt

Pind. Ol. II.



Str 1 Ἀναξιφόρμιγγες ὕμνοι, τίνα θεόν | τίν᾽ ἥρωα, τίνα δ᾽ ἄνδρα κελαδήσομεν,
ἤτοι Πίσα μὲν Διός, Ὀλυμπιάδα δ᾽ ἔστα|σεν Ἡρακλέης ἀκρόθινα πολέμου·
Θήρωνα δὲ τετραορίας ἕνεκα νικαφόρου | γεγωνητέον ὄπι δίκαιον ξένων,
ἔρεισμ᾽ Ἀκράγαντος εὐωνύμων | τε πατέρων ἄωτον ὀρθόπολιν

Ant 1 Καμόντες οἳ πολλὰ θυμῷ ἱερὸν ἔσχον οἴκημα ποταμοῦ, Σικελίας τ᾽ ἔσαν
ὀφθαλμός. αἰὼν τ᾽ ἕπετε μόρσιμος, πλοῦτόν | τε καὶ χάριν ἄγων γνησίαις ἐπ᾽ ἀρεταῖς.
Ἀλλ᾽ ὦ Κρόνιε παῖ Ῥέας, ἕδος Ὀλύμπου νέμων | ἀέθλων τε κορυφὰν πόρον τ᾽ Ἀλφεοῦ,
ἰανθεὶς ἀοιδαῖς εὔφρων ἄρουραν ἔτι πατρίαν σφίσιν κόμισον

Ep 1 λοιπῷ γένει· τῶν δὲ πεπραγμένων | ἐν δίκᾳ τε καὶ παρὰ δίκαν
ἀποίητον οὐδ᾽ ἂν Χρόνος ὁ πάντων πατὴρ | δύναιτο θέμεν ἔργων τέλος·
λάθᾳ δὲ πότμῳ σὺν εὐδαίμονι γένοιτ᾽ ἄν·
ἐσθλῶν γὰρ ὑπὸ χαρμάτων πῆμα θνάσκει | παλίγκοτον δαμασθέν.

Digitized by Google

gen Vers besteht nur darin, dass in der 1. Hälfte die bacchische Bewegung übergegangen ist in die kretische — Aehnliches findet auch beim 3. Verse statt, der vierte dagegen zeichnet sich durch grössere Einfachheit aus und hat in der Thesis nicht 3 oder 4 Silben zur Bezeichnung zweier Viertel, sondern nur 2, von denen die erste ein Viertel mit Punct, die 2. ein Achtel ausmacht.

Dieser aus 16 ganzen Tacten bestehenden Strophe entspricht nun vollkommen die Epode, auch sie hat dieselbe Anzahl von Tactabschnitten, dieselbe Gliederung der niederen und höheren Abtheilungen und dasselbe rhythmische Gepräge im Einzelnen. Aber übereinstimmend mit dem Umstand, dass in die Epoden meist der bedeutsame Ausdruck allgemeiner Wahrheiten gelegt ist, erscheint die rhythmische Bewegung etwas retardirt, es kommen also weniger Silben auf einen Tactabschnitt, und daher findet sich einigemal die Länge eines halben Tones, oder diese Zeit ist einfach durch 2 Viertel oder ein punctirtes Viertel mit 1 Achtel ausgefüllt. — Hie und da, z. B. im vierten Verse der Strophe tritt deutlich der Dochmius in seiner gewöhnlichen Form hervor und so könnte man jeden Tactabschnitt als die Variation oder einfache Gestaltung des Dochmius auffassen. Den etwaigen Bedenken in Betreff der Annahme der Bacchien bei Pindar setzen wir die Thatsache entgegen, dass alle alten Rhythmiker diese Füsse ohne weiteres neben den übrigen aufzählen, dass Dionysius von Halicarnass, ein nicht zu verachtender Gewährsmann, diese rhythmische Form nennt ***ἀνδρῶδες πάνυ καὶ εἰς σεμνολογίαν ἐπιτήδειον,*** und dass in den Volksliedern wie Künstlercompositionen die bacchische Bewegung sehr häufig vorkommt, sei es im $^6/_8$ Tact oder im $^2/_4$ Tact oder im $^3/_4$ Tact — Was aber die vielen punctirten Noten betrifft, die man auch als Triolen bezeichnen könnte, so dürfen dieselben nach den mitgetheilten Aussprüchen der alten Rhythmiker über irrationale Versfüsse wie über die veränderte Gestalt und Tacttheilung derselben nicht mehr auffallen, und daraus, dass die alte Notenbezeichnung keine Andeutung hiefür enthalte, kann kein Beweis genommen werden, dass die Griechen bei der practischen Ausführung ihrer Musik dergleichen rhythmische Modificationen nicht angewandt hätten.

Der Hauptbeweis für die Richtigkeit meiner Analyse scheint mir darin zu liegen, dass bei der Recitation nach dem gegebenen Schema nicht nur ein schöner, schwunghafter Rhythmus vernehmbar wird, sondern auch die einzelnen Worte in ihrer naturgemässen, nicht nur durch die Quantität, sondern auch durch den Wortaccent bestimmten, Bedeutung zur Erscheinung kommen *).

*) S. die lithographirte Beilage Nr. II.

Digitized by Google

Das zweite olympische Epinikion des Pindar

übersetzt nach dem Originalmass

von

Georg Bippart.

Ol. II.

O Hymnen, Phorminxbeherrscher, wem rauschet Str. 1.
der Sang — welchem Gott, welchem Heros, welchem Mann?
In Pisa thront Zeus, und Olympias Kampfspiel
setzt' Herakles ein aus der Beute des Kriegs;
Doch jetzt ob des Viergespannes ziemet uns Therons Lob,
der biederen Sinnes ist den Fremden ein Hort,
Und Akragas' Fels und schirmende Burg,
und glorreicher Ahnen blühender Spross.

Die wählten einst sich nach reichlicher Mühsal Astr. 1.
die Stadt hier am Strom, und sie waren das Aug'
Sikelias; und es erfolgt eine Glückszeit
und bracht' ihren Tugenden Reichthum und Glanz. —
Doch Kronos' und Rhea's Sohn, der auf Olympos weilt,
Den Preis aller Kämpfe am Alpheos lenkt,
O neige dein Ohr jetzt freudig dem Lied,
und wahre der Väter weites Gefild

Mit gnäd'gem Sinn spätesten Enkeln noch. — Ep. 1.
Was einmal gescheh'n, ob gerecht,
Ob unrecht, es kann auch Alimutter Zeit sogar
die Folgen nimmer spurlos verwehn;
Doch wird uns ein Vergessen
wol durch ein gütig Schicksal;
Es stirbt ja von edlen Freuden gebändigt
die zähe Qual der Schmerzen, —

Wenn Gottes Moira den Segen emportreibt. — St. 2.
Mein Wort gilt der Kadmostöchter göttlichen Thron;
Wol traf sie einst grosses Leid, aber ihr Trauern —
es sank vor der Wucht grössrer Wonne dahin.
Die lockige Semele starb von des Blitzes Strahl,
doch lebte sie auf im Olympierkreis;
Dort liebet sie Pallas, liebet sie Zeus —
mit Macht, und der epheutragende Sohn.

Digitized by Google

Sodann auch meldet die Sage, im Meer sei Astr. 2.
Der Ino unsterbliches Leben verlieh'n,
In Ewigkeit zugesellt den Töchtern des Nereus.
Noch nie ward des Todes Grenze Sterblichen kund,
Noch ob wir den frohen Tag, Helios' heitern Sohn,
vollenden in harmloser Fülle des Glücks:
bald stürzen der Freuden Ströme und bald
die Fluten des Jammers auf uns herab.

So führt der Gott, der das beglückte Loos Ep. 2.
dieses Hauses lenket und schirmt,
Mit gottvollem Segen auch wol ein Ungemach
zu anderer Zeit im Wechsel herbei:
Seit in des Streites Hitze
darniederschlug den Lajos
Der Sohn des Verderbens, und so erfüllte
den alten Spruch von Python.

Diess sah mit funkelnden Augen Erinnys Str. 3.
und würgt' ihn in Wechselmord das Heldengeschlecht.
Jedoch es blieb, als Polyneikes dahinsank,
Thersander allein noch zurück, — er gewann
Sich Ruhm bei der Knaben Spiel, wie in dem Schlachtendrang,
ein hilfreicher Sprössling dem Haus des Adrast.
Von da wuchs dem Theron die Wurzel des Stamm's:
ertön' ihm o Phorminx, preiss ihn Gesang!

Denn jetzt empfing er olympischen Kampfpreiss, Astr. 3.
in Python jedoch und am Isthmos ertheilt'
Die Charis mit gleicher Huld jüngst auch dem Bruder
Den Kranz ob der zwölfmal durchflogenen Bahn. —
Begonnenen Kampf besteh'n scheuchet den düstern Sinn,
und Reichthum verklärt von der Tugenden Zier
Ist reichlichen Glückes Quell, und erregt
hochherzigen Drang nach rühmlicher That.

Er ist ein hellleuchtender Stern dem Mann Ep. 3.
und ein ächter Glanz, so er denkt
Der kommenden Zeit, dass Frevlern die Strafe folgt,
sobald des Todes Hand sie ereilt.
Denn was in Zeus' Gebiete
verruchtes ward begangen,
Dem fällt in der Unterwelt unerbittlich
den Spruch ein strenger Richter.

Doch stets, — des Nachts wie am Tage umstrahlt Str. 4.
eine Sonne die Guten, es schauet ihr Aug'
Nie Qual und Noth, nimmer durchwühlet den Boden
die Kraft ihrer Hände noch die wogende Flut

Digitized by Google

Zu fristen ein kärglich Loos. Thränenlos weilen dort
    mit machtvollen, allverehrten Göttern vereint,
Die Treue und Glauben heilig bewahrt, —
    die Andern erdulden grausige Pein.
Und denen dreimal gelungen, von Unrecht   Astr. 4.
    so hier, wie dort sich zu wahren das Herz,
Die wallen auf Zeus Bahn zum Thurme des Kronos:
    wo der Seligen Inseln Okeanoshauch
Stets lieblich umwehet, und Blumen von Gold erglüh'n:
    die einen dem Lande an Stauden entsprosst,
Die andern des Wassers nährendem Nass:
    mit ihren Gewinden schmücken sie dort
Sich Arm' und Haupt, auf Radamanthys' Wort,   Ep. 4.
    den zum trauten Genossen erkor
Der Allvater Kronos, Rhea's Gemahl, die hoch
    vor Allen prangt auf hehrestem Thron.
Nur Peleus noch und Kadmos
    sind ihnen dort vereinet,
Und Zeus überredend führt' auch die Mutter
    dahin den Held Achilleus, —
Der einst den Hector, den nimmer gebeugten,   Str. 5.
    gewalt'gen Pfeiler von Troja gestürzt,
Und Kyknos, und Eo's Sohn dem Tode geopfert. —
    Ich trage noch manches Geschoss unter'm Arm
Im Köcher, es tönt sein Klang deutlich den Kundigen,
    das Volk nur bedarf dann des deutenden Worts. —
Wer viel von Natur weiss, solcher allein
    ist weise. — Es krächzen sinnlos Geschrei
Die mühsam lernenden Raben entgegen   Astr. 5.
    dem göttlichen Aar. — Auf! richte mein Geist
Den Bogen auf's Ziel! wem entsenden wir ruhmvoll
    Geschosse aus mildem Herzen? Akragas ist
Mein Ziel, und ich ruf' es laut. — wahr ist mein Eideswort:
    in hundert der Jahre erzeugt' keine Stadt
Einen Mann, dem wärmer schlüge das Herz
    dem Freunde, und reicher spendet die Hand,
Als Theron. Doch tastete Frevelmuth   Ep. 5.
    seinen Ruhm an, tückisch genaht
Von wahnwitz'gen Männern: — stets ist der Neid bemüht
    zu schmäh'n und in Dunkel zu hüll'n
Der Edlen Thaten. Stets entfliehet
    Der Sand dem Mass der Zahlen,
Und alle die Freuden, die Er rings bereitet,
    wer möchte sie wol nennen?! —

Digitized by Google

Nach dem Schlusse dieses Vortrags wurde Geheimerath Böckh ersucht, seine Meinung über die so eben vernommenen Ansichten und Grundsätze zu äussern. Derselbe begibt sich auf die Einladung des Vorsitzenden zu dem Redner auf das Katheder und knüpft mit ihm ein Zwiegespräch *) über den verhandelten Gegenstand an. Zuerst erklärte Böckh in der Hauptsache seine vollkommene Zustimmung, namentlich in Bezug auf die entwickelte Ansicht, dass ῥυθμός wesentlich dasselbe bedeute, was wir Tact nennen, und dass die Gesänge der Griechen tactmässig vorgetragen wurden. Einige Bedenken äusserte er jedoch hinsichtlich der Bestimmungen des Redners über Wesen und Anwendung der ἀγωγή und μεταβολή. Böckh spricht die Ansicht aus, dass man für lyrische Masse der μεταβολή einen grössern Einfluss zugestehen müsse, und dass dieser sich auch auf die komischen Masse erstrecke. Nachdem sich Bippart damit einverstanden erklärt, erhebt Böckh weitere Bedenken gegen dessen Bestimmung des Begriffs der irrationalen Versfüsse. Der irrationale Dactylus sei z. B. nicht völlig dem Trochäus gleich, sondern nur annähernd an den Trochäus. Das Wesen des Irrationalen bestehe nach der Bestimmung des Aristoxenus einfach darin, dass das rationale Mass gebrochen werde. Im rationalen Dactylus sei Arsis 2 und Thesis 2, im irrationalen Arsis zwischen 1 und 2, Thesis aber 2. Dagegen hält Bippart seine ausgesprochene Ansicht fest, dass die Alten unter irrationalem Versfuss nichts anders verstanden, als eine Differenz zwischen dem natürlichen Zeitmass eines Wortes und dem in einer rhythmischen Composition ihm verliehenen, — eine Differenz, die durch den Vortrag vollkommen ausgeglichen worden sei, indem z. B. dem Worte ὀργή die Geltung eines Spondeus verliehen werde, während doch an sich die erste Sylbe keine vollständige Länge sei. Er beruft sich hiefür auf die von Aristides Quintilianus und Bacchius gegebenen Erklärungen und Beispiele. Böckh verweist dagegen auf Aristoxenus, der das Irrationale nicht in dem Inadäquaten der Sprache und des Rhythmus, sondern in dem Inadäquaten des Rhythmus selbst suche. Die von Bippart angeführte Stelle des Aristides widerspreche dieser Ansicht keineswegs, und Aristoxenus habe deutlich ausgesprochen, ein irrationaler Trochäus sei ein solcher, in welchem die Thesis die Mitte hat zwischen der dactylischen und trochäischen Thesis. Demnach biete ein solcher Tactabschnitt ein rhythmisches Verhältniss, welches dem herrschenden Tact nicht vollkommen adäquat sei, und durch den Vortrag nur annähernd demselben homogen gemacht werde. Ueber die ἀγωγή (Tempo) bemerkt Böckh, dieselbe dürfe nicht allein auf grössere Massen ausgedehnt werden, sondern sie afficire schon kleinere, selbst die Haltung einzelner Füsse; auch seien Tactabtheilungen durch den Vortrag wohl darzustellen. In Bezug auf die rhythmische Construction der vorgelesenen II. olymp. Ode erklärte sich Böckh nicht ganz einverstanden; er verlangte dabei die häufige Anwendung der μεταβολή und des verschiedenen Tempo, und recitirte die II. olymp. Ode nach seiner auf diese Ansichten basirten Construction, welche sich von der des Bippart unterschied theils durch die abweichende Accentuation der einzelnen Sylben, theils durch grössere Varietät in Bezug auf das Tempo und die rhythmische Form der einzelnen Abschnitte.

Der Vorsitzende dankte Böckh für die zuvorkommende Bereitwilligkeit, mit welcher er auf diese Erörterung eingegangen, und drückte zugleich sein Bedauern aus, dass die

*) S. die Anm. zu S. 23.

Digitized by Google

Kürze der Zeit nicht gestatte, noch mehrere der auf diesem wissenschaftlichen Gebiete zu einem Urtheile besonders berufenen Männer zu hören, welche die Versammlung in ihrer Mitte zu sehen die Freude habe.

Hierauf folgte der in freier Rede gehaltene Vortrag *) des Dr. Beyer:

De simulacro, quod plerique interpretes signum dicunt Leucotheae.

Monachii in glyptothecae conclavi, quod dicatum est Baccho, positum est simulacrum mirae pulchritudinis, quod cum primo adspectu spectantium animos movet tum summa sui admiratione implet intentis oculis intentaque mente ipsum contemplantes. Non possumus hoc signum sancti pudoris adspicere nisi cum reverentia: equidem omnibus glyptothecae simulacris Deorum hominumque signis hanc statuam antepono maximeque diligo.

Statua haec est mulieris humana natura augustioris singulari severitate, mira sanctitate parique dulcedine: capite paulisper demisso dextram manum ad coelum erigit, sinistra gestat puerum, puerili cum gaudio eam adspicientem. Amicta est veste usque ad talos fluente, ita ut corporis maturitas ac membrorum formositas perluceat. Antiquum est opus priscae simplicitatis, arte tamen adulta et vere confecta.

Saepenumero mihi Deos Deasque diu contemplanti videbantur de basibus esse descensuri interque se collocuturi; tum studii plenus quaerebam, quid dicet illa sancta? quis ea est? Quis ea sit, dicat mihi aliquis sapiens vir. Quod enim plerique interpretes volunt, hanc esse Leucotheae effigiem, magnopere dubito, num ita se habeat res.

Liceat mihi igitur pauca hac de imagine proponere. Non ut doceam neque multa pollicitorus ad hanc rem accedere ausus sum, sed ut discam: summos enim esse video hoc in conventu viros, qui artis antiquae multo me peritiores hoc quoque artificium queant interpretari. Non ad exitum me spero perducturum quaestionem, sed dubitatione mea proposita mores hujus numeris reconditos paucis verbis demonstrare conabor.

Simulatque hoc signum conspexi, ita mecum loquutus sum: Haec est imago amoris cujusdam divini, seu Uraniae Veneris seu Genitricis. Imo, Schornius ait, hoc est signum Leucotheae, Cadmi filiae, Athamantis uxoris. Leucotheae? Non est hoc clarum per se: quibus argumentis docebit? quibus confirmabit testibus? Argumenta non affert, testem adhibet summum interpretem. Ipsum dixisse Winckelmannium, qui primus hoc simulacrum descripsit. Quum vero adiissem librum de monumentis ineditis, minime inveni argumenta e re ipsa hausta, et quae mihi possint persuadere, hanc esse imaginem Leucotheae.

Aliquamdiu se Winckelmannius confitetur haesitasse, utrum esset Dianae (*κουροτρόφου*) signum, an Cereris, quae Bacchum nutriisse fertur, an Junonis, quam perhibent Herculis educatricem. Miror, interpretem summum hoc putasse, miror, qua de causa hoc putare desierit. Desiise se dicit, quod huic statuae non sint adjecta Dearum symbola. Qui hoc dixit, eundem oportuit apud Leucotheam desiderare fulicam. Non hoc egebat argumento: Diana esse non potest, tota enim spirat quietem; non potest esse Ceres, nam se ipsa

*) S. Anm. zu S. 19.

contenta in rerumque contemplationem immersa videtur; neque fieri potest, ut Junonis imago habeatur, quia mollior est Junone et amoris plenior.

Tandem se intellexisse Leucotheam. At argumenta, quibus utitur Winckelmannius, minime nobis probantur. Puerum, quem gestat mulier, oportere esse Bacchum, quia cantharum tenet in manu. Hoc vas quod mulier manu tenet manuque comprehendit puer Bacchi oportere esse symbolum, persuaderi nobis non potest. Nonnulli puerum arbitrantur serius additum esse huic signo: et si ab hoc discesserimus, Schornius quoque concedit, refectas esse ut mulieris sic pueri manus.

Alterum argumentum hausit interpres ex illa vitta, quae complectitur comam dividuam decoreque cultam: hoc diadema esse ***κρήδεμνον***, quod Leucotheam facit Homerus porrigentem Ulyssi. Nego ***κρήδεμνον*** proprium esse Leucotheae symbolum, cum constet, Homerum idem aliis quoque Deabus atque mulieribus indidisse. ***Κρήδεμνα*** dedit vates suavissimae Nausicaae ceterisque virginibus:

„*σφαίρῃ ταί τ᾽ ἄρ᾽ ἔπαιζον, ἀπὸ κρήδεμνα βαλοῦσαι,*
„*τῇσι δὲ Ναυσικαὰ λευκώλενος ἤρχετο μολπῆς*“

dedit etiam ***κρήδεμνον*** Andromachae aurea Venus:

„*κρήδεμνόν θ᾽ ὅ ῥά οἱ δῶκε χρυσέη Ἀφροδίτη.*“

Porro infitior, hanc nostri simulacri vittam esse ***κρήδεμνον*** illud Homericum, quo capita non modo ornantur, sed velari possunt obtegique. Leucothea ipsa „***κρήδεμνον ἄμβροτον***“ praebet Ulyssi „***ὑπὸ στέρνοιο τανύσσαι***“ atque Juno

„*κρηδέμνῳ δ᾽ ἐφύπερθε καλύψατο δῖα θεάων,*
„*καλῷ, νηγατέῳ· λευκὸν δ᾽ ἦν, ἠέλιος ὥς.*“

Et Penelope

„*ἄντα παρειάων σχομένη λιπαρὰ κρήδεμνα.*“

Quibus concessis concluditur, si forte haec Leucothea est, aliis de causis eam esse Leucotheam. Justiores causas potuit afferre Winckelmannius. Nam si quis eam cum ceteris Deabus compararit, haud dubie inveniet, hanc effigiem cum diviniorem humana, tum divina natura esse humaniorem: mortalibus ergo nata parentibus in coelum provecta videtur. Huc accedit, eam maxime videri idoneam, cui committatur puer educandus, hac enim coram nutrice castissima turpia dictu factuque dici fierive non possunt. Et quum aliud sit, esse matrem, aliud nutricem, hic vultus magis curae nutricis, quam materno amori congruere videbitur.

Sed et haec eodem arbitror referenda, unde omnis hujus simulacri oritur indoles. Quae est ea indoles? Seu vitam praebendo, seu nutriendo educandoque, dat hominibus salutem, solatium fert intuentibus: propria est ejus virtus caritas.

Caritatem intelligimus speciem quandam amoris. Animus in se perfectus, cum agit, libertas est, idem cum sentit, est amor. Quot genera sunt perfectionis divinae, tot sunt genera libertatis, tot amoris. Omnes igitur honestos animi sensus continet amor. Amoris species est illa benevolentia longe lateque diffusa, effectrix societatis hominum inter ipsos civitatumque conciliatrix: amoris species est amicitia, amoris species ille cupido, per cujus ardorem concipitur genus humanum. Detracto amore nulla virtus potest cogitari: veritas ipsa nihil aliud est, nisi amor sui ipsius conscius. Amo, cum sequor leges; amo, cum pulchritudine delector animique altitudinem admiror, amo, cum Deum adoro; is enim verus Dei cultus est, Deum cognoscere, cognitum amare, eum, quem amamus, imitari.

Digitized by Google

Quae vero species amoris est caritas? In se perfecta aliunde non pendet, neque, ut sit, ulla re eget: neque tamen secum deserta beata esse potest, vult esse alterum, cui benefaciat, sua sponte et gratuito, dando salutem, ferendo solatium, pectoris curas sanando. Caritas ergo est bonitas cunctis perpetuo salutaris. A principio verum insita est illa caritas servatrix naturae humanae: ad summum perventura in historia sacra.

Intaminato fulgens candore honestatis effingit hoc simulacrum caritatem beneficam. Oris forma indicat magnitudinem animi majestatemque, eadem gratiae abundantiam ostendit morumque lenitatem. In vultu agnoscimus puri pectoris castitatem sensumque diligendi sanctissimum. Oculi nonne indicant bonitatis beatitudinem laetitiamque benefaciendi hominibus? nonne exprimit frons mentem divinam, providam, cupidinibus solutam? Manuum quoque sollertiam ex motu agnoscimus et in tota corporis formosi figura pectoris fidem constantiamque et ingenii sublimitatem, fuso per omnia membra, mirum in modum inter se convenientia, vitali calore spirituque divino.

Jam tempus est, ab imaginibus animum traducere ad rem veritatemque. Quisquis est illa mulier sancta, periclitantibus sit misericordia Dei: nobis quoque totus adesto Deus!

Der Vorsitzende erkennt es als eine glückliche Fügung, dass jeder Vortrag auch seinen berufensten Kritiker in der Versammlung finde, und ersucht den Hofrath Thiersch, seine Meinung über die neue Auffassung des bezüglichen Kunstwerks zu sagen.

Thiersch*): Er wolle der Aufforderung gerne Folge leisten, obschon er dadurch zum zweiten Male die Geduld der Versammlung in Anspruch zu nehmen genöthigt werde. Aber das bewundernswürdige Bildwerk habe auch ihn lange beschäftigt. Dass in der Figur keine Göttin, sondern eine Heroine, und zwar eine jugendliche, dargestellt sei, habe der Redner geistreich nachgewiesen; auch sei ein leiser Zug von Melancholie in derselben nicht zu verkennen, ein Hauptzug der höheren Schönheit, der sich über das Antlitz wie ein Schleier hinziehe, und der, wie er für eine Göttin nicht passe, sehr gut dagegen zu jener Tochter des Kadmus stimme, die gleich ihren Schwestern nach Pindar Schreckliches gelitten. Dagegen deute kein sicheres Zeichen auf den jungen Bacchos; denn, so viel ihm erinnerlich, die Schale, welche das Kind trage, sei eine spätere Ergänzung; wäre dieselbe ächt, so würde die kleine Figur unzweifelhaft zu dem Bacchischen Kreise gehören. Aber auch so weise die wundersame Heiterkeit und kindliche Zärtlichkeit seines Wesens auf den Knaben hin, welcher der Freudengeber sein soll. Noch habe sich keine andere Deutung als die Winckelmann'sche auffinden lassen. Herr Prof. Bayer sehe in dem Bildwerk eine Caritas, also ein Bild der Liebe, namentlich der mütterlichen Liebe. Das sei eine an sich ansprechende Idee, aber es stehen ihr nicht minder wichtige Bedenken entgegen, als den Gründen, welche Winckelmann für seine Meinung aufstellt, und deren Schwäche Herr Prof. B. hinreichend nachgewiesen habe. Zunächst waren in der Periode, welcher wir jene Statue zuweisen — sie ist aus dem Zeitalter des Phidias selbst oder wenigstens nach dem Typus desselben gebildet — allegorische Darstellungen der Art nicht gewöhnlich, die mehr der römischen Zeit der griechischen Kunst angehören: Nike, Eros und andere Wesen seien nur untergeordneten Ranges; so grosse Werke allegorischer Art fehlen in jener frühern Periode. Ja die Griechen haben nicht einmal einen Ausdruck für jenen römischen Begriff der Caritas. (Ober-Schulrath

*) S. Anm. zu S. 23.

Rost erinnert an *φιλοστοργία*). Diesen Begriff hält Thiersch nicht für ganz entsprechend, und das Wort gehöre wohl kaum in so alte Zeit. Eher könne man geneigt sein, an *χάρις* zu denken, nicht an eine jener anmuthigen, sondern an eine jener Charitinnen, welche Pindar als *σεμναὶ Χάριτες*, als ehrwürdige, bezeichnet, und deren Idee ein Denkmal im Vatikan entsprechen würde, welches die Charitinnen als drei Jungfrauen in dorischer Tracht darstelle. Aber dann entstünde eine neue Schwierigkeit, weil die Charitinnen gemeiniglich zusammen, als Gruppe von dreien, erscheinen, und somit dürfte auch eine solche Deutung nicht zu billigen sein.

Er finde sich deshalb bestimmt, bei der Meinung von Winckelmann trotz der Schwäche jener Gründe, die er für sie aufstelle, zu bleiben. Geist, Bedeutung und Haltung des Werkes sprächen deutlicher als alle zufälligen Umstände dafür, dass wir in dem bewunderungswürdigen Werke die Pflegerin des Bacchus besitzen.

Nach den Aeusserungen des Herrn Hofrathes Thiersch bittet Dr. Bayer um das Wort, um dem hochverehrten Vorredner innig dafür zu danken, dass er seinen Vortrag einer freundlichen Theilnahme gewürdiget. Zugleich fühlte er sich, um Missverständnisse zu verhüten, zu folgenden Bemerkungen gedrungen.

„Mein Vortrag hatte zwei Theile. Im ersten Theil war meine Absicht nicht, zu behaupten, dies herrliche Bild sei keine Leukothea, sondern ich behaupte, wenn es eine Leukothea ist, so hat Winkelmann durch sein divinatorisches Genie das Rechte getroffen, denn die Gründe, durch welche er diese Deutung rechtfertigen will, sind ohne Beweiskraft. Das Gefäss, das sowohl das Kind ergreift als die göttliche Frauengestalt, kann nichts beweissen, weil beide Hände sammt dem Gefässe restaurirt sind, und unmöglich ist das Stirnband das homerische *κρήδεμνον*, womit offenbar ein Schleier gemeint ist. Entschieden in Abrede zu stellen, dass es eine Leukothea sei, war ich so weit entfernt, dass ich vielmehr selbst neue Gründe für diese Hypothese aufzustellen suchte, die auch von Herrn Hofrath Thiersch freundlich anerkannt wurden.

Indem ich selbst eine Entscheidung über diese geheimnissvolle Gestalt nicht wagte, versuchte ich im zweiten Theil meines Vortrages den Charakter derselben als *caritas* zu bezeichnen und sodann psychologisch und ethisch den Begriff der caritas als den der allwohlthätigen Liebe zu rechtfertigen. Des Wortes bediente ich mich in Uebereinstimmung mit dem allgemein herrschenden Sprachgebrauch der Römer, welche die Liebe höherer Wesen gegen bedürftigere *caritas*, die Liebe der hilfsbedürftigeren gegen höhergestellte Wesen *pietas*, das Verhältniss gleicher und wechselseitig sich ergänzender Wesen aber *amor* zu nennen pflegen. Auch ich dachte an die „ehrwürdige *χάρις*," aber nur so, dass ich den Charakter dieses göttlichen Bildes bezeichnen wollte, nicht als hätte ich behaupten wollen, diese Statue sei die Göttin *Χάρις* oder eine allegorische Darstellung der *caritas* als menschlichen Tugend: „*propria est ejus virtus caritas*."

Schliesslich macht der Vorsitzende, um etwaigen Missverständnissen vorzubeugen, in Angelegenheit des Wolf'schen Denkmals die nachträgliche Bemerkung, dass es keineswegs die Meinung sei, die gegenwärtige Versammlung solle die Kosten aufbringen, sondern alle Philologen Deutschlands würden zur Betheiligung aufgefordert werden. Nach einigen geschäftlichen Mittheilungen untergeordneter Art erfolgte der Schluss der Sitzung um 12 Uhr.

Digitized by Google

Dritte Sitzung.

Erlangen den 2. October 1851.

Der Vorsitzende, Professor Dr. Döderlein, gibt vor der Tagesordnung dem Director Eckstein zur Mittheilung eines Antrages das Wort.

Eckstein: M. H. Es ist eine schöne Sitte und ein löblicher Brauch unserer Versammlungen, keine derselben vorübergehen zu lassen, ohne einem der grossen Meister der Wissenschaft den Dank und die Verehrung der Versammelten durch ein öffentliches Zeugniss auszudrücken. Diesen Tribut der Pietät haben wir den seitdem verstorbenen G. Hermann, Fr. Jacobs und A. W. von Schlegel, und unter den Lebenden dem ehrwürdigen Veteranen Fr. Creuzer und dem zu unserer grossen Freude jetzt unter uns weilenden A. Böckh gebracht. In dem Lande der Walhalla, in dem Lande, dessen Städte ein kunstliebender König mit zahlreichen Denkmälern grosser Männer geschmückt hat, in Bayern, dürfen wir jener Sitte nicht untreu werden. Lassen Sie uns hier den Mann ehren, dem unser Verein hauptsächlich seine Begründung und in den ersten fünf Jahren seines Bestehens durch rege Theilnahme Förderung verdankt; den Mann, durch den unsre Wissenschaft gerade in schwierigen Theilen folgenreiche Aufklärung erhalten hat, der sich um die Blüthe derselben nicht blos in diesem Lande unvergessliche Verdienste erworben hat, und dessen wichtige Schriften über das Schulwesen auch praktisch die wohlthätigste Einwirkung auf die Verbesserung des Schulwesens in dem gesammten deutschen Vaterlande geübt haben, — den Mann, dessen Namen ich in dieser Versammlung nicht erst zu nennen brauche, nachdem wir sein Wiedererscheinen in unserer Mitte dankbar freudig begrüsst haben. Ich glaube in Ihrer aller Sinne zu handeln, wenn ich an den Herrn Präsidenten die Bitte richte, die Versammlung zu befragen, ob sie geneigt sei, Herrn Hofrath Thiersch eine Adresse zu überreichen.

Nachdem die Versammlung die Anfrage des Vorsitzenden mit allgemeiner Zustimmung bejaht hatte (Böckh: „hätte schon längst geschehen sollen!“), fährt Eckstein fort: Dieser Zustimmung, m. H., sind wir im Voraus versichert gewesen und haben darum weislich einen Entwurf zu einer solchen Adresse bereits berathen, um denselben sofort ihrer Prüfung und Beschlussnahme zu unterbreiten. Gestatten Sie mir, dass ich dieselbe vorlese: (folgt die Vorlesung.)

Der Vorsitzende fragt die Versammlung, ob etwas gegen den Inhalt oder die Form der eben vernommenen Adresse zu erinnern sei; da dies nicht geschieht, so erklärt er dieselbe für angenommen und verspricht für den Druck bis zu dem morgenden Tage Sorge tragen zu wollen. In der Schlusssitzung soll sie durch den Präsidenten des Tages feierlich übergeben werden.

Digitized by Google

Der Präsident macht hierauf die Namen der neu zugegangenen Mitglieder bekannt, und theilt mit, dass die Commission für die Wahl des nächsten Versammlungsortes schlüssig geworden sei, worauf Ober-Schulrath Rost als Berichterstatter der Marschcommission, wie er sie nennt, das Wort nimmt:

Den Grundsätzen des Wandersystems gemäss habe der Verein für das nächste Jahr wieder eine norddeutsche Stadt zu wählen. Möchte es auch nicht leicht sein, eine Stadt zu finden, in welcher man sich gleich behaglich fühle, wie am hiesigen Orte, so fehle es doch nicht an solchen Städten, welche sich durch geographische Lage, zur Geschäftsleitung geeignete Männer und anderweitige günstige Verhältnisse bestens dafür empfehlen. Die Commission habe Hannover, Braunschweig und Göttingen in Betracht gezogen, sich aber rasch und einmüthig dafür entschieden, Göttingen, die Geburtsstätte unsers Vereins, in Vorschlag zu bringen, zumal in Folge vorläufiger Erkundigung von Seiten des Präsidiums die Genehmigung der königlich hannoverschen Regierung bereits in sichere Aussicht gestellt sei. Nachdem dieser Vorschlag allseitig gebilligt war, bringt der Berichterstatter den Präsidenten und Vicepräsidenten in Vorschlag. Die Commission sei einstimmig der Meinung gewesen, dass das Präsidium in keine würdigeren Hände gelegt werden könne, als in die des Prof. K. F. Hermann, des eifrigen Theilnehmers an den Interessen des Vereins, und habe zum Vicepräsidenten den Prof. Schneidewin erwählt, über dessen Berechtigung zu solcher Würde etwas zu bemerken der Redner durch die Anwesenheit des Gewählten in der Versammlung verhindert sei. Da auch diese Wahl genehmigt wurde, so schloss der Redner mit dem Wunsche, dass 1852 alle sich fröhlich in Göttingen wieder sehen möchten, und sagte zugleich wegen seiner nahe bevorstehenden Abreise der Versammlung ein herzliches Lebewohl.

Professor Schneidewin: Ich fühle mich verpflichtet, den innigsten Dank für die Wahl Göttingens zu sagen. Zwar hat mir mein Freund Rost den Wunsch, dass wir uns dort wieder treffen, vorweggenommen, aber das soll mich nicht verhindern, ihn zu wiederholen. Mögen Sie sich recht zahlreich bei uns versammeln und die Versammlung es nicht gereuen, eine solche Wahl getroffen zu haben. Wir werden mit Lust und Freude Alles thun, um Ihnen einen würdigen Empfang zu bereiten. Möchten namentlich die Collegen aus Süddeutschland es nicht scheuen, auch dem Norden im nächsten Jahre ihre Gegenwart zu schenken.

Der Vorsitzende theilt die heutige Tagesordnung mit. Auf ihr steht:

1) Vortrag des Geheimerath Böckh über eine griechische Inschrift;
2) Vortrag des Professor Dr. Döderlein: ein neuer Erklärungsversuch von Horat. Carm. I, 28.
3) Vortrag des Professor v. Jan: Ehrenrettung des M. Furius Bibaculus.
4) Vortrag des Professor Dr. Nägelsbach: eine Anfrage über den mythologischen Ausgangspunkt der Oresteia. —

Somit beginnt Geheimerath Böckh mit dem Vortrag *)

über eine griechische Inschrift

und leitet denselben mit der Bemerkung ein: Der Gegenstand sei eben nicht neu, habe aber eine besondere Beziehung zur Philologenversammlung. Ross, ein um die Epigraphik

*) S. Anm. zu S. 23.

wohlverdienter Gelehrter, habe im vorigen Jahre an die Versammlung in Berlin, der er nicht beiwohnen konnte, eine Begrüssungsschrift gesandt unter dem Titel: ***Ludovici Rossii ad Augustum Boeckhium epistola epigraphica. Insunt lapis Fourmonti Atticus restitutus titulusque Thespiensis ineditus.*** Die genannte Inschrift, aus den Fourmont'schen Papieren nach einer ziemlich unleserlichen Abschrift in dem ***Corpus Inscriptionum*** unter N. **28** mitgetheilt, sei wiedergefunden und dadurch als ächt bestätigt worden. Es sei überhaupt bemerkenswerth, dass von den Fourmont'schen Inschriften, deren Aechtheit unangefochten geblieben, viele in neuerer Zeit wieder aufgefunden worden seien, während sich keine Spur gezeigt habe von einer solchen, deren Entstehung einer Fälschung Fourmonts zugeschrieben wurde. Die fragliche Inschrift sei nach ihrer Wiederauffindung in drei Abschriften veröffentlicht worden: von Ross, Prokesch und Rangabé. In einer für unächt erklärten Amykläischen Inschrift von Fourmont (Corp. Inscr. N. **44**), nämlich auffallender Weise ***ματέρες καὶ κοῦραι τοῦ Ἀπόλλωνος*** erwähnt, ein Ausdruck, den schon Payne Knight auf die dem Franzosen geläufige Bezeichnung ***les mères et les filles du bon dieu***, wie in Urkunden französischer Klöster die Nonnen genannt werden, zurückgeführt habe. Ross dagegen sucht denselben zu schützen durch Berufung auf die erwähnte attische Inschrift, die der Verbesserung und Ergänzung bedürftig, von Ross in folgender Weise hergestellt wird:

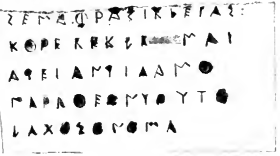
Σῆμα Φρασικλείας· κούρη κεκό[σ]μ[η]μαι Ἄρηι.
Ἀντὶ γάμ[ου] παρὰ θεῶν τοῦτο λαχ[οῦσ'] ὄνομα.

Ross glaubt hiemit eine ***κούρη Ἄρεος*** zu haben als Parallele zu den ***κοῦραι Ἀπόλλωνος.*** Andere Verbesserungsversuche, wie von Karl Keil (Archäol. Ztg. Jahrg. **1850** Anzeiger N. **21**, **22**. S. **205** ff.), der, aus metrischen Gründen an ***κεκόσμημαι*** Anstoss nehmend, ***κεκόρευμαι***, und Meineke, der (ebendas. Jahrg. **1851**. Denkm. und Forsch. N. **25** S. **285**) ***κέκλημαι Ἀρεία*** vorgeschlagen, beruhten im Wesentlichen auf denselben Voraussetzungen. Dagegen habe Dr. Schwab in Maulbronn, damals in Berlin, eine Herstellung versucht, wodurch Ares ganz eliminirt würde. Und in der That biete auch die Lesung des Wortes, worin man den Namen des Ares gefunden, wegen Verschiedenheit der Ueberlieferung Grund zu Zweifel. Die archäologische Gesellschaft in Athen habe zur Constatirung der auf dem Stein sich vorfindenden Schriftzüge eine eigene Commission an Ort und Stelle geschickt. Der Bericht derselben sei in diesen Tagen bei ihm eingegangen. (Der Redner liest den betreffenden Brief vor (s. die Beil.) und zeichnet zur Veranschaulichung der Sache die in Frage stehenden Worte nach der genau copirten Abschrift an die Tafel.) Er weist nach, dass da, wo Ross ein ***Ρ*** gefunden und dadurch ***ΑΡΕΙ*** herausgebracht habe, nur ein ***Ι*** stehe, das durch eine neben dem Kopf des ***Ι*** in dem Stein befindliche Vertiefung wohl einigermassen das Aussehen eines Rho gewinne, aber sich auch so von der an andern Stellen der Inschrift vorkommenden Form dieses Buchstabens entferne. Es sei demnach ***αἰεί*** gegeben und das vorausgehende Wort in Rücksicht auf den Raum der vorhandenen Lücke ***κεκλήσομαι*** zu lesen, was der genannte junge württembergische Gelehrte durch eine glückliche Vermuthung schon früher hergestellt habe. Das Bedenken, welches gegen die Fassung des Gedankens erhoben werden könnte, sei nicht von Gewicht, da man nicht lauter Meisterstücke vor sich habe. Damit falle denn die gesuchte Stütze für die ***ματέρες καὶ κοῦραι Ἀπόλλωνος,*** die wohl als eine reine Fiction zu betrachten seien. Der Redner fügt noch einige Worte der Anerkennung für den genannten Gelehrten

Digitized by Google

Τῷ κλεινῷ Βοικίῳ εὖ πράσσειν.

Τὴν ἐν τῇ τοῦ Γερχάρδου ἀρχαιολογικῇ ἐφημερίδι γεγραμμένην περὶ τῆς ἐν Μαρκοπούλῳ Φρεαρρειτείου ἐπιγραφῆς τῆς Φρασικλείας ἀναγνόντες, ἔδοξεν ἡμῖν πέμψαι τόδε τῆς ἀντιγραφῆς καὶ τῆς ἐκδόσεως τῶν ἐπιγραφῶν ἐπιμελουμένους ἄνδρας ἐκ τοῦ ἡμετέρου ἀρχαιολογικοῦ συλλόγου, ἀντιγράψοντας ὡς οἷόν τε πιστότατα τὴν στήλην ταύτην. Καὶ ἐκ τῆς παρ' αὐτῶν γενομένης ἀντιγραφῆς τάς τε τῶν ἄλλων εἰκασίας καὶ τὰς ὑμετέρας παραβαλόντες, ῥᾳδίως ἔγνωμεν, ὡς οὔτε κεκάμμυκα οὔτε κεκόσμημαι, ἀλλ' οὔτ' Ἄρει, ὡς τῷ σοφῷ Ῥεσίῳ καὶ εἴ τινι ἄλλῳ δοκεῖ, ἐν τῇ στήλῃ γέγραπται ἢ ἀναγνωσθῆναι δύναται, ἀλλ' αὐτὰ ἐκεῖνα, ἅπερ ὑμεῖς εἴτε ὁ Σκάβιος εἰκάσατε. Ἵνα δὲ τῶν ὑμετέρων εἰκασιῶν τὴν ἀλήθειαν καὶ ὑμεῖς αὐτοὶ ἴδητε, ἀντιγράφομεν ἐνθάδε πιστῶς τὸ παρ' ἡμῖν κείμενον τῆς στήλης ἀντίγραφον·



Συγχαίρομεν ὑμῖν ἐπὶ τῇ εὐστόχῳ εἰκασίᾳ, ἐπαγγέλλοντες ταῦτα. Εὐτύχει, ἀνὴρ σοφέ, καὶ ἔρρωσο ἐπὶ τῇ τῶν Ἑλληνικῶν γραμμάτων προόδῳ.

Ἀθήνησι
τῇ κγ' Ἰουλίου ,αωλ.

ὁ πρόεδρος τοῦ Ἑλληνικοῦ ἀρχαιολογικοῦ συλλόγου
Γ. Γλαράκης

ὁ γραμματεὺς
Π. Εὐστρατιάδης.

Max Lechner sculpsit et del. Lith. v. Kgl. Steindr.

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

bei und erinnert an seinen bei dem ersten gemeinsamen Mittagsmahl auf die philologische Jugend ausgebrachten Toast. *)

Hierauf trat der erste Präsident Prof. Döderlein den Vorsiz an den Vicepräsidenten Prof. Nägelsbach ab, um selbst den angekündigten Vortrag

über Horat. Carm. I, 28

zu halten.

Vor allem erklärte Prof. Döderlein nach den bisher gehörten rein wissenschaftlichen Vorträgen nun auch ein eigentliches Schulthema zur Sprache bringen zu wollen, einen neuen Erklärungsversuch einer vielbesprochenen Ode des Horatius. Er habe diesen Versuch bereits mehreren gelehrten Freunden mitgetheilt, ohne ihre Zustimmung gewinnen zu können, und wolle nun, keineswegs entmuthigt, an diese Versammlung als an eine höhere Instanz appelliren. Er werde alles aufbieten, um Ueberzeugung hervorzubringen, um mit seinem Vortrag nicht ein gleiches Schicksal zu erfahren, wie mit einem früheren, den er in Jena vor fünf Jahren über den Thersites gehalten; denn damals habe ihn der nun verewigte Lachmann versichert, diesem Vortrag mit grossem Interesse gefolgt zu sein; aber als der Redner sich beglückwünschte, wenn er sogar den strengsten Kritiker, den ungläubigen Lachmann überzeugt habe, einen Mann, dessen Worte man für baare Münze annehmen dürfe, sei ihm die Erwiederung geworden: „überzeugt? das hab' ich nicht gesagt; das ist etwas anderes!“ Dann fuhr er fort:

Nach einem Märchen aus der Schulwelt stellte einst ein Lehrer an seinen Schüler die Frage: „Was weisst du von Archȳtas?“ und der Schüler antwortete: „Erstens, dass er Ar„chȳtas hiess; dann, dass er durch Schiffbruch in der Nähe von Unteritalien umkam, und „dass ihn Horaz darstellt, wie er vom Meer ans Ufer ausgeworfen einen vorübersegelnden „Schiffer um ein ehrliches Begräbniss anfleht.“ Die erstere Antwort war unbestreitbar richtig, die zweite galt viele Jahrhunderte lang für eben so richtig, nach Anleitung von Horazens alten Scholiasten.

Neuerlich aber ist besonders durch Weiske ziemlich festgestellt, dass der tragische Tod des Archytas auf keiner andern Autorität beruht als auf der vorliegenden des Horaz, und zwar auf einer Missdeutung der Worte ***pulveris exigui munera***. Diese sollen nach Acron die entbehrte Wohlthat eines Grabes bedeuten, nach dem beliebten Gebrauch: ***res pro defectu rei***. Unbefangen angesehn besagen sie jedoch nichts als „die Gabe von etwas Staub“ zum Grabe, welches die Gebeine des Archytas umgibt und so zusammenhält, ***cohibet***. Nehmen wir dagegen mit Acron an, dass Archytas eines Grabs entbehrte, unbeerdigt da lag, wie konnte da der Dichter ***cohibent*** gebrauchen? Wollte er ausdrücken, dass eben der Mangel an Begräbniss ihn nicht in den Orcus zur Ruhe gelangen lasse, ihn auf der Oberwelt zurückhalte, so musste er nothwendig ***retinent*** sagen; denn ***cohibere*** hindert blos das Auseinanderfallen, nicht das Weitergehn.

Somit nehme ich als ausgemacht an, dass Archytas in der Nähe von Matinum in

*) Diesem Toaste hatte Böckh die Verse der drei spartanischen Chöre zu Grunde gelegt:

Ἄμμες ποκ' ἦμες ἄλκιμοι νεανίαι.
Ἄμμες δέ γ' εἰμές· αἰ δὲ λῇς, πεῖραν λαβέ.
Ἄμμες δέ γ' ἐσσόμεσθα πολλῷ κάῤῥονες.

einem ordentlichen Grabe ruhte und nicht als ausgeworfene Leiche um ein Grab zu bitten brauchte.

Nun gehn aber die Ansichten der Gelehrten über die Art, wie die Anrede an den Archytas mit der zweiten Anrede an den Schiffer zusammenhänge, weit auseinander. Die einen sehen in dem ganzen Gedicht einen Monolog, die andern einen Dialog, den sie jedoch wieder verschieden unter verschiedene Personen vertheilen. Die Zeit verbietet mir diese Ansichten aufzuzählen und noch mehr, sie genau zu prüfen. Gewiss aber fühlt keiner der Ausleger durch eine derselben sich selbst völlig befriedigt — ausser, wenn er Horazens Kunst und Geschmack preis geben will! Denn das Hauptthema ist doch offenbar die Bitte um Beerdigung, die erste Hauptperson ist nach der jezt herkömmlichen Auffassung doch gewiss der Unbeerdigte, (der mit dem längst beerdigten Archytas nicht identisch ist,) dann die nächste ist der vorbeifahrende Schiffer, und erst in dritter Reihe folgt Archytas, eine Nebenperson. Dieser steht mit dem Unbeerdigten in keinem andern Verhältniss, als dass er, wie tausend Millionen andere, gleichfalls todt ist und etwa, dass er in derselben Gegend todt liegt. Und doch füllt die Anrede an diese Nebenperson mit ihrer Amplification und Exemplification die volle Hälfte des Gedichts!

Was nicht zusammmen taugt, das thut am bessten sich zu trennen; wenn sich ein gordischer Knoten nicht lösen lässt, muss man ihn zerhauen, wie auch der weise Salomo in einem desperaten Falle dachte.

Es sind zwei verschiedene, selbständige Gedichte, durch ein Versehn der Abschreiber in eines vereinigt.

Das erste derselben reicht bis V. 16. ***Et calcanda semel via leti***, und würde nach moderner Sitte die Ueberschrift führen: Gedanken am Grabe des Archytas. Dieser berühmte, hochgeachtete Staatsmann und Philosoph aus Tarent lag, wie wir aus dieser Ode vernehmen, unweit des Vorgebirgs Matinum begraben; warum nicht in Tarent selbst, weiss ich nicht, auch ist mir nicht bekannt, dass sich Tarents Herrschaft in dessen Blüthezeit, welche mit Archytas zusammenfällt, so weit nordöstlich nach Italien hinauf erstreckt habe, dass etwa Archytas bei Matinum Güter besessen haben könnte. Kurz, er lag dort begraben, in Apulien, unweit von Horazens Heimatsort Venusium. Die Gräber berühmter Männer wurden von geistesverwandten Seelen im römischen Alterthum so gern besucht als heut zu Tage, sogar mühsam gesucht, wenn sie unbekannt waren, wie das Grab des Virgilius, des Archimedes. Auch Horaz begrüsste das Grab des berühmten Archytas; denn ohne dass er selbst eine speciello Kenntniss der pythagoreischen oder überhaupt der speculativen Philosophie verräth, hegte er doch grosse Achtung vor allen philosophischen Bestrebungen, wenn sie auch über das practische Interesse und vielleicht über seinen Horizont hinausreichten. Ich erinnere mich keines eigentlichen Spottwortes über irgend einen geachteten Philosophen, der sich an die Ergründung unergründlicher Weltgeheimnisse gewagt hatte; denn etwaige Ausbrüche eines lebenslustigen Humors, in denen er „Vanitas vanitatum vanitas" singt und „all sein Sach auf nichts gestellt haben will," können nicht als Glaubensbekenntniss zählen: sein Spott trifft blos diejenigen Philosophen, die über der Speculation das wirkliche Leben vergassen, und sich als Aretalogen, Zeloten, Caricaturen im practischen und geselligen Leben lächerlich oder lästig machten. Archytas aber war ja als practischer Staatsmann und Feldherr eben so berühmt wie als Philosoph. Daher thut Kärcher gewiss sehr unrecht, wenn er in dem, was Horaz über Archytas sagt, Satire

Digitized by Google

auf dessen metaphysische Uebersteigungen findet; wie überhaupt die Neigung, in Horaz einen Spötter und Lacher zu sehn, auch nach Jacobsens Aufklärungen und Warnungen immer noch zu sehr vorherrscht, und seinem kritischen Verständniss eben so wie seiner sittlichen Würdigung Schaden bringt.

Wie Schiller den französischen König an der Leiche des Länderbezwingers ausrufen lässt:

Furchtbarer Talbot, unbezwinglicher!
Nimmst du vorlieb mit so geringem Raum?
Und Frankreichs weite Erde konnte nicht
Dem Streben deines Riesengeists genügen!

eben so und mit demselben wehmüthigen, von allem Spott himmelweit entfernten Gefühl spricht Horaz am Grab des Metaphysikers. „Im Leben hast du die ganze Erde mit deinem „Geist umfasst und beherrscht, jezt nimmst du vorlieb mit einer Handvoll Staubes, der deine „Gebeine deckt; im Leben weilte dein hoher Geist in den höchsten Regionen, in die dich die „Speculation emportrug, verkehrtest du gleichsam mit den Göttern; jezt ruhst du doch wie ein „gewöhnlicher Mensch unten im Grabe! Das gleiche Schicksal traf von jeher jeden, der „hochsinnig und hochbegabt im irdischen Leben sich zum Ueberirdischen emporschwang; „Tantalus, Tithonus, Minos, Freunde der Himmlischen, mussten doch sterben; ja Pythago„ras, dein grosser Vorgänger, sogar zweimal; denn die Natur fordert für jede Geburt und „für jedes Leben jedesmal auch einen eigenen Tod. Jeden erwartet die Todesnacht und der „Todesweg, den er wenigstens Einmal (diess bedeutet hier ***semel***, eben mit Bezug „auf des Pythagoras zweimaligen Tod) gehn muss."

Auf diese Weise schliesst freilich die Betrachtung mit einem sehr allgemeinen, nüchternen, abgedroschenen Gedanken ab, und hinterlässt etwas unbefriedigendes. Dagegen folgt drei Verse später ein ähnlicher Gedanke, der daselbst die Gedankenreihe so auffallend stört, dass manche Kritiker ihn hinauswerfen:

Mixta senum ac juvenum densentur funera; nullum
Saeva caput Proserpina fugit.

Denn das unmittelbar folgende ***Me quoque*** kann sich unmöglich an diesen allgemeinen Gedanken anschliessen, sondern nur an den specielleren: ***Exitio est avidum mare nautis.*** Ausserdem gaben jene Verse noch Anstoss durch die Umkehrung des natürlichen Gedankens: „niemand entflieht dem Tod," in den unnatürlicheren: „der Tod flieht vor niemanden." Aber derselbe Kärcher, dessen Ansicht ich vorhin verwarf, nimmt sie mit vollem Recht in Schuz; diese Fassung ist pikant, ohne unnatürlich zu sein; sie gewinnt aber zugleich eine neue Bedeutung, wenn man dieses an dieser Stelle unstatthafte Distichon hinauf versezt und zum Schlusstein des ersten Gedichtes macht. Der allgemeine Gedanke: „alles muss sterben", wird durch die Fortsezung specialisirt: „die Jugendkraft steht, dem Tod gegenüber, auf gleicher Stufe mit der Altersschwäche, und — was ***implicite*** in dem ganzen Gedicht liegt — die Geistesgrösse mit der Mittelmässigkeit; vor nichts und niemand, vor keiner Kraft und Macht hat Proserpina jemals die Flucht ergriffen."

Mit V. **17.** ***Dant alios Furiae*** beginnt das zweite Gedicht: Eine Phantasie des Dichters, auf Anlass einer bestandenen Lebensgefahr. Horaz hat einstmals Schiffbruch gelitten in der Gegend von Unteritalien, wie aus seinen bekannten Anspielungen gewiss ist, zu denen sich vielleicht auch Od. III, **3**, **5** rechnen lässt:

Digitized by Google

nec auster, dux inquieti turbidus Adriae; zu welcher Zeit, sagt er nirgend; aber da wir nur von Einer Seereise wissen, von seiner Reise zur Schlacht bei Philippi und seiner Rückreise und Flucht nach dieser Schlacht, so ist es am natürlichsten, dieses Abenteuer in jene Zeit seiner Flucht aus Griechenland zu verlegen. Was ihm damals beinahe widerfahren wäre, im Meer zu ertrinken und dann vielleicht von den Wogen ausgespült zu werden, unbegraben am Ufer zu liegen, bis eine mitleidige Seele ihm eine Bestattung und mit ihr die Todesruhe schenken würde — alles diess stellt er hier als Wirklichkeit dar, so, wie seine Phantasie sie ihm in jenen Stunden der Lebensgefahr und Todesangst vorgemalt hatte. Theodor Körner hat seinen schönen „Abschied vom Leben" (Die Wunde brennt u. s. w.) sicher nicht in Reimen ausgesprochen, während er in seinem Blute schwamm; erst nach seiner Genesung hat er seine damaligen Gefühle und Vorstellungen künstlerisch reproducirt. Eben so Horatius. So ist dieses Gedicht ein Gegenstück zu jener Ode II, 13 ***Ille et nefasto te posuit die***, in welcher er seinen durch eine ähnliche Lebensgefahr erregten Gefühlen Worte leiht: dieses Gedicht unterscheidet sich von dem unseren fast nur durch die Worte ***quam paene***, indem hier die Erinnerung an die überstandene Gefahr sich nur allmählich zu dem Gefühl, als sei er ihr wirklich erlegen, steigert und in eine förmliche Vision übergeht, in der er das Todtenreich mit all seinen Einzelheiten zu sehn glaubt; dort aber, in unserem Gedichte, tritt der Dichter gleich anfangs nicht als blos Gefährdeter, sondern als wirklich Verunglückter auf.

Wenn ein Dichter ich sagt, ohne irgend anzudeuten, dass er dramatisire und im Namen einer andern Person spreche, muss man nach allen Gesezen der Logik, Poetik und Rhetorik annehmen, dass er wirklich sich selbst meine. ***Fiat applicatio!*** Dass unter ***me quoque*** wirklich Horatius selbst zu verstehn, mithin das ganze Gedicht als Monolog des Dichters selbst zu fassen sei, das ist doch warlich die einfachste Annahme. Hätte Göthe in seinem „Geistesgruss" nicht des „Ritters edlen Geist" als den Redner genannt, so würde man, freilich nicht ohne Verwunderung, den Dichter selbst als den Grüssenden betrachten; wenn Horaz Od. I, 15 nicht den Nereus als den Propheten genannt hätte, so würde man nothwendig ihn selbst für den Propheten halten müssen.

Nur Ein Ausleger — ich erinnere mich nicht welcher — erkennt in der Klage des Verunglückten eine „Anspielung" auf Horazens ähnliche Lebensgefährdung. Das ist nicht genug, aber doch mehr als wenn man unter dem Redenden irgend einen Schatten versteht, wie mehrere thun. Wäre diess richtig, so liessen sich zwei Fälle denken: entweder die ganze Scene hat eine historische Grundlage und Beziehung, oder sie ist ein reines Phantasiegebilde. Im ersten Fall, wozu diese Schweigsamkeit über die thatsächliche Grundlage? Im zweiten Fall, wenn der Verunglückte reine Fiction ist, warum gibt er dem selbstgeschaffenen Helden seines Gedichts nicht nach Dichterrecht nnd Dichterpflicht Individualität, und beschränkt sich, ihn der Phantasie seines Lesers lediglich als einen Jemand, ohne Namen, ohne Gestalt, ohne Gesicht vorzuführen? Für eine solche Allgemeinheit lässt sich kein Interesse noch Mitgefühl erregen. Wenn Göthe etwas ähnliches in seiner natürlichen Tochter that, so hatte er dabei einen tieferen Zweck, der ihm mehr galt als die Anschaulichkeit; aber jeder wird das Gefühl theilen, welches ein berühmter Dichter einst in die Worte fasste: „Die Personen haben ausser der Eugenie gar keine Gesichter!"

Und nun noch eine Frage. Das zweite Gedicht beginnt:

Dant alios Furiae torvo spectacula Marti.

Seit wann sind denn die Furien Mordgöttinen wie etwa (die *κῆρες θανάτοιο* oder die Walkyren, ohne Bezug auf eine Schuld und auf früher vergossenes Blut, das um Rache schreit?

Die moderne „Kriegsfurie, die an der Donau los ist,“ wird niemand für eine antike Personification halten wollen. Daher muss die Nennung der Furien hier nothwendig eine besondere Beziehung haben. Es sind die Rachegeister des ermordeten Julius Cäsar, die nämlichen die dem M. Brutus vor der Schlacht bei Philippi das Gespenst Cäsars erscheinen liessen, die nämlichen die ihn zur unzeitigen Verzweiflung und zum Selbstmord trieben, und seine Mitschuldigen und Anhänger theils in der Schlacht dem Schwert von Cäsars Rächern erliegen liessen, theils nach der Schlacht auf ihrer Flucht verfolgten. Zu den lezteren gehörte Horatius. Der Schiffbruch, den er als Mitglied der anticäsarischen Partei erlitt, war das Werk von Cäsars Furien. Es ist derselbe Glaube an eine Nemesis, die den halb oder ganz Unschuldigen die Schuld des Ahnen oder des Gefährten mitbüssen lässt, wie er ihn anderswo ausspricht: ***Saepe Diespiter neglectus incesto addidit integrum***, und: ***Remi sacer nepotibus cruor.*** So gefasst gewinnt der Anfang des Gedichts eine individuelle Beziehung, ohne welche er ein bedeutungsloser, matter Gemeinspruch bleiben würde.

Und nach dieser Darlegung wage ich noch eine leichte Vermuthung, gestüzt auf die Thatsache, dass ***avidis*** eine wohlbegründete Lesart neben ***avidum*** ist, und auf das Gefühl, dass ***avidus*** ein müssiges Epitheton sowohl von ***mare*** als von ***nautis*** wäre; die Vermuthung, dass Horaz schrieb:

Exitio est aliis mare nautis.

„Die Feinde Cäsars sind theils auf dem Schlachtfeld gefallen, andere wie ich müssen als Schiffende ertrinken.“

Nun erwarte ich freilich zwei Einwendungen. Erstens: „wie sollen denn diese zwei Gedichte in eines zusammengewachsen sein?“ Das weiss ich allerdings nicht; aber wer den homerischen Hymnus auf Apollo in zwei Hymnen schied, wer Pindars Isthm. III. in III. und IV. zerlegte, wer die 7 Bücher von Xenophons Hellenica in zweierlei Werke zu 2 und 5 Büchern trennte, oder wer ähnliche Entdeckungen machte, der wusste auch nicht wie der Irrthum entstanden, und fand doch bei dem Gewicht der inneren Wahrscheinlichkeit Glauben. In der horazischen Kritik selbst — um von Peerlkamps Verwandlung der ersten Oden des dritten Buchs in Ein ***Carmen gnomicum*** zu schweigen — bekenne ich mich zu denen, welche die Ode ***Laudabunt alii*** in zwei Oden auflösen, in V. 1—14: Loblied auf das stille unberühmte Tibur; dann in V. 15—32: Ermunterung an Plancus, seinen Trübsinn im Wein zu ertränken! Aehnliche Irrungen in der modernen Literatur hat erst die Allgemeinheit der Sitte von Ueberschriften und Büchertiteln verhütet. — Und doch lässt sich sogar ein Anlass zu der Vereinigung beider Gedichte in eines errathen. In beiden ist von Todten und von Begräbniss die Rede, in beiden von Unteritalien, in beiden herrscht einerlei Versmass, — für Acron Versuchung genug, um sie für zwei Theile Eines Ganzen zu halten, und dem mangelnden Zusammenhang durch historische Notizen von eigner Fabrik nachzuhelfen.

Eine zweite Einwendung: Die ungetheilte Ode zählt 36 Verse, welche mit 4 dividirt netto 9 Tetraden oder horazische Strophen zu 4 Versen geben. Nach meiner Trennung aber besteht die erste Ode aus 18, die zweite gleichfalls aus 18 Versen, also eine Zahl, welche dem horazischen Gesez vierzeiliger Strophen, welches Meineke entdeckt hat, offenbar widerstrebt. Diese Entdeckung meines Freundes Meineke steht aber bereits in solchem Ansehen, dass man hie und da ganze Verse für unächt erklärt hat, nur um in den Rest mit

Digitized by Google

4 dividiren zu können. Also muss eine blose Conjectur, welche dieses Ebenmass zerstören würde, schon darum Widerspruch finden.

Meine Erwiederung lautet: Ich will die Evidenz der meinekischen Entdeckung hier auf sich beruhen lassen; jedenfalls aber darf man blos die eigentlichen Oden diesem Gesez der Vierzeiligkeit unterwerfen, nicht aber die horazischen Elegieen. Denn viele sogenannte Oden sind dem Geist nach Elegieen, im modernen Sinn (ihrem Inhalt nach) ganz, und im antiken Sinn (ihrem Versmass nach) wenigstens halb. Horaz hat — ich weiss nicht ob nach einer subjectiven Antipathie oder aus Neuerungslust — den Pentameter durchaus verschmäht, dafür aber die alte Form des elegischen Distichon modificirt, indem er dem Hexameter bald einen jambischen Senar (I, 4 und Epod. 16.) bald einen dactylischen Tetrameter (I, 7 und 28 und Epod. 12) bald einen halben Pentameter (IV, 7) bald einen andern kürzern Vers angefügt hat, niemals aber einen Pentameter. Die Elegie aber ist bisher noch keinem Zahlengesetz jener Art unterworfen worden, wie neuerdings auch der Hesiodus; und eine der horazischen Elegieen dieser Art, die schöne 16. Epode ***Altera jam teritur bellis civilibus aetas*** sträubt sich wirklich mit ihren 66 Versen eben so wie unsere vorliegenden Gedichte gegen die Vierzeiligkeit, wenn man nicht die sprachlich ganz unverdächtigen Verse 60. 61 als unächt herauswerfen, sondern höchstens nach Peerlkamps Rath sie hinter V. 52 versezen will.

Gesezt nun dass ich Sie von der Richtigkeit meiner Ansicht überzeugt habe, so verlieren wir allerdings ein horazisches Gedicht von ansehnlichem Umfang und von einer so tiefsinnigen Anlage, dass die scharfsinnigsten Kritiker über Inhalt, Zweck und Gedankengang die verschiedensten Ansichten hegen und von einer Verständigung noch weit entfernt sind, und wir gewinnen dafür zwei Gedichtchen, denen man mit dem ersten Blick auf den Grund sieht wie einem seichten Bächlein, Gedänkchen, hinter denen nichts, gar nichts ist, und die in Vergleich mit den grossartigen Schöpfungen der Ilıade und der Antigone kaum der Mühe werth scheinen aufgeschrieben zu werden, geschweige denn auf die Nachwelt zu kommen — und doch sind Gedichte dieser Art die Perlen der lyrischen Poesie, die wir in Catulls, Göthes, Rückerts Sammlungen schmerzlich vermissen würden. Momentane Gefühle, wie sie irgend ein äusserer Eindruck hervorruft, sind in ihnen in Worte verwandelt, sie sind gleichsam amplificirte Interjectionen; kurz, sind wahre Gelegenheitsgedichte, im bessten Sinn, ganz verschieden von der Tendenzpoesie, an der unsere heutige Dichtkunst krankt, und von jenen allerhöchsten Orts bestellten Arbeiten, wie ***Qualem ministrum*** und das ***carmen saeculare***, sind Gelegenheitsgedichte, wie sie Göthe im Sinn hat:

Willst du ein wahrer Dichter heissen,
Musst du nicht Hirten und Helden preisen;
Hier ist Rhodus, hier tanze du Wicht,
Und zur Gelegenheit mach ein Gedicht! *).

*) Da der Vortrag ein extemporirter war, so stimmt diese spätere Aufzeichnung nur im allgemeinen mit dem wirklich Vorgetragenen überein. Auch hat der Verf. kein Bedenken getragen, noch einige bei dem Vortrag übergangene Momente für seine Ansicht einzufügen, um so weniger, als ihm keine Zeit und Gelegenheit mehr vergönnt war auf einige Einwendungen, die gegen seine vorgetragene Ansicht gemacht wurden, zu antworten. Dagegen wollte er die behagliche Breite, die einem extemporirten Vortrag natürlich ist, nicht gegen eine präcisere Darstellung eintauschen.
A. d. Vf.

Digitized by Google

Beilage *).

Horat. Carm. I, 28ᵃ.

Horatius Archytae sepulcro adstans sortem humanam commiseratur.

To maris et terrae numeroque carentis arenae
Mensorem cohibent, Archyta,
Pulveris exigui prope littus parva Matinum
Munera: nec quidquam tibi prodest,
Aërias tentasse domos, animoque rotundum
Percurrisse polum, morituro!
Occidit et Pelopis genitor, conviva deorum;
Tithonusque, remotus in auras,
Et Jovis arcanis Minos admissus; habentque
Tartara Panthoiden, iterum Orco
Demissum; quamvis clypeo Trojana refixo
Tempora testatus, nihil ultra
Nervos atque cutem morti concesserat atrae,
Judice te non sordidus auctor
Naturae verique. Sed omnes una manet nox,
Et calcanda semel via leti;
Mista senum ac juvenum densentur funera: nullum
Saeva caput Proserpina fugit.

Horat. Carm. I, 28ᵇ.

Horatius quasi naufragio oppressus et ejectus sepulturam precatur.

Dant alios Furiae torvo spectacula Marti:
Exitio est avidum mare nautis.
[Mista senum ac juvenum densentur funera: nullum
Saeva caput Proserpina fugit.]
Me quoque devexi rapidus comes Orionis
Illyricis Notus obruit undis.
At tu, nauta, vagae ne parce malignus arenae
Ossibus et capiti inhumato
Particulam dare: sic, quodcunque minabitur Eurus
Fluctibus Hesperiis, Venusinae
Plectantur silvae, te sospite: multaque merces,
Unde potest, tibi defluat aequo
Ab Jove Neptunoque, sacri custode Tarenti.
Negligis immeritis nocituram

*) In einem besondern Abdrucke den Zuhörern zu bequemerem Ueberblicke in die Hand gegeben.

Digitized by Google

Postmodo te natis fraudem committere? Fors et
Debita jura vicesque superbae
Te maneant ipsum: precibus non linquar inultis,
Teque piacula nulla resolvent.
Quanquam festinas (non est mora longa), licebit
Injecto ter pulvere curras.

Da der Vorsitzende die Discussion über den eben vernommenen Vortrag eröffnet, nimmt Direktor Eckstein das Wort *):

Der Herr Präsident hat zu unserer grossen Freude ein „Primanerthema" behandelt; gestatten Sie mir der einmal gewählten Form treu zu bleiben, und meine Bemerkungen als die eines aufmerksamen und wissbegierigen, ich will nicht sagen naseweisen und vorlauten Primaners an den verehrten Herrn Rektor zu richten, von dem ich weitere Aufklärung über die sich aufdrängenden Bedenken, Lösung neu sich ergebender Schwierigkeiten mit gebührender Bescheidenheit mir erbitte.

Der Herr Rector haben mit Alexanders Kühnheit und Salomons Weisheit ein Gedicht, das bisher unbestritten als ein Ganzes gegolten hat, in zwei Gedichte zerlegt, die gar nichts mit einander zu thun haben sollen. Das erste Gedicht, mit der Ueberschrift „Gefühle bei dem Grabe des Archytas", soll die VV. 1—16 enthalten; weil es aber so mit einem ganz allgemeinen Gedanken *omnes una manet nox et calcanda semel via leti* schliessen würde, so hat der Herr Rektor nach der von ihm oft angewendeten Heilmethode der Versetzung zwei Verse aus dem andern Gedichte *Mixta senum ac juvenum — Proserpina fugit* herübergenommen und mit demselben das erste Gedicht geschlossen. Wird aber nicht dadurch wieder nur ein allgemeiner Gedanke gewonnen, der so eben für unzulässig an dem Schlusse des Gedichts erklärt ist? noch dazu in einer kaum zu ertragenden Breite und Trivialität. Denn zuerst müssen alle Menschen sterben, dann muss Alt und Jung sterben, und zuletzt müssen noch einmal alle Menschen sterben; denn dies ist doch der Sinn der Worte, dass der Tod keinen Menschen fliehe.

Das erste Gedicht des Herrn Rectors besteht nach jener Transposition aus 18 Versen: dies widerstreitet der uns oft und gewiss mit Recht empfohlenen Ansicht von dem strophischen Baue der horazischen Oden und verletzt Meineke's Gesetz von der Theilung der Gedichte in Strophen von je 4 Versen. Inzwischen auch diese Schwierigkeit ist bereits gehoben worden durch die Annahme, dass die beiden neuen Gedichte Elegieen seien, auf die natürlich jenes Gesetz keine Anwendung finde. Aber Horaz elegischer Dichter? noch dazu in einer Form, welche sich in der wirklichen Elegie der Alten nirgends findet? Das streitet wider den Respect, welchen der Herr Rektor uns in den Vorträgen über Rhetorik und Poetik gegen die Alten eingeprägt haben. Wir haben zu gut von ihm gelernt, von wie grosser Bedeutung die Form für den Inhalt ist, und wie streng und gewissenhaft die Alten für einen bestimmten Inhalt auch eine bestimmte Form beibehalten haben.

Das sind die Bedenken, welche sich mir bei dem Anhören des Vortrages sofort aufgedrängt haben. Ich bitte recht sehr um deren Beseitigung, wünsche aber auch die Vergünstigung, eine eigene Meinung äussern zu dürfen und der Prüfung des verehrten Lehrers

*) S. Anm. zu S. 19.

Digitized by Google

zu unterwerfen. Die Einheit des Gedichts mag ich nicht aufgeben, aber auch keine von den verschiedenen dialogischen Formen annehmen, in die das Gedicht zerschnitten ist. Mir ist es ein Monolog, und zwar des Dichters selbst. Indem ich aber so das Alte rette, weise ich das so eben dargebotene Neue nicht ab. Ich billige durchaus die von dem Herrn Rector angenommene Situation und die Beziehung auf ein Ereigniss aus dem Leben des Dichters. Der Anblick eines Denkmales des Archytas weckt in dem Dichter die Erinnerung an die Todesgefahr, in welcher er bei dem Schiffbruche geschwebt hat. Den Schiffbruch können wir nicht wegläugnen, denn er erscheint neben sonst beglaubigten Lebensgefahren des Horaz in der 4. Ode des 3. Buches. Grossen Werth hat übrigens die Ode nicht; ich betrachte sie nur als eine Studie des Dichters, deren grade das erste Buch der Oden recht viele enthält. Doch ich falle aus meiner Rolle, deren Durchführung ich gütiger Nachsicht empfehle.

Darauf erhebt sich Geheimerath Böckh und erklärt *), durch den Vortrag Döderleins ganz überzeugt worden zu sein, ohne für die Nachhaltigkeit der Ueberzeugung einstehen zu wollen. Das Zusammenleimen zweier Stoffe sei miserabel. Auch in der Auffassung des Gedankens von *Nullum saeva caput Proserpina fugit* stimmt er Döderlein bei. Derselbe sei keineswegs einerlei mit dem vorhergehenden; es sei ein Plus darin! Anlangend die aus dem Meineke'schen Kanon hergenommene Schwierigkeit, so würde diese das Gedicht auch in seiner bisherigen Form treffen, wenn man jenen Kanon darauf anwenden wollte. Denn das Ganze bestehe zwar aus 36 Versen, die aber als 18 Distichen zählten und dann doch nicht durch 4 getheilt werden könnten.

Hierauf nimmt Hofrath Thiersch das Wort *). Er sucht die schon von andern aufgestellte Ansicht, als die alle Schwierigkeiten ohne gewaltsame Trennung des Gedichts in zwei lösende in ihrem Recht zu schützen, indem er nachweist, dass das Ganze sich sehr wohl als der Monolog eines dort umgekommenen und unbeerdigten Seefahrers, dessen Schatten, ein Grab begehrend, noch am Ufer umherirrte, halten lasse, indem dieser von dem dort begrabenen Archytas, der nach den Scholiasten an jener Stelle dem gleichen Unfall erlegen und dort begraben war, und von Betrachtungen über ihn beginne, um mit Vers 21: *Me quoque .... Notus obruit undis* auf sich und sein Schicksal überzugehen und von den Vorüberfahrenden ein Grab zu begehren. Die Annahme liege sehr nahe, dass der Dichter an jenem von ihm oft besuchten und ihm werthen Strande seiner venusinischen Heimath irgend einmal den nach dem Schiffbruch an das Ufer geworfenen Leichnam eines Unglücklichen gefunden und an diesen jene Erwägungen geknüpft, sie dem Schatten des Unbeerdigten in den Mund gelegt habe: „Dich, Archytas, deckt eine Handvoll Staub; mir ist das Grab noch versagt." Die vorgeschlagene Transposition sei jedoch in jedem Falle sehr passend; der Zusammenhang gewinne dadurch. Aber bedenklich sei es, den Namen der Elegie hier beizuziehen. Die Alten hätten für den Inhalt ihrer Dichtungen die richtigste Form gefunden, und an diesen einmal ausgeprägten Formen festgehalten. Daher dürfe der bestimmte Typus nirgends über das ursprüngliche Gebiet ausgedehnt werden. Die Elegie und die Epode zu vermischen, sei um so bedenklicher, als Archilochus, der Urheber die-

*) S. Anm. zu S. 23.

Digitized by Google

ser beiden ältesten lyrischen Formen, die Verschiedenheit beider Gattungen selbst eingeleitet und gewahrt habe.

Da die Zeit vorgerückt war, behielt **Döderlein** seine Gegenerinnerungen späterer Besprechung vor. Ihm folgte nach einer kurzen Pause auf der Rednerbühne Professor **von Jan** aus Schweinfurt mit nachstehendem Vortrag *):

Ehrenrettung des M. Furius Bibaculus

in Bezug auf die Erklärung von Horazens Satiren (**I, 10, 36** f. u. **II, 5, 40** f.).

Hätte ich gewusst, dass ich, wie es jetzt der Fall ist, nach zwei solchen Heroen in der Wissenschaft auftreten sollte, so würde ich es nimmermehr gewagt haben, einen noch dazu so unbedeutenden Vortrag anzumelden. Da ich mich aber nun genöthigt sehe, mein Wort zu lösen, so muss ich doppelt um Nachsicht bitten, wenn ich die Aufmerksamkeit der hochverehrten Versammlung für die Mittheilung einer Notiz in Anspruch nehme, auf welche mich meine Plinianischen Studien geführt haben, und die nur in sofern von allgemeinerem Interesse sein dürfte, als sie auf die Erklärung einer viel besprochenen Stelle des Horaz einen unabweisbaren Einfluss ausübt.

Es handelt sich dabei um die Ehrenrettung des M. **Furius Bibaculus**, über den uns aus dem Alterthum etwa Folgendes überliefert worden ist. Nach Hieronymus im Chronicon Eusebianum war er **651** U. C. (**103** v. Chr.) in Cremona geboren. Sueton (de illustr. gramm. **4**.) nennt ihn neben Valerius Cato (der, wie er, Grammatiker und Dichter zugleich war) als ***litterator***. Macrobius (Sat. II, **1**, **13**) berichtet, er verdanke einen Scherz des Cicero in seiner Rede für den Flaccus, den dieser in die schriftliche Aufzeichnung nicht aufgenommen habe, einem nicht näher bezeichneten Buche desselben, welches vielleicht mit dem von Plinius (Praefat. ad N. H. §. **24**) unter dem Titel ***Lucubratio*** angeführten identisch ist. Als Jambendichter erscheint er neben seinem jüngeren Zeitgenossen Catullus bei Quintilian (**X, 1, 96**.) und bei Tacitus (Annal. IV, **34**.); an beiden Stellen wird die Heftigkeit und Schmähsucht der beiden Dichter getadelt. Als vorzüglichen Jambendichter erwähnt ihn nach Lucilius, Catullus und Horatius der Grammatiker Diomedes (III, **6**. p. **482**. P.). Auf ein jambisches Gedicht desselben bezieht Weichert (Poetar. Latin. reliqu. p. **362**.) auch die Worte des Sosipater Charisius (I, **77**. p. **102**. P.): ***Bibaculus: Duplici, inquit, toga involutus.*** Aus einem epischen Gedichte, vielleicht demselben, welches die alten Erklärer des Horaz (zu Sat. II, **5**, **40**.) ***Pragmateia belli Gallici*** nennen, finden sich einige Verse bei Sueton (de illustr. gramm. **9** u. **11** f.), bei dem Scholiasten des Juvenal (zu Sat. VIII, **16**.) und bei Gellius (N. A. XVIII, **11**, **4**.) angeführt; und dass ihm der von Quintilian (Inst. or. VIII, **6**, **17**.) als Beispiel einer harten, von einer zu ferne liegenden Aehnlichkeit hergenommenen Metapher erwähnte Vers:

Juppiter hibernas cana nive conspuit Alpes

angehöre, ergibt sich aus der Verspottung desselben bei Horaz (Serm. II, **5**, **40** f.), wo man liest:

— seu pingui tentus omaso
Furius hibernas cana nive conspuet Alpes.

Diese Stelle benützt der grosse Bentley mit Recht zur Erklärung des ***Turgidus Alpinus*** (Serm. I, **10**, **36**), wobei er u. a. Folgendes sagt: ***Plinius Praefat. Hist. Nat.:***

*) S. Anm. zu S. 19.

Digitized by Google

Nostri crassiores Antiquitatum, Exemplorum, Artiumque (libros inscripserunt) facetissimi, Lucubrationum, ut qui Bibaculus *erat et vocabatur. Ita recte dederunt Harduinus et ad Catullum Is. Vossius: scripti ibi codices Vivaculus. Ergo Furius ille Bibaculi cognomen lucratus est, qui (quia?) bibax erat: idem erat pingui tentus omaso: utpote non minus cibi appetens quam vini.* In dieser Erklärung der Worte: *pingui tentus omaso* folgten ihm die späteren Herausgeber des Horaz mehr oder weniger alle. Heindorf wollte diese Worte auf die Wohlbeleibtheit des Furius beziehen, der neueste Herausgeber seines Commentars führt aber Weichert (Poetar. Lat. rel. p. 344.) für die Ansicht an, dass er ein gefrässiger Mensch gewesen sei. Dort heisst es: *Quidni enim Furius fuerit edax, cum bibacem eum fuisse ex accepta haud dubie fama referat Nat. Hist. praef. T. I. p. 22. ed. Frz.!* In ähnlicher Weise sagt Orelli ganz naiv: *Is enim Bibaculus erat et vocabatur: quidni altero etiam vitio laborarit?* Weichert sucht sogar (p. 347) durch das Beispiel des L. Calpurnius Piso zu erweisen, dass das hohe Alter, welches Furius erreichte, kein Beweis gegen seine Schwelgerei sei, und fügt hinzu: *Horatius, cum illa in Furium scriberet, vegeta adhuc fuit aetate, necdum illo, de quo Augustus iocatur, ventriculo instructus, ita ut proiectum Furii ventrem, qui senectutis post vitam in frequentibus conviviis et compotationibus transactam comes esse solet, tuto posset irridere.*

Man begnügte sich also nicht damit, in Folge des Zunamens *Bibaculus*, den Furius zu einem Trunkenbolde zu machen, wofür man einen Gewährsmann an Plinius zu haben glaubte; sondern man schrieb ihm auch eine besondere Virtuosität im Essen zu. Was berechtigt aber zu dieser Annahme? Nach meinem Urtheile gar nichts. Selbst in physischer Beziehung möchte der Schluss gewagt sein, dass wer viel trinkt, auch viel isst; doch, ehe überhaupt von einem solchen Schlusse die Rede sein kann, fragt es sich, ob die Prämisse feststeht, dass der Dichter Furius den Beinamen *Bibaculus* vom Trinken erhalten habe?

Dass dies nicht der Fall ist, wird sich bald zeigen, wenn wir die Stelle des Plinius näher in's Auge fassen, auf welche sich die Erklärer des Horaz berufen. Dieser sagt nämlich in der Vorrede zur Naturalis Historia, wo von den gesuchten Büchertiteln der Griechen und von der grösseren Einfachheit der Römer in dieser Beziehung die Rede ist, ein Schriftsteller habe sein Buch *Lucubratio* *) betitelt, und zwar (nach der neuesten Sillig'schen Recension) mit dem Beisatze: *puto quia Bibaculus erat et vocabatur.* Diese Worte sind nun aber eine *crux interpretum*, so dass mein verehrter Freund Sillig, der bekanntlich mit seinen Bemerkungen nie über das äusserste Bedürfniss hinausgeht, denselben in seinem Commentar fast eine ganze Seite gewidmet hat, ohne damit in's Reine zu kommen. Er nimmt an, Plinius habe hier gezeigt, wie wenig Geschick und Geschmack er zum Scherzen hatte. Um den Titel *Lucubratio* zu erklären, habe er den Beinamen des Schriftstellers, *Bibaculus*, ausgebeutet, und, ohne einer verbürgten Nachricht zu folgen, angenommen, er habe gerne, und zwar bis tief in die Nacht hinein, getrunken. Allein dann müsste *lucubratio* das Nachtschwärmen bedeuten, eine Erklärung, die, wie Sillig selbst zugibt, sich durch keine ähnliche beweisen lässt, da *lucubratio* immer das Arbeiten zur Nachtzeit, oder ein in der Nacht ausgearbeitetes Werk bezeichnet. Wenn sich aber jene

*) Oder *Lucubrationum.* So möchte ich bei Plinius schon wegen der vorausgegangenen Genitive lieber lesen, als *Lucubrationem*, was freilich in allen Handschriften steht.

Bedeutung des Wortes sich nachweissen liesse, würde sie wohl hierher passen, wo von einem Büchertitel die Rede ist? In der That, der Scherz wäre allzu ungeschickt, wenn Plinius in seiner sonst so geschraubten, an den Imperator Titus gerichteten, Vorrede diesen und seine Leser hätte glauben machen wollen, es habe ein Schriftsteller, weil er gerne die Nächte durchschwärmt habe, sein Buch Nachtschwärmereien betitelt. Dass durch Nachtschwärmerei keine Bücher zu Tage kommen, und dass man dem Plinius am allerwenigsten eine solche Ansicht zuschreiben dürfe, wird mir die hochverehrte Versammlung gewiss zugeben.

Wer möchte daher nicht dem eben so scharfsinnigen als gelehrten Bernhardy beistimmen, der in seinem trefflichen Grundrisse der Römischen Literatur (S. 462) diese Worte als verdorben bezeichnet?

Sehen wir uns in dem kritischen Apparate um, so zeigt sich, dass der Name *Bibaculus* schlecht beglaubigt ist. Es werden dafür in der Sillig'schen Ausgabe nur drei Vaticanische Handschriften und eine des Escurial angeführt. Diese sind sämmtlich von dem Grafen de Turre Rezzonico verglichen, der in solchen Dingen kaum als zuverlässiger Zeuge betrachtet werden kann. Dagegen führt Harduin als die Lesart der ältesten Ausgaben und der Handschriften *Vivaculus* an; dasselbe findet sich bei Sillig in zweien der besten Handschriften; in den übrigen *ut baculus*, was zwischen *Vivaculus* und *Bibaculus* in der Mitte steht. Dass die Handschriften *Viraculus* haben, hat such Bentley (s. oben) und Weichert (p. 344) angeführt; man müsste sich daher in der That wundern, dass die Bedeutung dieser Lesart für die Stelle des Plinius noch von niemanden erwogen worden ist, wenn nicht *Bibaculus* den beiden zuletzt erwähnten Gelehrten besser gepasst hätte, und auch andere, wie Sillig, darüber weggesehen hätten, als über eine blosse orthographische Verschiedenheit.

Dass die Buchstaben *b* und *v* früher schon, offenbar wegen naher Verwandtschaft in der Aussprache, verwechselt worden sind, ist bekannt. Daraus geht hervor, dass die Aussprache des *v* als *f* jedenfalls nicht die richtige ist; doch möchte das *v* darum nicht ohne Weiteres unserem *w* gleichzuachten sein; es bildete vielmehr einen Zwischenlaut zwischen *b* und *f*, der dem *b* näher stand, und sich zu diesem etwa so verhielt, wie im Englischen das weiche *th* zu *d*. Im Allgemeinen scheint aber fast häufiger *b* für *v* geschrieben worden zu sein *), so dass, selbst von dieser Seite betrachtet, die Schreibart *Viraculus* Beachtung verdient hätte.

Sehen wir aber davon ganz ab, und beachten vielmehr den in *Vivaculus* liegenden Begriff, so eröffnet sich uns dadurch ein ganz neuer Gesichtskreis. Diese Form des Namens erscheint nämlich als eine Deminutivform von *vivax*, die freilich ausserdem eben so wenig

*) Aus der Orelli'schen Inschriftensammlung wird im Forcellinischen Lexikon *atabi*, *curbatus*, *boluerit*, *balbae*, *berna*, *binaria*, dagegen nur *deveret* und *vase* statt *basi* angeführt; in den *Notis Tironianis* (p. 169.) ist das räthselhafte *bibaria* wohl auch auf *vivaria* zurückzuführen; bei Macrobius ist *Pacubius* die herrschende Schreibart; ausserdem findet sich *balba* für *valva*, *habeo* für *aveo* oder *haveo*, dagegen (Sat. II, 3, 6) *Revilus* statt *Rebilus*, (Sat. VII, 14, 1) *bulvos* statt *bulbos* und (Sat. II, 6, 6) *Valerius* statt *Laberius*, was das Mittelglied *Laverius* voraussetzt; in der Bamberger Handschrift des Plinius erinnere ich mir nur einige Male *beneficia* statt *veneficia* gelesen zu haben; an der bekannten Stelle (XXXVI §. 102) hat sie statt *Diribitorii dilibitori*; in anderen Handschriften scheint *diriuitori* gestanden zu haben, da *Jovi ultori* daraus gemacht wurde.

Digitized by Google

als *bibaculus* von *bibax* vorkommt, uns aber, statt auf das Trinken, auf ein langes Leben hinführt. Der Sinn der ganzen Stelle wäre demnach etwa: „Ein Schriftsteller nannte sein Werk Nachtstudien, ich glaube, weil er *Vivaculus* hiess, und diesen Namen mit Recht trug, d. h. weil er nicht ein Lebemann war, was *Bibaculus* bedeuten würde, sondern so lange als möglich, oder, um bei der Deminutivform stehen zu bleiben, ziemlich lange lebte." Bedenkt man, dass, wer die Nacht wie den Tag zur Arbeit benützt, mehr wirkt, und also auch länger lebt, als wer die Nächte verschläft, so bleibt kaum eine andere Einwendung übrig, als dass es gewagt sei, diesen Gedanken dem Plinius so ohne Weiteres unterzulegen. Doch auch diese ist leicht zu beseitigen, da ja Plinius in derselben Vorrede nur sechs Paragraphen weiter oben (§. 18) sagt: *Dies vobis impendimus, cum somno valetudinem computamus, vel hoc solo praemio contenti, quod, dum ista (ut ait M. Varro) musinamur, pluribus horis vivimus, profecto enim vita vigiliis est* — und also das Wachen als das wahre Leben bezeichnet. Ist wohl noch daran zu zweifeln, dass Plinius *Vivaculus* schrieb, und so den Furius als einen μακρόβιος im edleren Sinne bezeichnete? — Ich werde mich keinen Augenblick bedenken, *Vivaculus* zu schreiben, wenn ich je dazu gelange, einen revidirten Text dieses Schriftstellers herauszugeben.

Diese meine Worte werden vielleicht Manchem der Anwesenden, der die Anzeigé Teubners gelesen hat, dass ich den Plinius für seine Sammlung übernommen habe, sonderbar vorkommen. Zur Erläuterung diene Folgendes: In der Meinung, dass ein neuer Text ohne kritischen Apparat vielleicht der grösseren Ausgabe ein zahlreicheres Publicum verschaffen könnte, in keiner Weise aber derselben Eintrag zu thun im Stande wäre, gab ich der Aufforderung Teubners vorläufig meine Zustimmung; nachdem aber mehrere eben so einsichtsvolle als unpartheiische Männer die Ansicht gegen mich ausgesprochen hatten, dass mein Name vor einer Textausgabe jenem Unternehmen einen nicht unbedeutenden Nachtheil bringen könnte, bat ich den Verleger, mir mein Wort zurückzugeben, und wir verständigten uns, obgleich jene Anzeige bereits gedruckt war, dahin, dass ich mein gegebenes Versprechen erst dann zu erfüllen haben würde, wenn für jenes Unternehmen keinerlei Gefahr mehr daraus entstehen würde. Wie könnte ich auch zu einer Beeinträchtigung desselben die Hand bieten? Habe ich doch ein ganzes Jahr meines Lebens den Vorbereitungen dazu gewidmet, und seitdem dasselbe, so weit meine schwachen Kräfte reichen, zu fördern gesucht! Schon um des Verlegers willen möchte ich eine solche Schuld nicht auf mich laden, da er einen sehnlichen Wunsch von mir erfüllt hat, indem er es verhinderte, dass dieses Nationalwerk deutscher Wissenschaft nicht auf fremdem Boden an's Licht trat, vor allem aber bindet mich die Freundespflicht dem Manne gegenüber, der das schwere und grosse Werk bisher mit solcher Meisterschaft, Ausdauer und Uneigennützigkeit gefördert hat, dass wer an dem Werke und seinem Verfasser nur einigen Antheil nimmt, wünschen muss, dass er es ungehindert zu Ende führen, und die ohnehin spärlichen Früchte seiner Riesenarbeit ungeschmälert geniessen möge. —

Wenn nun aber bei Plinius *Vivaculus* ohne Zweifel das Richtige ist, so ist damit noch nicht gesagt, dass der Name überhaupt so, nicht *Bibaculus*, zu schreiben sei; vielmehr scheinen die Worte *puto, quia Vivaculus erat et vocabatur* den Gedanken zu enthalten: „ich glaube, weil der, den man gewöhnlich *Bibaculus* nennt, eigentlich *Vivaculus* zu heissen verdiente und wirklich so hiess."

Digitized by Google

Beachten wir die Stellen, wo der Name sonst noch vorkommt, so zeigt es sich, dass die Schreibart ***Vivaculus*** sich nur bei Späteren, so weit die mir zu Gebote stehenden Mittel reichen, findet, welche dieselbe dem Plinius entnommen haben konnten. So sprechen bei Macrobius (Sat. II, 1, 13.) die Handschriften durchaus für ***Fusius Vivaculus***; ebenso hat der eine Scholiast des Cruquius. Bei dem Scholiasten Acron fand Bentley an einer Stelle (zu Horat. Serm. I, 10, 36.) ***Vivalium quendam***, woraus er ***Vivaculum*** machte, mit der Bemerkung: ***Sic enim librarii solent scribere apud Macrobium, Plinium, alios.*** An einer anderen Stelle (zu Serm. II, 5, 41.) führt er aus demselben ***Bibaculum*** an, nnd diese Schreibart findet sich bei dem Scholiasten zu Juvenal (VIII, 16) und in allen mir zu Gebote stehenden Exemplaren des Quintilian und des Tacitus, so wie der Grammatiker Diomedes und Charisius ohne Variante. Ebenso liest man bei Livius und bei Valerins Maximus, von welchen jener (XXII, 49, 15.) unter den in der Schlacht bei Cannä Gefallenen einen Quästor ***L. Furius Bibaculus*** anführt, dieser (I, 1, 9.) einen Prätor dieses Namens erwähnt, woraus hervorgeht, dass ***Bibaculus*** ein Familienname war, für welchen der Dichter ***M. Furius*** in keiner Weise verantwortlich gemacht werden kann, wenn auch zuzugeben ist, dass sich weit eher annehmen lässt, dass derjenige, welcher diesen Beinamen zuerst erhielt, ihn vom Trinken (***Bibaculus***), als vom langen Leben (***Vivaculus***) bekam.

Dem sei, wie ihm wolle, Plinius wollte den Verfasser des ***Lucubratio*** betitelten Werkes sicherlich nicht als einen Trinker, sondern als einen den Studien ergebenen, fleissigen Mann bezeichnen; er kann also in keinem Falle als Gewährsmann angeführt werden, wenn nachgewiesen werden soll, dass der Dichter Furius im Essen wie im Trinken unmässig gewesen wäre.

Wie sind also bei Horaz die Worte ***pingui tentus omaso*** zu erklären? Beachtet man, dass Horaz den Furius selbst die Alpen mit Schnee bespeien lässt, um ihn zu verspotten, weil er diesen ungeeigneten Ausdruck vom Juppiter brauchte, so ist kein Zweifel, dass jene Worte mit diesem Spotte in unmittelbare Verbindung zu bringen sind. Soll also der Spott eine schwülstige nnd gemeine Redeweise bezeichnen, so ist ***pingui tentus omaso*** ein bildlicher Ausdruck für das, woraus jene Redeweise hervorgegangen ist. Wer sollte dabei nicht an ***pinguis Minerva*** erinnert werden? ***Omasum*** (nach einer Philoxenischen Glosse ein gallisches Wort für Rindskaldaunen) galt, wie Horaz selbst (Ep. I, 15, 34.) zeigt, als ein grobes, schwer verdauliches Nahrungsmittel gemeiner Leute. Die Worte ***pingui omaso*** deuten also auf die Gemeinheit, den Mangel an eleganter, ächt römischer Bildung, während in ***tentus***, was zunächst die Anfüllung des Magens bezeichnet, wie an jener andern Stelle (Serm. I, 10. 36.) in ***turgidus*** der Tadel einer schwülstigen Ausdrucksweise liegt, wenn man nicht etwa die drei Worte in den Ausdruck zusammenfassen will: „von Gemeinheit strotzend." So bedarf man, wie leicht zu ersehen ist, weder der Annahme, dass Furius im Essen nnd Trinken nicht das rechte Maass hielt, noch dass er besonders wohlbeleibt war, wenn gleich zugegeben werden kann, dass, wenn Letzteres, wie der Scholiast sagt, wirklich der Fall war, die Anwendung dieses spöttischen Bildes dadurch erleichtert wurde.

Nachdem der Vorsitzende dem Redner für seine belehrenden Mittheilungen gedankt und einige geschäftliche Angelegenheiten erledigt hatte, beschliesst die Versammlung, den letzten Gegenstand der heutigen Tagesordnung auf die morgende Sitzung zu verschieben.

Digitized by Google

Indess erbittet sich Professor Forchhammer das Wort: Er wolle noch ein Paar Worte über unsere Versammlungen sprechen. Es sei noch immer sehr zu beklagen, dass Niemand vorher wisse, wovon bei jeder Zusammenkunft die Rede sein werde. Nothwendig werde es, dass bestimmte Themen, die zur Verhandlung kommen sollten, den Mitgliedern vorher bekannt gemacht würden. Ja nicht einmal die Tagesordnung für morgen sei bekannt. Darum wolle er für das nächste Jahr der Versammlung einen doppelten Wunsch an das Herz legen, in Göttingen die Mythologie und Aristoteles, zwei Gegenstände von der grössten Wichtigkeit, zur Verhandlung zu bringen. Die Mythologie sei uns fast unter den Händen verschwunden; seit O. Müller sei kein weiterer Schritt in der Entwicklung dieser Wissenschaft gethan. Noch würden die Mythen vielfach als Fabeln behandelt, ohne dass man die religiöse Bedeutung derselben erkenne. Nicht minder vernachlässigt sei die Philosophie des Aristoteles, während wir doch von Plato genaue Kunde haben. Die Academie der Wissenschaften zu Berlin habe einen gereinigten Text geliefert, mit dem es gehe, wie mit den Werken des Phidias, die in den Museen stehen, ohne einen Einfluss auf die moderne Sculptur zu üben. Nur wenige seien durch die Werke des Stagiriten angezogen, und gemeinschaftlich sei nichts für sie gethan. Durch vereinte Kräfte müsse hier mehr geschehen, zunächst für die Aufhellung der Begriffe in der Aristotelischen Philosophie. Dazu sei vor allen Dingen ein raisonnirender Index erforderlich, mit dessen Anfertigung Bonitz in Wien von der Berliner Academie beauftragt sei. Wollte man sich hier zu gemeinschaftlicher Arbeit vereinigen, und wer dazu Neigung habe, ein Stück im nächsten Jahre mitbringen, so wäre damit nicht blos ein grosser Vortheil für die Wissenschaft errungen, sondern auch für die Versammlung selbst, die in der Verfolgung eines ganz bestimmten Zweckes eine schöne Aufgabe und festeren Halt erlange.

In Bezug auf den letzteren angeregten Gegenstand erinnert Professor Nägelsbach daran, dass Erlangen die leider nicht vollendete grösste lexicalische Arbeit über Aristoteles besitze, das ***Lexicon Aristotelicum*** des Prof. Kopp, der freilich wenig geschrieben habe, aber sicher der grösste Kenner des Philosophen gewesen sei. Staatsrath von Roth habe das Manuscript angekauft und der Universität bei ihrer Jubelfeier zum Geschenk gemacht. Er macht ferner mit rühmender Anerkennung auf Professor Heyder's Werk über die Aristotelische Dialektik aufmerksam.

Der Präsident gibt die von Prof. Forchhammer zur Sprache gebrachten Uebelstände zu, versichert aber auch aus eigner Erfahrung, dass es ein Mittel zur Beseitigung derselben nicht gebe. Der Grund liege in der Versammlung selbst, deren Mitglieder sich im Allgemeinen nicht sehr bereit zeigten, durch Vorträge zu erfreuen. Wünschenswerth bleibe es sicher, das Präsidium der nächsten Versammlung aufmerksam zu machen, dass die Vorträge vor der Versammlung angemeldet und wo möglich bekannt gemacht werden.

Zum Schlusse erbittet sich Rector Wocher das Wort, um seinen gestrigen Vortrag zu ergänzen und namentlich auf einige seiner Schriften die Aufmerksamkeit zu lenken, ausserdem aber ein kleines phonetisches Kunststück zu produciren, indem er die Skala der Vokallaute anführt, wie sie nach ihrer grossen Mannichfaltigkeit, aber in regelmässiger Folge aus einander hervorgehen und in einander übergehen. Unter grosser Heiterkeit über dies Kunststück trennt sich die Versammlung.

Digitized by Google

Vierte Sitzung.

Erlangen den 3. October 1851.

Der Vorsitzende, Prof. Nägelsbach, eröffnet die Sitzung mit Vorlesung der Namen der seit dem gestrigen Tage neu angekommenen Mitglieder, drückt dem Herrn Rektor Wocher seinen Dank aus, dass derselbe sein Werk „Neuere Phonologie“ als Geschenk übergeben, und fährt dann fort: Meine Herrn! Erheben Sie sich mit mir, um durch Ehrung eines unserer ausgezeichnetsten Mitglieder eine längst verfallene Schuld abzutragen. Ich ersuche unsern Herrn Präsidenten und das Mitglied des Comité, Herrn Professor Schäfer, jetzt den Herrn Hofrath Thiersch auf die Tribüne zu geleiten. Nachdem diess geschehen, hält der Vorsitzende folgende Anrede *):

Theuerer, innig verehrter Mann! Ein Akt der Gerechtigkeit ist es, welchen mich die Versammlung nunmehr vollziehen heisst. Sie will nicht, dass in der Reihe der Meister unserer Wissenschaft, welche bereits mit Ehrendiplomen gefeiert worden sind, der Mann länger fehle, welchem sie als dem Stifter unseres Vereines huldigt. Als in gestriger Sitzung der Antrag hierauf gestellt worden war, rief der grosse Mann, den wir jetzt den Fürsten unserer Wissenschaft nennen, dass dies längst hätte geschehen sollen. Vernehmen Sie die Worte, in welche die Versammlung den Ausdruck ihrer Verehrung gegen Sie, die Anerkennung Ihrer Verdienste gefasst hat:

*) Von dem Redner aus der Erinnerung aufgezeichnet und der Red. mitgetheilt.

Digitized by Google

Q. F. F. F. S.

FRIDERICUM THIERSCHIUM

THURINGUM

PHILOLOGORUM GERMANICORUM CONVENTUUM INTER SAECULARIA GEORGIAE AUGUSTAE FELICISSIMIS AUSPICIIS ANNO MDCCCXXXVII CELEBRATA AUCTOREM

QUOD IN DICTIONIS HOMERICAE NATURA AC PROPRIETATE ACCURATIUS EXPLICANDA SALUTAREM JUVENIBUS OPERAM POSUIT: QUOD PINDARICORUM CARMINUM ADHIBITO METRORUM ARTIFICIO IN PATRIUM SERMONEM VERTENDORUM PRIMUS CONSILIUM SUSCEPIT SUSCEPTUM PROSPERO SUCCESSU EXSECUTUS EST: QUOD GRAECARUM ARTIUM MONUMENTA INSIGNI OCULORUM INGENIQUE ACUMINE CONTEMPLATUS EXQUISITAE PROMPTAEQUE DOCTRINAE COPIIS ADJUTUS ILLUSTRAVIT: QUOD DE GERMANIAE JUVENTUTE AD HUMANITATEM CONFORMANDA DEQUE OMNI RE SCHOLASTICA PER UNIVERSAM PATRIAM EMENDANDA EGREGIE MERUIT: QUOD PLURIMOS GRAECIAE JUVENES LIBERALI INSTITUTIONE A SE EXCULTOS NOVO PATRIAE AMORE INCENDIT ET PRO RECUPERANDA GRAECORUM LIBERTATE NULLUM LABOREM DETRECTAVIT: QUOD CUM RARA ANTIQUITATIS PERITIA INSIGNEM RECENTIORIS AETATIS COGNITIONEM FELICI TEMPERAMENTO MISCUIT: DENIQUE QUOD OMNI VITA AD VETERUM SIMPLICITATEM HUMANITATEM ELEGANTIAM COMPOSITA LITERARUM CULTORIBUS EXEMPLUM PRAEIVIT

GRATI AC VENERABUNDI CONSALUTANT

ET PRO VIRIDI EIUS OMNIBUSQUE VITAE BONIS FORTUNATA SENECTUTE

PIA VOTA NUNCUPANT

PHILOLOGI ERLANGAM CONGRESSI

D. III. OCTOBR. MDCCCLI.

Digitized by Google

Aber, theuerer Mann, wir wollten nicht blos einen Akt der Gerechtigkeit, sondern auch der Liebe vollziehen. Denn was ich bei Gelegenheit vor dreizehn Jahren zu sagen veranlasst war, dass Sie eben so gut als gross seien, davon ist die Versammlung aufs lebendigste überzeugt, besonderes Zeugniss aber können wir geben, die jetzigen und ehemaligen Lehrer der bayerischen Studienanstalten. Denn Sie sind nicht nur der Vater der philologischen Studien in unseren Landen, sondern sind oder waren auch in sehr schweren Zeiten der treueste Berather, der wärmste Freund, ja fast der einzige Hort der Gelehrtenschulen und ihrer Lehrer. Wohl lebt in uns die Erinnerung, wie Sie bei Ihren amtlichen Reisen in verschiedenen Theilen des Königreichs dem Gedeihen aller Anstalten gleichmässige Fürsorge widmeten, wie der grosse Philologe Thiersch in der Lateinschule des dorfähnlichen Landstädtchens sass, Lehrer und Schüler unterwies, den Bedrängten Trost, den Tüchtigen Ermunterung brachte, zu den Säumigen ernste Worte sprach, Alle aber durch wohlwollende, väterlich berathende Theilnahme erhob und erquickte. Was Sie für die Wissenschaft sind, davon geben deren Jahrbücher Zeugniss; was Sie für Griechenland gethan, war in den Zeitungen Europa's zu lesen; was Sie aber den Schulen und ihren Lehrern gewesen sind, das kam nicht in die Zeitungen, ist aber zweifelsohne irgendwo anders angeschrieben. Darum bitten wir Gott, dass er Ihnen, dem nicht minder als dem Pylischen Greise süsser denn Honig die Rede von den Lippen strömt, nestorische Jahre gewähren wolle, damit Sie, geehrt von Ihrem Könige, gepflegt von der Liebe der Ihrigen, noch recht lange auch unserer Liebe sich erfreuen mögen, welche jetzt Ihr ohnehin schon ruhmgekröntes Haupt mit diesem neuen Ehrenkranz geschmückt hat.

Thiersch erwidert: *) Mein verehrter und theuerer Freund, meine hochverehrten Amtsbrüder — denn so darf ich Sie alle begrüssen — und Freunde! Wenn die Alten, wo ihnen ein unerwartetes grosses Glück zu Theil wurde, die Götter baten, dass ihr Neid nicht über sie komme und das Erfreuliche störe, so bin ich gegenüber dem Ausdruck Ihrer Gesinnung in demselben Falle, wenn auch auf andere, nämlich christliche Weise, die Vorsehung zu bitten, dass sie, was in den ehrenden Worten, mit denen ich empfangen worden bin, über das Mass meines geringen Verdienstes hinausgeht, als den Ausdruck Ihrer Nachsicht gegen das Unvollkommene meiner Bestrebungen mir nicht anrechne, und dass sie bei soviel Ehre mir auch jene Bescheidenheit des Innern und aufrichtige Gesinnung bewahren möge, die uns an sich und gegenüber den grossen Gegenständen gebührt, deren Behandlung unser Leben gewidmet ist. So gross wir übrigens uns auch die Aufgabe unseres Lebens stellen, so wichtig die Güter, die wir anstreben, sein mögen: vor jeder unbefangenen Würdigung erscheint das, was man zu leisten vermag, als wenig gegen das Grosse, was zu leisten wäre. Auch ist mir wohl gestattet, bei dieser Gelegenheit ein Wort über die Lage unserer Genossenschaft zu sagen.

Allerdings sind unsere Studien von vielfacher Missachtung und vielen Gegnern umgeben; wir aber sind als ***commilitones*** zu einem Kriegsdienste vereinigt, und verpflichtet, nicht blos die Burgen der alten Bildung, die in der Zeit der Barbarei zerstört wurden, wieder herzustellen und ihre Tempel zu schmücken, sondern sie auch zu gleicher Zeit gegen die Angriffe der Feinde zu vertheidigen. Das ist unser Beruf, den wir kennen, in dem wir handeln. Getrosten Muthes aber dürfen wir mit Nehemias sagen: „Wir bauten die

*) S. die Anm. zu S. 23.

Mauern bis zur Hälfte, und das Volk nahm wieder ein Herz zur Arbeit." Wir haben, glücklich genug, die Hälfte des Baues vollendet, wie gross auch die Missachtung war, und das Volk hat wieder Herz zu uns gefasst; seine Gunst kehrt zu uns zurück; die Einsichtigsten, Besten und der Zukunft Kundigsten sind überzeugt, dass in unserer Burg die höchsten Güter der Menschheit bewahrt sind, und dass wir aus ihrer Fülle dem heranwachsenden Geschlecht mittheilen, was ihm heilsam ist, und in dieser Pflege unsre Knaben und Jünglinge mit Berufstreue und Hingebung heranbilden. Darum wollen wir in dem Werke freudig beharren, gleich jenen Wiederherstellern des Tempels in Jerusalem, in der einen Hand die Werkzeuge zum Fortbau, in der andern das Schwert zur Abwehr der Feinde. So sind wir ***commilitones***; so stehen wir zusammen wie in der alten Legion; und wie in dieser treu geleistete Dienste befähigten zur Aufnahme in die ***cohors veteranorum***, die für besondere Fälle zurückbehalten wurde, so haben auch Sie diesen alten und wohl begründeten Gebrauch bei uns eingeführt. Ich danke es Ihnen, dass ich nach so ruhmreichen Vorgängern durch dieses Diplom in jene ***cohors veteranorum*** aufgenommen bin, und verspreche, dass wo eine Gelegenheit sich bietet, Sinn und Geist der Alten zu vertreten, es an meiner Bereitwilligkeit in Zukunft so wenig wie früher ermangeln soll.

Meinen Dank zunächst Ihnen — (der Redner wendet sich bei diesen Worten zu Geheimerath Böckh) —, den wir nach Gottfried Hermanns Tod als Haupt und Führer deutscher Philologen begrüssen; und mit Böckh denjenigen, welche gleich mir die Schwelle des Alters bereits überschritten haben und wohlverdient in allgemeiner Verehrung und Achtung stehen; meinen herzlichen Dank in gleicher Weise den Jüngeren, den Epigonen, die zunächst berufen sind, den Bau zu vollenden, gegen den alle Anstrengung unserer Feinde vergeblich sei! ***Quod Deus bene vertat!***

So schloss der beredte Redner die tiefgefühlten Worte.

Auf der weiteren Tagesordnung stehen:

1) die auf den heutigen Tag verschobene „Anfrage" des Professor Dr. Nägelsbach;
2) ein Vortrag des Hofrath Thiersch über die Verbindung des Rhythmus und des Metrums bei der Recitation griechischer und lateinischer Gedichte.

Der erste Präsident, Professor Döderlein, übernimmt den Vorsitz und lädt den Professor Nägelsbach ein, seinen angekündigten Vortrag *) zu halten.

Nägelsbach: Die Anfrage, welche ich an die Versammlung zu stellen mir erlaube, betrifft den Ausgangspunkt der Fabel in der Aeschyleischen Orestie. Jedermann weiss, dass Klytaemnestra von Sohnes Hand fällt, weil sie den Gatten erschlagen, dass Agamemnon von ihr gemordet wird, weil er die Tochter geopfert hat; unklar ist aber, warum Artemis so furchtbar zürnt, dass sie den Heeresfürsten zur Sühne dieses Zorns die Tochter zu opfern zwingt. Früher zwar glaubte man **), auch Aeschylus folge in diesem Punkte der gewöhnlichen Sage, dass Agamemnon durch Erlegung einer der Artemis geweihten Hindinn oder durch vermessenes Rühmen seiner Kunst als Schütze den Zorn der

*) S. Anm. zu S. 66.

**) Vgl. z. B. Welcker Aesch. Tril. p. 409, Klausen zu Agam. 127.

Göttin erregt habe. Weil sich aber hievon bei Aeschylus nicht die entfernteste Andeutung findet, weil es auch der Würde und Tiefe der Aeschyleischen Poesie nicht gemäss scheint, die ungeheueren Schicksale des Atridenhauses auf die Verletzung einer Hindinn zurückzuführen, so haben Bamberger und Schömann *) diesen Erklärungsgrund des Zornes der Göttin aufgegeben. Bamberger nun setzt an die Stelle desselben den Neid der Göttin überhaupt, mit Berufung auf Ag. **131.** *ἄγα*, v. **133**. *ἐπίφθονος*· allein hiemit ist nichts gewonnen; denn es müsste eben nunmehr weiter nach dem Grund dieser neidischen, missgünstigen Stimmung gefragt werden. Schömann aber begründet den Zorn der Artemis erstlich mit den angeblich „versäumten Pflichten der Frömmigkeit, welchen Zorn eben so wohl die Achäer als die Troer verdient haben.“ Schömann stützt sich auf Ag. **67—75**:

ἔστι δ' ὅπῃ νῦν
ἔστι· τελεῖται δ' ἐς τὸ πεπρωμένον·
οὐθ' ὑποκλαίων οὐθ' ὑπολείβων
οὔτε δακρύων ἀπύρων ἱερῶν
ὀργὰς ἀτενεῖς παραθέλξει.

Er übersetzt nämlich die drei letzten Verse so:

Kein Jammern und kein Trankspenden versöhnt,
Kein Weinen, den streng vergeltenden Zorn
Ob heiliger Opfer Versäumniss.

Aber gegen die Richtigkeit dieser Uebersetzung erheben sich die vielfältigsten Bedenken. Schon die Lesart *ὑποκλαίων* muss der unerträglichen Tautologie mit *δακρύων* wegen vertauscht werden mit dem längst vorgeschlagenen *ὑποκαίων*· vgl. ***Fragm. Niob.*** *οὔτ' ἄν τι θύων οὔτ' ἐπισπένδων ἄνοις*. Indem dann der Dichter sagt, Agamemnon werde weder durch Brand- noch Trankopfer noch durch Thränen den unbeugsamen Zorn versöhnen, muss er mehr als das Vergehn einer Opferversäumniss, muss er ein Verbrechen im Sinn haben, das dem Chor als unsühnbar erscheint. Ein solches aber ist einzig und allein die Opferung Iphigenias, die nie versiegende Quelle der Besorgnisse des Chors, eine That, die derselbe, obwohl von der Göttin und den Fürsten dem Agamemnon abgedrungen, dennoch stets als eine ruchlose, nach Rache schreiende bezeichnet. Daher hat Fuhr zweifelsohne richtig die *ἄπυρα ἱερά*, das nicht verbrannte Schlachtopfer, auf Iphigenia selbst gedeutet, welche nach Aeschylus natürlich nicht wie ein Opferthier verbrannt, wohl aber wirklich geschlachtet und keineswegs vor der Schlachtung nach Tauris entrückt worden ist. Dies sagt nicht nur Klytämnestra wiederholt, nicht nur in den Choephoren Elektra (v. **242**. *καὶ τῆς τυθείσης νηλεῶς ὁμοσπόρου*), sondern der Chor selbst spricht unten in der Beschreibung ihres Todes ausdrücklich davon, wie sie ihr Blut zur Erde strömen lässt; v. **239**. *κρόκου βαφὰς δ' ἐς πέδον χέουσα* **). In der von Schömann angezogenen Stelle

*) ***Bamberger de Aesch. Agam. commentatio. Brunsvigae*** 1835. p. 7; Schömann, des Aesch. Eumeniden. Greifswald 1845. p. 2. 52.

**) Wohl weiss ich, dass Welcker Aesch. Tril. p. 410 das *κρόκου βαφὰς* vom safranfarbenen Gewande der Jungfrau versteht, das sie zu Boden habe fallen lassen. Allein dass *κρόκου βαφαί*, eigentlich die safranrothe Tunke oder Brühe, das Blut bedeuten kann, geht klar hervor aus Ag. 1121, wo *κροκοβαφὴς σταγών*, und aus Pers. 317, wo *πορφυρᾶ βαφῇ* für das Blut steht. Dass es aber an unserer Stelle das Gewand nicht bezeichnet, sondern Blut bedeuten muss, ergiebt sich aus

ist also nicht von dem der Opferung Iphigenia's vorhergehenden Zorne der Artemis, sondern von einem durch diese Opferung veranlassten unsühnbaren Zorn die Rede. Wer denselben hegt, lässt der Dichter absichtlich unbestimmt, damit man sowohl an die die Familienpietät schützenden Gottheiten als auch an Klytämnestra denken könne.

Aber Schömann findet einen *zweiten* Grund vom Zorne der Artemis in der unfrommen, schonungslosen, mit Frevel gegen alles Heilige verbundenen Zerstörung Troja's, *welche die Göttin voraus sieht* und als eine der stadtobwaltenden Gottheiten Troja's nicht anders als missbilligen kann. Hiemit scheint nur die auf das *οἴκῳ γὰρ ἐπίφθονος Ἄρτεμις κτλ.* unmittelbar folgende Epodos nicht zu stimmen. Der Sinn derselben (v. 140—145) ist doch folgender: Obschon Artemis die Jungen des Wildes unter ihren besonderen Schutz genommen hat und folglich jenen Adlern zürnt, welche die trächtige Häsin zerfleischen, so fordert sie gleichwohl von Zeus *), dass er dieses den Untergang Troja's verkündende Zeichen in Erfüllung bringen möge. Dieser Sinn müsste sich nach Schömanns Anschauung in folgende Worte fassen lassen: *Trotz dem dass* Artemis, eine der Schutzgottheiten Troja's, über die durch das Zeichen der Adler und der Häsin vorbedeutete Zerstörung dieser Stadt grimmig zürnt, fordert sie diese Zerstörung *dennoch*. Aber gerade dieses *Trotz dem — dennoch* wäre vom Dichter nicht motivirt; es wäre durchaus nicht abzusehn, was die Göttin bestimmen sollte, diese von ihr missbilligte, um der sie begleitenden Frevel willen im Voraus verabscheute Zerstörung nicht nur nicht abzuwehren, sondern sogar zu *fordern*, oder, wenn man Schneidewin's *εἴθε κράναι* billigen wollte, wie der Chor ihr zumuthen könne, das *selbst* zu vollziehn, was ihr ein Greuel ist.

Wir fragen weiter: die Frevel bei der Zerstörung Troja's **), welche Artemis voraussehen soll, werden sie vom *Hause* der Atriden begangen? Wird irgendwo eine Mitwirkung der beiden Atriden zu diesen Freveln oder auch nur eine sträfliche Nachsicht ihrerseits in dem Maasse hervorgehoben, dass die Uebelthaten der Sieger dem *Hause* der Atriden zuzurechnen wären, nicht dem *Heere*? und doch sagt Aeschylus ausdrücklich, dass Artemis dem *Hause* der Atriden gram sei. Ich glaube daher, um Artemis Zorn zu erklären, eine Schuld nicht des Heeres, sondern des Hauses suchen zu müssen, nicht eine noch zukünftige, sondern eine vergangene, noch ungesühnte, ferner eine dem *δεῖπνον ἀ-*

---

der ganzen Beschreibung Ag. 231 ff. Sie hat ihr Gewand so wenig als ihren Leib in ihrer Gewalt. Der Dichter schildert ja, wie sie mit Gewändern umhüllt (*πέπλοισι περιπετῆ*) von den Opferknechten, wie eine Ziege, auf den Altar gehoben, wie ihr jede freie Regung unmöglich gemacht, ja sogar der Mund geknebelt wird. Erst auf diese Schilderung folgt das *κρόκου βαφὰς ἐς πέδον χέουσα*, was somit ein unerträgliches *Πρωθύστερον* wäre, wenn es etwa von einer Handlung Iphigenie's verstanden werden wollte, welche den unmittelbaren Vorbereitungen zur Schlachtung, durch welche sie wehr- und regungslos gemacht wird, vorausgegangen sei.

*) Schneidewin will freilich im Philol. III. p. 531 statt des urkundlichen *αἰνεῖ κρᾶναι* gelesen wissen *εἴθε κράναι* (Wunsch des Chors: o möchte doch Artemis erfüllen —), hauptsächlich, weil man nicht wisse, was *αἰνεῖ* für ein Object haben solle. Mich dünkt, zu *αἰνεῖ* habe sich jeder Grieche *Δία* supplirt, der noch Pers. 740. *ἐπισκήψει τελευτὴν θεσφάτων.* Analog Od. v. 73—75. *εὖτ' Ἀφροδίτη δῖα προσέστιχε μακρὸν Ὄλυμπον, κούρῃς αἰτήσουσα τέλος θαλεροῖο γάμοιο, ἐς Δία τερπικέραυνον.*

**) Denn nur von diesen kann die Rede sein; der Zug nach Troja an sich ist nach des Dichters nachdrücklich ausgesprochener Ansicht vollkommen gerecht.

τῶν verwandte, weil ja dieses ***δεῖπνον*** das Bild der Schuld ist, um deren willen die Göttin zürnt, endlich eine Schuld, welcher die Sühnung entspricht, die für sie gefordert wird. Da führte mich denn der Ausdruck ***δεῖπνον ἀετῶν***, ich möchte sagen mit einer Art von psychologischem Zwang, auf das ***δεῖπνον Θυέστου.*** Dieser Frevel des Atreus an Thyestes ist noch ungesühnt; das Verbrechen des Atreus an dem Bruder und das der Adler an der trächtigen Häsin, beides ist ein ruchloses Mahl, und der Schuld entspricht die geforderte Sühne; denn dafür, dass Agamemnon's Vater Atreus die Söhne des Thyestes geschlachtet, muss Atreus' Sohn Agamemnon seine Tochter Iphigenia schlachten.

Gegen diese in meiner Schrift ***de religionibus Orestiam Aeschyli continentibus*** p. 6 und 20 aufgestellte, dort jedoch nicht näher begründete Ansicht hat Schömann scheinbar treffend eingewendet, dass, da die Adler unbestreitbar Agamemnon und Menelaos seien, nothwendig auch nur eine That dieser beiden, nicht ein Verbrechen ihres Vaters gemeint sein müsse. Ich glaube hingegen folgendes entgegnen zu können: Der Ausdruck ***οἴκῳ ἐπίφθονος Ἄρτεμις*** leitet absichtlich den Blick von den beiden Brüdern weg auf das ganze Haus. Nicht die Individuen für sich sind es, denen sie zürnt, sondern ihr Zorn gilt dem Geschlecht. Denn die nicht gesühnte Sünde der Aeltern geht auf die Kinder über; diese erben die Schuld ihres Vaters und müssen die Strafe dafür erleiden; dies ist ein unverbrüchliches Dogma der griechischen Theologie. Da nun das Wunderzeichen der Adler nach ausdrücklicher Angabe des Dichters eine doppelte Seite hat, eine siegverheissende und eine drohende, Frevel vorrückende, so können die Brüder zwar einerseits und innerhalb der glückverkündenden Seite des Zeichens durch die Adler blos nach ihren eigenen Personen dargestellt, andererseits aber können sie auch Repräsentanten des Geschlechts und Hauses sein, auf welchem noch der ungesühnte Frevel des ***δεῖπνον Θυέστειον*** ruht, und indem sie dies sind, kann die zürnende Artemis zur Sühne von ihnen die Opferung Iphigenia's fordern.

Nun stellt sich die Kette der Frevel im Atridengeschlechte, auf welche Aeschylus immer und überall zurückkommt, folgendermassen dar: Thyestes bricht die Ehe mit Atreus' Gattin Aërope; Atreus schlachtet des Thyestes Kinder und setzt sie dem Vater zur Speise vor; hiefür muss Agamemnon, Atreus' Sohn, seine Tochter schlachten, und für diese Schlachtung stirbt er von der Gattin Hand unter Mitwirkung Aegisths, eines übrig gebliebenen Sohnes von Thyestes; die Gattin aber, welche am Haupte des Gemahles und Königs gefrevelt, wird von dem eigenen Sohn erschlagen. Ist diese Darstellung richtig, so wäre der Grund von Artemis' Zorn: der selbst im siegverheissenden Zeichen mitangedeutete, noch ungesühnte, dem Geschlecht zugerechnete Frevel des thyesteischen Mahles.

Warum aber zürnt diesem Frevel gerade Artemis? Ich gestehe, dass ich auf diese zweite Frage keine mich befriedigende Antwort weiss. Wird Artemis als die zürnende Göttin genannt, weil sie sich einmal in der Sage vorfand und desshalb auch von Aeschylus nicht umgangen werden konnte? Oder führte die Beschaffenheit des vom Dichter gewählten Zeichens auf Nennung der Artemis? Ich bitte die Versammlung um freundliche Belehrung in Bezug auf beide Fragen, welche ich in möglichster Kürze so formulire: Warum zürnt Artemis dem Hause der Atriden, und warum gerade Artemis?

Auf die von dem Vorsitzenden an die Versammlung gerichtete Frage, wer zur Lösung des von dem Vorredner aufgestellten Zweifels bereit sei, erbittet sich Hofrath Thiersch

Digitized by Google

das Wort *): Auf die Frage müsse dieselbe Antwort gegeben werden, welche das Alterthum durch die Verschiedenheit der Deutung bereits gegeben habe: man weiss es nicht. Gerade in dieser Vieldeutigkeit liege die Andeutung eines Räthsels, das sich das Alterthum selbst gestellt. Es ist eine Erscheinung, die auch auf andern Gebieten sich wiederholt, dass bei Behandlung des urväterlichen Mythus die alte harte Form der Ueberlieferung zu Grunde gelegt und dafür ein sittliches Motiv gesucht wurde: die arge Götterthat der grauen Vorwelt sollte mit dem späteren religiös sittlichen Bewusstsein des Volkes in Einklang gebracht werden. Das Heer der Hellenen findet sich in dem Golfe von Aulis, welcher, wie jeder der Lokalität Kundige weiss, eine Art Sack mit schmaler Oeffnung bildet, so dass die Schiffe nur beim Nordwinde südlich und beim Südwinde nördlich aus ihm herauskönnen; der Nordwind also macht aus diesem Golfe die Fahrt nach Norden und der troischen Küste zur Unmöglichkeit. In dem Nordsturm nun, der die Griechen zurückhält, gibt sich der Zorn eines Gottes kund und ist dies nicht, so ist augenscheinlich wenigstens allein durch die Hülfe eines Gottes aus der Noth herauszukommen. Warum aber gerade der Artemis? In der Nähe des Golfs fand sich ein uraltes Heiligthum jener Göttin, unter dessen Einfluss und Bereich sich also das Heer befand. Es war aber die alte taurische Göttin, wie das Opfer selbst zeigt, deren Cultus wir aus andern Ueberlieferungen kennen. Noch in den Zeiten des Pausanias wurden die Knaben vor dem Altar dieser *ὀρθία* blutig gegeisselt: während dieser Handlung steht der Priester auf der andern Seite des Altars mit einem kleinen *ξόανον* der Göttin in den Händen, das, wenn weniger stark geschlagen wird, also zu wenig Blut fliesst, in den Händen des Priesters schwerer wird, weil die Göttin zürnt. Sei es nun, um den Zorn der Göttin zu sühnen, oder im Fall sie bei der Calamität nicht betheiligt war, ihre Hülfe zu gewinnen, ist das Blut der würdigsten Jungfrau dargebracht. Was Aeschylus sagt, ist also nur ein Versuch. Er geht von der Annahme aus, dass die Göttin in der That gezürnt habe, und ist sofort dem angegebenen Bedürfniss folgend bemüht, das alte Starre der Sage mit dem sittlichen Gefühle seiner Zeit auszugleichen. Es war natürlich, dass andere es anders versuchten. Daher die Annahme, dass Agamemnon in dem heiligen Hain der Göttin eine Hirschkuh auf der Jagd erlegte, oder dass Artemis selbst die Jungfrau vom Tode gerettet und nach Tauris gebracht habe; so dass wir hier nicht auf dem Gebiet von Thatsachen, sondern von Hypothesen uns befinden, welche die Alten zur Erklärung einer überlieferten Thatsache aufgestellt haben.

Der Vorsitzende kommt einer weiteren Debatte mit der Erinnerung an die Kürze der heute zugemessenen Zeit zuvor; der Gegenstand solle damit nicht bei Seite gelegt, sondern weiterer Prüfung vorbehalten werden — *οὐδεὶς γὰρ ἔκφορος λόγος* **).

Aus dem angeführten Grunde verzichtet auch Hofrath Thiersch auf die Haltung des angekündigten Vortrags.

---

*) S. die Anm. zu S. 23.

**) Diese Worte aus Platons Laches p. 201 A. will der Redner in dem Sinne verstanden haben, wie er in seiner Ausgabe des *Oedipus Col.* p. 570 erklärt: *neque enim ullus sermo ad finem perducet vel satis explicabit illam quaestionem.*

Zum Schlusse richtet der Vicepräsident Prof. Nägelsbach folgende Worte *) an die Versammlung:

Das in Gottes Namen unternommene Werk ist mit Gottes Hülfe zu einem glücklichen Ende gediehen. Und wenn wir uns die Ursachen des Gelingens vergegenwärtigen, so tritt uns wohl vor allen Dingen die gemeinsame Liebe zum klassischen und orientalischen Alterthum und zum edlen Werke der Jugendbildung vor die Seele, eine Liebe, welche sich in den Bemühungen der allgemeinen und besonderen Versammlungen bethätigt und welche auch unsere geselligen Zusammenkünfte verschönt und geadelt hat. Wir danken das Gelingen aber auch der Anwesenheit der grossen Männer, von welcher jener Hauch der Begeisterung ausging, der den strebenden Jünger emporhebt, wenn er den Meister vorangehn sieht. Weil aber eine solche Versammlung nicht nur an innere, sondern vielfältig auch an äussere Bedingungen geknüpft ist, so gedenken wir dankbarst der Freigebigkeit unserer Regierung, der zuvorkommenden Unterstützung unserer Universität, welche uns ebenfalls von dem Ihrigen mitgetheilt und uns freundlich hier in ihr *Penetrale* aufgenommen hat, endlich des ehrenvollen theilnehmenden Empfangs von Seiten hiesiger Stadt, und der eben so eifrigen als einsichtsvollen Handreichung mehrerer Ehrenmänner unter ihren Bürgern, welche ihren Sinn für edle Bildung durch Förderung unserer Zwecke aufs schönste beurkundeten. Recht gelungen mag man aber ein Werk wie das unsrige wohl nur dann nennen, wenn es eine nachhaltige Wirkung für die Zukunft verspricht. Auch eine solche Wirkung glaube ich von unserer diesjährigen Versammlung hoffen zu dürfen. Sie hat, hoffe ich, ihres Theils dazu beigetragen, das naturgemässe Band zwischen wissenschaftlicher Philologie und der Gelehrtenschule enger zu knüpfen. Ein schöner Gewinn, wie mich dünkt. Denn die Philologie verliert zum grössten Theil ihre praktische Bedeutung, wenn nicht die Ergebnisse ihrer Forschungen durch die Schule mit dem Leben vermittelt werden, und die Schule verkümmert und erstirbt, wenn in ihr nicht der erfrischende, stets verjüngende Geist der lebendig fortschreitenden Wissenschaft herrscht, sondern nur das Gespenst eines stehn gebliebenen, immer mehr veraltenden Wissens umgeht. Dass nun der Verein seine segensreiche Wirksamkeit in dieser und in vielen andern Beziehungen mehr und mehr entfalten werde, dafür giebt seine diesjährige Versammlung Bürgschaft. Der zwei Jahre lang unterbrochene Zusammenhang seines Wirkens ist in Berlin erfolgreich wieder angeknüpft, hier befestigt worden, und so möge denn das Schlusswort der diesjährigen Versammlung auch hinüberleiten zur nächstkünftigen. Darum lautet mein Scheidegruss: So Gott will und wir leben, ein fröhliches Wiedersehn in Göttingen!

Nach diesen herzlichen Worten trennte sich die Versammlung.

*) S. die Anm. zu S. 66.

Digitized by Google

V.

Protokolle über die Verhandlungen der pädagogischen Section.

Erste Sitzung

am 30. Sept. 1851.

Der Präsident der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner Prof. Dr. Döderlein hatte diejenigen Herren, welche sich an den Verhandlungen der pädagogischen Section betheiligen wollten, in das Gymnasialgebäude eingeladen und eröffnete in jenen Räumen, die seinem Herzen nicht minder lieb und werth sind als die academischen, die erste Sitzung. Nachdem er die Versammelten in der Schule willkommen geheissen und seine Freude darüber ausgesprochen, dass die Section sich nicht getrennt habe von den Philologen und somit der Philologie nicht den Rücken zukehre, schlägt er den Ephorus Bäumlein zum Vorsitzenden vor, da Rector Krüger, den er zunächst im Sinne gehabt habe, zufällig noch nicht anwesend sei. Bäumlein, obschon eher geneigt die ihm zugedachte Ehre abzulehnen, lässt sich durch die Bitten der Versammelten bestimmen, seinem Widerstande zu entsagen und übernimmt den Vorsitz. Die Geschäfte der Protokollführung werden dem Director Eckstein und Professor von Jan übertragen. Für die Zeit der Zusammenkünfte werden nach Eckstein's Vorschlage die Stunden von $7^1/_2$ Uhr bis zu dem Beginne der allgemeinen Versammlungen bestimmt und pünktlicher Anfang der Sitzungen, wie es sich für den Schulmann geziemt, zur Regel gemacht.

Nach dieser raschen Erledigung der Aeusserlichkeiten fordert der Vorsitzende auf, Gegenstände aus dem Gebiete der Pädagogik und Didactik, die einer Besprechung werth seien, vorzuschlagen. Wiese spricht zuvörderst den Wunsch aus, dass die Versammlung in einer die Gymnasien berührenden hochwichtigen Frage, wenn auch nicht eine Discussion führe, so doch ein Zeugniss ablege. Auf dem Kirchentage zu Elberfeld sei bekanntlich die Frage über den Werth der jetzigen Gymnasien zu Sprache gekommen; den exclusiv-christlichen Gymnasien sei von hoher Seite grosser Beifall geschenkt worden. Es komme darauf an zu erklären, dass sich die alten Gymnasien das Prädicat der Christlichkeit nicht nehmen lassen könnten noch wollten. Ueber jene Verhandlungen kann der Redner, da er denselben nicht beigewohnt hat, Genaueres nicht mittheilen, indess sei es aus den öffentlichen Blättern bekannt geworden, dass Landfermann zum Referenten und Dr. Rumpel zum Correferenten über das Verhältniss der Gymnasien zum Christenthum aufgefordert gewesen seien. Der Erstere habe nur das innige Verhältniss zwischen den Alterthumsstudien und der christ-

Digitized by Google

lichen Kirche aufrecht erhalten und sich entschieden dagegen erklärt, Vorwürfe, die einzelne Schulen treffen können, zu generalisiren. Damit habe sich auch Rumpel einverstanden erklärt und nur hervorgehoben, dass es immer auf die Art und Weise ankommen werde, wie die Sache betrieben werde. Auch Voemel habe versöhnend gesprochen und in den Alterthumsstudien ein Complement erkannt, das Gott uns zu unserer Bildung gegeben. Bei christlichen Lehrern bedürfe es keiner besonderen Erwähnung des Christenthums. Nur Krummacher habe mit grosser Heftigkeit erklärt, dass die Schulen nur glaubenslose Schüler liefern. Inzwischen sei auch jene Versammlung zu dem Schlusse gekommen, dass kein Grund vorhanden sei, den bestehenden Gymnasien ihrer Stiftung und ihrer Bestimmung nach das Prädicat christlich zu entziehen. Zuletzt sei auch auf das christliche Privatgymnasium in Westphalen die Rede gekommen und dessen Zweck darin nachgewiesen, dass es nur aufmerksam machen solle auf das, was den andern fehle, und der Wunsch ausgesprochen, dass dergleichen Institute sich bald überflüssig machen möchten. Es wird sich freilich fragen, ob sie sich erhalten und den gegen sie begonnenen Kampf glücklich überwinden; hohe Gunst dürfte ihnen vielmehr verderblich sein.

Der Vorsitzende theilt mit, dass auch in Württemberg ähnliche Richtungen, wie in Preussen, entstanden seien und dass darin ein indirecter Vorwurf gegen die Gymnasien liege. Wir werden nie aufhören, christliche Gymnasien zu sein, und müssen an der Basis des Glaubens festhalten, auch in confessioneller Richtung. Daher werden wir in Bezug auf die Beschlüsse des Elberfelder Kirchentages uns in der Erklärung vereinigen, dass wir es für unsern Beruf und unsere heilige Pflicht halten, auf der christlichen Grundlage stehen zu bleiben und unsere Zöglinge darin auszubilden.

Dirschedl erinnert, dass auch katholische Bischöfe sich veranlasst gesehen haben, eigene Clerical-Gymnasien zu errichten, weil einzelne Gymnasiallehrer nur Philologie zu lehren für ihre Aufgabe hielten und alles Andere dem Religionslehrer überlassen wollten. Darum werde er gern seine Zustimmung zu der beantragten Erklärung geben, welche auch für die katholischen Schulen von Wichtigkeit sei. Denn wenn das Gymnasium an seiner Bestimmung eine christliche Erziehungsanstalt zu sein festhalte, wenn der ganze Unterricht eine christliche Färbung haben müsse, so werde dadurch der Anlass zur Gründung jener bischöflichen Anstalten aufgehoben.

Eckstein: Diese Bemerkung habe für die Mehrzahl der norddeutschen Gymnasien keine practische Geltung, weil es in der Regel besondere Religionslehrer nicht gebe, also auch jene schroffe Scheidung nicht bestehe. Der Anstalt von Gütersloh habe er besondere Theilnahme zu widmen, weil drei seiner Collegen als Lehrer an dieselbe gegangen seien; der Name „evangelisch“ sei ihm anstössig gewesen, weil dieser nach dem allgemeinen Sprachgebrauche dem katholischen entgegengesetzt werde, und ausserdem über die Anrechte der evangelischen Confessionen an die neue Anstalt Zweifel hervorrufe, die auch alsbald in Streitigkeiten, namentlich der Lutherischen sich gezeigt hätten. Etwas Neues, Eigenthümliches habe er in der Organisation jener Anstalt bis jetzt nicht erkannt, so weit ihm Mittheilungen darüber von den Betheiligten gemacht seien. Bei seiner amtlichen Stellung an der Anstalt, die A. H. Francke in wahrhaft christlicher Liebe gegründet, habe er sich der Untersuchung nie entzogen, was denn jener Mann, dem doch keiner das Prädicat christlich absprechen werde, in der Schule gethan, und gefunden, dass es ihm nicht auf eine Menge von Stunden für den Religions-Unterricht oder auf zahlreiche Andachtsübungen und Er-

Digitized by Google

bauungsstunden angekommen sei, ja dass das realistische Princip, das häufig als ein unchristliches bezeichnet werde, auf Francke zurückgeführt werden müsse. Dass dieser Gegenstand hier angeregt sei, müsse er willkommen heissen; auch er will eine Erklärung, wie sie der Vorsitzende vorgeschlagen, aber nicht ohne eine vorhergegangene genauere Erörterung, die uns jedenfalls nur in der Ansicht bekräftigen könne.

Brock stimmt diesem Vorschlage bei. Mit der blossen Zurückweisung des Vorwurfs sei es nicht abgemacht, zumal darin ein *pater peccavi* liegen müsse. Wolle man erklären, dass die classischen Studien dem Christenthume nicht entgegen seien, so könne das ein Ruf in die Zukunft sein. Das geistliche Amt nehme jetzt überall viel in Anspruch: so sei auch auf einer Versammlung hannöverscher Geistlicher zu Hildesheim dem jetzigen Bestande der Schulen jeder christliche Halt abgesprochen, das Gift liege in den classischen Studien, die Zucht sei nicht christlich, darum müsse sich die Schule an christliche Institute d. h. an die Kirche und das von der Kirche verordnete Amt anschliessen. Unter solchen Umständen müsse die Erklärung genau präcisirt werden.

Nach einer kurzen Besprechung über das, was in Betreff der Privatanstalten zu Elberfeld beschlossen sei, worüber bei dem Mangel authentischer Nachrichten zu keinem Resultate zu gelangen war, schlägt der Vorsitzende vor, über das Verhältniss der klassischen Studien zu dem Christenthume zu verhandeln. Da Nägelsbach auch die Aufstellung anderer Themate der Besprechung wünscht, so schlägt Wiese die Frage über die Lehrerbildung vor, Nägelsbach eine Erörterung über die in Württemberg erhobene Controverse, ob die griechischen Specimina beizubehalten seien oder nicht (er spricht sich sofort warm für das Erstere aus); v. Jan: ob die Naturwissenschaften unter die Gegenstände des Gymnasial-Studiums aufzunehmen seien und nach welcher Methode dieselben gelehrt werden sollen? (eine zunächst für Bayern wichtige Frage); endlich Cron, veranlasst durch die heutige Eröffnungsrede Döderleins, wie der Sprachunterricht von der untersten Stufe an zu betreiben sei?

Die Ordnung, in welcher die Vorschläge gemacht sind, soll auch für die Reihenfolge der Verhandlungen festgehalten werden. Da aber eine allgemeine Erörterung ohne eine bestimmte Grundlage zu einem festen Abschlusse weniger leicht geführt wird, so fordert Eckstein den Vorsitzenden auf, in einigen kurzen Sätzen das Verhältniss der classischen Literatur zu dem Christenthume zusammenzufassen und diese der morgenden Discussion zu Grunde zu legen.

Da einmal dieser Gegenstand gewählt war, so benutzt Nägelsbach diese Gelegenheit, Zeugniss abzulegen für seinen hochverdienten Lehrer, den würdigen Roth, der das Gymnasium zu Nürnberg auch als ein christliches bewahrt habe, aber derjenige Lehrer, der durch Vernachlässigung der classischen Studien sich das Prädicat christlich hätte vindiciren wollen, oder der statt Geographie und Geschichte etwa Missionsgeschichte zu lehren sich hätte beikommen lassen, würde bei diesem Rector schlecht weggekommen sein. Die erste und nächste Pflicht des Christenthums sei Treue, auch im Kleinen, und darauf hat Roth gehalten. Nicht frivol reden, aber auch nicht bekehren nach einer Schablone, dahin habe er gewirkt und in Gottes Namen und mit Gottes Segen sein Werk geführt, so dass man nach mehr als 16 Jahren noch immer die Früchte sehe. Auch Gutenäcker legt in gleicher Art Zeugniss ab von dem, wovon der Lehrer erfüllt sein müsse.

Digitized by Google

Zweite Sitzung

am 1. October 1851.

Der Vorsitzende mahnt mit Rücksicht auf die spärlich zugemessene Zeit an Kürze. Darum habe er sich in seinen Thesen auf das Wesentlichste beschränkt. Er bittet aber auch im Interesse der Sache um freundliche und nachsichtige Aufnahme der Sätze, die er in dem versöhnlichsten Sinne abgefasst habe, weil ja verschiedene Confessionen vertreten seien. Die Sätze lauten:

Das Verhältniss der classischen Studien zum Christenthum lässt sich nach dreifacher Beziehung auffassen, je nachdem man Rücksicht nimmt

1) auf das Verhältniss der Gegenstände an und für sich,
2) wie sich dasselbe in den Lehrern,
3) wie es sich in den Schülern gestalten soll.

1. Das Verhältniss der classischen Literatur an und für sich genommen muss nicht als ein feindliches betrachtet werden,
richtiger wird die erstere in ihrem religiösen Gehalte als Vorstufe des Christenthums betrachtet, in welcher wir selbst bei ihren Verirrungen ein Suchen und Ahnen der Wahrheit anzuerkennen haben,
in ihrem übrigen Gehalte als die schöne Entfaltung einer wesentlichen Seite der Humanität, die sich harmonisch mit christlichem Glauben verbinden kann.

2. Bei dieser Auffassung ist in dem Lehrer kein Streit zwischen classischen Studien und Christenthum:

a) der lebendige christliche Glaube schliesst die Liebe zu der Humanität nicht aus, die in der classischen Litteratur sich offenbart, er schliesst nicht aus, auch in der classischen Litteratur Ahnungen, Strahlen göttlicher Wahrheit freudig anzuerkennen: aber unmöglich ist bei ihr eine gegen das Christenthum feindlich gerichtete Liebe des griechischen und römischen Wesens und Glaubens, unmöglich andererseits eine hochmüthige Verachtung heidnischen Glaubens.

Wir müssen noch einen Schritt weiter gehen:

b) da uns die Kirche die Segnungen des Christenthums vermittelt, so schliesst die Liebe zum Christenthum auch die Liebe zu der Kirche in sich, der wir das Christenthum verdanken;
der Lehrer kann die Kirche nicht ignoriren,
er kann sich nicht von ihr eigenmächtig lösen, ohne besorgen zu müssen, dass das Band mit dem Christenthume selbst gelöst werde.

3. In der gelehrten Schule soll der christliche Glaube das Leitende, die Seele, das Herz des ganzen Unterrichts sein; er soll die Norm sein, an welcher das Andere, seine Bedeutung für das innerste Leben gemessen wird:
aber die übrigen Lehrgegenstände und so auch der classische Unterricht sollen in ihrem eigenthümlichen Wesen erhalten und behandelt, nicht vom Religionsunterrichte verdrängt und absorbirt werden. Ebensowenig erscheint eine Vermehrung des Religionsunterrichts mit Beschränkung des classischen Unterrichts im Interesse der christlichen Religion nothwendig; sie würde auch zur Befestigung des christlichen

Digitized by Google

Glaubens nicht förderlich sein, wenn es der Schule an ihrer bewegenden Kraft, dem christlichen Sinne, fehlt.

Behufs der Discussion werden die einzelnen Punkte noch einmal verlesen, zunächst Nr. 1. Wocher ist damit ganz einverstanden, wünscht aber noch hinzugefügt, dass die classischen Studien eine vortreffliche geistige Gymnastik seien, um das Christliche erst recht zu erfassen. Bäumlein gibt zu, dass dies den Anfeindungen gegenüber ganz passend sein möchte, allein er habe sich kurz fassen wollen. Sonst hätte er allerdings auch noch die Erfahrung bethätigen können, dass dies Studium für den Theologen unentbehrlich sei und die rechte Vorübung, um in Sinn und Geist des Christenthums eindringen zu können. Zimmermann findet dies alles bereits in dem Ausdrucke „Vorstufe" enthalten und darum jeden weiteren Zusatz überflüssig. Nägelsbach verlangt eine nähere Bestimmung dieses Begriffs „Vorstufe"; das Christenthum hat sich nicht auf natürlichem Wege aus dem Heidenthum entwickelt, sondern der Begriff der Offenbarung ist festzuhalten. Bäumlein: Mir erscheint das Christenthum als der Mittelpunkt der ganzen Weltgeschichte; die Vorgeschichte ist die Hinleitung zu dem Christenthume, theils in der jüdischen theils in der heidnischen Religion. Die ganze Weltgeschichte ist zu fassen als Entwickelung zur Humanität; die verschiedenen Nationen haben eine verschiedene Bestimmung erhalten. So sollten die Juden den Glauben entwickeln und befestigen; andere Völker andere Missionen erfüllen, alle aber haben die Bestimmung, für die Entfaltung der Humanität zu wirken. Nachdem so völliges Einverständniss mit dem ersten Punkte herbeigeführt war, knüpft Eckstein noch eine practische Betrachtung daran. In der Wissenschaft habe diese Ansicht erst wenig Früchte getragen. Zwar habe Nägelsbach den Reichthum ethischer Anschauungen Homers in der Homerischen Theologie entwickelt und auch für Aeschylos einen Anfang gemacht, Lübker ein Gleiches für Sophocles gethan und Lasaulx in zahlreichen kleineren Schriften diese Vorbildung des Christenthums im Heidenthume nachgewiesen: aber noch sei die Erforschung der religiösen Seite des Alterthums und seines Verhältnisses zum Christenthume erst begonnen, verlange noch rüstige Arbeit; dazu die Fachgenossen aufzumuntern, fühle er sich bei dieser Gelegenheit ganz besonders gedrungen.

Nr. 2. wird verlesen. Nägelsbach weiss kein Jota hinzuzufügen; so vortrefflich sei Alles gesagt. Dirschedl erklärt, dass auch die katholische Kirche das mit Freudigkeit unterzeichnen könne. Diese Einigkeit erfüllt den Vorsitzenden mit dem grössten Danke.

Da dasselbe auch bei Nr. 3. der Fall ist und die Sätze ohne alle Discussion angenommen werden, so schliesst Bäumlein diese Frage ab mit der Hindeutung, dass dieser allgemeine Einklang uns allen gewiss eine theure, werthe Erinnerung bleiben werde.

Ehe zu einer neuen Discussion übergegangen wird, spricht Geffers den Wunsch aus, dass dem so eben erlangten Ergebniss die möglichste Oeffentlichkeit in Zeitschriften gegeben werde; das sei in dem gegenwärtigen Augenblicke wichtig und werde gewiss nicht ohne Wirkung bleiben. Wiese findet es nicht geeignet, anders als bisher mit den Verhandlungen in die Oeffentlichkeit zu treten; an wen solle man sich auch wenden mit solchem Zeugniss. Geffers erklärt sich auch gegen die Aufnahme einer Erklärung in Zeitungen, die als Demonstration gelten könnte; nur das sei sein Wunsch, dass das Verhandelte bekannt werde.

Ueber die zweite Frage „die Vorbildung auf den Gymnasiallehrer-Stand", welche von Wiese aufgestellt war, fordert der Vorsitzende denselben auf zu reden. Wiese erklärt

für heute nicht darauf vorbereitet zu sein; auch hier würden bestimmte Thesen die Erörterung erleichtern, doch gehe dieselbe vielleicht auch ohne solche Grundlage. Die Idee der Sache liege in dem vorher Besprochenen: Vieles darin sei noch ein Wunsch, es sei noch nicht überall vorhanden. Dass es aber also werde, liege in den Personen: die Schulen müssten ein tüchtiges Haupt und ein einmüthiges Lehrercollegium haben. In den preussischen Gymnasien sind für den Religionsunterricht nicht Kräfte genug vorhanden, weil seit dem Eichhornschen Ministerium eine Bestimmung des Prüfungs-Reglements zu Gunsten der Theologen aufgehoben sei. Dadurch sei der Uebelstand herbeigeführt, dass dieser Unterricht von solchen gegeben werden müsse, die weder Fähigkeit dazu haben noch den Beruf in sich fühlen, an einzelnen Schulen oft von sechs bis sieben Lehrern. Die Frage sei, wie werden die Lehrer fähig, in christlichem Sinne den Unterricht und besonders den Religionsunterricht zu ertheilen, und sodann die allgemeinere, wie können sich die Lehrer überhaupt auf ihren Beruf vorbereiten.

Der Vorsitzende präcisirt die Frage dahin, ob für die philologischen Lehrer auch eine theologische Bildung zu wünschen oder voranszusetzen sei, also durch die Theologie dieselben für den Religionsunterricht befähigt werden, und sodann, auf welche Weise ist zu erreichen, dass in den Lehrern eine tüchtige, lebendige christliche Gesinnung liegt.

Nägelsbach: Es wäre bei dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft zu viel verlangt, wenn man forderte, dass jeder Philolog auch Theolog sein solle. Das ist eine reine Unmöglichkeit. Aber möglich ist, dass der Philolog sich nicht vornehm abkehrt von theologischen Dingen. Jedes Studium wird von einem innern Triebe bedingt; wer ihn hat, wird auch einige theologische Hauptcollegien, Exegese und Dogmatik, hören. Fehlt der Drang, so tritt der Staat vormundschaftlich ein und verlangt, dass jeder einige jener Collegien höre und bei dem Examen davon Rechenschaft gebe.

Roth: Es ist eine Einrichtung auf den Universitäten nothwendig. Die philosophischen Facultäten müssen sich vereinigen, für die Gymnasiallehrer ein Quadriennium einzurichten, und ihre Disciplinen so ordnen, dass dieselben Alles hören können. Dabei wäre es noch immer möglich, ein bestimmtes Maass von Freiheit vorzubehalten und dennoch Vollständigkeit zu erreichen. Daneben lässt sich ganz gut auch ein Antheil an theologischen Collegien denken. Nägelsbach gegenüber müsse er erklären, dass der Umfang der philologischen Disciplinen nicht so angewachsen sei, dass sich der Philolog nicht genug auch in der Theologie instruiren könne. Freilich sei dazu Concentration erforderlich und eine Auswahl zu treffen.

Nägelsbach: Die Concentration ergibt sich von selbst; für Grammatik, Rhetorik und Stilistik ist schon genug zu thun und deshalb befinde er sich in keiner Differenz von Roth. Aber eine Regulirung der Examina sei nothwendig, namentlich auch in Bayern.

Eckstein: Wir sind abgekommen von der Frage. Eine doppelte Vorbildung ist erforderlich; wie soll diese erreicht werden? Für die wissenschaftliche ist die Universität bestimmt; sie reicht dazu vollkommen aus; für die praktische sorgen die philologischen Seminarien, aber sie reichen nicht aus, weil sie mit Recht das Wissenschaftliche im Auge behalten. Es gehören ausgedehntere Uebungen dazu. In Preussen hat man die Nothwendigkeit besonderer Vorbereitungsanstalten längst erkannt und Seminarien für gelehrte Schulen zu Berlin, Breslau und Stettin eingerichtet. Da aber diese nur wenige Candidaten aufnehmen können, so ist ein Probejahr für die Candidaten angeordnet, das an den Schulen

Digitized by Google

selbst abgehalten wird. Die Vorschriften darüber sind recht gut, aber in der Ausführung derselben lassen es Viele fehlen. Auch sind die jungen Leute meist zu klug, als dass sie auf Lehre und Anweisung viel geben sollten. Durch solche Betrachtungen geleitet hat die preussische Regierung neuerdings den Plan gehabt, einzelne Gymnasien zu bestimmen, an denen diese practische Vorbildung zu erreichen sei; aber zu einer Ausführung des Planes ist es nicht gekommen. Das Zusammenleben der Candidaten in Seminarien wolle er nicht, das bilde nur zu leicht einen Cliquen-Geist; sie müssten in die Schule, dort beim Hospitiren Beispiele der Nachahmung finden und dann unter sicherer Leitung selbst an das Unterrichten gehen. Solch ein practischer Cursus müsse eine practische Prüfung als Abschluss haben, die dann nicht mehr in den Händen der Universitätsprofessoren liegen könne, sondern Sache der Schulbehörden (vorausgesetzt, dass nicht Regierungs-Assessoren Referenten in Schulsachen sind, wie es in einem deutschen Lande der Fall sein soll) und der Schulmänner sei. Die Göttinger Einrichtung sei ihm immer als vorzüglich erschienen und Geffers, als Leiter derselben, werde gewiss gerne darüber genauere Auskunft geben. Selbst die Bekanntschaft mit mehreren Anstalten könne erspriesslich werden, aber dazu seien Stipendien und andere Geldmittel erforderlich, die zu beanspruchen heut zu Tage erfolglos bleiben müsse.

Mezger versichert, dass er bei seiner Regierung (der k. bayerischen) in dieser Beziehung den besten Willen gefunden habe und Wesentliches von derselben geschehen sei. Die Einleitung für eine Vorbildung in Ecksteins Sinne sei hier bereits getroffen und der zweijährige practische Cursus werde, wie er hoffe, bald ins Leben treten.

Geffers: Das pädagogische Seminar in Göttingen zerfällt in zwei Sectionen, in eine theoretische und eine practische, jene fällt innerhalb der Universitätszeit, diese ausserhalb derselben. Jene steht unter Hermanns Leitung und beschäftigt ihre Mitglieder ein Jahr lang, nach dessen Ablauf sie in der Regel ihr Examen machen. Die zweite Abtheilung besteht aus vier Mitgliedern, die dem Gymnasium überwiesen werden, wo sie mit zwölf wöchentlichen Unterrichtsstunden in den mittleren und unteren Klassen beschäftigt sind. Sie bleiben zwei Jahre. Das Streben gehe dahin, die jungen Leute in wenigen Gegenständen einen festen und sichern Weg gewinnen zu lassen. Mancher macht allerdings viel Mühe und Noth, aber sie kommen doch zur Selbständigkeit und können nach dem Verlaufe der Zeit ein Lehramt übernehmen. Das Wandern', was Eckstein beabsichtige, behagt ihm nicht; durch verschiedene Beispiele kommen die jungen Leute leicht auf Abwege. Das leichte Urtheilen gewöhne leider auch an Aburtheilen.

Der Vorsitzende erinnert die von Eckstein vorgeschlagene Art der Discussion inne zu halten. Damit dies geschehen könne, schlägt Eckstein die Einsetzung zweier Commissionen vor, von denen die eine die erste, die andere die zweite Frage in bestimmten Sätzen zur Erörterung bringe. Für jene schlägt derselbe Wiese, Roth und Nägelsbach vor; die andere sollen Eckstein, Geffers und Krüger berathen und ihre Sätze in der nächsten Sitzung vorlegen.

Dritte Sitzung

am 2. October 1851.

Wiese berichtet, dass die aus Roth, Nägelsbach und ihm gebildete Commission sich über folgende sechs Sätze geeinigt habe:

1. Der Religionsunterricht ist ein integrirender Theil des Lectionsplanes der höheren Schule: nur dass derselbe nicht durch Location und Preise ins Profane herabgezogen wird.

2. Der Zweck des Religionsunterrichts ist die Erweckung der Religiosität durch das Mittel der den Schülern mitzutheilenden religiösen Kenntnisse.

3. Der Religionsunterricht an den Gymnasien wird im Auftrage derjenigen Kirche gegeben, welcher die Schüler angehören.

4. Es ist wünschenswerth, dass derselbe durch zwei oder drei Hauptlehrer des Lehrercollegiums besorgt werde, sofern sie die erforderliche Qualification dazu besitzen; im andern Falle wäre der Unterricht qualificirten Geistlichen zu übertragen.

5. Die Candidaten des höhern Schulamts, welche den Anspruch machen Classenlehrer (Ordinarien) zu werden, haben sich über die Benutzung exegetischer und dogmatischer Vorlesungen auszuweisen.

6. Es ist wünschenswerth, dass geprüfte Candidaten der Theologie, wenn sie die hinlängliche Befähigung in einem Hauptobject des übrigen Schulunterrichts, oder die allgemeine mindestens für die mittleren Classen nachgewiesen haben, ordentliche Lehrer sein können.

Die einzelnen Sätze kommen einzeln zur Verhandlung und Wiese übernimmt es als Referent dieselben zu erläutern und zu vertheidigen.

Nr. 1. zerfällt in zwei Theile, deren erster den Religionsunterricht nicht als einen blossen Fachgegenstand behandelt wissen will, und deren zweiter, wie Nägelsbach erläutert, sich darauf bezieht, dass in Bayern auch in der Religion Locationen gemacht und Preise vertheilt werden. Die Anschauung dieser localen Verhältnisse habe zu dieser Verwahrung Veranlassung gegeben. Diese Verhältnisse geben zunächst zu allerlei factischen Berichtigungen Anlass. Mezger (protest.) ertheilt selbst den Religionsunterricht, aber er habe nie eine Location eintreten lassen oder Preise ausgetheilt; man möge aber auf die andere Confession Rücksicht nehmen und keinen Beschluss fassen, wenn diese darin eine Förderung des Fleisses und des Eifers der Jugend sehe. Gutenäcker (kathol.) erinnert, dass die Locationen aufgehoben seien (was er durchaus billige), dagegen die Preise noch bestehen, mit deren Wegfall er auch einverstanden sein werde. Dirschedl (kathol.) meint, es werde mit dem Wegfallen der Preise einige Schwierigkeiten haben; 1842 seien Locationen und Preise für den Religionsunterricht aufgehoben worden, auf Bitten vieler Schulen habe man 1846 diese Bestimmung wieder aufgehoben. Wolle man hier eine solche Erklärung abgeben, so müsse die Regierung bedenklich werden und könne nicht wissen, was sie thun solle. v. Jan (protest.): man könne Preise austheilen, solle aber nicht. So stehe die Sache; der Versammlung werde es also unbenommen bleiben sich gegen diese Einrichtung auszusprechen.

Firnhaber: An andern Orten ist das Streben sichtbar geworden, derartige Locationen und Preise erst einzuführen. Es frage sich aber, ob denn nicht bei der Maturitätsprüfung von dem Abiturus auch die Geltendmachung der Religionskenntnisse zu verlangen sei.

Digitized by Google

In Betreff dieser, ausserhalb der zunächst vorliegenden Aufgabe stehenden Frage bemerkt Wiese, dass unbedenklich darauf zu dringen sei und dass man z. B. in Berlin wegen absoluter Unbekanntschaft mit der heiligen Schrift ein Zeugniss versagt habe, und Bäumlein, dass bei den jetzt in Würtemberg eingeführten Zeugnissen über die sittliche und intellectuelle Reife auch auf die Religionskenntnisse Rücksicht genommen werde.

Cron wünscht statt des Ausdruckes „ins Profane herabziehen" eine andere Fassung; jener Ausdruck setze die übrigen Lehrgegenstände herab, von denen doch keiner ein profaner sei. Ist Location und Preisvertheilung eine Profanirung, so sind sie es auch für die Humanitätsstudien. Nägelsbach erklärt, dass der Ausdruck von ihm herrühre. In so schlimmem Sinne habe er natürlich das Wort nicht genommen; den weltlichen Lohn habe er im Sinne gehabt, die Lob- und Ehrsucht. Hier sollte die Preisvertheilung nicht besondere Nahrung geben.

Während Decan Adler hervorhebt, dass mit der Annahme dieser These die Schule sich dem Usus der Kirche anschliesse, welche die Confirmanden weder locire noch ihnen Noten ertheile, trägt Broek auf Streichung des Zusatzes an. Was derselbe besage, das liege schon in dem Begriffe des integrirenden Theiles. Die Sache anlangend könne er nur sagen, dass das, was für den Religionsunterricht nicht passe, auch für den andern Unterricht nicht passend sei, zumal Liebe zur Arbeit überall geweckt werden müsse, auch ohne äusserliche Reizmittel. Der Religionsunterricht, dem stimme er vollkommen bei, gehöre zu dem Gymnasium und wir dürfen ihn nicht als etwas ausser uns Liegendes betrachten. Auch der Vorsitzende hebt hervor, dass dieser Zusatz, mit dessen Inhalte gewiss Alle einverstanden seien, formell nicht hierher gehöre. Roth und Nägelsbach übernehmen die Vertheidigung desselben, der erstere, indem er bemerklich macht, dass doch eine irrige Ansicht über die Sache obwalte, welcher entgegenzutreten, keinesweges überflüssig erscheinen dürfe; dieser, indem er den logischen Zusammenhang des Zusatzes mit dem ersten Theile der Thesis nachweist. Der Religionsunterricht solle den übrigen Lehrgegenständen coordinirt werden, und doch auch wieder superordinirt, insofern keine Preise in demselben vertheilt würden. Ahrens will die Ansicht nur in einer Anmerkung ausgesprochen wissen, Roth es von der ersten Thesis ganz trennen und als selbständigen Satz hinstellen, Bäumlein es in einem Nebensatze fassen, Wiese es der zweiten Thesis hinzufügen.

Der erste Theil der Thesis wird ohne Abstimmung angenommen. Für den zweiten Theil, gegen dessen Beseitigung sich Firnhaber erklärt, weil die Sache keinesweges local sei, sondern auch in Oestreich, Nassau und Hessen Aehnliches gefordert werde, schlägt v. Jan eine andere Fassung vor: „doch soll, sofern bei andern Lehrgegenständen Locationen Statt finden und Preise vertheilt werden, dies auf den Religionsunterricht nicht ausgedehnt werden", mit welcher die Versammlung sich einverstanden erklärt.

Bei der zweiten Thesis findet Wocher die Fassung einseitig, Oeffers zu allgemein. Mezger beantragt am Schlusse den Zusatz „und Uebungen", um auch die Wichtigkeit des Gottesdienstes hervorzuheben. Nägelsbach erläutert, dass der Religionsunterricht nicht blos Kenntnisse mitzutheilen habe, sondern den ganzen Menschen ergreifen solle; die Kenntnisse sollen allmählig zur Erkenntniss führen. Krüger und Eckstein finden gerade die allgemeine Fassung sehr zweckmässig, weil die Religiosität vorausgestellt sei und die Kennt-

Digitized by Google

nisse als etwas dieser Untergeordnetes hinzutreten. Den Zusatz Mezgers findet Roth nicht passend. Die Thesis wird in ihrer ursprünglichen Fassung genehmigt.

Zu der dritten Thesis erläutert Wiese, dass die Worte „im Auftrage der Kirche" eine gewisse Schranke andeuten sollten, in der sich der Unterricht zu halten habe, wie denn z. B. eine Kenntniss der *confessio Augustana* für den protestantischen Schüler nothwendig sei. Nägelsbach stellt sie als die Folgerung aus den gestrigen Beschlüssen dar. Inzwischen wird für jenen Ausdruck von dem Professor Höfling vorgeschlagen „nach dem Bekenntnisse der Kirche", und der Satz mit dieser Aenderung gebilligt. Es kehrt später die Debatte noch einmal hierauf zurück, weil Wocher darauf aufmerksam macht, dass der Religionslehrer die Mission zu diesem Unterrichte von der Kirche haben müsse, was für die protestantische Kirche nach dem Rechte des allgemeinen Priesterthums nicht passt. Die Vorschläge von Ahrens „im Sinne der Kirche" und von Rost „im Geiste der Kirche" werden im Interesse der Höfling'schen Aenderung zurückgezogen.

In der vierten Thesis rechtfertigt Wiese zunächst die Ertheilung dieses Unterrichts durch zwei oder drei qualificirte Hauptlehrer des Gymnasiums und nur in Ermangelung derselben durch Geistliche. Durch die Vielheit der Lehrer werde nur zu leicht eine beklagenswerthe Verwirrung in diesen Unterricht gebracht; er wolle aber auch keine Isolirung des Religionslehrers. Nach seinem Vorschlage müsse der Unterricht eine ganz andere Bedeutung bekommen. In demselben Sinne spricht sich auch Nägelsbach aus; ein Lehrer reiche nicht aus, aber die Vervielfältigung zu 5 oder 6 sei nicht wünschenswerth. In der Person des Lehrers müsse das conservative Element gegeben sein. Ueber die Zahl spricht sich auch Ahrens aus; in den untern Klassen müsse der Hauptlehrer diesen Unterricht, der nicht als ein Nebenfach erscheinen dürfe, ertheilen; für die oberen Klassen aber könne recht gut ein Lehrer den ganzen Cursus durchführen. Während so über die Sache keine Meinungsverschiedenheit war, fand die Form Widerspruch. Geffers und Krüger wollen den ersten Satz mehr in der Form eines Grundsatzes ausgesprochen sehen, was viel mehr zu der ganzen Aufgabe (Bildung der Gymnasiallehrer) passe. Deshalb schlägt Firnhaber die Fassung vor: „Es ist in jeder Art zu erstreben, dass u. s. w.", welche allseitige Billigung findet. v. Jan's Abänderungsvorschlag „von Hauptlehrern (höchstens drei)" wird zurückgezogen, nachdem Eckstein's Aenderung „durch ordentliche Lehrer des Lehrer-Collegiums" Beifall gefunden. Lechner's beiläufige Frage, ob ein besonderer Religionslehrer für das gesammte Gymnasium für zulässig erachtet werde, beantwortet der Vorsitzende dahin, dass ein einziger Lehrer sich selten so finden werde, dass er für alle Klassen gleich tüchtig sei.

Die fünfte Thesis enthält den Wunsch, dass die Klassenlehrer (Ordinarien) den Religionsunterricht ertheilen. Wiese erläutert sie dahin, dass von allen Lehrern verlangt werde, dass sie exegetische und dogmatische Vorlesungen hören; das liege, wie Nägelsbach hinzufügt, im Interesse der Philologie selbst. Das von Dilthey erwähnte Aufsichtsrecht der Kirche, welches Ahrens und Geffers dadurch hinlänglich gewahrt glauben, dass ein Theologe Mitglied der Prüfungs-Commission ist, veranlasst Höfling auf den Widerspruch mit den früheren Thesen aufmerksam zu machen. Es seien qualificirte Personen verlangt, die nach dem Bekenntnisse der Kirche zu unterrichten hätten. Der Nachweis der Qualification werde aber durch die blosse Benutzung der Vorlesungen nicht geliefert, die Prüfung könne also nur durch die Kirche geschehen. Eine weitere Discussion schneidet der Vor-

Digitized by Google

sitzende durch die Bemerkung ab, dass wir blos Wünsche, Ansichten, Ueberzeugungen aussprechen, nicht aber als Staatsbehörden Reglements entwerfen.

Die sechste Thesis bezieht sich allein auf preussische Verhältnisse, über die Wiese und Eckstein nähere Mittheilungen gaben; doch liess es der Letztere dahin gestellt sein, ob dieselben eine Aufnahme in diesen Sätzen finden müssten. Krüger fand es wünschenswerth, eine solche Ansicht auszusprechen, die den Theologen, wenn sie sonst qualificirt seien, den Weg ins Schulamt eröffne und auf die Philologen in sofern gut einwirken könne, als diese selbst auch nach dieser Seite hin sich mehr ausbilden müssten. Die Majorität hatte nichts gegen die Aufnahme dieser blos localen These. In der Fassung schlug Firnhaber vor zu schreiben: „es ist nicht ausgeschlossen"; Eckstein: „es ist zulässig", welche letztere genehmigt wurde. Gegen das verrufene Wort „hinlänglich" erklärte sich Roth und es wurde auf seinen Antrag gestrichen.

Vierte Sitzung

am 3. Oktober 1851.

Das Referat über die übrigen auf die Ausbildung der Lehrer sich beziehenden Thesen, welche von Geffers, Krüger und Eckstein aufgestellt waren, hatte Eckstein übernommen. Derselbe las zunächst die zwei, welche sich auf die wissenschaftliche Ausbildung beziehen, vor, mit dem Bemerken, dass es sich dabei nicht um die Aufstellung eines Prüfungs-Reglements oder einer Propädeutik für Studirende der Philologie (auf Mathematik und andere Fachwissenschaften sei gar nicht eingegangen), sondern zunächst um scharfe Sonderung der practischen Vorbereitung von der wissenschaftlichen gehandelt habe.

1. Die wissenschaftliche Ausbildung erlangt der künftige Gymnasiallehrer auf der Universität. Für diese einen festen Studien-Cursus vorzuschreiben ist unzulässig. In den Kreis desselben gehört a) neben einer Uebersicht über das gesammte Gebiet der Alterthumswissenschaft vornehmlich die grammatisch kritische Seite derselben, insbesondere in ihrer Anwendung auf die Bedürfnisse der gelehrten Schulen; b) das Studium der deutschen Sprache und Litteratur, c) Geographie und Geschichte, d) Philosophie und Pädagogik.

2. Die Prüfung über die wissenschaftliche Tüchtigkeit steht in der Regel den academischen Lehrern zu.

Zur Erläuterung dieses auffallenden „in der Regel" bemerkte Eckstein, dass dies um solcher Länder willen gesetzt werde, die keine Universität haben, auch nicht die Universität eines Nachbarlandes als Landes-Universität betrachten. Dirschedl bemerkte, dass in Bayern die Verordnungen so ziemlich dasselbe gehen, was hier aufgestellt werde, und wohl kein Bedenken sei zuzustimmen. Diese Zustimmung erfolgte auch ohne weitere Discussion.

Eckstein verliest sodann die drei folgenden Thesen:

3. Für die practische Ausbildung der Candidaten wird an dazu geeigneten Gymnasien oder in besonderen Seminarien, die immer mit einem Gymnasium zu verbinden sind, in einem der Regel nach zweijährigen Cursus gesorgt.

Digitized by Google

4. Von besonderer Wichtigkeit für dieselbe ist zunächst aufmerksame Beobachtung der Methode tüchtiger Lehrer und die eigene Uebung unter Leitung derselben.

5. Erst nach der Vollendung dieses Cursus erfolgt eine Prüfung über die practische Befähigung des Candidaten durch eine besonders aus Schulmännern gebildete Commission.

Nachdem Eckstein über die dritte Thesis einige Erläuterungen gegeben, wie sie nach den factischen Verhältnissen nothwendig waren, verlangt Wiese eine genaue Erklärung über die Worte „dazu geeignete Gymnasien". Eckstein führt aus, dass nicht jeder Ort geeignet sei, einen jungen Mann wissenschaftlich anzuregen und zu fördern. Die grossen Städte bieten der Zerstreuungen zu viel, in den kleinen sei zu leicht ein Verkümmern und philisterhaftes Treiben zu befürchten. Es müsse an solchen Orten auch ein geistiges Leben vorhanden sein. Ebenso sei nicht jede Schule geeignet; denn wer wollte wohl einen solchen Anfänger in Klassen von 60—70 Schülern schicken? Die weitere Frage Wiese's, ob es bei diesem „geeignet" auch auf die Personen ankomme, beantwortet Eckstein ganz offen mit Ja. Wir dürften uns doch nicht verhehlen, dass nicht jeder Director und zu jeder Zeit geeignet sei, sich der Candidaten in zweckmässiger Weise anzunehmen, dass auch nicht überall Lehrer vorhanden seien, deren Beispiel als Vorbild und Muster dienen könne. Auf die Personen komme ihm das Meiste an; die müssten ein Herz haben auch für diesen Theil ihres Berufes, der vielleicht der lohnendste werden könne. Wiese findet es verletzend, wenn so einzelne Gymnasien bevorzugt werden, was Eckstein in Abrede stellt. Es könne sich ja jeder damit trösten, dass bei der Nichtwahl seiner Anstalt jene äusseren, in den allgemeinen Verhältnissen liegenden Gründe obgewaltet haben. Lechner wünscht, dass zur Beseitigung etwaiger Eifersüchtelei das Wort „geeignet" gestrichen werde. Bäumlein und Krüger vertheidigen dasselbe, weil die Staatsbehörde das Recht haben müsse, die geeigneten Anstalten und Personen zu bezeichnen. Die Majorität der Versammlung entscheidet für die Beibehaltung der Fassung.

Von den Seminarien glaubt Wiese nichts Besonderes erwarten zu können. Feste Anstalten, wie die Schullehrer-Seminarien, seien nicht zu empfehlen. Die Erfahrung spreche durchaus gegen eine solche Einrichtung. Geffers erinnert dagegen, dass mit diesen Seminarien kein wesentlicher Gegensatz gegen die freie Ausbildung an geeigneten Gymnasien aufgestellt werden solle; der Weg solle in beiderlei Beziehungen derselbe sein. Der Unterschied werde nur darin bestehn, dass den Seminaristen eine Unterstützung von Seiten des Staates gegeben werde. Gefahren habe er bis jetzt keine gesehen. Diese jungen Lehrer müssen den übrigen Lehrern gleich stehen, müssen den Schülern gegenüber sich frei bewegen können und nur in Verlegenheiten Gelegenheit haben, sich Raths zu erholen. Auf Bäumlein's Frage, ob der Vorsteher der Seminarien festgestellt sei und derselbe bleibe, antwortet Geffers mit Ja, in welchem Falle Bäumlein in Uebereinstimmung mit Wiese die Befürchtung ausspricht, dass die Sache sich, weil der Staat an diese Anstalt gebunden sei, in äussern Formen verlieren und zu einer starren, todten Weise werden könne. Der junge Mann müsse ganz in das practische Leben hineingeworfen werden. Auf die weitere Frage, ob dies Seminarium abgesondert vom Gymnasium gedacht werde, erwidert Geffers, dass die Anstalt ganz mit dem Gymnasium verbunden sei. Die Seminaristen sind Klassenlehrer; jeder hat seinen bestimmten Unterricht. Sie befreunden sich in der Regel schnell mit der Jugend und finden sich leicht in den Elementar-Unterricht. Die Frische und Freudigkeit, mit der sie an das Werk gehen, wiegt alle andern Nachtheile auf. Bäumlein frägt ferner, ob die

Digitized by Google

Seminarvorstände bei den Lectionen anwesend seien? Geffers: Ich gebe ihnen den Weg ganz im Allgemeinen an und lasse sie dann etwa 8 Tage frei schalten und walten. Dann spreche ich mich über das Geleistete aus und besuche die Lectionen wöchentlich einige Male. Hierbei, so wie in den Conferenzen, gibt es vielfache Gelegenheit, die Seminaristen aufmerksam zu machen. Bäumlein: Der Seminarvorstand muss immer mit dem Vorstande des Gymnasiums dieselbe Person sein? Geffers: Ja.

Inzwischen hatte der Begriff Seminar verschiedene Deutung erhalten, wie denn Dirschedl an eine besondere häusliche Einrichtung zu diesem Behufe, an ein convictorisches Zusammenleben gedacht hatte, und v. Raumer, um dies Missverständniss zu heben, einen andern Ausdruck zu wählen empfahl. Zwar wurde von Geffers bemerklich gemacht, dass doch bei dem Namen „philologisches Seminar" Niemand an ein Convictorium denke, jedoch, um die Differenz zwischen Nord- und Süd-Deutschland auszugleichen, die von v. Jan vorgeschlagene Fassung „Gymnasien, mögen eigene Seminarien (jedenfalls ohne convictorische Einrichtung) damit verbunden sein oder nicht" genehmigt.

In Betreff der zweijährigen Dauer des practischen Cursus erinnert Krüger, dass der Zusatz „in der Regel" Beruhigung geben solle. In Nord-Deutschland sei bisher ein Jahr Observanz gewesen; eine Ausdehnung der Vorbereitungszeit erscheine aber wünschenswerth; Geffers, dass zwei Jahre vollkommen ausreichen, um Selbständigkeit zu gewähren. Die Commission habe mehr an ein Minus als ein Plus gedacht und werde gegen Dispensationen von dieser Frist nichts einwenden. Nachdem auch Wiese und Bäumlein sich in diesem Sinne ausgesprochen, wird die ganze Thesis mit der Fassungsänderung v. Jan's genehmigt.

Ueber die vierte Thesis gab Eckstein eine kurze Erläuterung. Die jungen Leute müssten zuerst wieder auf der Schulbank sitzen, bei tüchtigen Lehrern zuhören und deren Methode kennen lernen. Die Kunst werde in gleicher Weise gelernt und geübt. v. Raumer nahm an dem Ausdrucke „auf der Schulbank sitzen" Anstoss, beruhigte sich aber, als Eckstein erklärte, der Candidat könne auch auf einem Stuhle Platz nehmen. Sie wird angenommen.

Bei der fünften Thesis fragt Wiese, ob pädagogische Vorlesungen vorausgesetzt würden. Eckstein bejaht dies. Wiese meint, dass dazu aber auch practische Uebungen gehören. Eckstein gibt dies vollkommen zu, sieht aber auch keine Schwierigkeit, dieselben zu veranstalten. v. Raumer habe vor 30 Jahren in Halle solche Uebungen begonnen, als ihn der Mangel eines mineralogischen Cabinets verhinderte, auf diesen Zweig seines Berufes alle seine Zeit und Thätigkeit zu richten und habe ausgezeichnete Männer gezogen. In dem eigentlichen pädagogischen Seminare seien noch jetzt bei den practischen Uebungen einige Schüler zugegen, freilich nur in zu geringer Zahl, und er habe als Schüler von den Studenten oft an sich herum experimentiren lassen. Auf eine weitere Frage Wiese's über die Beschaffung der Subsistenzmittel wird nicht eingegangen, weil dies Sache der einzelnen Regierungen sei. Auch die fünfte Thesis wird genehmigt.

Es war noch kurze Zeit übrig, um über die Beibehaltung der griechischen Compositionen in den Gymnasien zu verhandeln, aber doch nicht genug zu einer genauen Erörterung dieser Controverse. Deshalb schlug Eckstein den Satz vor: „Die Versammlung erklärt, dass zur Befestigung in der Kenntniss der griechischen Grammatik die Schreibübungen durch alle Klassen des Gymnasiums beibehalten werden müssen." Damit ist Bäumlein ganz einverstanden, der zugleich die Erfahrung mittheilt, dass die griechischen Arbeiten

Digitized by Google

der Schüler oft mehr Stil darbieten als die lateinischen, was Eckstein für seinen Kreis leider nicht bestätigen kann, Geffers aber von einzelnen Schülern auch aus seinem Wirkungskreise bestätigt. Auch Wiese klagt, dass die griechischen Schreibübungen, wenigstens in Preussen, immer mehr abkommen. Aber auch die Folgen liegen klar zu Tage. Neander habe sich oft beklagt, dass in dem theologischen Seminare die Sicherheit in dem Verständnisse des Griechischen immer mehr abnehme, das Lesen der griechischen Autoren werde schlechter, geschweige denn das Verstehen.

Ahrens wünscht nicht, dass eine Erklärung ohne Discussion abgegeben werde. Die Zeit, die auf solche grammatische Uebungen verwendet werde, könne man zu nützlicheren Dingen gebrauchen. Versemachen sei auch recht dienlich und doch lasse man es immer mehr von den Schulen verschwinden. Gegen dies Beispiel macht Wiese geltend, dass die Versübungen eine viel isolirtere Fähigkeit seien und dass man selbst in Oxford davon zurückkomme. Bänmlein spricht die sichere Erfahrung aus, dass alle Zeit, die auf grammatische Kenntniss verwendet wird, auch den eigentlichen Zweck des Gymnasiums fördert, das Eingehen nämlich in den Geist des antiken Lebens. Es ist ein gutes Mittel zu dem höheren Zwecke. v. Raumer erinnert an F. A. Wolf's Ausspruch über dergleichen zu weit getriebene Uebungen. Münscher führt die Erfahrung an, dass in Kurhessen durch die Schreibübungen das Studium des Griechischen gehoben sei. Da Wocher im Interesse Württembergs, wo neuerdings Einwendungen gegen diese Uebungen erhoben sind, eine Erklärung der Versammlung wünschenswerth findet, auch Geffers es für recht zweckmässig erklärt, eine Meinung auszusprechen, so zieht Eckstein seinen Antrag, diese Sache bis zu der Göttinger Versammlung zu vertagen, zurück, die Versammlung entscheidet sich für das Aussprechen einer Ansicht und nimmt die von Eckstein vorgeschlagene Fassung in ihrer Majorität an.

Die Zeit war bereits abgelaufen, daher der Vorsitzende nur noch in kurzen, herzlichen Worten seinen Dank für das Vertrauen und Wohlwollen, das er bei der Leitung der Verhandlungen erfahren, und den Wunsch ausspricht, dass die Erinnerung an eine so einträchtige Behandlung der wichtigsten Fragen allen Mitgliedern so theuer sein und bleiben möchte, wie er sie zu den schönsten seines Lebens rechne. Krüger richtet schliesslich Worte des innigsten Dankes an den Vorsitzenden, der durch seine Mitwirkung und seine treffliche Leitung das schöne Einverständniss erzielt habe.

Dr. FR. AUG. ECKSTEIN.

Digitized by Google

Mitglieder

der pädagogischen Section bei der Versammlung der Philologen, Schulmänner und Orientalisten

in Erlangen 1851.

Dr. Mezger, Studienrector aus Augsburg.
Loehner, Studienrector aus Nürnberg.
Dr. C. G. Firnhaber, Professor aus Wiesbaden.
Buchert, Professor aus Bamberg.
Beitelrock, Studienrector und Professor zu Dilingen.
Dr. Bergmann, Gymnasiallehrer aus Luckau.
Dr. Endler, Professor aus Nürnberg.
Kober, Studienlehrer aus Bamberg.
J. B. Dirschedl, Studienrector aus Passau.
Dr. L. v. Jan, Professor aus Schweinfurt.
Wocher, Gymnasialrector aus Ehingen.
Dilthey, Schulinspector und Kirchenrath aus Biberich.
Dr. Brock, Gymnasiallehrer aus Hannover.
Dr. Grotefend, Subconrector aus Hannover.
Spiess, Prorector aus Wiesbaden.
Dr. Lahmeyer, Gymnasiallehrer aus Hannover.
Dr. Geffers, Gymnasialdirector aus Göttingen.
Dr. Ahrens, Gymnasialdirector aus Hannover.
Dr. Krüger, Director des Ober-Gymnasiums aus Braunschweig.
Dr. Lange, Assessor der phil. Fakultät aus Göttingen.
Zimmermann, Gymnasialprofessor aus Erlangen.
Leitschuh, Gymnasialprofessor aus Bamberg.
Rott, Studienlehrer aus Eichstädt.
Dr. Henneberger aus Meiningen.
Weissgaerber, Studienlehrer aus Dilingen.
Koestlin, Rector aus Nürtingen.
Dr. J. Gutenaecker, Studienrector aus Bamberg.
Heymann, Studienlehrer aus Würzburg.
Lauth, Studienlehrer aus München.
Dr. Sausse aus Guben.
Dr. W. Rein aus Eisenach.
Stankó, Conrector aus München.
Dr. Lechner Studienrector aus Hof.
Gg. Grossmann, Gymnas.-Assistent aus Baireuth.
Schaad, Gymnas.-Professor aus Bamberg.
Linsmayer, Gymnasial-Assistent aus Bamberg.
Horst, Lycealprofessor aus Bamberg.
Dr. Glaser, Gymnasial-Professor aus Erlangen.

Digitized by Google

Rauch, Gymnasial-Professor aus Augsburg.
Matthias Zillober, Gymnasial-Professor aus Augsburg.
Ruith, Studienrector aus Münnerstadt.
Bacher, cand. philig. aus München.
Gerieke, Gymnasiallehrer aus Torgau.
Kern, Subrector aus Uffenheim.
Jessen, Collaborator aus Kiel.
Dr. Schreiber, Studienlehrer aus Ansbach.
Mertl, O. S. B., Gymnasial-Professor aus Augsburg.
Buhler, Studienlehrer aus Oettingen.
Rücker, Professor aus Erlangen.
Dr. Schiller, Studienlehrer aus Erlangen.
Meyer, Inspector am prot. Colleg. St. Anna zu Augsburg.
Dr. Rudolf von Raumer, Professor aus Erlangen.
Sartorius, Studienlehrer in Hof.
Sommer, Subrector aus Weissenburg.
Dr. Fr. Aug. Eckstein aus Halle.
Dr. Naegelsbach, Professor aus Erlangen.
Adler, Dekan von Gräfenberg.
Dr. Ruckdeschel aus Wunsiedel.
Schnepfer aus Bamberg.
Mayring aus Bamberg.
Dr. Rosenhauer aus Erlangen.
Dr. Schmidt, Studienlehrer aus Erlangen.
Dr. Roth, Oberstudienrath aus Stuttgart.
Steininger, Professor aus München.
Dr. Beilhack, Professor aus München.
Lotzbeck, Professor aus Baireuth.
Hiller, Studienlehrer aus Würzburg.
Meyer, Professor aus Nürnberg.
Dr. Cron, Studienlehrer aus Erlangen.
Dr, L. Wiese, Professor aus Berlin.
Hoffmann, Studienlehrer aus Nürnberg.
Dr. Oelschläger, Studienrector aus Schweinfurt.
Sand, Alumnen-Inspector in Ansbach.
Dr. Enderlein, Professor in Schweinfurt.
M. Mezger, c. ph. aus Augsburg,
Ed. Oppenrieder, Studienlehrer aus Augsburg.
Dr. Heyder, Professor aus Erlangen.
Ottenbacher, Repetent aus Schönthal.
Essig, Professor aus Oehringen.
Dr. Wittmann, Professor aus Schweinfurt.
Bäumlein, Ephorus des theol. Sem. in Maulbronn.

VI.

Kurzer Bericht *) über die Verhandlungen der deutschen Orientalisten-Versammlung

in Erlangen,

vom 30. Sept. bis 3. Oct. 1851.

Nachdem die Mitglieder die von Hrn. Prof. Döderlein gehaltene Eröffnungsrede der allgemeinen Versammlung in der Aula der Universität angehört hatten, begaben sie sich in das für ihre Sitzungen bestimmte Local, das Senatszimmer der Universität, woselbst um **11½** Uhr der Präsident der Orientalisten-Versammlung, Hr. Prof. Dr. Hofmann, die erste Sitzung mit einer kurzen Ansprache eröffnete. Nach Constituirung des Büreau's und Besprechung einiger Angelegenheiten der deutschen morgenländischen Gesellschaft wurden die üblichen Geschäftsberichte des Sekretariats, der Redaction und der Bibliothek der genannten Gesellschaft von den betreffenden Geschäftsführern abgestattet. Hierauf hielt Prof. Stähelin einen Vortrag: „Zur Kritik der Psalmen." In der zweiten Sitzung wurden Vorträge von Prof. Fleischer: „Zur Geographie und Statistik des nördlichen Libanon" und von Prof. Roth: „Ueber die höchsten Götter der arischen Völker" gehalten. Die dritte Sitzung füllten Vorträge des Prof. Spiegel: „Ueber den Cultus der Gestirne und die Weltansicht der Parsen in den verschiedenen Epochen ihrer Entwickelung" und des Prof. Delitzsch: „Ueber den Begriff und die Geschichte der Chochma in Israel", nebst Verhandlungen über die Angelegenheiten der D. M. Gesellschaft aus. In der letzten Sitzung, den **30.** Oct., wurde Cassenbericht der D. M. G. erstattet; dann hielt Dr. Weber: „Ueber einige auf Krishna's Geburtsfest bezügliche Data" und der Hr. Präsident: „Ueber die Entstehungszeit des Buches Henoch" einen Vortrag. Nach Anhörung der Schlussrede des Hrn. Prof. Nägelsbach in der allgemeinen Versammlung schloss der Hr. Vicepräsident Prof. Dr. Delitzsch die Sitzung mit einem Abschiedsworte.

*) Der ausführliche protokollarische Bericht nebst den gehaltenen Vorträgen findet sich im 1. Hefte des VI. Bandes der „Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft" 1852.

Digitized by Google

Man bittet folgende **Druckfehler** vor der Lesung zu verbessern :

S. 17. Z. 3. *potasi* st. *protasi.*

S. 20. Z. 11. innniges st. inniges.

S. 40. Str. 1. V. 5. Viergespennes st. Viergespanns.

S. 44. Z. 14. v. u. hat sich durch einen unglücklichen Zufall nach der Correctur numeris st. numinis eingeschlichen.

S. 47. Z. 22. beweissen statt beweisen.

S. 58. ist mehrmals inconsequent Rektor st. Rector geschrieben.

Digitized by Google

I n h a l t.

I. Revidirte Statuten 1

II. Frühere Bekanntmachungen 3

Programm 4

III. Verzeichniss der Mitglieder 6

IV. Protokolle der allgemeinen Sitzungen

Erste, vorbereitende Sitzung

Eröffnungsrede des Präsidenten 9
Uebrige Verhandlungen 15

Zweite Sitzung.

Wocher, über die Aufgabe der Phonologie 19
Bemerkungen zu dem Vorigen von:
Nägelsbach, über die geistige Bedeutung der Sprache 23
Thiersch, über die Scala der Sprachlaute und die Aussprache des Griechischen
Bericht des Präsidenten über das Denkmal Fr. A. Wolfs 24
Beschluss der Versammlung hierüber 25
Bippart, über Metrik . . . .
Erörterungen zwischen Böckh und Bippart über den vorausgehenden Vortrag . . 43
Bayer, *De simulacro, quod plerique interpretes signum dicunt Leucotheae* . 44
Bemerkungen zu dem Vorigen von Thiersch und Bayer 46
Nachträgliche Bemerkung des Vorsitzenden über Wolf's Denkmal 47

Dritte Sitzung.

Verhandlung vor der Tagesordnung: Antrag und Beschluss über eine Adresse an Thiersch 48
Bericht der Commission für die Wahl des nächsten Versammlungsortes 49
Böckh, über eine griechische Inschrift . . . .
Döderlein, über Horat. Carm. I, 28 51
Bemerkungen zu dem Vorigen von Eckstein, Böckh, Thiersch 58
von Jan, Ehrenrettung des M. Furius Bibaculus 60
Forchhammer, Vorschlag zur Beachtung für die nächstjährige Versammlung . . 65
Erläuternde Bemerkungen von Nägelsbach und Döderlein . . . . . .
Wocher, phonetisches Kunststück . . . .

Digitized by Google

Vierte Sitzung.

Verhandlung vor der Tagesordnung.

Nägelsbach's Anrede an Thiersch bei Ueberreichung der beschlossenen Adresse . . 66

Thiersch's Erwiderung hierauf 68

Nägelsbach, über den Ausgangspunkt der Fabel in der Aeschyleischen Trilogie . . 69

Bemerkung zu dem Vorigen von Thiersch 72

Schlusswort des Vicepräsidenten 73

V. Protokolle über die Verhandlungen der pädagogischen Section . . . .

Erste Sitzung 75

Zweite Sitzung 78

Dritte Sitzung 82

Vierte Sitzung 85

Verzeichniss der Mitglieder der pädagogischen Section 89

VI. Kurzer Bericht über die Verhandlungen der Orientalisten 91

Digitized by Google

VERHANDLUNGEN

DER DREIZEHNTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER

PHILOLOGEN, SCHULMÄNNER UND ORIENTALISTEN

IN

GÖTTINGEN

VOM 29. SEPTEMBER BIS 2. OCTOBER 1852.

GÖTTINGEN,

VERLAG VON VANDENHOECK UND RUPRECHT.

1853.

Digitized by Google

Digitized by Google

063
VE
v.13

I.

Ursprüngliche und revidirte Statuten

des

Vereins deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten.

A. Nach der Göttinger Fassung vom 20. September 1837.

§. 1.

Die Unterzeichneten vereinigen sich zu einer philologischen Gesellschaft, welche zum Zwecke hat,

a) das Studium der Philologie in der Art zu befördern, dass es die Sprachen (Grammatik, Kritik, Metrik) und die Sachen (den in den schriftlichen und artistischen Denkmälern niedergelegten Inhalt) mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfasst,

b) die Methoden des Unterrichts mehr und mehr bildend und fruchtbringend zu machen, so wie den doctrinellen Widerstreit der Systeme und Richtungen auf den verschiedenen Stufen des öffentlichen Unterrichts nach Möglichkeit auszugleichen,

c) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, so wie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren

d) grössere philologische Unternehmungen, welche die vereinigten Kräfte oder die Hülfe einer grösseren Anzahl in Anspruch nehmen, zu befördern.

§. 2.

Zu diesem Zwecke achten sie für nöthig:

a) sich gegenseitig durch Rath und Mittheilung nach Möglichkeit zu unterstützen;

b) in einem schon bestehenden oder neuzubegründenden philologischen Journale Anzeigen und Beurtheilungen neu erschienener Schriften und Abhandlungen in dem eben bezeichneten Sinne niederzulegen;

c) in ihren umfassendern Arbeiten nach denselben Grundsätzen zu verfahren, und sie unter ihren Freunden nach Möglichkeit zu verbreiten;

unarc

Digitized by Google

d) sich an bestimmten Orten und in noch zu bestimmenden ein- oder zweijährigen Zeiträumen zu gegenseitigen Besprechungen und Mittheilungen zu vereinigen.

§. 3.

In jenen Versammlungen finden statt:

a) Mittheilungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie;

b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung;

c) conversatorische Behandlung schwieriger Punkte im Gebiete der Philologie und der Methodik des Unterrichts;

d) zusammenhängende Vorträge, jedoch nur über Gegenstände, über welche die Gesellschaft die Ansicht eines ihrer Mitglieder zu hören im Voraus beschlossen, oder welche der jeweilige Vorstand genehmigt hat;

e) Berathungen über den Ort, die Zeit, und den Vorstand der nächsten Vereinigung und über die Punkte, welche in ihr etwa zur besondern Berathung gebracht werden sollten.

§. 4.

Ein jeder Philolog kann der Gesellschaft als Mitglied beitreten, welcher dem Staate, dem er angehört, die nöthige Gewähr seiner Kenntnisse und Gesinnungen dadurch giebt, dass er an Gymnasien oder Universitäten lehrt, oder gelehrt hat, oder in einem andern öffentlichen Amte steht.

Auch Schulmänner, welche die übrigen Zweige des höhern öffentlichen Unterrichtes, als Mathematik, Physik, Geschichte und Geographie besorgen, sind eingeladen, an den Versammlungen Theil zu nehmen. Sie vertreten dort die von ihnen gelehrten Gegenstände.

Die Mitglieder des Vereins der Schulmänner des nördlichen Deutschlands sind eingeladen, sich auch dieser Vereinigung anzuschliessen.

§. 5.

Kein dem Vereine Beigetretener ist zu irgend einer Dauer seines Beitritts noch zu irgend einer Leistung für die Gesellschaft verpflichtet. Jede Theilnahme ist eine freiwillige.

§. 6.

Dem für den nächsten Zusammentritt bestimmten Vorstande liegt jedes Mal ob, für diesen Zusammentritt die Genehmigung derjenigen deutschen Regierung zu suchen, in deren Gebiete die Versammlung Statt finden soll.

§. 7.

Für die erste Zusammenkunft wird Nürnberg und der Michaelistag des Jahres 1838 bestimmt.

Digitized by Google

B. Nach der Berliner Fassung vom 3. October 1850.

§. 1.

Der Verein der deutschen Philologen, Schulmänner und Orientalisten hat den Zweck:

a) das Studium der Philologie in der Art zu fördern, dass es die Sprache und die Sachen mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfasst;

b) die Methode des höheren Unterrichts mehr und mehr bildend zu machen;

c) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, so wie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren;

d) grössere philologische Unternehmungen, welche vereinigte Kräfte in Anspruch nehmen, zu befördern.

§. 2.

Zu diesem Zwecke versammelt sich derselbe jährlich einmal auf die Dauer von vier Tagen an einem vorher zu bestimmenden Orte.

§. 3.

In jenen Versammlungen finden Statt:

a) Mittheilungen und Besprechungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie;

b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung;

c) zusammenhängende Vorträge und Besprechungen theils über den Inhalt dieser Vorträge, theils über ausgewählte Fragen und Aufgaben, welche einige Monate vor der Versammlung durch das erwählte Präsidium derselben bekannt gemacht werden;

d) Bestimmung des Ortes und des Vorstandes der nächsten Versammlung.

§. 4.

Jeder Philologe und Schulmann, welcher durch bestandene Prüfungen, durch ein öffentliches Amt, oder durch litterarische Leistungen dem Verein die nöthige Gewähr gibt, ist zur Mitgliedschaft berechtigt.

§. 5.

Der Verein hält dreierlei Versammlungen: 1) allgemeine philologische und 2) Sectionsversammlungen a) für die Behandlung pädagogisch-didactischer Gegenstände und b) Sectionsversammlungen der Orientalisten.

§. 6.

Dem Vereine steht ein Präsident vor (§. 3.). Den Sectionsversammlungen bleibt die Wahl ihrer Vorstände überlassen.

Digitized by Google

§. 7.

Dem für die nächstjährige Versammlung bestimmten Vorstande liegt es ob, für diese Versammlung die Genehmigung derjenigen Regierung nachzusuchen, in deren Gebiet die Versammlung Statt finden soll.

Anm. Obige Fassung der Statuten ging aus den Beschlüssen der eilften Versammlung zu Berlin (s. Verhandl. S. 105 ff.) hervor, durch welche die ursprunglichen zu Göttingen d. d. 20. Sept. 1837 festgestellten Statuten abgeändert wurden.

II.

Frühere Bekanntmachungen.

Einladung.

Mit allerhöchster Genehmigung wird in diesem Jahre die Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten vom 29. September bis 2. October dahier Statt finden, wozu die unterzeichneten Geschäftsführer jeden statutarisch Berechtigten hierdurch geziemendst einladen, und sich zugleich gern bereit erklären, nähere Anfragen oder Wünsche entgegenzunehmen und nach Möglichkeit zu erledigen.

Göttingen, den 14. Junius 1852.

Hermann. Schneidewin. Ewald.

Aufruf an die Bewohner Göttingens.

In den Tagen vom 29. d. M. bis zum 2. October wird die beim Jubiläum der Georgia Augusta im Jahre 1837 hier gestiftete Jahresversammlung der Philologen, Schulmänner und Orientalisten in unsern Mauern stattfinden. Da die Gasthöfe nicht ausreichen werden, die Gäste, welche wir erwarten zu dürfen glauben, zu beherbergen, so wenden wir uns an unsere Mitbürger mit der freundlichen Bitte, dass sowohl diejenigen, welche erbötig sind, einen oder mehrere der die Versammlung

Digitized by Google

besuchenden fremden Gelehrten während jener Tage in ihre Wohnungen gastlich aufzunehmen, als auch diejenigen, welche gegen eine billige Vergütung ihre Zimmer zur Verfügung zu stellen gesonnen sind, bei einem der unterzeichneten Geschäftsführer baldigst ihre Anerbietungen schriftlich einreichen wollen. Die Vermiether werden zugleich ersucht, die Preise ihrer Zimmer, welche sie für jeden Tag in Anspruch nehmen, zu bemerken.

Wir richten diese freundliche Aufforderung mit um so grösserem Vertrauen an die Hospitalität unsrer Mitbürger, da jetzt zum ersten Male unsrer Universitätsstadt die Ehre widerfährt, zum Versammlungspunct eines der wissenschaftlichen Vereine Deutschlands äusersehen zu sein, und je mehr die bisher von unserm Verein besuchten Städte im Norden und Süden des Vaterlandes sich beeifert haben, den fremden Gästen mit preiswürdiger Bereitwilligkeit entgegen zu kommen und in ihnen eine freundliche Rückerinnerung an den Ort der Versammlung zu hinterlassen.

Es haben sich von Seiten des wohllöblichen Stadt-Magistrats Herr Syndicus Dr. *Oesterley*, von Seiten des verehrlichen Bürgervorsteher-Collegii Herr Bibliotheks-Secretair Dr. *Ellissen*, von Seiten der Bürgerschaft Herr Buchhändler *Deuerlich* zur Entgegennahme der Anmeldungen und zur weitern Besorgung mit Unterzeichneten vereinigt.

Göttingen, den 16. September 1852.

Hermann. Schneidewin. Ewald.

Ankündigung.

a) für Einheimische.

Die Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten, zu deren Mitgliedschaft nach den Statuten jeder Angehörige dieser Fächer berechtigt ist, der durch bestandene Prüfung, durch ein öffentliches Amt, oder durch litterarische Leistungen dem Vereine die nöthige Gewähr giebt, wird vom 29. September bis 2. October hier Statt finden. Hiesige Gelehrte, welche als Mitglieder beitreten wollen, werden ersucht, sich Montag den 27. September Nachmittags zwischen 2 und 5 Uhr bei dem im Hofe von England befindlichen Empfangsbureau einzuzeichnen und die Mitgliedskarte in Empfang zu nehmen.

Göttingen, den 21. September 1852.

Das Comité.

Hermann. Schneidewin. Ewald.

Dieckhoff. Lange. Ruprecht. Schmidt. Schöning. Wüstenfeld.

---

b) für Auswärtige.

Die Herrn Philologen, Schulmänner und Orientalisten, welche unserer Einladung vom 14. Juni d. J. zufolge der am 29. September dahier zu eröffnenden Versammlung beiwohnen wollen, werden hierdurch in Kenntniss gesetzt, dass vom Nachmittage des 27. d. M. an im Gasthause zum Hofe von England (nächst der Post) ein Empfangsbureau bereit sein wird, um ihnen die Mitgliedskarten einzuhändigen und wegen Wohnungen u. s. w. alle gewünschten Nachweisungen zu geben.

Göttingen, den 16. September 1852.

Hermann. Schneidewin. Ewald.

Vorstehenden Bekanntmachungen gemäss hatte das aus den Herren Licent. ***Dieckhoff***, Assessor Dr. ***Lange***, Buchhändler ***Ruprecht*** junior, Schulamtscandidat ***Schmidt***, Conrector ***Schöning*** und Professor Dr. ***Wüstenfeld*** bestehende Comité, das schon früher dem Präsidium in den Vorbereitungen seiner Geschäftsführung mit freundlicher Bereitwilligkeit zur Seite gestanden hatte, Veranstaltung getroffen, dass sich vom Nachmittage des 27. bis zum Morgen des 29. September fortwährend einige aus seiner Mitte, unterstützt von andern jüngern Freunden der Philologie, auf dem Empfangsbureau befanden, wo jedem Mitgliede bei Einzeichnung seines Namens zugleich ein Exemplar des diessjährigen Programms zum Prorectoratswechsel, enthaltend *C. Fr. Hermanni* Eloq. P. O. defensio disputationis de Graeciae post captam Corinthum conditione, sowie ein Exemplar der von dem Assessor ***Lange*** dem Vereine gewidmeten Druckschrift über das System der Syntax des Apollonios Dyskolos, und nachstehende Uebersicht der beabsichtigten Zeitverwendung mitgetheilt ward:

Programm.

Montag den 27. September.

Abendversammlungsort im literarischen Museum, dessen Localitäten (das selbsterbaute Haus des sel. Otfried Müller) die Freundlichkeit des Vorstands überhaupt für die Zeit der Versammlung dem beliebigen Besuche der Mitglieder geöffnet hat.

Dienstag den 28. September.

Abendversammlungsort im Gasthofe zur Krone.

Mittwoch den 29. September.

Erste, vorbereitende und allgemeine Sitzung um 9 Uhr in der Universitätsaula, von wo sich die Orientalisten dann in das Sitzungszimmer der K. Societät der Wissenschaften begeben. Für die Zusammenkünfte der pädagogischen Section ist der grosse Saal des Gymnasiums bestimmt.

Digitized by Google

Der Eintritt in den Sitzungssaal findet gegen Vorzeigung der Mitgliedskarte Statt, welche die Herren ersucht werden stets bei sich zu führen. Für Nichtmitglieder, insofern sie nicht besondere Einladungskarten für den Saal haben, sind die Gallerien geöffnet.

Mittagessen um 2 Uhr im Gasthofe zur Krone.

Abendversammlungsort im Gasthofe zur Stadt London.

Donnerstag den 30. September.

Zweite Sitzung um 9 Uhr für die Philologen und Schulmänner in der Aula, für die Orientalisten im Sitzungszimmer der Societät der Wissenschaften im gleichen Gebäude.

Nach der Sitzung Frühstück im Gasthofe zur Stadt London um 1 Uhr; darauf Fahrt nach der Ruine Hardenberg auf freundliche Veranstaltung der Stadt Göttingen.

Abendversammlungsort im Gasthofe zum deutschen Hause vor dem Geismarthore.

Freitag den 1. October.

Dritte Sitzung um 9 Uhr wie oben.

Mittagessen um 2 Uhr im Gasthofe zur Stadt London.

Abendversammlungsort im deutschen Hause vor dem Geismarthore.

Sonnabend den 2. October.

Vierte oder Schlusssitzung um 9 Uhr.

Mittagessen im Gasthofe zur Krone um 1 Uhr.

* * *

NB. Die Mitglieder, welche sich an den gemeinschaftlichen Mahlzeiten der einzelnen Tage betheiligen wollen, werden ersucht, um den dafür bedungenen Preis von 16 ggr. für Mittagessen, resp. 10 ggr. für das Frühstück (ohne Wein) sich jedesmal vorher eine Belegkarte bei dem Hausverwalter der Aula zu lösen.

Göttingen, den 16. September 1852.

Auf der Mitgliedskarte war ausserdem bemerkt, dass dieselbe den freien Eintritt in das literarische Museum, in die Bibliothek und die übrigen Sammlungen der Universität gewähre, welche die Güte ihrer Vorsteher in den Morgenstunden von 7 bis 9 Uhr den Gästen zugänglich machen werde.

Digitized by Google

III.

Verzeichniss der Mitglieder.

1. Dr. K. F. Hermann, Prof. in Göttingen.
2. Dr. F. W. Schneidewin, Prof. in Göttingen.
3. Dr. H. Ewald, Prof. in Göttingen.
4. G. F. Grotefend, Schulrath aus Hannover.
5. G. Waitz, Prof. in Göttingen.
6. Havemann, Prof. in Göttingen.
7. Benfey, Prof. in Göttingen.
8. Abt Lücke, Prof. in Göttingen.
9. Pabst, Collab. am Gymnasium zu Göttingen.
10. Elster, Rep. der theol. Facult. zu Göttingen.
11. L. Ruprecht, Lehrer am Progymnasium zu Northeim.
12. L. Duncker, Prof. in Göttingen.
13. John Nicholson, Dr. phil. aus Penrith.
14. Dr. phil. A. Ellissen in Göttingen.
15. Cäsar, Prof. in Göttingen.
16. Stähelin, Dr. und Prof. der Theologie aus Basel.
17. C. Ruprecht jun., Buchhändler.
18. G. Schmidt, Gymnasiall. in Göttingen.
19. Dr. L. Lange, Assessor der phil. Facultät in Göttingen.
20. F. W. Unger, Dr. jur., Bibliothekssecretair in Göttingen.
21. H. A. Lion, Dr. phil., Privatdocent in Göttingen.
22. C. Petersen, Prof. am Gymnasium zu Hamburg.
23. Ph. Sander, Pastor zu Geismar.
24. I. C. Lion, Gymnasiall. aus Hildesheim.
25. A. W. Dieckhoff, Licentiat und Privatdocent der Theologie in Göttingen.
26. F. Wüstenfeld, Prof. in Göttingen.
27. W. Müller, Prof. in Göttingen.
28. C. A. Pertz, Gymnasiall. in Göttingen.
29. L. Lion, Dr. phil. in Göttingen.
30. H. Ritter, Hofrath in Göttingen.
31. Dr. H. L. Fleischer, Prof. aus Leipzig.
32. F. D. Gerlach, Prof. aus Basel.
33. Dr. Flügel, Prof. aus Meissen.
34. H. A. Zachariä, Prof. in Göttingen.
35. F. W. Thiermann, Oberl. in Göttingen.
36. K. G. Thön, Dr. phil. aus Tübingen.
37. R. Anger, Dr. theol., Prof. aus Leipzig.
38. M. Haug, Dr. phil. aus Ostdorf in Würtemberg.
39. Hildebrand, Superintend. in Göttingen.
40. E. Hummel, Dr. phil. in Göttingen.
41. Th. Müller, Prof. in Göttingen.
42. J. Lattmann, Dr. phil. in Göttingen.
43. H. D. Müller, Collab. in Göttingen.
44. A. Meyer, Gymnasiall. in Göttingen.
45. H. Gercke, Gymnasiall. in Göttingen.
46. C. F. Schriekel, Rector in Göttingen.
47. R. A. J. Schöning, Conrector in Göttingen.
48. Ed. Gerhard, Prof. aus Berlin.
49. A. Geffers, Director des Gymnasiums in Göttingen.
50. E. v. Leutsch, Prof. in Göttingen.
51. Dr. Muhlert, Gymnasiall. in Göttingen.
52. Prof. Muhlert aus Clausthal.
53. Director G. T. A. Krüger aus Braunschweig.
54. Dr. phil. A. Baumeister aus Hamburg.
55. Dr. Wachsmuth, Prof. aus Leipzig.

Digitized by Google

56. Dr. phil. Schweckendieck, Gymn.-Director aus Emden.
57. Dr. Kraft, Director des Johanneums in Hamburg.
58. Dr. Redslob, Prof. aus Hamburg.
59. Dr. Hollander aus Hamburg.
60. Director Dr. Eckstein aus Halle.
61. Dr. Arnold aus Halle.
62. Conrector Hausdörffer aus Eutin.
63. Dr. Jessen aus Holstein.
64. E. F. Wüstemann, Prof. aus Gotha.
65. Dr. G. Papasliotis aus Griechenland.
66. Chr. V. Rost, Oberschulrath aus Gotha.
67. A. Schleiermacher, Geheimerrath aus Darmstadt.
68. Dr. Koch aus Berlin.
69. Dr. Precht aus Bremen.
70. Dr. H. W. Blume, Domherr aus Wesel.
71. Meissner, Conrector in Göttingen.
72. Dr. Keil aus Halle.
73. Dr. G. Lange, Oberl. aus Blankenburg.
74. Subconrector Hahmann aus Ilfeld.
75. Pastor Miede in Göttingen.
76. Dr. jur. Elvers, Privatdocent in Göttingen.
77. Dr. Volckmar aus Ilfeld.
78. Dr. Th. Finck, Privatdocent in Göttingen.
79. Subconrector Vollbrecht aus Clausthal.
80. Collaborator Richard aus Osterode.
81. G. Uhlhorn, Licentiat und Privatdocent der Theologie in Göttingen.
82. Th. Mündemann aus Lüneburg.
83. L. K. Aegidi, Dr. jur. in Göttingen.
84. Prof. Dr. Ullrich aus Hamburg.
85. G. Schambach, Rector aus Eimbeck.
86. O. Kunze, Bibliothekssecretair in Göttingen.
87. C. Valett, Schulamtscandidat daselbst.
88. Dr. L. Schweiger, Bibliothekar in Göttingen.
89. L. Preller, Oberbibliothekar aus Weimar.
90. G. Lothholz, Prof. aus Weimar.
91. Schömann, Prof. aus Greifswald.
92. Merian, Dr. phil. aus Basel.
93. Meyer, Conrector aus Osnabrück.
94. G. A. Hartmann, Subconrector aus Osnabrück.
95. Haenell, Pastor in Göttingen.
96. Dr. Horrmann, Prof. aus Detmold.
97. Classen, Prof. aus Lübeck.
98. Hoeck, Prof. in Göttingen.
99. Hanssen, Prof. in Göttingen.
100. M. Hertz, Privatdocent aus Berlin.
101. Dieterici, Prof. aus Berlin.
102. A. Köhler, Cand. theol. in Göttingen.
103. E. Herrmann, Prof. in Göttingen.
104. Prof. Gravenhorst aus Hildesheim.
105. Rector Blauel aus Osterode.
106. Brock, Gymnasiall. aus Hannover.
107. Dr. Lahmeyer, Gymnasiall. aus Hannover.
108. Dr. Wieseler, Gymnasiall. aus Hildesheim.
109. H. Runge, Gymnasiall. aus Hildesheim.
110. Dr. C. L. Grotefend, Subconrector aus Hannover.
111. H. Guthe, Gymnasiall. aus Hannover.
112. A. Ebeling, Gymnasiall. aus Hannover.
113. Dr. H. L. Ahrens, Director des Lyceums in Hannover.
114. Dr. Rodepenning, Prof. in Göttingen.
115. Dr. A. Böckh, Geh.-Reg.-Rath aus Berlin.
116. Bertheau, Prof. in Göttingen.
117. Benlöw, Prof. aus Dijon.
118. Dr. Jaap, Collab. aus Münden.
119. Dr. Wagner aus Darmstadt.
120. Dr. W. Bleek aus Bonn.
121. Dr. Obbarius, Prof. aus Rudolstadt.
122. Kohlrausch, Oberschulrath aus Hannover.
123. G. Wallis, Progymnasiall. aus Münden.

Digitized by Google

124. G. F. Zimmermann, Conrector aus Clausthal.
125. F. Bruno, Collaborator aus Harburg.
126. Heinz, Rector des Progymnasiums in Münden.
127. K. Halm, Rector aus München.
128. Fleckeisen, Gymnasiall. aus Dresden.
129. Dr. Th. Obbarius aus Wollin.
130. Dirichlet, Prof. aus Berlin.
131. W. Weber, Prof. in Göttingen.
132. J. Olshausen, Orientalist aus Kiel.
133. Dr. König, Conrector aus Jever.
134. Dr. Hirschfelder aus Berlin.
135. Candidat der Philol. O. Blau aus Halle.
136. Gymnasialdirector Dr. Wex aus Schwerin.
137. Prof. Dr. Scheibe aus Neustrelitz.
138. Dr. G. Wolff aus Berlin.
139. Dr. F. Susemihl aus Greifswald.
140. Dr. J. Caesar, Prof. aus Marburg.
141. Dr. F. Haase, Prof. aus Breslau.
142. H. Müller, Prof. a. D. aus Naumburg.
143. H. Düntzer, Prof. aus Köln.
144. Dr. Fr. Lübker, Gymnasialdirector aus Parchim.
145. Lic. Dr. P. Bötticher, Docent aus Halle.
146. Bernhardy, Prof. aus Halle.
147. H. Weil, Prof. aus Besançon.
148. Schwerdtfeger, Lehrer in Göttingen.
149. Kramarczik, Oberl. aus Heiligenstadt.
150. C. Burchard, Oberl. aus Heiligenstadt.
151. H. Waldmann, Gymnasiall. aus Heiligenstadt.
152. Dr. Kirchner aus Heiligenstadt.
153. G. Schimmelpfeng, Schulamtscandidat aus Cassel.
154. Volhehr, Schulamtscandidat aus Kiel.
155. Gieren, Rector aus Northeim.
156. Holtzmann, Prof. aus Heidelberg.
157. Bergk, Prof. aus Marburg.
158. Pastor Schmidt aus Lenglern.
159. Conrector Holler aus Münden.
160. Pastor Henniges aus Niedernjesa.
161. Prof. E. Curtius aus Berlin.
162. Prof. G. Curtius aus Prag.
163. Prof. Steinhart aus Pforte.
164. Prof. Trendelenburg aus Berlin.
165. Gymnasiall. Dr. Schoole in Göttingen.
166. Espe, Lehrer aus Münden.
167. Grundmann, Lehrer aus Münden.
168. Prof. Lünemann in Göttingen.
169. Hildebrand, Lehrer aus Hannover.
170. W. Baum, Prof. in Göttingen.
171. G. Hertzberg, Privatdocent aus Halle.
172. Prof. Dr. W. Rein aus Eisenach.
173. Prof. Dr. A. Wittich aus Eisenach.
174. Dr. A. Th. Dryander aus Halle.
175. I. B. Albrecht, Prof. aus Wien.
176. Ehrenfeuchter, Prof. in Göttingen.
177. Bartelmann, Conrector aus Oldenburg.
178. A. Preime, Candidat der Philologie aus Cassel.
179. F. Schmeding, Lehrer am Gymnasium zu Oldenburg.
180. W. Münscher, Director aus Hersfeld.
181. F. Münscher, Director aus Marburg.
182. F. Wieseler, Prof. in Göttingen.
183. Forchhammer, Prof. aus Kiel.
184. Generalsuperintendent Rottig in Göttingen.
185. Pastor Brose aus Reckershausen.
186. Geh.-Reg.-Rath Wiese aus Berlin.

Digitized by Google

IV.

Erste vorbereitende Sitzung

am 29. September.

Zu dieser Sitzung waren durch besondere Einladungskarten die Glieder der Universität, des Magistrats und des Bürgervorstehercollegiums eingeladen worden, welche an den Langseiten der Aula Platz nehmen, während den Theilnehmern des Vereins das Mittelschiff, dem übrigen Publikum beiderlei Geschlechts die Gallerien eingeräumt waren. Nachdem sich bis zum Morgen des 29sten ungefähr 150 Theilnehmer angemeldet hatten, eröffnete der erste Geschäftsführer, Professor Dr. *K. Fr. Hermann*, die Versammlung Vormittags um neun Uhr mit folgender Rede:

Der Verein, dessen Stiftung zu den schönsten Erinnerungen gehört, die sich an das vor funfzehn Jahren begangene Jubelfest unserer Georgia Augusta anknüpfen, kehrt heute zu seinem Ausgangspuncte zurück und rüstet sich gleich der Sonne, wenn sie die zwölf Zeichen ihrer himmlischen Bahn zurückgelegt hat, zu einem neuen Kreislaufe; möge Gottes gnädige Obhut ihn auch auf diesem weihend und segnend geleiten und schon unsere gegenwärtigen ersten Schritte auf demselben mit erwünschten Erfolgen krönen! Dass Göttingen — Stadt und Universität — sich durch die Wahl, die es für einen Augenblick zum Mittelpuncte eines ehrenwerthen Theils des deutschen Gelehrtenstandes macht, hochgeehrt fühlen muss, spreche ich mit besonderem Nachdrucke aus; es begrüsst in derselben den thatsächlichen Beweis, dass die äusseren Schicksalsschläge, die es seit jenem Glanzpuncte so schwer getroffen haben, der Anerkennung seiner innern Vorzüge in den Augen der Sachverständigen nicht nachtheilig gewesen sind; und heisst daneben die Gelegenheit willkommen, seine werthen Gäste zu überzeugen, dass die Wissenschaft in seinen Mauern noch auf dieselbe Pflege, das Gemüth in den Reizen seiner Umgebung noch auf dieselbe Erheiterung und Erhebung rechnen kann, die dem Namen Göttingen in der Geschichte der deutschen Gelehrsamkeit wie der deutschen Dichtkunst einen unvergänglichen Platz gesichert haben. Ich allein, der ich es bei dieser Gelegenheit mehr als jemals empfinde, dass ich nach dem Laufe der Natur nicht hier zu stehen die Ehre haben würde, wenn nicht die Scheere der Parze gewaltsam den Faden eines Lebens zerschnitten hätte, des hoffentlich auch ausser Göttingen einen Stoff unauslöschlicher Erinnerung hinterlassen hat, — ich allein kann den Dank, den ich Ihnen auch persönlich für diese Wahl schulde,

Digitized by Google

weniger auf die mir dadurch gewährte Auszeichnung als auf das nachsichtige Wohlwollen richten, das ich zu verdienen erst noch streben muss; wollen Sie mir jedoch dieses, wie ich inständigst bitte, auch für die letzte und wichtigste Zeit meiner Geschäftsführung erhalten, so hoffe ich Ihnen durch die That zu beweisen, dass ich den Werth dieses Vertrauens in seinem vollen Umfange zu schätzen weiss.

Und so gewähren Sie mir denn jetzt gleich die Nachsicht, Ihre dreizehnte Versammlung vielmehr mit einem Vortrage über Thatsachen, als mit Betrachtungen eröffnen zu dürfen, in welchen ich doch nur hinter dem Geiste und Talente meiner Vorgänger zurückzubleiben fürchten müsste. Wohl fühle auch ich die Verpflichtung, es bei jeder Gelegenheit aufs Neue laut und öffentlich zu bezeugen, dass unsere Wissenschaft kein veraltetes abgethanes Ding, dass sie eine Pflegerin ewiger Besitzthümer der gebildeten Menschheit sei, deren Lebensquelle darum nicht zu fliessen aufhört, wenn sie für einen Augenblick von einer entgegengesetzten Zeitströmung überfluthet zu werden scheint; aber statt zu dieser Quelle selbst zurückzugehen, die Aufgabe und den Begriff der Philologie zu erörtern, die unvergängliche Herrlichkeit des classischen Alterthums vor Ihren Augen zu entfalten, erlauben Sie mir einfach bei dem Zunächstliegenden stehen zu bleiben, und durch einen kurzen Ueberblick der Fortschritte, welche die classische Alterthumsforschung nur innerhalb der kurzen Zeit des Bestehens unseres Vereins, der jüngsten funfzehn Jahre, gemacht hat, den thatsächlichen Beweis zu führen, dass ihre wissenschaftliche Lebenskraft mit nichten erloschen ist und ihr alter Stamm stets neue Zweige und frische Blätter ansetzt. Wir beugen uns dankbar vor den Meisterhänden, die unter den Sonnenstrahlen günstigerer Zeiten dem unerschöpflichen Boden des Alterthums reichere Aerndten abgewonnen haben, als wir sie augenblicklich dem grossen Ganzen bieten können; wenn man uns aber darum, weil jetzt die Winterdecke der öffentlichen Ungunst über unsern Fluren liegt, die rechte Lebendigkeit, den frischen Geist neuer Productivität abspricht, und uns einer Stockung beschuldigt, die sich begnüge, das was die Meister begonnen und angegeben, nur weiter und im Einzelnen auszuführen *), so ist das eine Kurzsichtigkeit, die wir getrost auf den Erfolg der nächsten Aerndte verweisen könnten, wenn nicht für das schärfere Auge schon jetzt das junge Grün allerwärts seine Hülle durchbräche. Und zwar ist es nicht etwa bloss, wie in früheren Perioden, eine einzige Richtung, worin sich diese Triebkraft des wissenschaftlichen Geistes auf unserem Gebiete offenbart; wenn es insbesondere vier Felder sind, welche der classischen Philologie anzubauen obliegt, so ist es kaum zu entscheiden, ob die geschichtliche Betrachtung des alten Völkerlebens und seiner Sitten, oder die Pflege und Erforschung seiner hinterlassenen Denkmäler, oder das Eindringen in das Verständniss der classischen Sprachen und ihrer Formen, oder Kritik und Auslegung der schriftstellerischen Hinterlassenschaft des Alterthums grösseren Gewinn daraus gezogen habe; und so schwer es desshalb auch fallen würde, die Uebersicht dieses Gewinnes zu erschöpfen, wenn sie unter einem andern als apologetischen Gesichts-

*) Vgl. deutsche Vierteljahrschrift 1851, Bd. IV, S. 254.

Digitized by Google

puncte geschehen sollte, so wird diesem gerade die Fülle des Stoffs nur förderlich sein können.

Was die Geschichtsforschung betrifft, so hat sich ein Theil ihrer Lebenszeichen allerdings zunächst nur als Reaction gegen die gewaltigen Erschütterungen kund gegeben, welche die kritische Richtung der vorhergehenden Generation insbesondere in der Betrachtung der früheren Abschnitte des Alterthums hervorgebracht hat, und wir müssen abwarten, welche Ergebnisse die Zeit aus diesem Gährungsprocesse als reinen Wein ausscheiden wird; die Selbständigkeit des wissenschaftlichen Strebens wollen wir jedoch auch darin nicht verkennen, und nur wünschen, dass sie nicht so weit gehe, ihren Standpunct ausserhalb des classischen Alterthums selbst zu nehmen. Daneben aber treten mit noch grösserer Selbständigkeit die quellenmässigen Bearbeitungen, die solchen Theilen der alten Geschichte zu Theil geworden sind, worauf sich die Thätigkeit der vorhergehenden Forscher noch gar nicht erstreckt hatte: die Reiche und Kämpfe der Nachfolger Alexanders sind mit einer Schärfe der Combination und einem politischen Tiefblicke dargestellt worden, den wir getrost den Vergötterern des Auslandes entgegenhalten können, die gerade jetzt die wort- und bändereiche griechische Geschichte eines Engländers als ein Werk preisen, dergleichen von keinem Deutschen habe geschrieben werden können; und für die römische Kaisergeschichte verspricht jetzt erst ein Tag anzubrechen, der durch unbefangene Würdigung der Zeugen und psychologische Objectivität manchen Nebel verjährter Vorurtheile zerstreuen wird. In ähnlicher Art hat sodann auch die Wissenschaft der griechischen wie der römischen Alterthümer eine Ausdehnung gewonnen, die man noch vor zwanzig Jahren kaum zu ahnen gewagt hätte; nicht zufrieden, den Fusstapfen der grossen Meister folgend die Erscheinungen des Staats- und Rechtslebens bald in übersichtlichen Zusammenstellungen zu concentriren, bald in einzelnen Untersuchungen genauer zu erörtern, hat sie das ganze Gebiet der nationalen Sitte, wie es sich von den einfachsten Elementen der leiblichen Existenz bis zu der höchsten Entwickelung der geselligen Cultur auf der einen, zu den charakteristischen Aeusserungen des religiösen Bedürfnisses auf der anderen Seite steigert, in ihren Bereich gezogen; und wenn es auch in der Natur der Sache liegt, dass hier kein Name eines Lebenden genannt werden kann, so wird es doch vergönnt sein, dem zu frühe verstorbenen Wilhelm Adolf Becker die Anerkennung nachzurufen, dass er zuerst die zerstreuten oder in trüben Compilationen aufgestapelten Züge des antiken Privatlebens mit kritischer Sichtung zu lebensvollen und quellenfrischen Bildern zu gestalten verstanden hat. Noch entscheidender und bahnbrechender freilich sind die Aufschlüsse gewesen, die die deutsche Wissenschaft für eine andere Seite des geselligen Verkehrs im Alterthume, die Gewichte, Münzfüsse und Maasse, nicht nur selbst gewonnen, sondern auch zu einer so allgemeinen Anerkennung gebracht hat, wie sie nur der mathematischen Sicherheit ihrer Resultate verdankt werden konnte; und dieser haben wir gerade hier um so mehr zu gedenken Ursache, als darin zugleich ein Berührungspunct des classischen Alterthums mit dem Morgenlande dargeboten ist, der der kritischen Negation weit festeren und nachhaltigeren Widerstand leistet, als dieser in anderer z. B. my-

thologischer Beziehung bis jetzt möglich sein dürfte. Denn so grossartige Fortschritte auch die Mythologie der alten Morgenländer als solche in den letztverwichenen Jahren gemacht hat, so wird es doch dem classischen Philologen, dem Charakter und Geschichte der classischen Völker eigenthümliche Maassstäbe darbieten, vergönnt sein, nicht Alles, was ihm von jener Seite als Gewinn geboten wird, ohne eigene Prüfung und Bestätigung von seinem Standpuncte aus annehmen zu müssen, und so wenig er sich von vorn herein gegen die Möglichkeit orientalischer Einflüsse und Elemente in den mannichfaltigen Religionen des griechischen Volkes abschliessen darf, so bleibt doch, um dieselbe zu historischer Gewissheit zu erheben, der sicherere Weg fortwährend der, den unser verewigter Müller von den örtlichen Culten der geschichtlichen Zeit aus eingeschlagen hat. Nur ist damit die Aufgabe der Mythologie noch bei Weitem nicht erschöpft; und wenn der Fortschritt der letztverwichenen Periode dieses Zweigs insbesondere darin bestanden hat, hinter und über die überlieferte Mythengeschichte die Symbolik der Naturreligion und ihres mythischen Ausdrucks im Ganzen und Einzelnen zu setzen, so werden wir es der gegenwärtigen allerdings zu gleichem Gewinne anrechnen können, dass daneben auch das ethische Moment des alten Volksglaubens und seine Modificationen durch die Phantasie oder Reflexion der Dichter und Künstler eine grundsätzliche und methodische Würdigung zu erfahren angefangen hat.

Damit stehen wir übrigens bereits an der Schwelle des zweiten grossen Feldes oder der monumentalen Alterthumsforschung, in welcher Bezeichnung selbst wir einen Fortschritt der letzten Jahre begrüssen, der für die zerstreuten und verschiedenartigen Reste des Alterthums, die im Gegensatze der handschriftlichen Ueberlieferung noch als autoptische Originalzeugen jener grossen Vergangenheit vor uns liegen, einen gemeinschaftlichen Begriff gefunden und diesen auch in der äusserlichen Form archäologischer Gesellschaften und Zeitschriften ausgeprägt hat; und so lebhaft ich es beklage, wenn aus dieser Concentrirung auf der einen Seite die Consequenz einer Isolirung von dem grossen Ganzen der Philologie auf der andern hat gezogen werden sollen, so trage ich desshalb um so weniger Bedenken, auch die gewaltigen Eroberungen, welche dieses Gebiet in den letzten Decennien gemacht hat, für jenes Ganze in Anspruch zu nehmen. Müssen wir auch, um sie in ihrem vollen Umfange zu würdigen, noch um einige Jahre weiter zurückgehen und von dem Zeitpuncte anheben, wo einestheils der italische Boden eine nie geahnte Fülle von Werken alter Thon- und Metallarbeit aus seinem Schoosse wiedergab, anderntheils die Befreiung Griechenlands und die Erhebung seiner alten Pallasstadt zu einem neuen Königsitze auch für Hunderte längst begrabener Denkmäler das Zeichen einer fröhlichen Auferstehung ward; die wissenschaftliche Ausbeute dieser Entdeckungen gehört doch zum überwiegenden Theile erst dem Zeitraume an, den ich durch die Gründung unseres Vereins abgegränzt habe, und welchen Zuwachs haben dieselben erst während dieses Zeitraums weiter erhalten! Rühme sich die Naturwissenschaft immerhin ihrer riesenhaften Fortschritte: unsere Epigraphik, unsere Numismatik hält jeden Vergleich mit jener aus; und wenn ich dieses in Beziehung auf römisch-italische mit der ganzen Unbe-

Digitized by Google

fangenheit ausspreche, die mir die Abwesenheit ihrer verdientesten Förderer gestattet, so darf ich hinsichtlich der griechischen die Thatsache, dass eine Sammlung, die wir noch vor fünfundzwanzig Jahren als ein unübertreffliches Meisterstück begrüssten, jetzt vielleicht zur Hälfte als veraltet erscheint, selbst im Angesichte ihres ehrwürdigen Begründers um so unbedenklicher erwähnen, je rüstiger und durchgreifender dieser fortwährend an jenem Fortschritte mitarbeitet. Aber auch die Topographie des classischen Bodens hat in diesen Jahren bedeutende Fortschritte theils durch neue Entdeckungen, theils durch berichtigte Ortsbestimmungen gemacht, worunter ich nur beispielsweise in ersterer Hinsicht an die Nachweisung des argivischen Heräon, in letzterer, um auch hier einem Frühverblichenen den Zoll der Dankbarkeit zu entrichten, an die Arbeiten unseres Landsmanns Ulrichs erinnere, obgleich es überhaupt eine bemerkenswerthe Thatsache ist, dass, während in den vorhergehenden Perioden fast nur Franzosen oder Engländer das Gebiet der classischen Topographie beherrschten, die gegenwärtige, wenigstens für das griechische Mutterland, in Reisenden, Kartenzeichnern und Periegeten den deutschen Fleiss entschieden in den Vordergrund gestellt hat. Nur auf dem asiatischen Continente überragen allerdings die Entdeckungen eines Fellows, Botta, Layard an überraschenden und weitreichenden Aufschlüssen alles, was der europäische Boden überall aus seinem Schoosse zu Tage gefördert hat; wenn wir aber für ein Gebiet, wo sich ohnehin classische und morgenländische Forschung bis zur Gränzvermischung durchdringen, hier wohl auch die innigen Beziehungen berühren dürfen, worin Rawlinsons keilschriftliche Ergebnisse mit den Divinationen eines einheimischen Gelehrten stehen, dem wenn irgend einem Göthe's Wort gilt: „was man in der Jugend wünscht, das hat man im Alter in Fülle" — so wollen wir noch weniger hinsichtlich der eigentlichen Kunstzweige die Wechselwirkung verkennen, die zwischen jenen Entdeckungen und den vorherrschenden Richtungen unserer heutigen Archäologie Statt hat. Was die Architektur betrifft, so war es nur eine ganz natürliche Entwickelung, dass neben dem dorischen Baustyle, der geraume Zeit hindurch als der ächt hellenische fast allein die Forschung in Anspruch genommen hatte, allmälig auch der ionische sein Recht auf selbständige Betrachtung geltend gemacht hat; und wenn sein vollendetstes Denkmal, das Erechtheion zu Athen, neuerdings noch nach ganz anderer Seite hin das antiquarische Interesse beschäftigt, so ist dagegen durch Fellows und Texiers Reisen in Lykien und Phrygien höchst bedeutender Stoff zur Geschichte dieser Ordnung gewonnen worden. Aehnliches aber gilt auch hinsichtlich der bildenden Kunst von dem vorclassischen Style, für den jede Entdeckung ächter Probestücke um so willkommener sein muss, je mehr von denjenigen, die sonst in unseren Museen dafür galten, durch die neuere Kritik als jüngere Nachahmungen erkannt worden sind; und auch hier verdanken wir jenen asiatischen Reisenden die Kenntniss der bedeutendsten Monumente, die theils wie das Harpyiengrab von Xanthos wirkliche Lücken in der griechischen Kunstgeschichte ausfüllen, theils wie die Sculpturen von Ninive und die von Steuart herausgegebenen phrygischen Reliefs Vergleichungen anregen, die für die wirklichen Einflüsse des Orients auf griechische Technik ungleich fruchtbarer als alles Aegypterthum zu werden

Digitized by Google

versprechen. Uebrigens beschränken sich die Bereicherungen des kunstgeschichtlichen Materials keineswegs auf diese Kategorien allein: in Lykien selbst begegnen uns neben dem genannten Grabe das Harpagosmonument und mehre andere Denkmäler, die vielmehr mit den Resten des Mausoleums von Halikarnas oder den sogenannten Canning Marbles gleichzeitig sind, deren Auffindung in den Mauern des heutigen Budrun gleichfalls zu den interessantesten Erweiterungen unserer archäologischen Kenntnisse gehört; neben der unerschöpften Ergiebigkeit des etruskischen Bodens an archaischen oder archaisirenden Gefässen, worunter die clusinische Amphora des Ergotimos und Klitias für sich allein eine Gallerie vorstellt, steht die vollendete Herrlichkeit der apulischen Vasenbilder, die uns doch auch erst in jüngster Vergangenheit durch die Berliner und Carlsruher Sammlungen näher gerückt worden ist; und wie in Rom selbst die Ausbeute der letzten Jahre eine doppelte Vermehrung der dortigen Sammlungen, neben dem gregorianischen Museum für etruskische Kunst das lateranische für Werke der Kaiserzeit nöthig gemacht hat, so hat sich auch diesseit der Alpen die steigende Bemühung um den Nachlass der Römerherrschaft durch unerwartete Fünde belohnt gesehen, worunter ich nur des kostbare Tiberiusschwert in Mainz und das elegante Capriccio des Vilbeler Mosaikfussbodens erwähnen will.

Kürzer werde ich mich hinsichtlich der Sprachforschung fassen können, deren Fortschritt wenigstens auf dem classischen Gebiete, obgleich in seiner Art nicht geringer, doch mehr in der Intensität als in der Ausdehnung ihrer Resultate besteht und desshalb mehr nur im Allgemeinen angedeutet als in Einzelheiten verfolgt werden kann. In extensiver Hinsicht kommt für die Lexikographie höchstens der Zuwachs in Anschlag, den sie durch die genauere und selbständige Betrachtung der Eigennamen nach ihren Formen und Beziehungen erhalten hat; im Gebiete der Grammatik harrt der reiche Stoff der griechischen Dialekte noch immer seines wissenschaftlichen Abschlusses, wenn gleich den Schritten, die seit 1839 dazu geschehen sind, ihr wesentlicher Platz unter den Errungenschaften dieses Zeitraums gebührt; und nur die mittel- und unteritalischen Sprachen, von welchen eine, die messapische, gleichsam erst jetzt entdeckt worden ist, liegen, mit einziger Ausnahme der noch immer unenträthselten etruskischen, durch deutschen Fleiss und Scharfsinn in einem fertigen Bilde vor uns, das zugleich für die allgemeine Sprachvergleichung von unabsehbarer Wichtigkeit ist. Dagegen hat die Sprachvergleichung selbst im Gebiete der classischen Sprachen immer grössere Anerkennung gefunden, so dass es jetzt wohl schwerlich mehr einen Philologen gibt, der es läugnete, dass der Körper, gleichsam das physiologische Element beider, in den Geheimnissen seines Baues und der Entwickelung seiner Formen und Stämme nur mit Zuziehung der älteren Schwestersprachen aus der grossen indogermanischen Familie begriffen werden könne; und wenn dazu auch bereits in der nächstvorhergehenden Periode die Bahn gebrochen worden ist, so bietet die gegenwärtige den bemerkenswerthen Unterschied dar, dass, während damals zunächst die Sprachvergleicher von ihrem allgemeinen Standpuncte aus Fernsichten eröffneten, zwischen welchen und uns noch grosse Kluften zu überspringen übrig blieben, jetzt die classische Philologie auf ihrem eigenen analytischen Wege immer mehr Material herbeischafft, um

Digitized by Google

jene Klüften auszufüllen oder zu überbrücken. Aber auch was ich den seelenhaften oder psychologischen und logischen Theil der Sprachlehre nennen möchte, den wir vielmehr als unser besonderes Eigenthum und unsere specifische Aufgabe pflegen, ist nicht nur fortwährend durch feine und quellenmässige Beobachtung des Sprachgebrauchs bereichert, sondern auch in seinen Principien und deren Anwendung selbst noch über den hohen Standpunct hinausgeführt worden, den er bereits in der vorhergehenden Periode insbesondere den Bemühungen zweier Männer verdankt hatte, die wir als jüngst Verstorbene hier auch zu nennen zwar nicht durch den Schmerz über ihren unzeitigen Verlust, aber durch das unvergängliche Andenken ihrer Verdienste verpflichtet sind. Was Gottfried Hermann durch die strenge Beziehung der Redetheile und ihrer Syntax auf logische Kategorien, was Karl Ferdinand Becker durch die Begründung der Syntax selbst auf die Theorie des Satzes oder des logischen Urtheils gefördert haben, wirkt in trefflichen Lehrbüchern und der ganzen Methode des sprachlichen Unterrichts fruchtbar fort und hat neuerdings auch eine besonders ausgeprägte Gestalt in der Verwirklichung des Wunsches gewonnen, der in den früheren Zusammenkünften unseres Vereins selbst zu wiederholten Malen nach Parallelgrammatiken für die Schulen laut geworden war; die Wissenschaft jedoch, die weder in der Sprachvergleichung noch in der Entwickelung der classischen Sprachen selbst eine durchgängige Congruenz der logischen und grammatischen Formen findet und zugleich in letzteren zu viele eigene Gesetze und Analogien wahrnimmt, um sie ihren Begriff und ihre Bedeutung erst aus ihrer Stellung im Satze empfangen und nicht bereits zu diesem mitbringen zu lassen, hat neben jenes Bedürfniss noch das zweite eines Mittelgliedes zwischen Form- und Satzlehre gestellt, das als Bedeutungslehre, Semasiologie, analytische Syntax, oder wie immer sonst benannt, die Kategorien der älteren Grammatik an der Hand der historischen und etymologischen Sprachforschung zurückführe; und es ist immerhin charakteristisch, dass, was die letzten Jahre an gelehrten Monographien auf diesem Gebiete gebracht haben, sich weit weniger mit Satzverbindungen und Constructionen als mit der Lehre von Casibus, Modis, Partikeln und ähnlichen Elementen des Satzes beschäftigt. Nur solche Satzgefüge, die minder auf abstracten Regeln, als auf dem lebendigen Geiste einzelner Sprachen und Sprachperioden, ja bestimmter Schriftsteller beruhen, haben gleichzeitig mit der eindringenderen Würdigung dieses Geistes überhaupt Grundsätze und Maassstäbe erhalten, die gleich den mikroskopischen Entdeckungen der Naturwissenschaft Hunderte von Organismen wahrnehmen lassen, wo man sonst nur willkürliche Agglomerate erblickte; die genialen Saamenkörner, die unser verewigter Dissen in seinem Schwanengesange aus der Analyse der thukydideischen, platonischen, demosthenischen Periode gewonnen hatte, sind auf dem Boden des Lateinischen zu einem reichen Lehrgebäude der Stylistik aufgegangen; und je specifischer sich dieses von seinen zahllosen Vorgängern dadurch unterscheidet, dass es nicht sowohl Regeln aus der Erscheinung abzieht, die doch immer noch einen incommensurabeln Rest zurücklassen, als vielmehr in der Erscheinung das innere Gesetz und das Walten des Sprachgenius verfolgt, desto dankbarer heissen wir auch es unter den Fortschritten der Gegenwart willkommen.

Digitized by Google

Mit dieser Richtung steht dann aber auch, was die classischen Sprachdenkmäler selbst betrifft, in enger Wechselwirkung das Bestreben, im Ganzen und Einzelnen Wort und Sinn der Schriftsteller in möglichst organischer und zusammenhängender Ursprünglichkeit darzustellen, und aus dieser Quelle gleichsam das Lebenswasser zu schöpfen, durch dessen Zauber sowohl die alten Schäden ihrer Texte geheilt, als auch die Pforten ihres Verständnisses geöffnet und der vertrocknete Zustand, worin sie dem profanen Auge erscheinen, in die Frische ewiger Jugend verwandelt werden könne; ein Bestreben, das zwar den Grössen unserer Wissenschaft zu keiner Zeit fremd gewesen, im Grunde jedoch erst innerhalb unseres Gedenkens zu dem Bewusstsein seiner Aufgabe und Methode gelangt ist, von dem sich seine Erhebung zu einem Gemeingute erwarten lässt. Dass wir eine griechische und lateinische Literaturgeschichte, die der wissenschaftlichen Bedeutung dieses Namens entspräche, kaum erst seit fünfundzwanzig Jahren besitzen, weiss wenigstens jeder meiner Altersgenossen, der mit mir seine ersten Schritte auf dieser Bahn an Hülfsmittel gewiesen gesehen hat, deren Namen selbst dem heutigen Geschlechte unbekannte Klänge sein dürften; und ohne dem Werthe der geistreichen ästhetischen Kritik Abbruch zu thun, die einzelne Theile dieses Gebietes schon in früherer Zeit — ich gedenke nur der beiden auch von unserer Versammlung gefeierten Männer Friedrich Jacobs und August Wilhelm Schlegel — erfahren haben, können wir die umfassendere Lösung der Aufgabe, den biographisch-bibliographischen Rahmen gelehrter Literaturnotizen mit lebendigen Bildern individueller Charakteristik zu füllen und mit dieser doch wieder den Nachweis der Hunderte von Fäden zu verbinden, durch die jeder Schriftsteller mit seinem Volke und seiner Zeit zusammenhängt, noch auf einen engeren Zeitraum beschränken, an dessen Anfang uns wieder unser unvergesslicher Otfried Müller mit seiner leider unvollendeten Geschichte der griechischen Literatur, diesem leuchtenden Muster edler Popularität der wissenschaftlichen Darstellung begegnet. Wenden wir uns sodann zu der Bearbeitung und Behandlung der classischen Texte selbst, so brauche ich nur den Namen Lachmann zu nennen, um an einen Fortschritt der kritischen Methode zu erinnern, der selbst die noch lebenden Meister dieses Fachs überrascht und überflügelt hat. Dass die philologische Kritik *severis historiae legibus* geübt werden müsse, hat allerdings ihr Bahnbrecher in Deutschland, Friedrich August Wolf, bereits deutlich anerkannt*); wenn er aber sogleich hinzufügt: *quas saepe negligunt, qui scriptores cujusvis aevi ad praecepta, quae sibi finxerunt, subtilitatis et elegantiae emendant*, so hat er damit nicht nur über den grösseren Theil seiner Vorgänger, sondern auch über viele seiner Nachfolger ein Urtheil gesprochen, dessen Richtigkeit insbesondere auch durch das einseitige Uebergewicht abstracter Logik oder Analogik über die historischen Elemente des Sprachgebrauchs und der Ueberlieferung begründet ist, worein ich bei der Grammatik den Unterschied einer jüngstvergangenen Periode von der gegenwärtigen gesetzt habe. Wohl war es ein unübersehbarer Gewinn, als schon in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts

*) Praef. Homer. p. L.

Digitized by Google

die abergläubische Verehrung der sogenannten Vulgattexte durch die Entdeckung erschüttert ward, wie diese zum überwiegenden Theile auf wenigen jungen oder flüchtig verglichenen und in wachsender Progression interpolirten Handschriften beruhen und eine ungleich grössere Zahl älterer und besserer Quellen noch unter dem Eise der Bibliotheken schlummere, dessen Decke zu zerbrechen erst einem von Wolfs talentvollsten Schülern in grösserem Umfange gelang; aber je reicher diese Quellen jetzt zu sprudeln anfingen, desto grösser ward das Labyrinth der Varianten, aus dem die subjective Exegese oder grammatische Theorie keineswegs immer den befriedigenden Ausweg fand; und die Kritik wäre in der Anarchie des Eklekticismus untergegangen, wenn sie nicht gelehrt worden wäre, auf dem Meere der Handschriften selbst den festen Ankergrund der gemeinschaftlichen oder doch besten Quelle zu suchen, für dessen Finden und urkundliches Herstellen eben der vorhin genannte theure Todte durch Lehre und Beispiel eine Anleitung gegeben hat, die ihm auch in unserer Wissenschaft wie in den anderen, die sein reicher Geist mit seltener Harmonie umfasste, ein unsterbliches Andenken sichert. Dass auch im Gebiete der sogenannten höhern oder literargeschichtlichen Kritik einzelne Versuche unserer Tage den argwöhnischen Standpunct Wolfs und seiner Schule mit einem urkundlicheren zu vertauschen bemüht gewesen sind, will ich nur im Vorbeigehen berühren, da mir in dieser Hinsicht noch nicht das wünschenswerthe Verhältniss zwischen Vertrauen und Verdacht hergestellt scheint; wenn gleich die positive Richtung, die schon vor zwanzig Jahren ein geistreicher Orientalist*) als ihren wesentlichen Begriff aufgestellt hat, auch was sie zerstören muss, doch wieder als ein Existirendes und Ueberliefertes nach seinem Ursprunge zu fragen, immer mehr durchdringt: was dagegen die Emendation der alten Texte betrifft, so ist für diese durch Lachmanns Methode geradezu ein neuer Tag angebrochen, und bei aller Anerkennung der Genialität der älteren Pathologen und Therapeuten auf diesem Gebiete kann doch eigentlich erst jetzt mit bewusster Klarheit von einer kritischen Diagnese die Rede sein, ohne welche alles Heilungsverfahren mechanisch wird oder im Finstern tappt. Endlich, die Krone und der Schlussstein aller philologischen Thätigkeit, das Verständniss und die Auslegung der Schriftsteller, welche neue Bahnen hat sie sich nicht in demselben Zeitraume eröffnet, die ebensowohl den Gesichtskreis der gelehrten Forschung zu erweitern als deren Ausbeute auf den grossen Markt des geistigen Verkehrs zu bringen geeignet sind? Ich rede hier nicht etwa bloss von neuen Entdeckungen ganzer Schriftsteller, wie des Hyperides, des Babrius, des Hippolyt, wobei unser Verdienst das geringste ist, so fruchtbaren Gebrauch auch die deutsche Philologie bereits davon gemacht hat; aber auch andere, zum Theil von hoher Wichtigkeit, wie Aristoteles, sind neuerdings erst recht in den Kreis philologischer Interpretation hereingezogen worden; von anderen, die man früher nur als untergegangene Sterne in den Lehrbüchern der Literaturgeschichte zu verzeichnen gewohnt war, liegen die Bruchstücke theils schon in Sammlungen von kaum geahntem Umfange vor, theils versprechen sie, wie von Heraklit, von Kallimachos, von

*) Hitzig, der Begriff der Kritik, am alten Testamente praktisch erörtert, Heidelb. 1831. 8.

Varro, durch künstliche Reagentien aus den verhandenen Quellen dergestalt niedergeschlagen zu werden, dass sich aus den zerstreuten Elementen vielleicht noch mancher Organismus zusammensetzen läsat; und blicken wir daneben auf die Bearbeitungen der erhaltenen Schriftwerke selbst, so dürfen wir aller entgegenstehenden Verblendung zum Trotze uns rühmen, dass in dem Bestreben, ihre Ergebnisse praktisch und zum Gemeingute der Natien zu machen, die Philelogie hinter keiner andern Wissenschaft zurückgeblieben ist. Kein Uebersetzer wird mehr, wie früher, die Treue gegen seinen Schriftsteller bis zum Verrathe an der Muttersprache treiben, und um aller anderen Fertschritte in dieser Richtung zu geschweigen, se hat die Verpflanzung dramatischer Meisterwerke des Alterthums auf die deutsche Bühne der philelogischen Uebersetzungskunst verdienten Triumph bereitet; aber auch im Gebiete der Erklärung hat die Muttersprache eine Stelle eingenemmen, die sie zum Ausdrucke der feinsten und tiefsinnigsten Erörterungen gemacht hat; und wenn sich die besteu Köpfe, die gewandtesten Federn, die Träger und Meister der Wissenschaft selbst bereit finden lassen, die Schätze ihres Wissens in diesem Gewande zum Besten des herauwachsenden Geschlechtes auszumünzen, so kann es um die Zukunft der classischen Bildung nech nicht se schlecht bestellt sein, wie unsere Widersacher sich so gern einreden möchten.

Und hiermit berühre ich zugleich den Punct, in welchem sich die classische Philelogie mit dem dritten Factor unserer Versammlung, dem pädagogischen, aufs innigste verschmilzt und durchdringt und dadurch se zu sagen die mittlere Preportienale zwischen den beiden Aeussersten bildet, deren Zusammentritt in diesem Vereine ohne jenes Bindeglied schwer verständlich sein dürfte. Aber das ist ja gerade das Eigenthümliche, Specifische an unserer Philelogie, was sie zur classischen und dadurch zu einer besondern Wissenschaft erhebt, dass sie mit dem historischen Elemente auf der einen, dem sprachlichen auf der andern Seite, die gleichsam ihren Körper, ihr Fleisch und Blut ausmachen, noch ein höheres sittliches und geistiges Element, das exemplarische, wie wir es mit einem würdigen Veteranen unseres Fachs nennen können*), und in diesem das pädagegische verbindet, ehne welches sie wehl ein höchst ehrenwerther und wesentlicher Theil anderer Wissenschaften, aber kein Berufsfach, keine Lebensaufgabe für sich sein würde. Den histerischen, den sprachlichen Facter theilt sie mit den Orientalisten, welchen wir desshalb auch in dieser Versammlung willig und freudig die Bruderhand reichen, zumal da es schwer, ja unmöglich sein möchte, einen wissenschaftlichen Orientalisten zu finden, der nicht durch die classische Bildung hindurch gegangen wäre und dieses Vaterhaus mit uns gemein hätte; eben so gut aber könnten, ja müssten auch wir Orientalisten werden, wenn unsere Aufgabe nur in der historischen oder sprachwissenschaftlichen Ferschung bestünde, deren keine sich auf die classischen Völker allein beschränken, der Rücksicht auf das Morgenland ganz entschlagen dürfte; und wenn wir uns gleichwohl dieser Anmuthung entziehen, die allerdings gerade jetzt, we so viele das Seelenhafte ganz hinter dem Kör-

*) Morgenstern de literis humanioribus, Gedani 1800. 8, p. 63.

Digitized by Google

perlichen vergessen, oft genug an uns gestellt wird, so liegt der Grund einfach darin, dass wir unsere Aufgabe noch von einer ganz andern Seite auffassen, die uns mindestens eben so nahe mit den Pädagogen verschwistert und nach Zahl und Maass billig den besten Theil unserer Kraft in Anspruch nimmt. Denn in den Werken des classischen Alterthums liegen absolute Bildungselemente enthalten, die weder bloss wie die Erscheinungen der Geschichte den Zeiten und Völkern anheimfallen, aus welchen sie hervorgegangen sind, noch wie die Sprache doch immer nur mehr oder minder relativen Vermittelungsprocessen dienen, sondern als eine dauernde Errungenschaft der Menschheit zu betrachten sind und dadurch ihren Kennern und Hütern die Verpflichtung auflegen, sie nicht bloss um ihrer selbst willen zu erhalten und zu pflegen, sondern auch zum gemeinen Besten nutzbar und fruchtbringend zu machen; und wenn es desshalb schon im Begriffe des Philologen liegt, entweder selbst Jugendbildner zu sein oder solche zu bilden, so wird auch das höchste Ziel alles ächt philologischen Studiums nur darin liegen können, sich oder andere zu Jugendbildnern zu befähigen. Dass freilich auch der ganze Inbegriff des philologischen Wissens nicht ausreicht, dem heutigen Menschen den Grad von Bildung mitzutheilen, den Vaterland und Welt von ihm fordern, weiss ich wohl, und würde es, auch wenn ich das Leben nur aus meinen Büchern kennte, schon daraus abnehmen können, dass das Wort *φιλόλογος*, das im Alterthume gerade den Inbegriff allseitigster Bildung ausdrückte, heutzutage nur die Bezeichnung eines sehr speciellen Fachs ist; aber gerade darin spricht sich das culturgeschichtliche Verhältniss aufs Deutlichste aus, das nicht will, dass in der Bildung des einzelnen Menschen wie der ganzen Menschheit eine organische Stufe übersprungen werde: was im Alterthume Bildung, *παιδεία*, war, das soll heutzutage Vorbildung, Propädeutik, sein, und dadurch eben wird der Kenner des Alterthums zum Pädagogen und Verbildner der heutigen Menschheit, sowie anderseits die Kenntniss des Alterthums, als des Jugendalters der Menschheit, die beste Vorschule des Pädagogen ist. Denn auch dieses Verhältniss muss ein wechselseitiges sein, und wie den wissenschaftlichen Orientalisten, so wünsche ich mir auch den höhern Pädagogen durchgehends classisch gebildet denken zu dürfen, obgleich er darum eben so wenig selbst Philologe zu sein als der Philologe alle übrigen Fächer des höhern Bildungsunterrichts wissenschaftlich zu verstehen braucht; doch diesen Gegenstand hier weiter zu verfolgen würde zu weit führen, und ich begnüge mich hier zum Schutze meines eigenen Fachs nur die Folgerung zu ziehen, dass nicht, wie der Erbe eines schönen Namens*) dessen eigenen Erinnerungen zum Trotze einer früheren Versammlung unseres Vereins ins Gesicht zu sagen sich vermessen hat, ein Philologe, der zugleich guter Lehrer ist, dieses ungeachtet seiner Philologie sei, sondern dass vielmehr jeder, der sich mit Bewusstsein und innerem Berufe der Philologie zugewendet hat, bis zum Beweise des Gegentheils als geborener Pädagoge gelten müsse. Dazu befähigt ihn jedenfalls die Harmonie der Stimmung, die aus dem künstlerischen Geiste des Alterthums auf seine ächten Pfleger übergeht, und wie ich so eben die classische Philologie als har-

*) Bernhard Matthiä offener Brief an die Philologen, Jena 1846. 8.

Digitized by Google

monisches Bindeglied zwischen den scheinbar heterogenen Elementen unserer Versammlung bezeichnet habe, dieselbe überhaupt für jedes concertirende Zusammenwirken geistiger Kräfte zum geeignetsten Grundtone stempelt; in diesem Sinne bitte ich denn auch die Ehre, die Sie mir als classischem Philologen in dem Auftrage zur Geschäftsleitung dieser Zusammenkunft erwiesen haben, auffassen und Ihre Verhandlungen im Geiste der Harmonie und des organischen Einklangs leiten zu dürfen.

Sodann theilte derselbe der Versammlung zwei Begrüssungsschreiben mit, welche von dem Prorector und Verwaltungsausschusse der Universität und von dem städtischen Magistrate an dieselbe erlassen waren. Sie lauteten folgendermassen:

Die Georgia Augusta genügt einer angenehmen Pflicht, indem sie den Verein der deutschen Philologen und Schulmänner bei seiner Ankunft in Göttingen willkommen heisst.

Die Universität sieht sich der verehrten Versammlung nicht bloss durch die Gemeinschaft des Elementes der Wissenschaft, in welchem sie beide leben, eng verbunden: es war die Secularfeier der Georgia Augusta auch der Geburtstag dieses gelehrten Vereins und die Stadt Göttingen, in welcher er heute wieder zusammentritt, seine, wie unsere Wiege.

Dieser doppelten näheren Beziehung, in welche die Universität sich zu der verehrten Gesellschaft gestellt weiss, wünscht und hofft die Georgia Augusta wie durch diesen Willkommsgruss, so auch durch das besondere Interesse zu entsprechen, welches sie an dem fruchtbaren Fortgange dieser Versammlung zu nehmen und nach ihren Kräften zu bethätigen gedenkt.

Nochmals heisst sie den Verein und die um Wissenschaft und Bildung hochverdienten Mitglieder desselben freundlichst willkommen.

Göttingen, den 29. September 1852.

Im Namen der Georg-Augusts-Universität

Der Verwaltungs-Ausschuss.

Dr. Fuchs,

d. Z. Prorector.

Der Magistrat der Königlich Hannoverschen Universitäts-Stadt Göttingen fühlt sich gleich beehrt als erfreut, dem Vereine deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten, welcher für seine diesjährige Versammlung die Stadt Göttingen ausersehen hat, Namens derselben den herzlichsten „Willkommen“ damit zuzurufen und ihn hiermit freundlichst zu begrüssen.

Mögen Sie, verehrteste Männer, auch in den Mauern unserer Musen-Stadt gleiche Befriedigung an Geist und Herz finden, und möge es Ihnen gefallen, die dargebotene, wenn

Digitized by Google

auch geringe, doch herzlich gemeinte Gastfreundschaft mit Nachsicht und Wohlwollen aufzunehmen.

Genehmigen Sie die Versicherung unserer innigsten Hochachtung und Ergebenheit.

Göttingen, den 29. September 1852.

Der Magistrat der Universitäts-Stadt Göttingen.

Namens desselben der Ober-Bürgermeister

G. C. E. Ebell, Dr.,

Ritter des Königlichen Guelphen-Ordens etc. etc.

Die Versammlung genehmigte, dass beiden Behörden ihr Dank für diese zuvorkommende Theilnahme durch das Präsidium ausgedrückt werde.

Hierauf schritt dieselbe zur Bildung ihres Bureaus, wozu auf Vorschlag des Präsidiums die Herren Conrector *Schöning*, Assessor Dr. *Lange* und Schulamtscandidat *Schmidt* von hier, von Auswärtigen aber Professor Dr. *Cäsar* aus Marburg und Gymnasiallehrer Dr. *Fleckeisen* aus Dresden berufen wurden. Die Erwählten nahmen den Secretariatstisch ein und Assessor Dr. *Lange* verlas darauf die Namenliste der bereits angemeldeten Theilnehmer, deren jeder sich bei Nennung seines Namens zur Kenntnissnahme der Versammlung erhob.

Nunmehr entfernten sich die Orientalisten, um in dem ihnen durch die Freundlichkeit der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften eingeräumten Sitzungszimmer ihre eigene Section zu constituiren; in der allgemeinen Versammlung aber ging der Versitzende zunächst zur Ankündigung einiger dem Vereine zur Vertheilung überreichten Druckschriften über. Es sind dieses, ausser den bereits erwähnten Abhandlungen von *Hermann* und *Lange* je dreissig Exemplare des neuesten Programms des Carlsruher Lyceums: Krates Gebet von Professor *Helferich*, und der dasselbe begleitenden Schulnachrichten von Hofrath Dr. *Kärcher*, welche letztere der pädagogischen Section zugewiesen wurden.

Darauf folgte die Bestellung der Commission, die in der dritten Sitzung über die Wahl des nächstjährigen Versammlungsortes Bericht erstatten sollte. Das Präsidium beantragte, die Vollmacht dieser Commission dahin zu erweitern, dass dieselbe überhaupt eventuelle Vorschläge über geschäftliche Einrichtungen und Medificationen des Vereins berathen und begutachten solle, und zu diesem Ende auch andere Theilnehmer, die solche Vorschläge zu machen beabsichtigten, anzuweisen, dieselben der genannten Commission zum gleichzeitigen Berichte einzuhändigen; die Versammlung genehmigte dieses und ernannte auf weiteren Vorschlag des Präsidiums zu Mitgliedern der Commission ausser den zeitigen Geschäftsführern die anwesenden Präsidenten früherer Versammlungen in den Personen der Herren *Rost* (Gotha 1840), *Bergk* (Cassel 1843), *Wagner* (Darmstadt 1845), *Gerlach* (Basel 1847), *Böckh* (Berlin 1850), und zu diesen weiter die Herren *Classen*

aus Lübeck, *Georg Curtius* aus Prag und *Haase* aus Breslau, welchen endlich noch die orientalistische Section den Professor *Fleischer* aus Leipzig beiordnete.

Sodann brachte das Präsidium zwei Handlungen der Pietät zur Sprache, welche nach dem Vorgange früherer Versammlungen auch der gegenwärtigen zu üben gezieme: die erste gegen den ehrwürdigen Geheimen Justizrath *Mitscherlich*, den Nestor der Philologen im eigentlichsten Sinne, der, ein wirklicher Trisaeclisenex, vor wenigen Tagen in sein dreiundneunzigstes Jahr getreten sei, und obgleich durch seinen körperlichen Zustand an persönlicher Betheiligung verhindert, doch in ungeschwächter Geisteskraft auch dieser Versammlung von Fachgenossen die regste Theilnahme zuwende; die andere gegen den hochverdienten Geheimen Regierungsrath *Lobeck* in Königsberg, der in diesem Jahre sein funfzigjähriges Jubiläum gefeiert habe und trotz seiner sonstigen Gegensätze mit dem gleichverdienten Veteranen *Creuzer* einen ähnlichen Glückwunsch, wie er diesem von der Dresdener Versammlung im Jahre 1844 zugegangen sei, gewiss nicht verschmähen werde. Die Versammlung eignete sich beide Vorschläge an und übertrug die lateinische Zuschrift für *Mitscherlich* dem Professor Dr. *Wüstemann* aus Gotha, während die deutsche Adresse an *Lobeck* der vorher ernannten Commission anheimgegeben ward.

Der Vorsitzende machte darauf noch die nöthigen Mittheilungen über die den verehrten Gästen geöffneten Sammlungen, über eine von dem hiesigen Liederkranze in freundlicher Berücksichtigung der erwarteten Versammlung auf Freitag Abend anberaumten Aufführung der Mordgrundbruck von Julius Otto zu einem wohlthätigen Zwecke, über die pädagogische Section, für deren Sitzungen die Morgenstunde von 8 bis 9½ Uhr beliebt wurde; und schloss mit der Aufforderung zur Anmeldung der beabsichtigten Vorträge, woraus sich die nachstehende Tagesordnung für die folgenden Sitzungen ergab:

Donnerstag den 30. September.

1. Professor Dr. *Gerlach*, über die älteste Bevölkerung Italiens.
2. Professor Dr. *E. Curtius*, Bemerkungen über die Topographie der Umgegend Athens.
3. Professor Dr. *Schömann*, über einige Stellen in Aeschylos Agamemnon.

Freitag den 1. October.

1. Director Dr. *Ahrens*, über die gemischten Dialekte der griechischen Lyriker.
2. Professor Dr. *Schneidewin*, über einige Stellen in Sophokles Elektra.
3. Oberbibliothekar Dr. *Preller*, Mittheilungen über seine Reise in Griechenland.
4. Professor Dr. *Weil*, ein Wort über den antiken Wortaccent in Bezug auf Metrik.

Sonnabend den 2. October.

1. Dr. *Lange*, Andeutungen über Ziel und Methode der syntaktischen Forschung.
2. Dr. *Ellissen*, Bemerkungen zur Befürwortung der nationalgriechischen Aussprache in ihrer Anwendung auf das Altgriechische.

Digitized by Google

Zweite Sitzung

am 30. September.

Der Vorsitzende, Professor Dr. *Schneidewin*, lud zunächst den Professor Dr. *Wüstemann* ein, die von ihm entworfene lateinische Ansprache an den Geheimen Justizrath *Mitscherlich* vorzutragen. Dieselbe lautete folgendermassen:

Philologi Gottingam Congregati

CHRISTOPHORO GUILELMO MITSCHERLICH

S.

Quae verba grande olim Georgiae Augustae decus, Christianus Gottlieb Heyne, Tibi cecinit, Vir summe venerabilis! quum Tu, qui ipse Ausoniae Musae penetralia servas antistes, recens esses ab editis eclogis recentiorum poetarum:

at Tibi docta cohors praemia digna feret,

haec verba quam verum habuerint vatem, quum omni tempore satis est declaratum, tum hodiernus dies luculenter Tibi comprobat. Nam qui his diebus ex tota Germania Gottingam convenerunt philologi, in qua ipsa urbe ante hos quindecim annos primum consilia, quibus exoptatissimus respondit eventus, agitata sunt de conventibus a nostri ordinis hominibus quotannis habendis, simulatque inter se consalutaverunt, neque prius neque antiquius quicquam habendum esse censuerunt, quam ut Tibi, Vir maxime colende! quem animo vegetum a suis rebus non alienum esse gaudent, aetate gravem a conventibus suis abesse dolent, cultum suum atque venerationem his ad Te datis litteris testificarentur.

Ac plurimi quidem, quibus contigit olim in hac litterarum Universitate optimis studiis operam dare, Tua institutione atque disciplina nos usos prae nobis ferimus, omnes autem ex plurimis libris, quos doctrinae Tuae testes apud posteros exstare voluisti, plurimum nos profecisse grati profitemur. Unus prae ceteris loquitur vates Venusinus, qui quid Tui ingenii acumini, quid doctrinae abundantiae atque elegantiae debeat, nemo est his litteris vel leviter tinctus qui ignoret. Sed quod verendum nobis est, ne Tibi, qui per omnem vitam ingenuam simplicitatem secutus quodvis tributum Tibi praeconium aspernatus es, molesti simus in ea veneratione nostra declaranda, quae aut egregiis Tuis in litteras meritis aut aliis Tuis virtutibus debetur, in eo cultu Tibi testando acquiescere volumus, qui e solo pietatis fonte manat. Quae quidem res et Tibi et nobis gratissima esse debet, quod cum ipsius numinis divini, a quo tot et tanta in Te beneficia conlata sunt, venera-

Digitized by Google

tione conjuncta est. Quod si homines iis, qui aetate sunt provectiores, reverentiam praestandam esse arbitrantur, quanta debetur Tibi, qui Nestorios annos egressus omnes, quotquot hodie humanitatis studia profiteri novimus, aetate longe superas? Tu solus superstes es ex iis doctoribus, qui iidem huius Academiae solemnia et semisaecularia et saecularia viderunt; unus Tu ex omnibus, de quibus ejusdem Academiae annales referunt, per sexaginta septem annos professorio munere functus es, et functus es ita, ut Tuae laudes ab ipsius Academiae laudibus separari non possint. Haec tam longa vitae continuatio ut rarum in homine est Dei beneficium, ita singulare est habendum, ubi, quod Tibi concessum fuit, temporis diuturnitati ipsa rerum prosperitas respondet. Tua autem incidit aetas in auream huius Academiae aetatem; Tu Christianum Heynium, Tu Ludolphum Dissenium, Tu Odofredum Müllerum optimos in munere obeundo collegas, certos in omni vitae conditione amicos, exoptatos virtutum Tuarum testes habuisti: Tu per sex et viginti annos orator Academiae constitutus insignes secundarum rerum vicissitudines facundo ore praedicavisti; Tu, quam fortunata hujus Musarum sedis sub regibus Britanniarum fuerit conditio, olim et adolescens et adultus expertus es; Tu idem, postquam tota Germania aliquamdiu Gallorum dominatione oppressa fuit, his tempestatibus superstes patriam in libertatem vindicatam vidisti; Tibi nunc seni novum sidus, quod Hannoveranis nova stirpe regia divinitus concessa inlucescere coepit, affulsit. Denique quod summae felicitatis est documentum, Tu non infirmitati, quam ingravescens aetas plurimis afferre solet, succubuisti, sed crudam et vegetam adeptus senectutem animi vigore etiam corporis vires sustines.

Hanc valetudinis prosperitatem ut Deus Tibi servet et ut vitam Tibi usque ad extremos humanae conditionis terminos continuet, pia, quae ex intimo animo proficiscuntur, vota facimus.

Der Entwurf ward einstimmig gebilligt und beschlossen, ihn abschreiben und die Abschrift mit den eigenhändigen Unterschriften sämmtlicher Theilnehmer der Versammlung versehen am Sonnabend durch eine aus dem Verfasser des Entwurfs und den Herren Professor Dr. *Gerlach* aus Basel und Director Dr. *Schweckendieck* aus Emden zu bildende Deputation dem Jubelgreise überreichen zu lassen. Ein Antrag auf gleichzeitigen Druck desselben ward anfänglich angenommen, dieser Beschluss aber später in Betracht der durch die Kürze der Zeit verursachten Schwierigkeiten auf des Antragstellers eigenen Wunsch wieder rückgängig gemacht.

Die Verkündigung der neu angekommenen Mitglieder durch das Secretariat ergab eine Gesammtzahl von 183 Namen. Nachdem der Vorsitzende hierauf noch ein Schreiben des Professor Dr. *Eyth* in Schönthal verlesen hatte, durch welches dieser von seiner im vorigen Jahre zum Besten der vertriebenen Schleswig-Holsteiner herausgegebenen Uebersetzung des Oedipus Tyrannos der Versammlung hundert Exemplare zum Geschenke macht, ohne jedoch neue Beiträge für jenen milden Zweck auszuschliessen, rief derselbe den Professor Dr. *Gerlach* aus Basel auf die Rednerbühne, und dieser hielt den nachstehenden Vortrag:

Digitized by Google

Ueber die älteste Bevölkerung Italiens.

Es war althellenische Sitte, dass die Pflanzstädte mit den Metropolen durch ein geistiges Band vereinigt blieben und dadurch, dass sie auf den heimathlichen Altären den vaterländischen Göttern opferten, den Gefühlen des Dankes und der Verehrung einen angemessenen Ausdruck gaben. Mit ähnlichen Empfindungen trete auch ich in dieser hohen Versammlung auf, da ich als ein ehemaliger Zögling der Georgia Augusta nach mehr als dreissigjähriger Abwesenheit wieder diesen Musensitz begrüsse. Auch ich fühle mich gedrungen die Gefühle der Ergebenheit und des Dankes auszusprechen; welches nach meiner Ueberzeugung nicht passender geschehen kann, als indem ich meine Gedanken über einige wissenschaftliche Probleme äussere, deren Berichtigung den Koryphäen, die hier vereinigt sind, Veranlassung bieten mag, ihre Meisterschaft aufs neue zu beurkunden und so mich selber zu verpflichten.

Wenn Dionysios von Halikarnass im Eingang seiner römischen Geschichte allerlei irrigen Vorstellungen seiner Zeitgenossen gegenüber die Behauptung ausgesprochen hat, durch seine Darstellung werden die Römer als Hellenen sich erweisen; so hat bisher wohl Niemand diese Aeusserung wirklich oder im Ernst verstanden oder überhaupt darinnen mehr als eines der Schlagwörter erkannt, wodurch der Schriftsteller widersprechende Urtheile von römischer Barbarei von vorn herein zurückzuweisen sich berufen glaubte. Und in der That muss einem so allgemein gehaltenen Ausspruche alle wissenschaftliche Bedeutung abgesprochen werden, wenn nicht eine weiteingehende Untersuchung denselben begründet oder die Tragweite einer solchen Aeusserung begränzt. Es wird aber bekanntermassen die Verwandtschaft von Völkern, welche eine Litteratur besitzen, am sichersten in den Werken des Geistes und der Sprache nachgewiesen, und kaum wird irgend Jemand es bezweifeln, dass wenige Völker in dieser Beziehung im engeren Verbande stehen als Römer und Griechen. Diese lebendige Durchdringung in Wissenschaft und Kunst, in Religion und Sitte, in Staat und Leben, welche namentlich dem modernen Bewusstsein gegenüber als ein ungetrübtes Ganzes erscheint und von den Römern selber so tief empfunden wurde, dass der Ausdruck „sermones doctus utriusque linguae" die Bildung nach ihrem ganzen Umfange bezeichnete, — ist als eine der höchsten Aufgaben der Alterthumswissenschaft von würdigen Männern vielfach erläutert worden. Aber während das Wesen dieses Verhältnisses nach beiden Polen hin beleuchtet worden ist, scheint die geschichtliche Grundlage noch nicht hinlänglich festgestellt; daher darüber einige Andeutungen zu geben nicht überflüssig erscheinen mag. Wir wollen uns dabei auf die örtlichen Verhältnisse und die mythische Zeit beschränken, weil doch in diesen die Grundlage aller spätern Entwickelung zu suchen ist und in den ersten Lebensäusserungen der Völker ihr künftiges Schicksal, wie im Keime das ganze Leben, vorgebildet scheint.

Dass Gebirgsländer ebensowohl als Quelle wie als Schutz und Schirm freier Mannigfaltigkeit des volksthümlichen Lebens betrachtet werden können, ist bei Verständigen anerkannt. Die Urkräftigkeit der Natur, welche überall in Lebensfülle uns entgegentritt

Digitized by Google

oder mit ihren Schrecknissen bedroht, erweckt die Kraft, steigert die Zuversicht und durchdringt belebend Seele und Leib. Während die Erhabenheit des Anblicks die Brust durch die Ahnung der Gottheit schwellt, die Lieblichkeit dem Menschen Ruhe und Frieden in die Seele giesst, und der schroffe Wechsel das Gemüth mit wunderbarer Gewalt ergreift, wird jene Seelentiefe und geistige Schöpferkraft erzeugt, welche der Erstarrung und dem Tode wehrt. Wenn nun Völker dieser Art und Sitte unter mildem Himmelstriche wohnen, wo Alles freier und vollkommener sich entwickelt und entfaltet, wenn ihre Wohnsitze Ausläufe grosser Ländermassen sind, wenn sie, schmale Halbinseln, tief in ein Binnenmeer sich hinein erstrecken, wenn die Gebirge fruchtbare Thäler und Ebenen umschliessen, wenn unzählige Eilande sie umkränzen und Häfen, Buchten, Rheden leichten Zugang von allen Seiten her gewähren, so dass jede Lebensrichtung, Viehzucht, Ackerbau, Handel, Schifffahrt gleichsam von der Natur geboten scheint, so wird man leicht darin einen Wink des Schicksals finden, dass diese Länder zum Schauplatz mannigfaltiger Entwickelung erkoren sind. Tritt nun zu diesen Begünstigungen örtliche Nähe solcher Länder selbst hinzu und, bei aller Verschiedenheit im Einzelnen, eine gewisse Gleichartigkeit der Construction, so dass ein gleiches Gesetz der Bildung zum Grunde zu liegen scheint, so wird ein Unbefangener sich schwerlich der Vermuthung erwehren können, dass nur ein inniges Wechselverhältniss der Bevölkerung dieselben ihrer Bestimmung entgegenführen kann. Nicht als wenn wir durch die Wohnsitze die ganze Zukunft eines Volkes im Voraus entschieden glaubten; aber das wollen wir behaupten, dass nur unter der Voraussetzung gewisser äusserer Bedingnisse der Mensch vollkommen sich entwickelt und entfaltet, dass Lage, äussere Umgebung und Himmelstrich die nothwendigen Schranken bilden, innerhalb welcher die selbstthätige Geistesrichtung der Völker sich bewegt, und dass, wie die Form das Wesen des Geistes erst zur Erscheinung bringt, so auch die örtlichen Beziehungen erst jedem Volke sein eigenthümliches Gepräge geben: bekannte Sätze, die aber dennoch nur zu oft unbeachtet bleiben, so dass, weil immer neue Seiten den Gegenständen abzugewinnen die Neigung ist, wir Gefahr laufen das früher Errungene zu verlieren, und während der Geist in neuen Entdeckungen schwelgt, der Sinn, das Einfache und wohl Begründete festzuhalten, verloren geht. — Also das dürfen wir als ein durch das Wesen und die Beschaffenheit örtlicher Verhältnisse Gegebenes betrachten, dass zwischen den beiden Halbinseln von Italien und Griechenland eine wechselseitige Verbindung bestehen sollte.

Wenn sie aber beide durch Gebirge, wie mit einem Wall, umgürtet, gleichmässig gegen gewaltsame Störungen von Aussen gesichert schienen, so wurden durch innere Ursachen nicht weniger als durch äussere Verhältnisse die Bewohner in ihrer Entwickelung hier mehr gehemmt, dort mehr gefördert, so dass die Stufe der Ausbildung bei beiden Völkern in derselben Zeit eine ganz verschiedene war. Hellas war durch die Gunst des Schicksals weit vorausgeeilt, während Hesperien noch der Schleier der Verborgenheit bedeckt. Unsere Erkenntniss der menschlichen Zustände folgt trotz allerlei erhobenen Widerspruchs der Sonnenbahn. Von Osten geht Licht und Leben aus; durch seine Strahlen taucht der ferne Westen aus Nacht und Dunkel auf.

Digitized by Google

Also während in Hellas gewaltige Heroengestalten im kühnen Abentheuer sich versuchen, deckt noch öde Grabesstille des Land Hesperien; während in Hellas die Huld der Olympischen Götter das Leben der Sterblichen mit heiterem Genuss und mannigfachen Reizen schmückt, scheint Hesperien von den finstern Mächten der Unterwelt beherrscht. Nacht und Grauen ruht auf seinen Fluren, die den Verdammten als Zufluchtstätte oder als Ort der Busse angewiesen sind. Nach dem fernen Westen flieht Kronos von seinem Herrscherthron gestürzt und sucht in Latium Schutz vor den Waffen seines Sohns. Und wenn das Land in dankbarer Erinnerung der Segnungen, die er gebracht, später von ihm den Namen trug, wenn er als Herrscher göttliche Verehrung fand, so blieb er dennoch von der Olympischen Götterwelt verbannt. Hat ihm Pindaros eine Königsburg auf den Inseln der Seligen erbaut, wo er das Amt des Todtenrichters übt, so will diese Oberherrlichkeit im Lichte Homerischer Weltanschauung gewürdigt sein, abgesehen davon, dass diese Nachricht im entschiedenen Widerspruche zu der ältern Ueberlieferung steht, nach welcher Kronos an den Gränzen der Erde und des Meeres, niemals beleuchtet von den Strahlen der Sonne, oder im Tartaros mit den Titanen sein Leben verträumt, von den Hekatoncheiren bewacht. Dort in den tiefsten Gründen der Erde, wo ewige Nacht herrscht, ist seine düstere Behausung von hohen Mauern umschlossen, mit ehernen Pforten von Poseidons Hand. Es liegt dieselbe Anschauungsweise zum Grunde, wenn die Riesenleiber des Typhon und Enkelados die Insel Trinakria und der Felsen von Aithalia mit dem ewigen Feuerstrome deckt. In den phlegraeischen Feldern tobt die wilde Titanenschlacht gegen die mildere Weisheit der jüngeren Götter. Am Avernus-See führt die dunkle Pforte in das finstere Schattenreich hinab. In Hesperien haust das Ungethüm Polyphemos mit den trotzigen ungastlichen Genossen; in ihrer Nähe das Riesengeschlecht der Laestrygonen, die Kimmerier, welche nie das Licht der Sonne geschaut, und das räthselhafte Volk der Phaeaken. Dort thront Aeolus in Sturmesbrausen auf der Felsenburg, und die Meerunholde, Skylla und Charybdis, in Schluchten tief verborgen, drohen tückisches Verderben; mit Schmeicheltönen locken die Sirenen in den Tod, und mit geheimen Zauberkünsten wandelt Kirke die Menschen in Thiergestalten um. Darum müssen die Fluchbeladenen nach dem fernen Westen ziehen, wo sie Sühne finden oder Strafe leiden. Im Zorn über seines Sohnes Missgeschick hatte Aristaeos, der Gott der Heerden, der Baum- und Bienenzucht, sein Vaterland verlassen und sich nach den Eilanden des Westens hingewendet. Dort hatte Phaethon seine Verwegenheit gebüsst, und der Strom Eridanos gab Zeugniss von seinem Tod. Danae ist an dem Strande von Latium gelandet, nachdem Akrisios sie dem Untergange geweiht. Theseus mit den Kindern der zur Sühne gesendeten Athener ist nach Japygien ausgewandert; Orestes auf seiner Rückkehr von der Taurischen Halbinsel hatte Trinakria und Rhegion berührt; nach Trinakria war Daedalos entflohen; eben dort fand Minos auf seinem Rachezuge den Tod: im Haine von Aricie wurde Hippolytos, dem Vaterfluche geopfert, zu neuem Leben aufgeweckt. Fast alle Helden, welche nach Trojas Zerstörung der Zorn der Götter aus der Heimath trieb, wurden nach dem fernen Westen hin verschlagen und Odysseus war nur einer von den Vielen, welche dieses Schicksal traf.

Digitized by Google

Meriones hatte nach langem Umherirren Ruhe in Sicilien gefunden; Idomeneus hatte nach seiner Flucht von Kreta am Japygischen Vorgebirge Schutz gesucht. Dem Tempel des Apollo in Petelia hatte Philokteles die Pfeile des Herakles anvertraut. Ein neues Argos ward von Diomedes in Apulien gegründet, ein Denkmal ehrte seine Thaten; er genoss göttliche Verehrung bis Ancona, Spina, Hatria hinauf; ja wunderbare Vögel, die nur den Hellenen freundlich waren, bewahrten für alle Zeiten seines Namens Ruhm. Die Verehrung der Neliden in Metapontum galt als Beweis, dass die Pylier von Nestors Heer dahin gekommen, wiewohl auch Pisa als ihre Gründung galt. Die Athener unter Menestheus hatten Skylletion gegründet; in der Nähe des Siris wurde Kalchas Grab gezeigt; des Iphitos Gefährten fanden in Temese das Ziel der langen Fahrt; auch Tlepolemos war mit den Rhodischen Genossen nach Italien gekommen und Krotons erste Gründung wurde heimkehrenden Achaeern und Troischen Gefangenen verdankt. Darum hatte Eurystheus den Herakles nach dem Westland auf Abentheuer ausgesendet, dass er die Rinder des Geryon auf Erytheia rauben sollte. Den riesenhaften Hirten Eurytion mit dem zweiköpfigen Hunde Orthros musste er erschlagen, ehe er das Ungeheuer mit dreigestaltigem Leibe bezwang. Die Alpen hat er überstiegen, was nie vorher ein Sterblicher gethan, und wie er in Sicilien den Eryx im Faustkampfe niederschlug, hat er am Tiberstrom den Räuber Cacus überwunden, und den ganzen Westen siegreich durchzogen und bewältigt. Also Hesperien ist, wenn nicht das Land des Fluchs, doch der Greuel, des Entsetzens, der Abentheuer und Gefahren. In diesem Glauben haben die Hellenen nicht nur die reiche Wunderwelt der Odyssee, allen widersprechenden Deutungen zum Trotze, an das Westland angeknüpft, sondern selbst die Argo bei ursprünglich entgegengesetzter Richtung nach demselben Schauplatze hingeführt. Es ist das Furchtbare und Gewaltige, was in dieser sagenhaften Ferne schreckt und lockt, es ist die Zufluchtsstätte der vom Missgeschicke Verfolgten, wohin die Flüchtlinge mit den besiegten Göttern ziehen, Krenos, Aristaeos, die Troischen Penaten, die Pelasger, welche aus Thessalien durch Kureten und Leleger verdrängt jenseits des Meeres eine neue Heimath finden.

Aber wenn schon, im Gegensatze zum eigentlichen Hellas in der Sage aufgefasst, Hesperien als ein entlegenes unbetretenes Land erschien, wo kaum die Morgenröthe der Geschichte tagte, so muss dennoch gerade in diesem Zeitraume, den eine tiefe Nacht bedeckt, Italien der Schauplatz der folgenreichsten Bewegungen gewesen sein. Dass nämlich die ältesten Bewohner Italiens, welche unter dem Namen Aboriginer begriffen werden, viele Menschenalter vor dem Trojanischen Kriege aus Achajen eingewandert seien, hatten M. Porcius Cato und C. Sempronius Tuditanus und die unterrichtetsten römischen Geschichtschreiber angenommen. Dabei hatten sie weder Land noch Volk noch den Namen des Führers angegeben, der diese Auswanderung geleitet habe, und überhaupt keinen griechischen Geschichtschreiber als Gewährsmann für diese Behauptung angeführt, zum Beweise, dass es volksthümliche Ueberlieferung war, welche in den Sagen über die Gründung von Tusculum und Praeneste, die auf Telegonos, des Odysseus Sohn, bezogen ward, sowie in der Erzählung, dass die Söhne des Amphiaraos, oder Evanders Steuermann, wie

Digitized by Google

Cato annahm, Tibur, oder Danae Ardea gegründet haben sollte, ihren Nachklang fand. Dionysios dagegen hat die erste Auswanderung der Hellenen 17 Menschenalter vor dem Trojanischen Krieg gesetzt, wo ein grosser Heereszug unter Oenotros und Peuketios den Peloponnes verlassen und im südlichen Italien eine neue Heimath gefunden habe: da wo die Oenotrer und Peuketier in ihren späteren Sitzen die alte Ueberlieferung zu bestätigen schienen. Diese nun als Stammväter der Aboriginer anzusehen, wie Dionysios gethan, ist ein Irrthum eigenthümlicher Art, da weder die Aboriginer des Cato im südlichen Italien zu suchen sind, noch je die Oenotrer die durch die Opiker getrennten Völker Latiums berühren konnten. Antiochos von Syrakus und Pherekydes von Athen können nur den frühen Aufenthalt der Oenotrer in Italien, keinesweges die Ausdehnung ihrer Wohnsitze bis nach Ausonien beweisen.

Ein anderer Strom hellenischer Bevölkerung soll sich eilf Menschenalter später über Italien ergossen haben. Pelasger nämlich, welche früher den Peloponnes bewohnten, waren nach zweihundertjährigem Aufenthalte in der Halbinsel nach Thessalien ausgewandert und hatten in ihren neuen Sitzen eine grosse Macht gegründet, als sie durch die vereinten Anstrengungen der Aetoler, Lokrer und der den Parnass umwohnenden Völker, welche Deukalion beherrschte, auch von hier vertrieben wurden. Darauf nach allen Richtungen zerstreut, war ein Theil in das Heimathland um Dodona zurückgekehrt, und war von da, einem alten Schicksalspruche zufolge, weiter fortgezogen, um die Wohnsitze der Sikuler in Saturnia und Cutilia im Lande der Aboriginer aufzusuchen. An der Mündung des Padus bei Spina gelandet, zogen sie durch das Land, bis sie in den Apenninen mit den Aboriginern zusammentrafen, denen sie, vielleicht als Stammgenossen, bald befreundet, und auf jeden Fall schnell einverleibt, den Umbrern und Sikulern viele Städte und Landstriche entrissen, ausser Kroton, welches sie zum Waffenplatze erhoben, an der Küste Agylla, Pisa, Alsium, Saturnia, überdiess Falerii und Fescenniae. Von mächtigen Feinden gedrängt, verliessen die Sikuler die langbesessenen Wohnsitze, zogen an der Küste Italiens hinab und über's Meer, wo sie im Norden von Trinakria eine neue Heimath fanden. Der Name der Insel verkündete ihren Sieg.

Die vereinigten Aboriginer und Pelasger aber herrschten vorzüglich in den Hochebenen der Apenninen am Velinus; und wenn der Name Aboriginer nicht von den Bergen entstanden ist, so waren sie wenigstens vorzugsweise Gebirgsbewohner, wo noch Varro die Trümmer ihrer Städte sah. Doch den siegreichen Pelasgern war das Glück nicht lange hold. Vom Schicksal verfolgt, haben sie auch in Italien keine bleibende Stätte gefunden, und auf's neue einem unsteten Wanderleben sich ergeben. Durch Strafen des Himmels, wie die Sage meldet, geschreckt, verliessen sie zu Tausenden die erkämpften Sitze, und zwei Menschenalter vor den Troischen Zeiten ward der Pelasgische Stamm in Italien kaum noch genannt.

Aber der Zuzug Hellenischer Bevölkerung war darum noch nicht geschlossen. Fast gleichzeitig mit dem Verschwinden der Pelasger als herrschenden Stamms wird eine neue Einwanderung aus Arkadien berichtet. Evander und seine Mutter Carmenta brachten

neue Götter, das Geheimniss der Schrift und viele andere Einrichtungen, welche die Rohheit der Sitten milderten und das unbändige Geschlecht Gesetz und Ordnung lehrten. Während die Arkader auf dem Palatinus sich niederliessen, haben die Gefährten des Herakles, welche von dessen grossem Heereszuge nach dem Westen im Tiberthale blieben, den Saturnischen Hügel sich erwählt, Pheneaten und Epeier aus Elis und gefangene Troer, welche er seit der Eroberung der Stadt des Laomedon mit sich geführt. Und wie der Held überall Spuren seiner wohlthätigen Wirksamkeit hinterlassen hatte, so ist ihm die Aufhebung der Menschenopfer zugeschrieben worden, welche früher den Pelasgern durch das Orakel selbst geboten schienen.

So die Sage, in welcher nicht Dionysios allein die Grundlage der Geschichte fand. Oenotrer und Choner als frühzeitige Bewohner Unteritaliens hat auch Aristoteles gekannt. Auch weiss er von einem Könige Italos zu erzählen, der die früher nomadisch lebenden Oenotrer den Ackerbau gelehrt, dieselben an Ordnung und Gesetz gewöhnt und die Syssitien eingeführt habe, die dort sogar früher als in Kreta waren, wo sie erst seit Minos aufgekommen waren, dessen Seeherrschaft und Rachekrieg gegen Sicilien, sowie seinen dort erfolgten Tod Aristoteles als geschichtliche Thatsachen anzuführen kein Bedenken trägt. Auch die Irrfahrten der von Troja heimkehrenden Hellenen scheint er nicht als Erfindungen der Dichter gefasst zu haben, wenn er doch erzählte, dass Achaeer bei der Fahrt um das Vorgebirge Malea durch den Sturm verschlagen, nach langem Umherirren im tyrrhenischen Meere in Opikia an der Küste von Latium gelandet und dort überwintert hatten. Da aber die Schiffe durch Troische gefangene Frauen in Brand gesteckt wurden, seien sie nothgedrungen daselbst geblieben, welches von Dionysios, ich vermuthe im Sinne des Aristoteles, auf die Gründung von Rom bezogen wird. Ja selbst an die Wanderung des Theseus nach Japygien hatte Aristoteles wie es scheint geglaubt. Auch Thukydides, dem der Trojanische Krieg mit seinen Helden nicht eine blosse Phantasmagorie von Wirkungen der Elemente, von Dunst, Nebel und Wasserdämpfen war, der von Agamemnon, Pelops, Atreus, Minos, Kekrops, Hellen, Eumolpos, Amphiaraos, Alkmaeon, Tereus, als von geschichtlichen Personen redet, der in Homeros selber eine Quelle der Geschichte fand, und bei aller Schärfe der Kritik an die Vorzeit seines Volkes glaubte, hatte mit Recht in dem Zuge gegen Ilios die Ursache grosser Bewegungen und Erschütterungen erkannt, welche anfangs gegen Osten gerichtet, sich später gegen Westen wandten, wohin die Phöniker den Weg gebahnt. Daher er nicht nur in Kerkyra das Land der Phaeaken, in der Sikulischen Meerenge den Sitz der Skylla und Charybdis, die Kyklopen und Laestrygonen als älteste Bewohner Siciliens anerkennt, sondern auch Skione in Pallene durch Achaeer unmittelbar nach Ilios Zerstörung gegründet glaubt. Die Gründung des Amphilochischen Argos durch den Sohn des Amphiaraos, sowie die Niederlassung des Alkmaeon wird, ohne irgend einen Zweifel zu äussern, von ihm erzählt. Besonders aber sind seine Ansichten über den Westen von Bedeutung. Zuerst nämlich nennt er als Urbewohner von Trinakria die Sikoner, welche wir bei Virgil in Latium wieder finden. Dann hat er ihre Verdrängung durch die Sikuler vernommen, welche selbst wieder durch die Opiker aus Italien

Digitized by Google

vertrieben wurden. Auch der König Italos ist ihm bekannt. Namentlich aber weiss er von einer Troischen Colonie zu berichten, welche nach dem Falle von Ilios auf der Flucht vor den Achaeern nach Sicilien kamen, die Städte Eryx und Egesta gründeten, und nach ihrer Vereinigung mit einer Anzahl Phoker den Namen Elymer erhielten; so dass sowohl die Auswanderung der Sikuler als das Erscheinen der Troer in den westlichen Meeren durch Thukydides Bestätigung erhält. Ja selbst die scheinbaren Abweichungen über Zeit und Völkernamen, welche bei Hellanikos, Philistos, Antiochos sich finden, können, genau erwogen, das bedeutungsvolle Ereigniss nur bestätigen. Und wenn wir zugeben, dass die Ausbildung sowie der Ursprung vieler Heroensagen aus ihrer späteren Verehrung in den Hellenischen Pflanzstädten Unteritaliens zu erklären ist, so wird damit die Thatsache nicht erschüttert werden können, dass die Troischen Zeiten auch auf Italien grossen Einfluss übten und dass die Ausbreitung des Hellenischen Stammes im Süden von Italien von diesen Zeiten an immer allgemeiner wurde.

Wenn nun die wiederholten Einwanderungen der Hellenen in Italien für die frühesten Zeiten Italiens so fest als irgend ein Ereigniss der alten Geschichte stehen, wenn die Aboriginer, Pelasger, Oenotrer, Choner, Peuketier nicht mit Unrecht von den Alten als Stammgenossen der Hellenen bezeichnet werden, wenn die Mythen von Kronos, Aristaeos, Evander, Herakles, ja die ganze Heroensage unzweifelhaft solche Einwirkung voraussetzt, wenn selbst eine frühzeitige staatliche Entwickelung des Hellenischen Elementes in Italien durch Aristoteles beglaubigt ist, wenn endlich späterhin im achten und siebenten Jahrhundert eine grosse Zahl blühender Hellenischer Colonien das ganze südliche Italien beherrschte und in Wissenschaft und Kunst den Wettkampf mit dem Mutterlande wagte, so dass der Name Grossgriechenland mit Recht ihm beigelegt werden konnte, so dürfte man billig sich verwundern, dass die Wirkungen des Einflusses der Hellenen nicht tiefer, umfassender und nachhaltiger gewesen; wie denn Strabo nicht ansteht, zu erklären, dass mit Ausnahme von Tarent, Neapel und Rhegion das ganze Land seinen Hellenischen Charakter verloren habe.

Wenn die griechischen Städte in Doris, Jonien und Aeolis, am Hellespont und Pontus trotz der grossen Massen von Barbaren die Hellenisirung von Vorderasien bewirkten, was hat dieselben Erfolge in Italien gehemmt? Nichts anderes, als dass die einwandernden Hellenen ein Volk vorfanden, das neben der Empfänglichkeit für das Gute, das die Fremden brachten, Unabhängigkeit des Geistes genug besass, um eine neue Schöpfung in der grossen Familie der Völker zu erzeugen. Dieses urheimathliche Element glaube ich in den Stämmen der Umbrer und Aurunker oder Ausoner gefunden. Diese, im Norden und Westen von den Keltisch-Iberischen Völkern der Sikuler und Ligurer bedroht, im Süden von den Hellenen zurückgedrängt, haben im Gebirge jene Kraft genährt, die ihnen endlich den Sieg verlieh. Aber nicht bloss mit den Waffen wird fremder Einfluss abgewehrt; einen mächtigern Schutz gewährt des Lebens strenge Zucht, ein freier Sinn und ein vom lebendigen Glauben beseelter Staat. Das war des Italischen Stammes Eigenthum, das hatten die Hellenen nicht gebracht; das wurzelte in der Seelentiefe des Italischen Landmannes,

Digitized by Google

des wurde belebt durch den Hauch des Orients, gekräftigt durch die Berührung mit dem nordischen Ernste. Eine Colonie, vielleicht von Tyrus ausgegangen, nach einem langen Aufenthalte in Lydien, ist von dort, ein Jahrhundert vor dem Trojanischen Kriege, ausgezogen, ist in Italien gelandet, hat die rohen Sikuler aus dem Lande zwischen dem Arnus und dem Tiberstrom verdrängt, hat die Schrift und die Kunst des Orients nach dem fernen Westen hingebracht, und hat, mit den Pelasgern zu einem Volke verschmolzen, eine neue Phase in der Entwickelung des Hellenisch-römischen Stammes hervorgebracht. Doch, dass dieses Asiatisch-hellenische Mischvolk jene innere Kraft gewann, welche seine ursprüngliche Herrschaft weit über die ursprünglichen Gränzen Etruriens in Oberitalien und Campanien begründete, das verdankte es einer abermaligen Verjüngung, welche nach etruskischer Berechnung 290 Jahre vor Roms Gründung oder um 1044 vor unserer Zeitrechnung das Volk erfuhr. Wie die Tyrrhener in Verbindung mit den Pelasgern vorzugsweise die Sikuler bedroht, so brach dieser Sturm gegen die Umbrer los, denen die Eroberer, nach Catos Zeugniss, dreihundert Städte entrissen haben sollen. Aus dem Norden kamen diese neuen Schaaren, Rasena war ihr Name, die Berge Rhaetiens waren ihre Heimath, sie waren, wie ich mit Johannes von Müller zu behaupten wage, nordisches Stammes. Gallier konnten sie nicht sein, denn von diesen wurden sie bedrängt, und schwerlich waren diese damals schon Meister des Gebirgs. Dagegen hatte Cato griechischredende Teutonen als die ältesten Bewohner von Pisa genannt, andere dessen Gründung von einem Keltenkönige, Sohn des Hyperboreischen Apollo, hergeleitet. Ebenso war die Kriegsart der Sarrasten, mit Wurfkeulen zu streiten, nach Teutonischem Brauch. Doch nicht diese vielleicht zufälligen Einzelheiten sollen als Beweise gelten, sondern das ganze Wesen des etruskischen Staates und der etruskischen Religion.

Im Norden war der geweihte Sitz der Götter; von dorther sandte die höchste Gottheit ihre Blitze; nordisch ist der tiefe finstre Geist etruskischer Glaubenslehre; nordisch die strenge Abgeschlossenheit der Lucumonen und die drückende Leibeigenschaft; endlich das Sinnvolle und Bedeutsame in der Kunst. Nicht dass ich den nordischen Eroberern einen schöpferischen Einfluss in Kunst und Wissenschaft gestatten wollte; aber die Gedankenwelt des besiegten Volkes haben sie umgestaltet. Sonst treten sie, wie immer kriegerische Stämme gegenüber einem gebildeten Geschlechte, als gelehrige Schüler oder als Erben in das geistige Besitzthum ein, das ein thätiges gewerbsames Handelsvolk in Verbindung mit Hellenischen Elementen errungen hatte. Hellas und Italien sind durch ein unauflösliches Band verknüpft, aber ihre Bestimmung war verschiedener Art. In Italien sollte das Volk herengebildet werden, welches das Wissen, die Kunst, den Glauben und die Sitte der alten Welt den spätern Geschlechtern bewahren und über den weiten Erdkreis verbreiten sollte. Darum mussten sein Eigenthum die Tugenden des Herrschers sein, Tapferkeit, Gerechtigkeit, und jene grossartige Geistesrichtung, die das Spröde und Heterogene ihren Zwecken anzupassen weiss. Diese wird gewonnen durch die Berührung mit dem Verschiedenartigen und durch geistigen Verkehr mit dem Vorzüglichsten. Diese Gunst ist ihm geworden. Ein kräftiges genügsames Geschlecht, das seine Heerden weidete, hat im

Digitized by Google

Herzen des Landes Besitz genommen, und den Grund zu einer neuen Entwickelung gelegt. Gestählt wurde seine Kraft durch die von Westen herandrängenden Kelten, welche als Ligurer und Sikuler die Küste und das rückwärts liegende Gebirge bis zum Tiberstrom besetzten. Mildere Sitte und die ersten Anfänge der Kunst, edlere Güter, brachten die aus Hellas von Süden und Osten her einwandernden Pelasger, welche Städte gründeten und staatliche Entwickelung schufen. Aber auf festem Grunde ruht nur das Staatsgebäude, das auf lebendigen Glauben an die Macht der Götter, auf Frömmigkeit und strenge Zucht gegründet ist. „Nur der Glaube eines innigen Zusammenhangs mit der unsichtbaren Welt giht jene Zuversicht der Ewigkeit, wie sie den Herrschern der Welt geziemt." Diese innige Durchdringung des staatlichen Organismus durch den Glauben, diese Gottesverehrung, welche das gesammte Volksleben beherrscht und trägt, hat sich, wie bei mehrern Völkern des Orients, so im gemeinen Wesen der Etrusker dargestellt, und hat, nach Art und Sitte des Volks verschieden, im Bewusstsein der Römer tiefe Wurzeln geschlagen. Wenn es wahr ist, was Cicero behauptet, dass, je näher ein Volk dem Ursprunge der Dinge steht, desto tiefer und lebendiger sein Wissen von der Gottheit ist, so konnte diese Weisheit nur aus dem Oriente kommen. Es scheint die Bestimmung dem Morgenlande gegeben, nicht nur die ersten Strahlen ahnungsvoller Weisheit dem Abendlande zu senden, sondern auch von Zeit zu Zeit durch grossartige Bewegungen das ursprüngliche Bewusstsein der Menschheit zu erwecken und zu beleben. Und nicht nur Assyrer, Babylonier, Aegyptier, Phöniker haben mit ewigen Schriftzügen das Gedächtniss ihres Namens in die Jahrbücher der Geschichte eingeschrieben; auch die vorderasiatischen Völker haben für den Westen eine hohe Bedeutsamkeit.

Karier, Lydier, Mysier haben sich als ein Brudervolk betrachtet, in Mylasa in Karien feierten sie ihr Bundesfest. Die Karier waren einst weit über die Kykladen his nach Aetolien und Phokis hin verbreitet, bis Minos Scepter sie zum Gehorsam zwang. Die Mysier mit den Teukrern hatten lange vor dem Trojanischen Kriege einen grossen Heereszug gegen Europa unternommen, waren über den Bosporos gesetzt, hatten ganz Thrakien durchzogen und unterjocht, und waren his zum Peneios in Thessalien und bis zum Ionischen Meere vorgedrungen und hatten somit der spätern Troischen Colonie den Weg gebahnt. Aus Lydien sind die Tyrrhener ausgezogen, welche mitten im Abendlande jenen wundersamen Bau orientalischer Staatsweisheit gegründet haben, der Dauer und Festigkeit gewann, einmal weil er mit den Hellenisch-italischen Elementen sich verschmolz, dann, weil er aus dem Norden ein unverdorbenes Geschlecht aufnahm, das zu der Priesterweisheit einen reinen Sinn, Verständigkeit und aufopfernde Thatkraft brachte. Es ist diess die Bestimmung der Germanen gegenüber römisch-katholischem Christenthume gewesen; es ist dieselbe Stellung der Rasena gegenüber altpelasgisch-tyrrhenischem Götterdienste. So hat das Schicksal es gefügt, dass im ältesten Italien alle Elemente sich zusammenfinden sollten, durch deren Bekämpfung die spätere Macht des römischen Reiches gegründet worden ist.

Digitized by Google

Auf die Frage, ob Jemand an diesen Vortrag eine Discussion zu knüpfen wünsche, erhob sich zuvörderst Professor Dr. *Petersen* aus Hamburg*), und äusserte ungefähr Folgendes:

Der geehrte Redner hat Beziehungen Italiens zu Griechenland in den ältesten Zeiten ausführlich besprochen und für dieselben chronologische Bestimmungen anerkannt. Er hat dabei gar nicht berücksichtigt, wie begründet die Zweifel sind, welche gegen die Chronologie der älteren Zeiten namentlich von Niebuhr erhoben werden, der die Chronologie der Griechischen Geschichte vor den Perserkriegen für so unsicher erklärt als die der Römischen zur Zeit der Könige (Röm. Gesch. 3te Ausg. A. 1224 [2te 1149] u. S. 282 [2te 262].). Wie viel mehr muss das von der noch früheren Zeit gelten! Je weniger Gewicht demnach auf die überlieferten Zahlen zu legen ist, zumal in der Synchronistik Griechenlands und Italiens, desto wichtiger muss es für die Geschichtsforschung sein, eine Zeitbestimmung für Thatsachen zu finden, welche in Beziehung zu beiden Ländern stehen. Wenn man auch nie hoffen darf, für die ältere Zeit die Begebenheiten nach Jahren zu ordnen, es muss genügen, bestimmte Epochen festsetzen zu können, nach denen das Frühere und Spätere in beiden Ländern mit einander verglichen werden kann.

Eine solche Epoche machende Thatsache ist die Verpflanzung des Griechischen Zwölfgöttersystems nach Italien zunächst nach Rom. Vorher freilich muss erwiesen sein, dass es ein bestimmtes festes Zwölfgöttersystem gegeben habe, dass dasselbe nicht, wie meine geehrten Freunde, welche vor mir diesen Gegenstand behandelt haben**), meinen, nur die Zwölfzahl mannigfach wechselnder Gottheiten, sondern stets und überall dieselben 12 Götter enthalten habe. Es genügt darauf hinzuweisen, dass schon der Artikel (*οἱ δώδεκα θεοί*) sowie der Zusatz die sogenannten (*καλούμενοι* oder *ὀνομαζόμενοι*, Paus. I. 3, 3 u. 40, 3) nur 12 bestimmte Götter bezeichnen kann, wie denn auch, wo 12 andere genannt sind, der Artikel fehlt (Apollod. II. 7, 2). Aber auch wo die Namen genannt werden, sind es bis auf die Neuplatoniker herab dieselben. Und die Neuplatoniker würden schwerlich sich bemüht haben, diese zwölf Götter ihrer pantheistischen Emanationslehre einzufügen, wenn sie nicht eine allgemeine Anerkennung in dieser Zusammenstellung gehabt hätten. Damit soll aber nicht geläugnet werden, dass hier und da auch andere Gruppen von 12 Göttern vorkommen, welche theilweise dieselben sind. Diese stehen mit einem davon verschiedenen System, das allgemein anerkannt ward, nicht in Widerspruch.

---

*) Auf den Wunsch des Präsidiums sind diese Bemerkungen, welche aus dem Stegereif vorgetragen wurden, später niedergeschrieben. Der Verf. wird desshalb Entschuldigung finden, wenn er nicht dieselben Ausdrücke wiedergibt und hier oder da einen Gedanken etwas anders oder weiter ausgeführt hat.

**) E. Gerhard: Ueber die zwölf Götter Griechenlands in den Schriften der Berliner Akademie hist. philol. Klasse 1840, S. 383 und L. Preller: Ueber das Zwölfgöttersystem der Griechen in den Verhandlungen der 9. Versammlung deutscher Philologen etc. in Jena 1846, S. 48.

Digitized by Google

Hestia, welche zu diesem allgemein anerkannten Zwölfgöttersystem gehört, ist dem Homer sowohl als dem Hesiod, wenigstens dem Verfasser der Werke und Tage, unbekannt. Die Theogonie, wo sie V. 454 vorkommt, kann nicht in Betracht kommen, da die verschiedenen Theile aus sehr verschiedener Zeit sind, und diese Verse, obgleich sie bisher allgemein zu den ältesten Theilen des Gedichts gerechnet werden, müssen eben der Hestia wegen jünger sein als die Werke und Tage. Es kann demnach auch das Zwölfgöttersystem erst nach Hesiod entstanden sein. Die Homerischen Hymnen sind wohl die ältesten Gedichte, in denen die Hestia genannt wird, aber sie geben keinen sichern Anhalt, um eine Zeitbestimmung zu finden. Doch sind sie meistens, wenn auch jünger als die Werke und Tage, doch wohl nicht jünger als die ältesten Lyriker. In den Trümmern der Lyriker, welche zwischen Hesiod und Pindar fallen, kommt Hestia's Namen, so viel mir bekannt, nicht vor. Wenn nun auch wahrscheinlich, dass Hestia Göttinn geworden ist, als die Lebensweise sich dahin änderte, dass die Herren nicht selbst mehr die Speisen bereiteten, sondern dieses den Sclaven überliessen, der Heerd aber(*ἑστία*), der im Männersaale im Mittelpuncte des Hauses stand, als Heiligthum, da er Opferstätte war, bleiben musste, so konnte ein Orakelspruch der Vergötterung dieser Hestia um so leichter allgemeine Anerkennung verschaffen, da sie nicht bloss in allen Privathäusern, sondern auch in den Prytanaeen der Städte längst vorhanden war (s. Chr. Petersens Hausgottesdienst der alten Griechen S. 32 u. N. 106.). Aber auch dadurch gewinnen wir keine genauere Zeitbestimmung, als dass es nach den Niederlassungen an der Küste Kleinasiens geschehen ist, wo durch Annahme Asiatischer Sitten manche Veränderungen im häuslichen Leben vor sich gingen, wie das Liegen beim Essen von da aus sich verbreitet zu haben scheint Aber in Rom gehörte Vesta zu den ältesten Gottheiten, und wenn die Verflechtung in den Mythos vom Romulus auch keine Gewähr gibt, die Ueberlieferung, dass ihr Dienst von Numa Pompilius geordnet sei, beweist doch wohl so viel, dass ihr Dienst in Rom nicht jünger als das siebente Jahrhundert v. Chr. G. ist.

Es kommt aber darauf an, eine Thatsache zu finden, welche das Zwölfgöttersystem voraussetzt, deren Zeitpunct also schliessen lässt, dass dasselbe älter sei. Nun werden allgemein Herakles und Dionysos als die jüngsten oder wenigstens als jüngere Götter bezeichnet, d. h. als solche, die in einer bestimmten Zeit als Götter anerkannt wurden, die den 12 Göttern an Würde gleichgeachtet sind, ohne selbst in die geschlossene Zahl derselben aufgenommen zu sein. Wenn dieselben, wie dies wohl nicht zu läugnen ist, schon bei Archilochos diese Stellung einnahmen (Fragm. 93 u. 94 in Schneidewins Delectus), so kann das Zwölfgöttersystem nicht nach dem achten Jahrhundert abgeschlossen, wohl aber im neunten Jahrhundert entstanden sein.

Nun finden wir dasselbe Zwölfgöttersystem in Rom und Etrurien. Von Rom ist dieses in sofern nicht zweifelhaft, als wir wissen, dass dieselben zwölf Götter nach Befragung der Sibyllinischen Bücher im J. 217 v. Chr. G. durch ein Lectisternium verehrt wurden (Liv. XXII. 10.) Allein die Sibyllinischen Bücher sollen erst nach 600 v. Chr. entstanden oder nach Italien gekommen sein (Klausen Aeneas und die Penaten I. S. 282.).

Digitized by Google

Daraus folgt auch noch nicht, dass dieselben in den heimischen Religionsurkunden der Pontifices (Indigitsmenta) vorkamen. Allein seit Ludovicus Vives (ad Augustin. de C. D. IV. 23.) sind die 12 Consentes, deren 6 männliche, 6 weibliche waren (mit Bezug auf Varro de R. R. I. 1.), für dieselben mit den Zwölfen des besprochenen Griechischen Systems gehalten worden. K. O. Müller (Etrusker Bch. III. 4, 2. Bd. II. S. 81.) hat dieses in Abrede gestellt. Allein eine sorgfältige Combination der betreffenden Stellen bei Seneca, Martianus Capella, und Arnobius wird zeigen, dass Ludovicus Vives, wenn er es auch mehr annahm als bewies, doch Recht hat. Die dii Consentes sind aber von den Römern aus der Etruskischen Religion entlehnt. Es haben demnach, wenn die Identität der Consentes und des Griechischen Zwölfgöttersystems erwiesen ist, die Römer dasselbe früher von den Etruskern erhalten, als es durch die Sibyllinischen Bücher zu ihnen kam.

Haben nun aber auch die Etrusker, wie hieraus hervorgeht, das Zwölfgöttersystem von den Griechen entlehnt und wiederum mit ihren heiligen Schriften nach Rom gebracht, so folgt, dass die Etruskische Religion in der Gestalt, wie sie den Römern zuerst bekannt ward, jünger als das Griechische Zwölfgöttersystem ist und erst im neunten oder achten Jahrhundert aus heimischen und Griechischen Elementen zusammengesetzt sein kann. Es mag dafür noch ein Beweis angeführt werden. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, dass Apollo, ein ursprünglich Griechischer Gott, von den Etruskern wie von den Römern mit seinem Griechischen Namen aufgenommen ist, wie es auch von den Römern selbst anerkannt ist, dass er in den heiligen Schriften des Numa nicht vorkam (Arnob. II. 73.). Ist das der Fall, so kann Rom weder von Achaeern noch von Trojanern oder deren Nachkommen erbaut sein. Und haben überhaupt die Sagen von Wanderungen aus Griechenland nach Italien, besonders noch vor dem Trojanischen Kriege, irgend ein historisches Fundament, so können es wenigstens keine Hellenischen Völker gewesen sein. Und den Pelasgern, an welche man dann denken muss, die gerade nach Latium gekommen sein sollten, wurde in (offenbar erdichteten) Orakelsprüchen Verehrung des Apollon beigelegt (Macrob. Saturn. I. 1.). Wahrlich einen schlagenderen Beweis von Fälschung und grundloser Fiction kann man nicht verlangen. Aber auch ohne solche Argumente würden so bestimmte Angaben, wie Dionysios uns über die Zeiten jener Wanderungen vor dem Trojanischen Kriege gibt, grosse Bedenken erregen.

Ob, wenn das chronologische System aufgegeben werden muss, in der Verpflanzung des Griechischen Zwölfgöttersystems nach Italien das Fundament einer andern Synchronistik gefunden sei, wird von der Beurtheilung abhängen müssen, welche der weitern Untersuchung und Begründung dieser Thatsache zu Theil werden wird. Wenn nicht unvorhergesehene Hindernisse dazwischen treten, hoffe ich dieselben im nächsten Osterprogramme zu geben.

Professor *Gerlach* erkannte den Werth dieser Bemerkungen an, glaubte aber, dass der Hauptgedanke seines Vortrags dadurch nicht berührt werde; worauf

Digitized by Google

Geheimerath *Böckh* aus Berlin die Frage an ihn richtete, ob er die gesammte Heroensage als geschichtliche Wahrheit annehme?

Professor *Gerlach* erwiderte, dass er in ihr geschichtlichen Kern in sagenhafter Hülle erblicke; und da

Geheimerath *Böckh* noch besonders darauf aufmerksam machte, wie doch der Name Oenotros nur ein Volk von Weinhauern personificire, folglich erst nach der Einwanderung entstanden sein müsse,

erklärte Prof. *Gerlach* auch dieses einräumen zu können, und fügte seinerseits die ähnliche Etymologie des Peucetios von dem fichtenreichen Bruttium hinzu. Dass er die chronologischen Bestimmungen nach Dionysios gemacht habe, rechtfertigte er dadurch, dass er den Charakter der Sage nicht habe ändern wollen und jener wenigstens eine relative Gültigkeit beilege,

womit sich auch Geheimerath *Böckh* einverstanden erklärte.

Noch erhob sich Professor *Forchhammer* aus Kiel mit der Bemerkung, dass er, eben erst ankommend, sich in dem vernommenen Vortrage sogleich mit einer liebenswürdigen Anspielung auf seine mythologischen Ansichten empfangen sehe, und fragte an, ob die Versammlung ihm ein halb- oder dreiviertelstündiges Gehör zur Vertheidigung gestatten könne?

da sich aber dieses mit der festgestellten Tagesordnung nicht vereinigen liess, so behielt er sich Weiteres auf eine gelegenere Zeit vor, und es folgte nunmehr der zweite Vortrag des Professors Dr. *Ernst Curtius* aus Berlin:

Bemerkungen über die Topographie der Umgegend Athens.

Es kann nicht befremden, wenn meine Gedanken sich in diesen Tagen mehr als sonst mit dem Bilde des Mannes beschäftigen, dessen geisterfülltes Wort mich auf dieser Hochschule in das Studium des Alterthums einführte, den ich auf seiner letzten irdischen Wanderung begleiten durfte bis zu dem Grabe, welches er auf dem fernen und ihm doch so heimischen Boden gefunden hat. Je mehr ich voraussetzen darf, dass Viele in dieser Versammlung meine Gedanken theilen und mit erneuerter Sehnsucht und Verehrung des frühe entrissenen Meisters gedenken — um so mehr darf ich auf Ihre Theilnahme hoffen, wenn ich Sie zu Otfried Müllers Grabstätte führe, um über die Lage derselben und die darauf bezüglichen Worte des Sophokles einige kurze Bemerkungen mitzutheilen.

Kein Ort in Attika bildet zu den dürren Steinhöhen Athens einen so nahen und überraschenden Gegensatz, wie die anmuthige Niederung am Kephisos; dorthin waren einst, wie jetzt, die Spaziergänge der Athener gerichtet, und wenn auch die Altäre und Heiligthümer, die Grabmäler, Brunnengebäude und Ruheplätze verfallen sind, deren Marmorreste in den zahlreichen byzantinischen Kapellen vermauert sind, wenn auch die Vegetation einförmiger und dürftiger geworden ist — so hat doch im Ganzen der wasser-

Digitized by Google

reiche und in Gartenfelder eingetheilte Oelwald, der sich rechts von der Strasse nach Eleusis ausbreitet, seinen alten Charakter bewahrt, ja selbst der Name Akademia lebt noch fort, wenn auch in weiterer und unbestimmterer Bedeutung; denn die Alten benannten so das grosse seit Hipparches Zeiten ummauerte Gehöfte, sechs Stadien vor dem Dipylon, welches in strahlenförmig auseinandergehenden Hauptstressen nach dem Peiraieus, nach Eleusis, nach der Akademie und dem Kolonos führte.

Die Niederung der Akademie wird im Norden begränzt durch den Fuss eines weisslichen Kalkfelsen, der zu geringer Höhe flach ansteigt, eber weit sichtbar ven dem grünen Grunde sich abhebt. Dies ist der *ἀργὴς κολωνός*, im Gegensatze zu den *χλωραὶ βᾶσσαι* an seinem Fusse. Auf seiner Höhe stand bis zu den Zeiten des Antigonos Gonatas der Tempel des Poseidon Hippios, von einem Alsos umgehen, dessen Bäume wohl nur pinus maritima gewesen sein können; in der Nähe die Altäre des Poseidon und der Athena, von deren gemeinsamen Dienste der ganze Hügel Kolonos Hippios hiess. Auf derselben Höhe steht jetzt, der Stadt zugewandt, über dem Felsgrabe die Denksäule Müllers — es ist also irrig, wenn man, wie gewöhnlich geschieht, angibt, er sei in der Akademie bestattet werden. Unter dem südlichen Abhange, Müllers Grabe zunächst, breitete sich der Hain der Eumeniden eus.

Dem Kolonos Hippies gegenüber erhebt sich gegen Norden ein zweiter, ganz ähnlicher Felshügel. Während der Hippios ganz wasserlos ist, entspringt diesem an der westlichen Seite eine Quelle, die einen enliegenden Garten bewässert. Sie beetätigt die Vermuthung, dass diese Höhe der *προσόψιος πάγος* der Demeter Euchloos (Oed. Col. 1600) sei, we strömendes Wasser für Bad und Opfer bereit war.

Dieses Paar ven Felshöhen, die inselartig die Niederung überragen, durch welche noch heute der Fusspfad von Theben in gerader Richtung nach Athen führt, ist für die ganze Umgegend so bezeichnend, dass es auch von Sophokles nicht übergangen werden kennte. Wie die erste Antistrophe der Parodos andeutet, findet sich hier die trockene Höhe und die feuchte Niederung in nahem Gegensatze bei einander. Narziss und Krokos blühen auch heute noch auf dürrem, kalkhaltigem Boden: ihnen genügt der etmosphärische Niederschlag:

θάλλει δ' οὐρανίας ὑπ' ἄχνας ὁ καλλίβοτρυς κατ' ἦμαρ αἰεὶ
νάρκισσος, μεγάλαιν θεαῖν ἀρχαῖον στεφάνωμ' ὅ τε
χρυσαυγὴς κρόκος:

während das vollere Pflanzenleben, Wald, Buschwerk und Gartenflur, von den Strömen des Kephisos getränkt wird. Den Segen, der auf dieser Niederung liegt, schildert Sophokles in einer gedrängten Felge ven Ausdrücken, deren volle Wahrheit nur im Angesichte eder in lebendiger Vergegenwärtigung der Gegend von Kolonos einleuchtet.

Alle Gewässer der durstigen Ebene Athens versiegen oder verschwinden unter Kies und Sand; nur nicht die des Kephisos:

οὐδ' ἄϋπνοι κρῆναι μινύθουσι
Κηφισοῦ νομάδες ῥεέθρων,

Digitized by Google

„aber nicht versiegen die schlummerlosen Quellen des Kephisos, die Vertheilerinnen des Wassers.“

Die Quellen des Kephisos nach der gewöhnlichen Auslegung von *νομάδες* „umherirrende“ zu nennen, scheint mir schon deshalb unpassend, weil die Hauptquellen weit von Kelenos, einerseits am Pernes, andererseits am Brilessos, entspringen; aber erst bei Kelenes wird das Kephisosbett beim Beginne der Tiefebene so flach, dass Kanäle zur Gartenbewässerung nach beiden Seiten hin abgeleitet werden können. Auch ist nach der gewöhnlichen Deutung der Stelle die Häufung der Epitheta zu *κρῆναι* wie die der Genitive *Κηφισοῦ ῥεέθρων* unangenehm. Alle diese Uebelstände schwinden, wenn wir, genau der Wortstellung folgend, *νομάδες ῥεέθρων* in der von mir vorgeschlagenen Bedeutung als Apposition auffassen. Die Gebirgsquellen schaffen den täglichen Wasservorrath herbei und versorgen wie gute Schaffnerinnen, die sich keinen Schlaf gönnen, ohne Unterlass die vielen Kanäle, welche nach Ost und West abgehen, um die Felder zu bewässern und jeder Pflanze ihr Theil zukommen zu lassen. Sie sind *νομάδες ῥεέθρων* in dem Sinne, wie die Götter genannt werden *νομεῖς ἀγαθῶν*.

Die Quellen des Kephisos versiegen nicht, sagt der Dichter

ἀλλ' αἰὲν ἐπ' ἤματι
ὠκύτοκος πεδίων ἐπινίσσεται,
ἀκηράτῳ ξὺν ὄμβρῳ
στερνούχου χθονός.

Er ist Tag für Tag ein *ὠκύτοκος*, ein rasch geborener, ein stets sich erneuernder, im Gegensatze zu den stagnirenden Gewässern, zu den Wassertümpeln im Ilissosbette. Für das Epitheton *ὠκύτοκος* erkenne ich den entsprechenden Ausdruck der bildenden Kunst in der jugendlichen Gestalt des Orontes, die sich zu den Füssen der Stadtgöttinn Antiochia ungestüm aus dem Boden emporhebt.

So jeden Morgen neu geboren — besucht er mit klaren Fluthen die *πεδία στερνούχου χθονός*. Dass hier, wo jedes Wort schwer wiegt, nicht durch drei Worte der langweilige Begriff einer flachen Ebene ausgedrückt sei, wird man mir, glaube ich, gerne einräumen und darum leicht geneigt sein, die Gottfried Hermann'sche Uebersetzung campi terrae planitiem habentis aufzugeben.

Auch der Begriff der Fruchtbarkeit, den Reisig suchte, liegt nicht in den Worten; dazu bedurfte es eines Vergleichs mit der weiblichen Brust, mit *οὖθαρ*, das dem lateinischen uber und ubertas entspricht. *Στέρνον* dagegen (verwandt mit *στέρεος* und lat. sterilis) ist der natürliche Ausdruck für eine flach erhabene Felshöhe. Da nun zwei solche Felshöhen sich, wie wir gesehen haben, neben einander aus der Niederung erheben, so lag es um so näher, diese beiden *κολωνοὺς* oder *πάγους* zusammen *στέρνα* zu nennen. Dann ist also *χθὼν στερνοῦχος*, wie schon Friedrich Thiersch in seinem französischen Werke über den heutigen Zustand Griechenlands erklärt hat, ein Land mit brustähnlichen Höhen, ein felsbrüstiges Land. Diese Höhen besucht natürlich der Kephisos nicht; auf ihren dürren Hochebenen lagen die Heiligthümer und Altäre, auf ihren Abhängen die

Digitized by Google

Wohnungen der Koloneer; in den Spalten des Gesteins hafteten die Wurzeln Poseidonischer Pinien und kleiner Blumengewächse; der Kephisos hesucht die *πεδία στερνούχου χθονός*, die grüne Niederung, aus welcher sich mit scharfen Umrissen inselartig jene beiden Felshöhen erhehen.

Ich glaube, dass so das schönste Naturgemälde, welches die Hellenische Poesie uns hinterlassen hat, in der vollen Wahrheit jedes einzelnen Zuges empfunden werden kann, und mag auch Einzelnes in dieser Erklärung noch Bedenklichkeiten unterliegen, deren ausführliche Besprechung nicht dieses Orts ist — mir genügt es, von Neuem eine lebendigere Auffassung jener Dichterworte angeregt und zugleich auf den inneren Zusammenhang zwischen dem Verständnisse der Alten und der Kenntniss ihres Landes hingewiesen zu haben.

Die Ruhestätte des Oedipus, die Heimath des Sophokles hat für uns Alle durch den Grabstein, der seit zwölf Jahren auf dem Kolonos Hippios steht, eine neue Weihe erhalten. Seiner zu gedenken erschien mir heute wie eine Pflicht, welcher ich mich nicht entziehen durfte, und wollen Sie meine Worte freundlich aufnehmen, so betrachten Sie dieselben wie eine Grabspende, die ich aus dankbarem Herzen meinem Lehrer dargebracht habe.

Diese mit ungetheiltem Interesse aufgenommene Rede hinterliess eine schmerzlich-feierliche Stimmung, die einer Discussion keinen Raum bieten zu wollen schien; und der Vorsitzende gab daher alsbald dem dritten Redner des Tages, Professor Dr. *Schömann* aus Greifswald, das Wort zu folgendem Vortrage:

Ueber einige Stellen in Aeschylos Agamemnon.

In der vorjährigen Philologenversammlung zu Erlangen ist von Herrn Professor *Nägelsbach* die Frage über den Ausgangspunct der Fabel in der Aeschyleischen Orestie zur Sprache gebracht worden, d. h. die Frage nach der Ursache, wesswegen Artemis so furchtbar zürne, dass sie den Agamemnon zur Sühne dieses Zorns die eigene Tochter zu opfern zwinge. Was früher von mir darüber vorgebracht worden ist, findet Hr. N. nicht annehmbar, gesteht aber auch selbst keine genügende Antwort finden zu können, und schliesst desswegen seinen Vortrag mit dem Wunsche, dass ein Anderer die Frage beantworten möge. Ich will nun versuchen, die Bedenken, die Hr. N. gegen meine Beantwortung erhoben hat, zu beseitigen; zuvörderst aber muss ich mir erlauben, die Frage selbst etwas anders zu stellen, nämlich so: Was ist der Grund, wesswegen Artemis den unter Anführung der Atriden unternommenen Kriegszug gegen Troja so sehr missbilligt, dass sie die Abfahrt des Heeres durch widrige Winde verhindert, und sie nur unter der Bedingung zulässt, wenn der Anführer sich entschliesse, die eigene Tochter zu opfern? Nur zu solcher Fassung der Frage berechtigen uns die bei Aeschylos selbst vorkommen-

Digitized by Google

den Andeutungen über den Zorn der Artemis, wogegen es nach Hrn. N's Fassung den Anschein gewinnt, als sei das Opfer der Tochter zur Busse irgend einer vorhergegangenen Verschuldung gefordert, als ein Sühnopfer um ein begangenes Verbrechen abzubüssen. Wird aber die Sache so betrachtet, so muss es scheinen, als ob der Rachekrieg gegen Troja, statt der eigentliche Grund zu sein, wesswegen Artemis ein solches Opfer fordert, vielmehr nur die Gelegenheit darbiete, ihren aus irgend einem andern Grunde gehegten Zorn jetzt in dieser Forderung an den Tag zu legen, und als ob sie folglich eben diese Forderung, auch wenn der Krieg gegen Troja gar nicht unternommen wäre, bei irgend einer andern Gelegenheit würde haben stellen können.

Nachdem ich so die Fassung der Frage berichtigt habe, wende ich mich zu der Antwort, die, meiner Meinung nach, bei Aeschylos selbst angedeutet ist. Ich habe aber zweierlei hierauf bezügliche Andeutungen zu finden geglaubt, von denen freilich die eine wie ich auch ausdrücklich bemerkt habe, nur ganz allgemeiner Art ist. Denn sie besagt nichts weiter, als dass der bevorstehende Krieg reich an Mühsal und Leid sein werde, und fügt dann hinzu, dass also sich erfülle was verhängt sei, und dass den Zorn der Götter um unfromme Gesinnung und versäumte Opfer nichts besänftigen könne. Also es werden diese unfromme Gesinnung, die versäumten Opfer, als Ursache göttlichen Zornes bezeichnet; aber weder wird Artemis als die Zürnende, noch werden die Atriden als diejenigen genannt, welchen der Zorn namentlich gelte. Insofern ist in der That diese Stelle für die Beantwortung der Frage, auf die es ankommt, sehr gleichgültig; doch will ich, weil sie von Manchen, auch von G. Hermann, meiner Meinung nach falsch gedeutet worden ist, einige Worte darüber sagen.

Die Verse lauten nach der handschriftlich überlieferten Lesart also:

v. 69. *οὔθ' ὑπακλαίων οὔθ' ὑπαλείβων*
οὔτε δακρύων ἀπύρων ἱερῶν
ὀργὰς ἀτενεῖς παραθέλξει.

Ueber die Lesart kann ich mich kurz fassen: *ὑπακλαίων* und *δακρύων* so neben einander hat Aeschylos schwerlich geschrieben; ob aber *ὑποκαίων* das Richtige sei, wie Hr. N. meint, oder ob nicht vielmehr mit Hermann und Anderen *οὔτε δακρύων* als Glossem zu streichen sei, mag jetzt dahin gestellt bleiben, weil es für die Hauptsache gleichgültig ist. Die Hauptsache nämlich ist: was bedeuten die Worte *ἀπύρων ἱερῶν ὀργάς*? — Ich habe übersetzt: den Zorn ob heiliger Opfer Versäumniss; und dass sprachlich gegen diese Uebersetzung nichts einzuwenden sei, darf ich wohl als unzweifelhaft behaupten. Wer etwa zweifeln sollte, den möchten Stellen überzeugen wie Eurip. Helen. v. 1334: *οὐδ' ἦσαν θεῶν θυσίαι βωμοῖς τ' ἄφλεκτοι πέλανοι*, was nicht heisst: es waren unverbrannte Opferfladen auf den Altären, sondern: es wurden keine Opferfladen verbrannt; Hippolyt. v. 147: *σὺ δ' ἀμφὶ τὰν πολύθηρον Δίκτυνναν ἀπλακίαις ἀνίερος ἀθύτων πελάνων τρύχει*, wo der Chor die Vermuthung ausspricht, dass die Krankheit der Phädra vom Zorne der Artemis wegen unterlassener Opfer (*ἀθύτων πελάνων*) herrühre. Und so dient in der Dichtersprache öfters das *ἀ* privativum nicht bloss um den Begriff

Digitized by Google

des Wertes, mit dem es zusammengesetzt ist, aufzuheben, sondern um ein verneinendes Urtheil auszusprechen. So ist z. B. Eurip. Ion. v. 253: *ἐπὶ δ' ἀσφάκτοις μήλοισι δόμων μὴ πάριτ'. ἐς μυχόν*, soviel als *εἰ μὴ ἔσφακται μῆλα*, und Soph. Antig. v. 552: *ἀλλ' οὐκ ἐπ' ἀῤῥήτοις γε τοῖς ἐμοῖς λόγοις*, bedeutet: doch nicht ohne dass ich meine Vorstellungen ausgesprochen hätte. — Aber freilich aus der sprachlichen Möglichkeit der Erklärung folgt noch nicht ihre Richtigkeit; es sind auch andere Erklärungen sprachlich ebenso möglich, und die Entscheidung, welche unter mehreren die richtige sei, kann nur mittels genauer Erwägung des ganzen Zusammenhanges gewonnen werden. Von denen nun, welche *ἄπυρα ἱερά* als feuerlose Opfer auf die *νηφάλια* der Erinyen gedeutet haben, ist nicht nöthig zu reden, weil entweder Niemand mehr an diese denkt, oder, wenn doch wirklich ein solcher sein sollte, wenigstens Hr. N. nicht zu ihnen gehört. Die Erklärung, welche Er und Hermann für die richtige halten, werde ich betrachten, nachdem ich zuvor geprüft, was gegen die von mir gewählte eingewandt wird. Dies ist Folgendes: „Indem der Dichter sage, Agamemnon werde weder durch Brand- noch durch Trankopfer noch durch Thränen den unbeugsamen Zorn versöhnen, müsse er mehr als des Vergehen einer Opferversäumniss, müsse er ein Verbrechen im Sinne haben, das dem Chor als unsühnbar erscheine." — Aber erstens, was berechtigt uns denn hier gerade speciell an den Agamemnon zu denken? Der Dichter nennt weder diesen noch sonst einen Einzelnen, sondern spricht ganz allgemein: *οὔθ' ὑποκλαίων οὔθ' ὑπολείβων — παραθέλξει* heisst wörtlich nur: weder ein Weinender noch ein Spendender wird versöhnen, d. i. weder durch Thränen noch durch Spenden wird Einer versöhnen: eine Art der Anwendung des blossen Participes bei allgemeiner und unbestimmter Person, die bekanntlich häufig genug ist. — Doch es mag darum sein: ich habe nichts dagegen, dass bei dieser allgemeinen und unbestimmten Angabe vorzugsweise an den Agamemnon gedacht werde: ist es denn zweitens wirklich so gewiss als Hr. N. meint, Versäumniss der Opfer könne unmöglich als ein so schweres Verbrechen bezeichnet werden, dass nicht durch nachher dargebrachte Opfer und Reuethränen der Zorn der Götter erweicht werden sollte? Das wäre eine Frage aus der heidnischen Glaubenslehre, aus dem Kapitel von der Sünde und ihrer Vergebung. Es ist aber sehr misslich, über Fragen dieser Art eine bestimmte Behauptung auszusprechen, weil es darüber keine dogmatisch festgestellte Lehre, keine auf Allgemeingültigkeit Anspruch machende Ansicht gab. Indessen glaube ich doch nicht zu irren, wenn ich annehme, dass auch Versäumniss der den Göttern gebührenden Ehren — zumal wiederholte, woran hier zu denken uns ja nichts hindert, — als eine Verschuldung betrachtet werden mochte, die nur durch eine entsprechende Strafe gesühnt werden könne, und dass also, wenn auch der Unfromme nachher aus Furcht vor der Strafe das Versäumte nachholte und weinte und klagte, dies doch nicht als genügend gegolten habe, die Götter von der Vollstreckung der verwirkten Strafe abzuhalten. Etwas anderes aber liegt in den Worten des Chors nicht, wenn man meine Erklärung von *ἀπύρων ἱερῶν* gelten lässt, und es dürfte dieselbe mithin durch jene dawider erhobene Einrede keineswegs widerlegt sein; und wenn für die statt ihrer aufgestellte andere Erklärung, dass nämlich an die Opferung der

Digitized by Google

Iphigenia zu denken sei, kein anderer Grund vorgebracht wird, als dass nur diese allein dem Chor als ein unsühnbares Verbrechen habe erscheinen können, so scheint mir dieser Grund in der That gar keiner zu sein. Das freilich ist ganz richtig, dass die Opferung der Iphigenia von dem Chor stets als eine ruchlose und strafwürdige That, als eine nie versiegende Quelle der Besorgnisse bezeichnet werde; ob aber gerade an dieser Stelle, das ist doch eine andere Frage. Oder vielmehr es ist für mich gar keine Frage; es ist entschieden die Opferung der Iphigenia hier nicht gemeint. Denn der Chor spricht in dieser ganzen anapästischen Partie, bis zu der streitigen Stelle, nur von der Veranlassung des Zuges, dem durch Paris verletzten Gastrechte, von den Mühsalen und Leiden, welche der Krieg über die Griechen nicht weniger als über die Troer bringen werde, und von dem endlich zu erfüllenden Schicksalsbeschlusse, ohne die mindeste speciell auf den Agamemnon bezügliche Andeutung; und desswegen muss meines Erachtens eine Erklärung, welche die so ganz allgemein gehaltene Aeusserung des Chors von dem unversöhnlichen Götterzorn speciell auf den Agamemnon und auf eine vorher auch nicht durch die leiseste Hindeutung bezeichnete That desselben bezieht, durchaus unstatthaft erscheinen. Es wird vielmehr sein Bewenden dabei haben, dass nur von versäumten Pflichten der Frömmigkeit und dem dadurch erregten Götterzorn ganz im Allgemeinen die Rede sei. Dass zu den Gottheiten, die den Griechen zürnen und ihren Zug gegen Troja missbilligen, namentlich Artemis gehöre, und dass ihr Zorn namentlich den Anführer treffe, ist aus anderen Stellen der Tragödie bekannt, und desswegen lässt es sich auch wohl rechtfertigen, wenn auch hier daran gedacht wird: nur dass eine bestimmte Beziehung unzweideutig vorliege, darf nicht behauptet werden, ist aber auch von mir nicht behauptet worden.

Ich wende mich jetzt zu der zweiten ungleich wichtigeren Stelle in dem ersten Chorliede, v. 122 ff. Nachdem vorher des Zeichens gedacht worden, welches vor dem Abzuge des Heeres erschienen sei, zwei Adler eine trächtige Häsinn zerfleischend, wird die Deutung berichtet, welche der Seher davon gegeben habe. Da der griechische Text Ihnen vorliegt, so erlaube ich mir, die Stelle nach meiner Uebersetzung vorzutragen:

Aber der treffliche Seher, die beiden Atriden erblickend
zwiefachen Muthes, erkannte die Würger der Häsinn
gleich den Führern,
und so sprach er verkündend:
Im Lauf der Zeit dringt
in Priamos Feste dies Heer ein:
alle der Schlösser
Schätze, zuvor von den Völkern gesammelt,
raubt mit Gewalt einbrechend das Schicksal.
Wenn nur göttlicher Zorn nicht mit Nacht
des zur Bändigung Troja's gezogenen Heeres Kraft
umhüllt: denn Groll heget dem Hause die Tochter der Leto,
weil Zeus' fliegende Hunde

morden das jammernde Wild und die Jungen bevor sie geboren:
ein Gräul ist ihr der Adler Mahl.
Jammer, o Jammer ertöne; doch Heil sei siegreich. *)

Hr. N hat früher die Ansicht aufgestellt, dass bei diesem Zeichen und seiner Deutung an das Thyestische Mahl zu denken sei, und an dieser Ansicht hält er auch jetzt noch fest, obgleich mit einer Modification, zu der ihn meine Einwendungen veranlasst haben. Nämlich die von dem Chor ausdrücklich bezeugte Deutung der beiden Adler auf die beiden Atriden gesteht er zu, aber daneben soll doch auch die Beziehung auf das Thyestische Mahl ebenfalls stattfinden. Denn, meint er, dass bei der Zerfleischung der trächtigen Häsinn durch die beiden Adler nicht bloss an eine That der beiden Atriden zu denken sei, darauf führe uns Aeschylos selbst, indem er durch die Worte, mit welchen der Seher seine Deutung schliesst, *οἴκῳ γὰρ ἐπίφθονος Ἄρτεμις ἁγνά*, absichtlich den Blick von den beiden Brüdern weg auf das ganze Haus leite. „Da nun," sagt er, „das Wunderzeichen der Adler nach ausdrücklicher Angabe des Dichters eine doppelte Seite hat, eine siegverheissende, und eine drohende, Frevel vorrückende, so können die Brüder zwar einerseits und innerhalb der glückverkündenden Seite des Zeichens durch die Adler blos nach ihrer eigenen Person dargestellt, andererseits aber können sie auch Repräsentanten des Geschlechtes und Hauses sein, auf welchem noch der ungesühnte Frevel des *δεῖπνον Θυέστειον* ruht; und indem sie dies sind, kann die zürnende Artemis zur Sühne von ihnen die Opferung Iphigenias fordern." — Hierauf ist zu erwiedern: Allerdings ist es wahr, das Zeichen hat eine doppelte Seite: das bezeugt der Seher, indem er sagt *δεξιὰ μὲν κατάμομφα δὲ φάσματα;* aber er belehrt uns auch zugleich, wodurch es zu einem doppelseitigen, nicht bloss erwünschten Sieg, sondern auch unheildrohenden Zorn der Artemis verkündenden Zeichen werde. Nämlich der Sieg der beiden Atriden, die Zerstörung Troja's, wird vorbildlich verkündigt durch die Zerfleischung der Häsinn; diese Zerfleischung ist aber eine That, welche den Groll der Artemis erregt, und zwar desswegen

*) Der griechische Text lautet nach der Ausgabe **Hermanns** (v. 122 sqq.):

κεδνὸς δὲ στρατόμαντις ἰδὼν δύο λήμασι δισσοῖς
Ἀτρείδας μαχίμους, ἐδάη λαγοδαίτας
πομπούς τ' ἀρχάς
οὕτω δ' εἶπε τεράζων·
χρόνῳ μὲν ἀγρεῖ Πριάμου πόλιν ἅδε κέλευθος,
πάντα δὲ πύργων
κτήνη πρόσθετα δημιοπληθῆ
Μοῖρα λαπάξει πρὸς τὸ βίαιον·
οἷον μή τις ἄγα θεόθεν κνεφάσῃ προτυπὲν στόμιον μέγα Τροίας
στρατωθέν· οἴκῳ γὰρ ἐπίφθονος Ἄρτεμις ἁγνὰ
πτανοῖσιν κυσὶ πατρός,
αὐτότοκον πρὸ λόχου μογερὰν πτάκα θυομένοισιν
στυγεῖ δὲ δεῖπνον αἰετῶν.
αἴλινον αἴλινον εἰπέ, τὸ δ' εὖ νικάτω.

Digitized by Google

erregt, weil sie eine Beschützerinn des Wildes ist, wie gleich nachher ausdrücklich gesagt wird. Folglich, schliesst der Seher, erregt auch die durch dieses Zeichen verkündigte Zerstörung Troja's ebenfalls den Zorn der Artemis, und darin liegt die drohende, unheilverkündende Seite dieses Zeichens. — Aber, meint Hr. N., durch die Worte *οἴκῳ γὰρ ἐπίφθονος Ἄρτεμις ἁγνὰ* leitet ja doch der Dichter absichtlich unsern Blick von den beiden Atriden weg auf dsa ganze Heus, und desswegen müssen wir auch das Zeichen nicht blos auf eine That der beiden Atriden, wie die Zerstörung Troja's ist, sondern auf ein Verbrechen beziehen, wodurch das ganze Ilsus mit Schuld befleckt ist. Die fraglichen Worte lauten im Zusammenhange so:

οἴκῳ γὰρ ἐπίφθονος Ἄρτεμις ἁγνὰ
πτανοῖσιν κυσὶ πατρός,

und es ist nicht zu verwundern, wenn die beiden Dative *οἴκῳ* und *πτανοῖσι κυσὶν* neben einander den Erklärern Anstoss gegeben haben. Hermann will, dass nur der erstere, *οἴκῳ*, von *ἐπίφθονος* abhänge; der andere aber soll bedeuten: quantum per aquilas cognosci potest. Dagegen muss ich protestiren: denn erstens halte ich eine solche Deutung des Dativ für sprachlich nicht zu rechtfertigen, und zweitens ist es auch nicht wahr, dass aus den Adlern der Zorn der Artemis erkannt werde. Dieser wird vielmehr nur gefolgert aus ihrer Zuneigung zu dem von den Adlern zerfleischten Wilde. Scaliger hat für *οἴκῳ* vorgeschlagen *οἴκτῳ* zu lesen, was Schütz aufgenommen hat. Diese Conjectur ist wahrlich nicht zu verachten, da sie alle Schwierigkeit beseitigt und einen durchaus passenden Sinn gibt. Denn aus dem Mitleide der Artemis mit dem zerfleischten Wilde entspringt ja ihr Groll gegen die Adler, wie nach einer anderen Stelle des Aeschylos (Suppl. 388 od. 370 Herm.) der Groll des Zeus gegen die Verletzer der Schutzflehenden aus dem Mitleide mit diesen entspringt: *μένει τοι Ζηνὸς ἱκτίου κότος δυσπαράθελκτος παθόντος οἴκτοις.* Hält man aber auch an *οἴκῳ* fest, so kann men doch dabei schwerlich an andere, als an die gegenwärtigen Häupter des Hauses, an die Atriden denken, und men muss sich nur erinnern, wie die Schuld der Häupter den Zorn der Götter auch auf das übrige Haus zieht, *σὺν σφῇσιν κεφαλῇσι γυναιξί τε καὶ τεκέεσσιν*, wie es in der Ilias IV, 162 heisst. Aber weiter zu gehen, an eine frühere Schuld der Ahnen zu denken, für die das Haus der Nachkommen von der Göttinn gehasst werde, dazu liegt in dem Zusammenhange der Stelle nicht die mindeste Berechtigung oder Veranlassung. Oder sollen wir eine Erinnerung an das Thyestische Mahl etwa darin finden, dass auch die Zerfleischung der Häsinn ein Mahl genannt wird? Denn sonst gibt es in Wahrheit gar keine Aehnlichkeit zwischen beiden Thaten. Und wie soll denn das Thyestische Mahl gerade der Artemis Zorn erregt haben? Diese Frage wirft auch Hr. N. auf, gesteht aber keine Antwort darauf zu wissen. Das ist kein Wunder, denn das vermeintliche Factum selbst ist eine blosse Einbildung, zu der Aeschylos selbst uns gar keine Veranlassung gibt. Bei ihm zürnt Artemis nur wegen des Krieges, welcher Troja vernichten soll. Den Zorn der Göttinn fand er in der herkömmlichen Sage gegeben: was diese veranlasst haben möge, ist uns dunkel; bei Aeschylos aber ist nur eins von beiden möglich: entweder er hat sich begnügt, das

Digitized by Google

Factum des Zornes, wie er es in der Sage vorfand, aufzunehmen, ohne sich weiter auf die Motivirung desselben einzulassen, oder er hat das Motiv, wie er es sich dachte, angedeutet durch die Beschaffenheit des Zeichens und durch die Art, wie es von dem Seher gedeutet wird. Um jeden Zweifel niederzuschlagen, vergegenwärtigen wir uns dies noch einmal. Das Zeichen besteht darin, dass zwei Adler eine trächtige Häsinn zerfleischen und dadurch den Zorn der Artemis, als der Beschützerinn des Wildes, auf sich laden. Die beiden Adler werden vom Seher auf die beiden Atriden gedeutet: daraus folgt, dass auch die That der beiden Adler auf eine That der beiden Atriden zu deuten sei, und dies kann offenbar keine andere sein, als die Zerstörung Troja's. Die That der Adler ist ferner eine solche, welche den Zorn der Artemis erregt, folglich muss auch die That der Atriden eine solche sein. Endlich über die That der Adler zürnt Artemis, weil sie eine Beschützerinn des zerfleischten Wildes ist, folglich zürnt sie auch über die Zerstörung Troja's, weil sie eine Beschützerinn der zerstörten Stadt ist. Dass sie dies sei, sagt freilich Aeschylos nicht ausdrücklich: er durfte aber wohl voraussetzen, dass seine Zuhörer es wüssten, wie auch wir es noch wissen können, wenn wir aufmerksam alles, was darauf deutet, beachten.*) Dass der Göttinn die Zerstörung Troja's, obwohl erst bevorstehend, doch nicht verborgen gewesen sei, wird man hoffentlich anerkennen, und so hängt denn alles mit streng logischer Consequenz zusammen.

Aber nun kommen wir auf einen anderen Punct, in dem Hr. N. eine so auffallende Inconsequenz findet; dass dadurch allein die Richtigkeit der eben entwickelten Ansicht widerlegt werde. Nämlich nachdem der Seher das Zeichen gedeutet hat, fügt er einige Worte hinzu, deren Sinn nach N. folgender ist: Obschon Artemis die Jungen des Wildes unter ihren besonderen Schutz genommen hat, und folglich jenen Adlern zürnt, welche die trächtige Häsinn zerfleischen, so fordert sie gleichwohl vom Zeus, dass er dies den Untergang Troja's verkündende Zeichen in Erfüllung bringen möge. Was heisst das anders, als: trotz dem, dass Artemis, eine der Schutzgottheiten Troia's, über die durch jenes Zeichen vorbedeutete Zerstörung der Stadt zürnt, fordert sie diese Zerstörung dennoch? — Allerdings ein schlimmer Widerspruch, wenn jene Worte des Sehers wirklich den angegebenen Sinn haben. Ich muss aber gestehen, dass mir dies mehr als zweifelhaft zu sein scheint. Die Stelle lautet in dem herkömmlichen Texte folgendermassen:

τόσσον περ εὔφρων ἁ καλὰ
δρόσοις ἀέπτοις μαλερῶν λεόντων
πάντων τ' ἀγρονόμων φιλομάστοις

*) Dahin gehört z. B., um nicht von dem Kampfe der Artemis auf der Troischen Seite in der Götterschlacht (Il. XX, 39) zu reden, Eurip. Hecub. v. 936, wo die Troischen Weiber bei der Einnahme der Stadt die Artemis, und nur diese, um Hülfe anrufen, sowie dass bei Valerius Flaccus, der offenbar griechischen Vorgängern folgt, Arg. IV, 60, als Herakles sich zum Kriege gegen Troja rüstet, Artemis mit Apollon und Leto beim Zeus als Fürbitterinn auftritt, um die Gefahr von der Stadt abzuwenden. Dazu vergleiche man die treffende Bemerkung Th. Bergk's in der Archäologischen Zeitung 1845. S. 174, Anm. 19.

Digitized by Google

θηρῶν ὀβρικάλοισιν
τερπνὰ τούτων αἰτεῖ ξύμβολα κρᾶναι.

Nun bieten aber die Worte, auf die es gerade ankommt, τερπνὰ τούτων αἰτεῖ ξύμβολα κρᾶναι, so grosse Schwierigkeiten dar, dass man nicht ohne Grund eine Corruptel des überlieferten Textes angenommen hat. Von dem Verbum αἰτεῖ kann offenbar nur ἁ καλά, d. h. Artemis, das Subject sein; was aber haben wir uns als Subject des davon abhängigen Infinitiv κρᾶναι zu denken? Artemis verlangt, dass Wer die Zeichen in Erfüllung gehen lasse? Die Antwort, welche Einige und auch Hr. N. gegeben haben, dass Zeus zu denken sei, scheint mir ein Nothbehelf zu sein, gegen dessen Zulässigkeit mein grammatisches Gewissen Einspruch thut. Griechisch, deucht mir, könnte ἁ καλὰ αἰτεῖ κρᾶναι, wenn nicht ein anderes Subject zu κρᾶναι aus dem Zusammenhange selbst supplirt werden kann, nichts Anderes bedeuten, als: sie, die Schöne, verlangt, selbst die Zeichen in Erfüllung gehen zu lassen. Indessen bedeutet αἰτεῖν in der Regel doch wohl nur ein solches Verlangen, welches man an Jemand anders richtet, und ist nicht synonym mit βούλεσθαι, θέλειν u. dgl., und so würde in unserem Texte auch eine Bezeichnung dieses Anderen nöthig sein. Dies hat Schneidewin richtig erkannt, und desswegen vorgeschlagen, das Verbum αἰτεῖ mit der Wunschpartikel εἴθε, den Infinitiv κρᾶναι aber mit dem Optativ κράναι zu vertauschen (Philol. III. 3, p. 531.). Zu bemerken ist, dass der Mediceus und die besseren Hdschr. wirklich den Optativ, nicht den Infinitiv darbieten; ob aber ein so in die Mitte der Rede eingeschaltetes εἴθε dem Sprachgebrauche gemäss sei, möchte ich bezweifeln. Wahrscheinlicher ist mir, was Andere vorgeschlagen haben, αἰτῶ: denn dies so eingeschaltet ist unanstössig. Liest man also dies und, wie sich versteht, den Optativ κράναι, so ist der Bittende der Seher, und er bittet, dass Artemis das Zeichen in Erfüllung gehen lassen möge. Aber er bestimmt dies noch näher, indem er sagt, τερπνὰ τούτων, αἰτῶ, ξύμβολα κράναι: denn durch dies vorangestellte Adjectiv, welches hier eine gleichsam adverbiale Bestimmung zu κράναι abgibt, deutet er an, dass er um eine erfreuliche Erfüllung bitte: die Göttinn soll das Zeichen als ein erwünschtes in Erfüllung gehen lassen. Das Zeichen ist ein erwünschtes, insofern es die Zerstörung Troja's vorbedeutet: zugleich aber ein unheildrohendes, insofern es erkennen lässt, dass über diese Zerstörung Artemis ebenso zürnen werde, als sie über die Zerfleischung der Häsinn zürnt. Der Seher bittet also um die Erfüllung des Zeichens ohne die unerwünschte Zuthat des Zornes der Göttinn, d. h. er bittet, dass sie die Zerstörung möge geschehen lassen, ohne desswegen auf die Zerstörer zu zürnen. So, denke ich, ist alles klar und im besten Einklange, und jene schlimme Inconsequenz erweist sich als ein blosses durch eine augenscheinlich falsche Lesart veranlasstes Missverständniss.

Sollte vielleicht Jemand dieser Erklärung der Stelle den Einwand entgegen setzen, dass doch die Erfüllung des Vorzeichens, die Besiegung Troja's, schwerlich von der Gewährung der Artemis abgehangen habe, weil sie schicksalsbestimmt war, so wäre dagegen zu bemerken, dass ja auch gar nicht von der Erfüllung an sich und schlechthin, sondern von der erwünschten Erfüllung die Rede sei, das heisst von einer solchen, die nicht mit

Digitized by Google

Unheil für die Sieger verbunden sei. *Οἷον μή τις ἄγα θεόθεν κνεφάσῃ προτυπὲν στόμιον μέγα Τροίας στρατωθέν*, sagt der Seher auch vorher, unmittelbar nachdem er die Zerstörung als ein Werk der *Μοῖρα* bezeichnet hat, und es ist klar, dass er bei dieser *ἄγα θεόθεν*, dieser göttlichen Ungunst, eben an den Zorn der Artemis denke, die er im folgenden durch die Causalconjunction *γάρ* angeknüpften Verse als *ἐπίφθονος* bezeichnet. Wie dieselbe Göttinn die Erfüllung des Schicksals wenigstens aufzuhalten vermag durch die widrigen Winde, die die Abfahrt des Heeres hindern, so vermag sie auch die Erfüllung durch das Unheil, welches ihr Zorn über die Sieger bringt, diesen zu verleiden. Es hängt also von ihr ab, ob sie das siegverkündende Zeichen unerfreulich oder erfreulich in Erfüllung gehen lassen wolle, und dies letztere ist es, warum der Seher bittet: *τερπνὰ τούτων, αἰτῶ, ξύμβολα κρᾶναι*, in gleichem Sinne, wie es in dem vom Chor mehrmals wiederholten Refrain heisst: *αἴλινον, αἴλινον εἰπέ, τὸ δ' εὖ νικάτω.*

Ich könnte nun noch Einiges hinzusetzen, um andere abweichende Erklärungen oder Aenderungen der Stelle zu widerlegen; aber ich glaube, dass dies nicht nöthig sei. Denn wenn es mir wirklich gelungen sein sollte, das Richtige zu erweisen, so fällt dadurch das Unrichtige von selbst. Darum jetzt nur noch dieses. Hr. N. hat gegen meine Erklärung den Widerspruch in der Rede des Sehers geltend gemacht, der bei seiner Auffassung der streitigen Stelle hervortritt, und den ich durch Berichtigung und Erklärung beseitigt zu haben glaube; dabei hat er es versäumt anzugeben, in wiefern bei seiner Auffassung der Stelle ein richtiger Gedankenzusammenhang stattfinde. Ich meines Theils vermag einen solchen nicht zu entdecken, und ich glaube, dass auch Hr. N., wenn er nicht blos auf Widerlegung einer ihm nicht zusagenden Ansicht ausgegangen wäre, den Mangel an richtigem Zusammenhange bemerkt haben und desswegen an seiner Auffassung der Stelle irre geworden sein würde. — G. Hermann, in seiner neben so vielem Vortrefflichen doch auch einiges Verfehlte enthaltenden Ausgabe des Aeschylos, die er uns als ein theures Vermächtniss hinterlassen hat, behandelt die fragliche Stelle mit ziemlicher Kühnheit, aber nicht mit gleichem Glücke. Sie lautet bei ihm so:

Τόσσον περ εὔφρων ἁ καλὰ
δρόσοις ἀέπτοις μαλερῶν λεόντων,
πάντων τ' ἀγρονόμων φιλομάστοις
θηρῶν ὀβρικάλοις ἔπι τερπνά,
τούτων αἰτεῖ ξύμβολα κρῖναι,
δεξιὰ μέν, κατάμομφα δὲ φάσματι τῷ στρουθῶν.

Die Präposition im vierten Verse hat er ex conjectura zugesetzt, und nimmt *τερπνα* als Nominativ, bezüglich auf *ἁ καλά*, und in passiver Bedeutung, so dass *τερπνὰ ἐπ' ὀβρικάλοις* heisse: die sich an den Jungen erfreut. Meines Wissens ist diese Bedeutung von *τερπνός* ganz unerweislich. Wenn er aber hinzusetzt, dass *τερπνα* als Accusat. neutr. auch nicht dem Versmaasse angemessen sei, so vermag ich darin nur eine Uebereilung zu erkennen: der Trochäus ist ganz unanstössig, auch wenn man den Vers mit diesem Worte schliesst. Ohne Zweifel aber ist vielmehr so abzutheilen, wie ich mit vielen Anderen oben

abgetheilt habe, dass der vierte Vers nur die Worte θηρῶν ὀβρικάλοισιν enthält, τερπνά aber mit den folgenden Worten, zu denen es dem Sinne und der Construction nach gehört, zu einem Verse verbunden werde. Hermann übersetzt die Stelle nach seiner Lesart so (zu v. 132): quamvis tantopere favens catulis ferarum, tamen bona vult portendi; und wenn man weiter liest, so findet man (zu v. 136), dass er κρῖναι, wie er statt κρᾶναι geschrieben hat, von der Deutung durch den Seher verstanden wissen wolle. Ich überlasse es Jedem, zu beurtheilen, ob so der Gedanke angemessen und dem ganzen Zusammenhange entsprechend sei, und begnüge mich zu bemerken, dass dann nach meiner Meinung wenigstens noch ein Buchstabe würde haben hinzugesetzt werden müssen, nämlich τούτων μ' αἰτεῖ ξύμβολα κρῖναι. — Der letzte Vers, δεξιὰ μὲν, κατάμομφα δὲ φάσματι τῷ στρουθῶν, — mit sehr befremdlichem Rhythmus — soll bedeuten, dass das Zeichen der Adler zwar günstig sei, dass aber das, aus der Ilias bekannte, andere Zeichen der Sperlinge seiner günstigen Bedeutung Eintrag thue. Da dieses letzteren von Aeschylos im Vorhergehenden nirgends Erwähnung gethan ist, so muss Hermann gemeint haben, dass der Dichter dies als allgemein bekannt vorausgesetzt habe. Angenommen, man könnte dies nicht unglaublich finden, so scheint mir doch, als ob, wenn einem günstigen Zeichen ein anderes weniger günstiges gegenübergestellt wird, dann doch nicht dem günstigen, sondern nur dem anderen das Prädikat κατάμομφον zukommen könne. — Die von Franz in den Text gesetzte Conjectur φάσματ' ἀετῶν, für das handschriftliche φάσματα στρουθῶν, verdient allerdings, sofern man blos auf den Sinn sieht, den Beifall, den ihr Schneidewin geschenkt hat (zu Pind. Pyth. IV. 4), sonst aber hat sie wenig Wahrscheinlichkeit. Ich will desswegen eine andere Conjectur nicht verschweigen, die mir unlängst mitgetheilt worden ist. Lesen wir δεξιὰ μὲν, κατάμομφα δὲ φασματ' Ἀτρείδαιν, so ist erstens die Aenderung der Buchstaben nicht eben unglaublich, und wenn z. B. ἀτρούδαιν oder ἀτρούθαιν verschrieben war, so konnte die Erinnerung an die Homerischen Sperlinge wohl einen Corrector verleiten, στρουθῶν dafür zu setzen. Zweitens aber ist auch der Sinn dieser Conjectur ganz richtig. Denn das Zeichen war für die Atriden zwar ein günstiges, doch aber auch zugleich ein solches, mit dem sie unzufrieden sein durften, weil es, nach der Deutung des Sehers, nicht blos ihren Sieg, sondern auch den Zorn der Artemis verkündigte.

Hiermit war aber nicht allein die Tagesordnung, sondern auch die festgestellte Sitzungszeit selbst erschöpft; Niemand verlangte mehr das Wort, und es blieb dem Vorsitzenden nur noch übrig, die gütige Einladung des städtischen Magistrats zu verkündigen, dem die entgegenkommende Liberalität des Bürgervorstehercollegiums es möglich gemacht hatte, der Versammlung eine Fahrt nach der grossartigen Ruine Hardenberg und ihrem reizenden Parke anzubieten. Dieser Freundlichkeit entsprechend fuhr die Gesellschaft nach eingenommenem Frühstücke in einem langen Zuge von siebenunddreissig Wagen zunächst nach dem nahegelegenen Städtchen Nörten, und obgleich die Ungunst der Witterung die Ausführung des ursprünglichen Planes theilweise vereitelte, so ging doch die wohlwollende Absicht der Veranstalter, den anwesenden Gästen eine angenehme Erinnerung an Stadt und Umgebung zu bereiten, in vollständige Erfüllung.

Digitized by Google

Dritte Sitzung

am 1. October.

Diese Sitzung eröffnete der Vorsitzende, Professor Dr. *Hermann*, mit der Verkündigung zwei neuer Gaben, welche für die Versammlung an ihn gelangt waren. Es sind dieses 18 Exemplare einer Erklärung der Rosettischen Inschrift von Herrn *Parrat* in Pruntrut, welche an die orientalistische Section abzugehen beschlossen wurde, und eine Anzahl von Abdrücken der beiden kürzlich in Rom entdeckten Wandgemälde aus der Laestrygonensage der Odyssee, die Herr Professor *Gerhard* aus Berlin den Freunden der alten Kunst zur Verfügung zu stellen die Gewogenheit hatte.

Sodann verlas derselbe den von ihm verfassten und von der am 29. v. M. ernannten Commission gutgeheissenen Entwurf einer Zuschrift an den Jubelgreis *Lobeck* in Königsberg, den die Versammlung gleichfalls genehmigte. Dieselbe lautet folgendermassen:

Hochverehrter Herr Geheimerath!

Der Verein deutscher Philologen und Schulmänner, der sich die Vertretung und Vermittelung der mannichfachen Interessen classischer Wissenschaft im Geiste der Wahrheit und Eintracht zum Ideale gesetzt hat, glaubt in dieser doppelten Beziehung alle Mitarbeiter an der grossen Aufgabe höherer Menschenbildung geistig mit sich verbunden denken zu dürfen, und dehnt den Gesichtskreis seiner Zusammenkünfte gern auch auf die fernen Bannerträger und Vorkämpfer seiner grossen Zwecke aus. Viel lieber freilich hätten wir, sei es immer, sei es wenigstens in diesem Jahre, uns auch Ihrer leiblichen Nähe, hochverehrter Mann, zu erfreuen und den gefeierten Namen *Lobeck* in das Album unseres Vereins einzeichnen zu können gewünscht; zu einigem Ersatze dafür erlauben Sie uns jedoch, Ihnen unseren Huldigungsgruss aus der Ferne darzubringen und diesen gerade an denselben Umstand anzuknüpfen, der uns vielleicht des Glückes, Sie persönlich zu begrüssen, beraubt. Mit inniger Theilnahme haben wir erfahren, was die unermüdliche Jugendfrische Ihrer Thätigkeit Ihre Verehrer sonst leicht hätte vergessen lassen, dass Sie in gegenwärtigem Jahre bereits das funfzigjährige Gedächtniss der ersten Schritte gefeiert haben, mit welchen Sie an der Schwelle des Jahrhunderts, ein neuer Priester, den Tempel Apolls betraten; und je unbescheidener es desshalb gewesen sein würde, dem Jubelgreise die Beschwerden dieser weiten Reise anzumuthen, desto freudiger verehren wir in Ihnen die stets wiederholte Bestätigung der alten Lehre, dass das Auge des Geistes um so heller

zu blicken anfängt, je mehr sich die Schärfe des leiblichen ihrem Ende zuneigt. Was die Gewissenhaftigkeit Ihrer Forschung, der Umfang Ihrer Studien, die Strenge Ihrer Methode dem früheren Geschlechte nur in seltenen, wenn gleich vollendeten Meisterwerken hat zukommen lassen, das strömt uns jetzt aus Ihrer reichen Fülle in einem Schatze von Aufschlüssen und Beobachtungen zu, der der Zukunft der Forschung ganz neue Fernsichten öffnet und, wenn bei irgend einem Meister unserer Wissenschaft, bei Ihnen den Wunsch rechtfertigt, dass der Himmel Ihre Tage verdoppeln möge, um auch von dieser Aussaat noch recht reiche Früchte zu erblicken. Wohl umgibt Sie schon jetzt ein blühender Kreis treuer Schüler, der, in das Geheimniss Ihrer Forscherkunst eingeweiht, für das Bestehen und Wachsthum Ihrer Schöpfungen Gewähr leistet; aber gerade in deren Sinne hoffen wir zu sprechen, wenn wir auch Ihr persönliches Vorbild so lange als möglich vor unseren Augen leuchten zu sehen wünschen. Wohin Ihr Blick fällt, wird es licht, und doch sind der dunkeln Stellen im Alterthume noch so viele: genehmigen Sie desshalb neben diesem Ausdrucke unserer aufrichtigsten Huldigung zugleich die Bitte um Ihre fernere Belehrung, und empfangen Sie dafür im Voraus den ehrfurchtsvollen Dank, den Ihre hohen Verdienste bereits zu sehr rechtfertigen, als dass wir ihn erst den späteren Geschlechtern überlassen könnten.

Weiter erinnerte der Vorsitzende an das in der vorjährigen Versammlung beschlossene Denkmal für Friedrich August Wolf, für welches die von dem Hallischen Comité entworfenen Unterzeichnungsbogen auf dem Secretariatstische ausgelegt waren, und knüpfte daran die Erwähnung einer ähnlichen Absicht für Lachmanns Grab, zu deren näherer Entwickelung er den Dr. *Hertz* aus Berlin auf die Rednerbühne rief. Dieser berichtete über den beabsichtigten Denkstein, zu welchem er Beiträge erbat; und seine unvorbereitete aber beredte Ansprache sah sich auch noch vor dem Schlusse der Sitzung mit dem gewünschten Erfolge belohnt.

Hierauf folgte der Commissionsbericht über die Wahl des nächstjährigen Versammlungsortes, der auf den Grund der vorausgegangenen Verhandlungen von dem Vorsitzenden in nachstehenden Worten erstattet wurde:

Das Präsidium hatte der Commission zunächst drei Städte vorgeschlagen, Wien, Stuttgart, Dessau, aus welchen allen schriftliche Zusicherungen von amtlicher Auctorität eingegangen waren, dass der Verein daselbst auf die Erlaubniss der betreffenden Staatsregierungen zu rechnen habe und willkommen sein werde. An die erste Stelle aber hatte es Wien aus dem doppelten Grunde gesetzt, weil theils die wissenschaftlichen und Kunstschätze der Kaiserstadt, verbunden mit den mannichfachen sonstigen Anziehungskräften derselben, einer solchen Wahl die reichlichste Belohnung versprachen, theils von dort eine directe Erklärung des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht an den Director des Gymnasiums der Theresianischen Akademie, Dr. *Capellmann*, vorlag, dass das hohe Ministerium mit der Absicht, die Versammlung im Jahre 1853 nach Wien zu verlegen, von

Digitized by Google

seinem Standpuncte aus nur einverstanden sein könne, und die von demselben hierüber um ihr Einverständniss angegangenen Herren Minister des Aeussern und des Innern gegen die Ausführung dieser Absicht eben so wenig in irgend einer Weise etwas einzuwenden gefunden hätten; — und dass diese Wahl auch im Schoosse der Commission selbst warme Vertreter gefunden hat, liegt zu sehr in der Sache begründet, als dass ich deren Argumente und Motive hier weiter zu erörtern brauchte. Gleichwohl aber hat die Commission nach reiflichster Erwägung überwiegende Gründe gefunden, diesen Verschlag wenigstens für das nächste Jahr abzulehnen, unter welchen Gründen ich neben andern, die jedoch mehr auf die Veta einzelner Mitglieder als auf den Beschluss im Ganzen influirt haben, die beiden als allgemein anerkannt hervorhebe: erstens dass, nachdem wir seit 1846 fortwährend Universitätsstädte besucht haben, zuvörderst auch einmal wieder die entgegengesetzte Kategorie Ansprüche auf Berücksichtigung hat; zweitens aber, was ich eben so wenig weiter zu erörtern nöthig habe, dass trotz der erleichterten Wegverbindungen Wien für einen grossen Theil des deutschen Vaterlandes doch noch zu sehr räumlich entfernt liegt, als dass seine Wahl das wünschenswerthe Gleichgewicht in den Elementen seiner Besucher aus allen Gegenden erwarten liesse. Wenn nun aber auch auf solche Weise der Gedanke an Wien vertagt werden musste, so fand es doch einstimmige Anerkennung, dass die Bruderhand, die Oesterreich neuerdings gerade auch in Beziehung auf Philologie und höheres Schulwesen dem übrigen Deutschland in derselben Art zu reichen angefangen hat, wie solches theils in archäologischer theils namentlich in orientalistischer Hinsicht längst der Fall ist, das thunlichste Entgegenkommen verdiene; und wenn auch keine österreichische Stadt selbst, doch wenigstens eine solche zu wählen sei, die der Gränze des Kaiserstaats nahe genug liege, um unseren dortigen Collegen einen zahlreicheren Besuch zu ermöglichen, als er unsern bisherigen Versammlungen von denselben hat zu Theile werden können; — und diese Rücksicht, verbunden mit den anderen Erwägungen, dass es keine Universitätsstadt sein, und dass sie möglichst von allen Seiten gleich leicht zugänglich sein müsse, hat uns mit Freuden einen Mittelweg ergreifen lassen, der sich uns noch in einer nachträglichen Einladung darbot. Dessau oder Stuttgart würden zwar den beiden letzteren Erwägungen entsprochen haben, aber anderseits zu weit von der österreichischen Gränze entfernt gewesen sein, um das erwähnte Entgegenkommen auszusprechen; dazu gesellte sich, was Dessau betraf, noch die Schwierigkeit, dort das orientalistische Präsidium zu besetzen, was Stuttgart, der Umstand, dass die Naturforscherversammlung so eben erst ihre nächste Zusammenkunft nach Tübingen anberaumt hat; und da wir Bayern, das uns nun schon zweimal gastlich empfangen hat, nicht sobald wieder heimsuchen dürfen, gegen eine schlesische Stadt aber gleichfalls die grosse Entfernung in die Wagschale fiel, so hat sich die Mehrheit der Commission dahin vereinigt, Altenburg vorzuschlagen, wo für das philologische Präsidium der Gymnasialdirector *Foss*, für das orientalistische der Geheimerath *von der Gabelentz* die befriedigendste Besetzung darbietet. Nur was die Vicepräsidentschaft betrifft, war der Commission daselbst keine Persönlichkeit bewusst, die sich durch nähere Bekanntschaft mit den Gewohnheiten

Digitized by Google

unserer Versammlung dazu eignete; diesem Mangel kann jedoch dadurch auf's Leichteste abgeholfen werden, dass wir von den Vortheilen der Eisenbahn Gebrauch machen, die ja auch örtlich getrennte Städte gleichsam zu einem grösseren Ganzen verbindet; und wenn für die Dresdener Versammlung im Jahre 1844 der Präsident selbst in Leipzig bestimmt werden konnte, so wird es keine Schwierigkeit haben, der Altenburger im Jahre 1853 ihren Vicepräsidenten in der Person des unermüdlichen und durch umfassende Geschäftskenntniss hier wie anderwärts bewährten Directors *Eckstein* aus Halle zu geben. Endlich beehrt sich die Commission, hinsichtlich des Anfangs der nächstjährigen Versammlung, worüber die in Berlin revidirten Statuten die Bestimmung völlig freigelassen haben, zwar keine wesentliche Abweichung von der seitherigen Praxis, aber doch die Ermächtigung für das zu designirende Präsidium anheimzugeben, dass es zwischen dem 26. 27. oder 28. September den allen Rücksichten am meisten entsprechenden Tag nach eigenem Ermessen wähle.

Die Versammlung nahm diese Vorschläge durch Acclamation an, worauf Director Dr. *Eckstein* derselben seinen Dank aussprach und damit zugleich den Wunsch verband, dass wie in gegenwärtigem Jahre, so auch im bevorstehenden der norddeutsche Schulmännerverein seine besondere Zusammenkunft zu Gunsten dieser allgemeinen aussetzen möge.

Der Tagesordnung gemäss hielt nunmehr Director Dr. *Ahrens* aus Hannover seinen angekündigten Vortrag

Ueber die Mischung der Dialekte in der griechischen Lyrik.

Es ist eine bekannte Erfahrung, dass die seltsamsten Erscheinungen, wenn sie häufig vor die Augen treten, ihr Auffallendes verlieren und leicht für etwas gelten, das ganz in der Ordnung sei und einer besonderen Aufmerksamkeit und Erklärung nicht bedürfe. So scheint es auch mit der Mischung der Dialekte zu gehen, welche wir in der griechischen Poesie weit verbreitet finden. Indem uns dieselbe bei unserer Beschäftigung mit griechischer Litteratur auf jedem Schritte begegnet, gewöhnen wir uns leicht, es als ein Factum hinzunehmen, dass die griechischen Dichter nun einmal das Recht und die Geschicklichkeit besessen haben, die verschiedenen Dialekte ihrer Sprache zusammen zu mengen, und es fällt uns eben nicht ein uns darüber zu wundern, noch weniger aber genauer nach dem Ursprunge, der allmählichen Entwickelung und den Schranken eines Gebrauches zu forschen, welcher doch in Wahrheit eine höchst anomale und in der gesammten Litteratur vereinzelt dastehende Erscheinung bildet. Denn mögen auch immerhin in der Poesie derjenigen Völker, welchen wie den Griechen eine Anzahl verschiedener Dialekte zu Gebote stand, z. B. in der älteren deutschen Litteratur, sich allerlei Beispiele von Dialektmischung finden, so ist doch der bewusste künstlerische Gebrauch einer solchen Mischung, und zwar für die ernste Poesie, meines Wissens ausschliesslich bei den Griechen zu Hause.

Digitized by Google

Wollte man es nun wagen über diese Mischung ein Urtheil a priori zu fällen, so könnte man sich leicht versucht fühlen, dieselbe für eine unschöne zu erklären. Die wesentlichste Bedingung der Schönheit ist ja die Harmonie, und wodurch könnte in einem poetischen Werke dieselbe anscheinend mehr gestört werden, als durch die Verbindung widerstreitender Elemente in dem nothwendigen Träger des poetischen Gedankens, der Sprache? Lehrt doch auch die Erfahrung, dass die Mischung verschiedener Sprachen und Dialekte, sobald sie einigermassen merklich hervortritt, entweder einen komischen oder einen widerlichen Eindruck macht. Aber es ist dies eben wieder ein Fall, wo man recht deutlich sieht, wie schwer es ist, das Wesen des Schönen nach allgemeinen Principien absolut festzustellen. Gerade dass ein mit dem feinsten Sinne für das Schöne begabtes Volk, wie die Griechen, diese Dialektmischung duldete, dass seine Dichter, die unsterblichen Muster und Lehrer des Schönen, sie übten, bürgt uns dafür, dass in ihr kein ästhetischer Mangel zu sehen ist, sondern eher ein Vorzug. Wohl aber können wir zugeben, dass die Vereinigung verschiedener Sprachdialekte zu einer schönen Harmonie eine ungemein schwierige Aufgabe ist, zu deren Lösung selbst die ganze ästhetische Energie des griechischen Wesens nicht ausgereicht haben würde, wenn nicht sehr eigenthümliche unterstützende Umstände hinzugetreten wären, während dieselbe gänzlich misslingen muss, wo einerseits diese besonderen historischen Verhältnisse fehlen, anderseits der feine Takt des griechischen Genius. Und diese Verhältnisse müssen von der Art gewesen sein, um nicht allein den Eindruck des Disharmonischen aufzuheben oder wenigstens bedeutend zu mildern, welchen die Dialektmischung an sich auf den Hörer machen muss, sondern auch um die Dichter zu einem Verfahren zu veranlassen, das an und für sich kein natürliches ist. Man darf aber nicht glauben, dass nach beiden Seiten hin das bunte Durcheinanderwohnen der griechischen Stämme mit ihren verschiedenen Dialekten eine genügende Erklärung gebe, dass durch die vielfachen nachbarlichen Berührungen der mannichfaltigen Idiome das Bewusstsein ihrer Gegensätze fast erloschen und ihre Gesammtmasse gewissermassen zu einem gemeinsamen Hellenischen Schatze geworden sei, aus welchem zu schöpfen die Dichter berechtigt und veranlasst waren. Denn noch über die Zeit hinaus, wo jene Dialektmischung in vollem Schwunge war, ist von den griechischen Stämmen der eigenthümliche Charakter ihrer Dialekte und somit auch das Gefühl für ihre Gegensätze in der gewöhnlichen Rede mit ungemeiner Zähigkeit festgehalten. Die Mischung erscheint gerade nur in der Sprache der Litteratur, und zwar vorzugsweise in gewissen Zweigen der Poesie, hier aber keinesweges in der Weise, dass es dem Dichter freigestanden hätte, aus der ganzen Fülle der Dialekte die Elemente seiner poetischen Sprache nach subjectivem ästhetischen Ermessen auszuwählen, auch nicht in der Art, dass die geographische Berührung der Dialekte von besonderem Einflusse erscheint. Vielmehr ergibt die nähere Betrachtung, dass die Art der Dialektmischung überall von dem Entwickelungsgange der griechischen Litteratur in ihrem Verhältnisse zu den verschiedenen Stämmen abhängig ist.

Digitized by Google

Diese historische Bedingtheit der Dialektmischung ist keinesweges bisher gänzlich verkannt worden. In manchen Fällen liegt sie zu klar vor, als dass sie auch der oberflächlichen Betrachtung hätte entgehen können; in anderen hat sie wenigstens ein feinerer Takt richtig herausgefühlt, wie denn namentlich K. O. Müller in seiner Geschichte der griechischen Litteratur treffliche Bemerkungen in dieser Beziehung gemacht hat. Aber grossentheils herrschten doch über die factischen Verhältnisse der Dialektmischung bei den einzelnen Dichtern zu unklare oder selbst verkehrte Ansichten, als dass ein richtiges Urtheil möglich gewesen wäre. Es wird demnach meine Aufgabe sein, bei den älteren griechischen Lyrikern, ich meine bis zu Ende des fünften Jahrhunderts, zuerst nachzuweisen, was für Dialekte sie gemischt haben und in welchem Verhältniss, insoweit dies ohne zu specielle Betrachtung sich deutlich machen lässt, dann aber theils unmittelbar bei der Besprechung der einzelnen Dichtungsarten und Dichter, theils in einer Schlussbetrachtung darzulegen, in wie weit diese Mischung in dem Entwickelungsgange der griechischen Litteratur ihre historische Berechtigung hatte.

Lyrische Poesie nehme ich hier in dem weiteren Sinne, in welchem sie die Hauptarten der elegischen, der iambischen und der melischen Poesie umfasst. Unter diesen schliesst sich die Elegie nach Inhalt und rhythmischer Form auf's Engste an die episch-didaktische Poesie an. Kein Wunder also, wenn dasselbe hinsichtlich des Dialektes der Fall ist. Wie der epische Dialekt sich gebildet habe, liegt für jetzt ausser dem Kreise der Untersuchung. Ich nehme es als ein Factum an, dass derselbe, so lange die epische Poesie die einzig kunstmässig ausgebildete Dichtungsart war, die allgemeine Litteratursprache der Hellenen bildete, nur mit geringen Modificationen in der Hesiodischen Poesie, auf welche ich später zurückkommen muss. Es ist also, wie gesagt, vollkommen begreiflich, dass auch der Dialekt der Elegiker im Wesentlichen der epische ist, und zwar in derjenigen Gestalt, welche in der Wiege der Elegie, in Ionien, die übliche und überhaupt die vorherrschende war, also in der Homerischen, nicht in der Hesiodischen. Nun trägt aber die Elegie offenbar einen viel subjectiveren Charakter als das Epos; die Person des Dichters, welche in dem Epos fast ganz verschwindet, tritt hier mit ihren individuellen Gefühlen bestimmt hervor. Bei der ungemeinen Uebereinstimmung zwischen Inhalt und Form, welche die gesammte griechische Poesie charakterisirt, lässt sich erwarten, dass dieses Verhältniss sich auch in dem Dialekte der Elegiker spiegeln werde. Und allerdings ist dies in doppelter Hinsicht der Fall. Auf der einen Seite haben nämlich die Elegiker solche Formen der epischen Sprache vermieden, welche in ihrer Zeit bereits gar zu veraltet und fremdartig erscheinen mussten. So finden sich z. B. bei ihnen nirgends die Declinations-Formen auf —φι (ν), die in der epischen Poesie so gewöhnlich sind. Eben so wenig gebrauchen sie die schwachen Infinitive auf —εμεναι; ich meine diejenigen in der Flexion mit einem Flexionsvocale wie τυπτέμεναι: denn starke Infinitive wie θέμεναι, welche auch der äolische Dialekt beibehalten hatte, sind ihnen allerdings nicht fremd. Aber die wenigen Beispiele jener schwachen Infinitive, welche man in den Ausgaben findet, sind falsch. *Φυλασσέμεναι*, welches man vor Hrn. Bergk bei Theogn. 806 las, ist nur eine unrichtige

Digitized by Google

Conjectur von Turnebus statt *φυλασσόμενον* *). Ausserdem finde ich nur *εἰπέμεναι* bei Solon fr. 22, welches Hr. Bergk trotz meiner Erinnerung auch in der neuen Ausgabe festgehalten hat; bei Aristoteles ist unzweifelhaft richtiger überliefert: *εἰπεῖν μοι Κριτίῃ ξανθότριχι πατρὸς ἀκούειν.* **) Eben so wenig haben die Elegiker die sogenannten distrahirten Formen der Zeitwörter auf *αω*. Als einzige Ausnahme steht bei Theognis v. 877 *ἡβώοις φίλε θυμέ*. Aber *ἡβώοις* ist ganz schlecht beglaubigt; die meisten Handschriften haben *ἡβάοις*, die zweitbeste O *ἡβάοι*, die beste A *ηβανοι*, und da nun in der Wiederholung derselben Gnome nach v. 1070 alle Handschriften *τέρπεό μοι φίλε θυμέ* haben, so habe ich schon längst mit Evidenz *ἧβα μοι φίλε θυμέ* hergestellt, indem *τέρπεό μοι* nur ein Glossem für das in der ersten Stelle corrumpirte *ἧβα μοι* ist. In ähnlicher Weise gibt es noch manche andere Eigenthümlichkeiten des epischen Dialektes, welche die Elegiker nicht angenommen haben.

Anderseits haben die elegischen Dichter den epischen Dialekt auch mit Formen ihrer Zeit und ihres heimatlichen Dialcktes mässig versetzt. So finden wir z. B. bei den Ioniern Kratinos und Mimnermos die der jüngeren Ias angehörigen Formen *κοτέ* und *κως* statt *ποτέ*, *πως*, bei den Attikern Solon, Melanthios, Dionysios, Kritias nicht eben selten das attische *ᾱ* statt des epischen *η* nnd die Contraction von *εο* in *ου* statt in *ευ*. Bei dem spartanischen Tyrtaeos zeigt sich der dorische Dialekt am deutlichsten in den Accusativen *δημότας* fr. 4 und *δεσπότας* fr. 5 mit verkürzter Endsilbe. Endlich auch bei dem Megarenser Theognis sind unverkennbar eine Anzahl von Dorismen, wie *νιν* 364, *ναῦν* 680, *λῇ* 299, *μῶσθαι* 771, *εἶμεν* 960, wofür nach G. Hermanns Verlangen in der neuesten Ausgabe unrichtig *ἔμμεν* gesetzt ist u. a.

Es gibt auch Spuren, dsss die nicht ionischen Elegiker, z. B. Theognis, aus dem episch-ionischen Dialekte ihrer Muster einigo Ionismen angenommen hahen. ***) Aber

---

*) Theogn. 805-9 ist zu lesen:

Τόρνου καὶ στάθμης καὶ γνώμονος ἄνδρα θεωρὸν
εὐθυτέραν χρὴ ἔμεν, Κύρνε, φυλασσόμενον
νῷ, τῇν κεν Πυθῶνι θεοῦ χρήσασ' ἱέρεια
ὀμφὴν σημήνῃ πίονος ἐξ ἀδύτου.

Die Handschriften haben *θεωρῶν*, corrigirt von Vinetus, *εὐθύτερον χρῆμεν* oder *χρὴ μέν*, endlich *ᾧτινί κεν*; vulg. nach Turnebus *θεωρὸν* | *εὐθύτερον χρὴ μεν Κ. φυλασσόμενον*, *ᾧ τινί κεν*. Bergk *θεωρεῖν εὐθυτέραν χρὴ μη Κ φυλασσόμενον*, *ᾧ τινί κεν*. — Man vergleiche v. 995 *εἶμι παρὰ σταθμὴν ὀρθὴν ὁδὸν*, ferner Hesiod. Opp. 491 *ἐν θυμῷ δ' εὖ πάντα φυλάσσεο* nebst *νόῳ ἴσχειν* Herod. 5, 92, 3, wie auch Theogn. 365 *ἴσχε νόῳ* sus der besten Handschrift herzustellen ist. Wegen der contrahirten Form *νῷ* vgl. 350 *νοῦν*, 1298 *νωσάμενος*.

**) So schon Homer Il. ξ, 501 *εἰπέμεναί μοι Τρῶες ἀγαυοῦ Ἰλιονῆος πατρὶ φίλῳ καὶ μητρὶ γοήμεναι ἐν μεγάροισιν*, vgl. Herod. 8, 68, 1 *εἶπαί μοι πρὸς βασιλῆα Μαρδόνιε.*

***) So Theogn. 296:

φθεγγόμενος δ' ἀδαὴς οἷος παρῇ πέλεται.

Der Forderung des Sinnes gemäss bst Brunck und schon früher Hoeschel *ἀαδής* gebessert. Aber diese dorische Form psst nicht in den Vers, wenn man nicht mit Hoeschel eine Sy-

Digitized by Google

eine Beimischung aus Dialekten, welchen die historische Berechtigung fehlt, ist der Elegie fremd. Auf die attisch-vulgären Formen, welche durch die Nachlässigkeit der Abschreiber besonders bei Theognis zahlreich sich eingeschlichen haben, ist natürlich nichts zu geben. Ausser diesen finde ich aber nur ganz vereinzelte und höchst verdächtige Verstösse gegen jenes Gesetz der elegischen Dialekte. So bei Xenophanes fr. 1, 6 das äolische *ἄνθεος ὀσδόμενος*, vom Weine gesagt. G. Hermann hat das Unzulässige des Aeolismus eingesehen und *ὀζόμενος* corrigirt, was Schneidewin aufgenommen hat. Aber es lässt sich doch schwer begreifen, wie die Abschreiber dazu gekommen seien, die äolische Form statt der gewöhnlichen zu setzen. Die richtigere Aenderung gibt cod. R durch seine Lesart *ὀδμόμενος* an die Hand. Der Dichter wird nämlich *ὀδμαλέος* geschrieben haben, ein von Hippokrates öfter gebrauchtes Wort. Auch das dorische *δεκαβάμονα* in einem sehr corrupten Fragmente des Ion fr. 3 wird um so mehr für verderbt gelten müssen, da der Sinn des Wortes ganz unklar ist. Bei dem Attiker Dionysios ist das neu-ionische *ἐκτέαται* fr. 3 nur eine Conjectur von G. Hermann. *)

Eine Spielart der Elegie ist ursprünglich das Epigramm. Bei diesem konnte aber auf die Bestimmung des Dialektes auch durch das Object der Inschrift ein Einfluss geübt werden, und dass dieses namentlich bei den Epigrammen des Simonides der Fall sei, dass z. B. in den für Dorier bestimmten Epigrammen eine Einmischung des dorischen Dialektes stattfindet, hat mein Freund Schneidewin überzeugend nachgewiesen. Jedoch möchte ich noch bestimmter anerkennen, als es Schn. gethan hat, dass der epische Dialekt überall die Grundlage bildet und von dem Dialekte des Objectes oder der Auftraggeber nur eine mässige Färbung angenommen hat. Die genauere Nachweisung würde zu sehr in kleinliches Detail einführen, als dass ich sie hier verfolgen könnte. **)

---

nizesis annimmt. Es wird vielmehr das ionische *ἀδής* herzustellen sein, vgl. Phrynich. Bekk. Anecd. 22, 3. *Ἴωνες τὴν ἀηδίαν συναλείφοντες τρισυλλάβως γράφουσι*; Suid. *ἀδίη, λύπη*, Hesych. *ἀδεσῇ* (leg. *ἀδείῃ*), *λύπῃ* — *ἄδεα κελεύθῳ, ἀηδίᾳ* — *ἄδει* (leg. *ἀδεῖ*), *ἀνιᾶται* — *ἀδής, ἀτερπής* — *ἀδές, ἀηδές*.

*) Dionys. 3:

ὄμματι βηματίσαισθε τὸν αἰθέρα τὸν κατὰ κλίνην,
εἰς ὅσον αἱ λάταγες χωρίον ἐκτέαται.

Bergk nach Hermann's Conjectur *ἐκτέαται*. Vielleicht ist zu schreiben *εἰς ὅσσον λατάγαις χωρίον ἐκτέταται*.

**) So finden sich in den dorisirenden Epigrammen des Simonides ausser dem dorischen *ᾱ* keine sicheren Dorismen, als *Πέρσαις* 102, *τέτορες* 94, *ἀνέθεν* 135, sämmtlich schon früher in die Hesiodische Sprache aufgenommen. Auch das dorische *ᾱ* ist schwerlich consequent durchgeführt. Schon Schneidewin erkennt Ausnahmen an p. 142 extr. und hat ausserdem z. B. nicht gewagt *νῆας* 157 (102 Bgk.) in das dorische *νᾶας* zu verwandeln. Ich kann desshalb nicht billigen, dass 94. 95 *τᾷδε* e conj. für *τῇδε* geschrieben ist, zumal da das dorische *τᾷδε* auf die Frage wo? sich gar nicht sicher nachweisen lässt, indem die erste Doris in diesem Sinne *τεῖδε* hatte. Auch die Aenderungen *τριακόσιαι* 94, *Πάλιον* 130 (wo

In einem ganz anderen Verhältnisse als die Elegie steht die **iambische** Poesie, welche, unmittelbar aus dem Volksleben emporgewachsen, zu der epischen Poesie nur die allerentferntesten Beziehungen hat, und zugleich in viel stärkerem Maasse zum Ausdrucke der persönlichsten Gesinnungen dient. Man begreift, dass ihre Sprache zunächst den Dialekt des Stammes wiedergeben musste, unter welchem sie aufblühte, also den **ionischen**, und dass hier zu irgend einer Beimischung aus einem anderen Stammdialekte oder auch aus der epischen Sprache keine Veranlassung vorlag. Und in Wirklichkeit zeigen die iambischen und choliambischen Ueberreste der Ionier Archilochos, Simonides Amorginos, Hipponax und Ananios, abgesehen von den durch die Abschreiber hineingebrachten vulgären Formen, durchaus den reinen ionischen Dialekt ihrer Zeit. Wie sehr dies der Fall ist, will ich nur an einem Beispiele zeigen. Der ionische Dialekt theilt keineswegs mit dem epischen die Freiheit, das Augment überall wegzulassen; vielmehr fehlt das syllabische Augment niemals ausser in dem Plusquamperfectum und dem Iterativum, s. Dindorf. de dial. Hered. p. XXI. Dasselbe ist aber auch in den ionischen Iamben niemals weggelassen; denn in dem einzigen Falle, wo jetzt eine Form ohne syllabisches Augment erscheint, nämlich Simonid. fr. 6, 45 *καὶ πονήσατο*, ist vielmehr mit Krasis *κἀπονήσατο* zu schreiben. Dagegen lässt sich nicht zweifeln, dass der ionische Dialekt das temporale Augment in gewissen Fällen verschmäht hat, namentlich oft bei solchen Verben, deren erste Sylbe lang ist (so auch in einer Inschrift von Ephesos C. Inscr. n. 2984 *ἐργάσατο*), und in dieser Art hat Schneidewin Simonid. fr. 1, 18 *ἅψαντο* mit Recht aus den Handschriften herstellen heissen, wie auch *ἀπάγχεο* in den Trochäen des Archilochos fr. 61 (Beitr. z. Krit. p. 101). *Ἅπτω* ist auch bei Herodot fast immer ohne Augment. *)

---

auch das überlieferte hyperdorische *ἀρίδαλος* nicht zu dulden ist, vgl. Dial. Dor. p. 151) u. a. sind mir sehr bedenklich.

*) Ein anderes Beispiel der reinen Bewahrung des ionischen Dialektes bei den älteren ionischen Iambikern und Choliambikern gewährt der Dat. plur. der beiden ersten Declinationen. Herodot hat hier nur die längeren Formen auf —ῃσι und —οισι, und ebenso die wenigen älteren ionischen Inschriften, wie die Dirae Teïae C. Inscr. n. 3044. Auch bei jenen Dichtern finden sich dieselben häufig, und die abgekürzten Formen meistens nur, wo Elision angenommen werden kann, nämlich Simon. Am. fr. 1, 24 *κακοῖς ἰδόντες*, fr. 6, 5 *ἀπλύτοις ἐν εἵμασιν*, 29. *ἐν δόμοις ἰδών*, 32. *ὀφθαλμοῖς ἰδεῖν*, 64. *μύροις ἀλείφεται*, fr. 13. *δασκίοις ἐν οὔρεσιν*, Hippon. E. M. 64, 3 (vgl. Schneidewin Philol. III, p. 380) *παρθένοις ἀλινδεῖσθαι*. In den Fällen, wo die Elision nicht zulässig ist, erscheint die Lesart immer sehr zweifelhaft. So

Simon. fr. 6, 70: *ὅστις τοιούτοις θυμὸν ἀγλαΐζεται.*

So nach Stobäos; aber bei Aelian. H. An. 16, 24 ist *τοιοῦτον θυμόν* ganz richtig „welcher in solcher Sinnesart prunkt," vgl. *τοῦτον τὸν τρόπον*, Pind. Isthm. I, 48 *πᾶσαν ὀργάν*, Plat. Legg. II, p. 656 *ταύτην τὴν τέχνην ἀπειργασμένα*, Bion. 13 *πάντα λόγον*. Simonides hat auch v. 104 einen auffallenderen Gebrauch des Accusativ *ἢ θεοῦ μοῖραν ἢ ἀνθρώπου χάριν*. Der Sinn ist jetzt „wenn nicht ihr Mann ein König ist, der auch in solchem Sinne prunkt wie sein der *ἵππος ἁβρή* verglichenes Weib." *Ἀγλαΐζεσθαι* ist gerade das passende Wort für die Natur eines solchen Weibes, vgl. das Homerische *ὁ δ' ἀγλαΐηφι πεποιθώς* (*Z*. 510)

Digitized by Google

Aber die Iambik ging von Ionien auch nach Attika hinüber, und da zeigen dann die iambischen Ueberreste des Solon in ihrer Sprache ganz dasselbe Verhältniss zu den ionischen Vorbildern wie die gesammte elegische Poesie zu der Homerischen, d. h. sie haben einen gemässigten ionischen Dialekt, welcher zugleich den attischen Mutterdialekt des Dichters durchschimmern lässt. Etwas anders steht es bei Solon so gut als bei Archilochos mit dem Dialekte der trochaischen Gedichte. Allerdings ist auch hier der ionische und der ionisch-attische Dialekt entschieden vorherrschend, und der Mangel des syllabischen Augmentes in zwei Stellen des Archilochos wird nicht zu dulden sein, da beidemale durch Annahme der Aphaeresis geholfen werden kann, nämlich ἠδ' ἄλη 'κιχήσατο fr. 68 und ὀξύη 'ποτᾶτο fr. 112. *) Aber es finden sich hier doch, zwar nur wenige, aber unver-

---

vom Pferde, auch das synonyme καλλωπίζεσθαι bei Xenoph. de re eq. 10, 4 gleichfalls vom Pferde gebraucht.

Simon. fr. 6, 74. εἶσιν δ' ἄστιος πᾶσιν ἀνθρώποις γέλως.

Hier hat Arsenios für ἀνθρώποις (nicht für ἄστιος, wie Bergk angibt) ἀστοῖσι, wonach zu lesen πᾶσιν ἀστοῖσιν γέλως.

Simon. fr. 18. θύουσι Νύμφαις τῷ τε Μαιάδος τόκῳ.

So Bergk nach der Conjectur von Barnes. Das Fragment ist in indirecter Rede überliefert: „θύειν νύμφαις καὶ Μαιάδος τόκῳ,“ woraus leichter zu machen ist: θύουσι Νύμφαισ' ἠδὲ M. τ. Auch Hippokrates hat ἠδὲ gebraucht.

Hippon. 53. πάλαι γάρ αὐτοὺς προσδέχονται χάσκοντες,
κράδας ἔχοντες, ὡς ἔχουσι φαρμακοῖς.

Des Sinnes wegen vermuthen Bergk αἷς ἐλῶσι φαρμακούς, Meineke αἷς χρίουσι φαρμακοῖς, ten Brink ὡς χρίουσι φαρμακούς. ich möchte ὥστε κού τι φαρμάκοις.

Hippon. fr. 80, s. Bergk. Add. p. 886: οἱ δέ μεν πάντες
ὀδόντες ἐν τῇσι γνάθοις κεκινέαται.

nach Schneidewin's Conjectur. Die Ueberlieferung hat οἱ δέ μεν ὀδόντες ἐν τοῖσι γνάθοισι πάντες κεκινέαται. Meineke und ten Brink Philol. VI, p. 47 haben nicht ohne Grund Hinktrochäen hergestellt, beide mit dem Schlusse ἐν τοῖσι γναθμοῖς κεκινέαται und sonst wenig wahrscheinlich. ich möchte schreiben οἱ δέ μεν ὀδόντες | —⏑ ἐν τοῖσι γναθμοῖσι πάντες ἐκκεκινέαται, so dass μεν Synizesis erleidet, wie μου die Krasis in οὐχ ἥκει μοὐταῖρος Arist. Eccles. 913, an welcher Krasis ich de crasi et aphaer. p. 21 mit Unrecht gezweifelt habe.

Hippon. fr. 125. ὁ Κιθαιρὼν Λυδίοισιν ἐν χοροῖς Βακχῶν.

Der Vers ist bei Plotius so corrupt überliefert, dass auf die Form χοροῖς gar kein Werth gelegt werden kann.

Anon. fr. 1. εἴ τις καθείρξας χρυσὸν ἐν δόμοις πολλόν.

Hier ist πολλόν nur eine Emendation des Musuros; die Handschriften des Athenäos sammt Stobäos haben πολύν. Es scheint demnach, dass in den letzten Worten eine andere Corruptel steckt, etwa χρυσὸν ἐν δόμῳ συχνόν. vgl. Suid. χρυσὸς συχνὸς ἤγουν πολύς, wie denn überall πολύς die gewöhnliche Interpretation für συχνὸς ist.

*) Archilochos scheint in den Trochäen auch die kürzeren Formen des Dat. plur. in den beiden ersten Declinationen nicht gebraucht zu haben. Die Elision kann daher in folgenden Fällen angenommen werden: 6. ἀνθρώποις Ἄρης, 59. δεινοῖς ἀνταμείβεσθαι, 65. θνητοῖς ὁποίην und ὁποίοις ἐγκυρέωσιν, auch 67. μηροῖς in dem unvollständigen Verse. Ausserdem finden sich

kennbare Spuren des epischen Dialektes. Denn wenn man auch bei Archilochos fr. 58 *καθθανοῦσι* leicht in *καταθανοῦσι* corrigiren und *φονῆες* fr. 53 durch *Πριηνῆι* auf einem Samischen Weihgeschenke mit einigem Scheine als ionisch rechtfertigen kann, so ist dagegen entscheidend der Vers fr. 72.

ὡς Διωνύσου ἄνακτος καλὸν ἐξάρξαι μέλος.

Der Hiatus ist durchaus unzulässig und kann durch das Digamma nicht entschuldigt werden, von welchem der ionische Dialekt dieser Zeit nur in *οἱ* eine Spur behalten hatte (Arch. 25, Sim. 6, 79). Aber *Διωνύσου* ist auch nur eine Aenderung von G. Hermann; die Handschriften des Athenäos haben *Διωνύσοιο* (nicht *Διωνύσοι'*, wie Hr. B. angibt) oder *Διονύσοιο*, wonach Bentley sehr richtig *Διωνύσοι' ἄνακτος* geschrieben hatte. Denn diese Elisien der Genitive auf *—οιο*, welche man nach dem Vergange G. Hermann's ad Orph. p. 722 auch gegen die stärksten Zeugnisse der Ueberlieferung verdammt hatte, ist von mir schon früher gerechtfertigt werden (Philol. III, p. 234) und auch von Hrn. Bergk in der neuen Ausgabe der Lyriker dem Pindar wiederhergestellt. Somit hat Archilochos in den Trochäen die epische Ferm des Genitivs anwenden zu dürfen geglaubt. Bei Solen findet sich in den Trochäen fr. 33 das äolisch-epische *κεν* statt des ionisch-attischen *ἄν* gebraucht.

Woher kommt nun diese Verschiedenheit des Dialektes zwischen den trochäischen und iambischen Gedichten? Man kann hier an einem recht auffallenden Beispiele sehen, mit welcher ungemeinen Feinheit auch der Dialekt von den griechischen Meistern behandelt ist. Es bilden nämlich die Trochäen nach Inhalt und Geist, wie K. O. Müller es treffend bezeichnet, eine Mittelgattung zwischen der Elegie und den Iamben. Gerade so stehen sie nun auch hinsichtlich ihres Dialektes, nämlich mit einem leisen Anfluge des

---

fr. 51. *τοῖς θεοῖς τιθεῖν ἅπαντα· πολλάκις γὰρ ἐκ κακῶν.*
So Bergk nach Jacobs' Conjectur statt des corrupten *τίθει πάντα*. Aber der Infinitiv *τιθεῖν* ist bei Archilochos sehr bedenklich; es wird vielmehr zu lesen sein *τοῖσι θεοῖσι τίθετι πάντα*. Das Fragment gehört dann zu demselben Gedichte an die *πολῖται* wie fr. 45.

fr. 59. *ἓν δ' ἐπίσταμαι μέγα*
τὸν κακῶς τι δρῶντα δεινοῖς ἀνταμείβεσθαι κακοῖς

aus Theophil. ad Autol. II, p. 194. Liebel hat *δεινοῖς* nicht, so dass dieses Wort keiner sicheren Ueberlieferung anzugehören scheint. Stallbaum zu Plat. Crit. p. 49 C. citirt *τὸ κακῶς κτλ.* Auch wird das trochäische Versmaass des Fragmentes anderweitig verdächtig. Zenobios V. 68 macht zu dem Sprichworte *πολλ' οἶδ' ἀλώπηξ, ἀλλ' ἐχῖνος ἓν μέγα* die Bemerkung „*μέμνηται ταύτης Ἀρχίλοχος ἐν ἐπῳδῇ.*" Das obige Fragment mit der deutlichen Beziehung auf das Sprichwort ist nun entweder die von Zenobios gemeinte Stelle des Dichters, oder, wenn der sprichwörtliche Trimeter selbst, wie man annimmt, bei Archilochos gestanden hat, wenigstens zu demselben Gegenstande gehörig, muss also epodischen Rhythmus haben, nicht trochäischen. Möglicherweise konnte es gelautet haben·

ἀλλ' ἓν γ' ἐπίσταμαι μέγα
ἐγώ· κακῶς τι δρῶντας ἀνταμείβομαι
κακοῖσ'.

epischen Dialektes, welcher den Iamben ganz fehlt, während in den Elegien das epische Element viel stärker ist.

In denjenigen Epoden, welche einen mehr lyrischen Charakter tragen, scheint Archilochos eine stärkere Einmischung des epischen Dialektes angemessen gefunden zu haben. Wenigstens findet sich fr. 103 in dem asynartetischen Verse

πεντήκοντ' ἀνδρῶν λίπε Κοίρανον ἤπιος Ποσειδῶν.

eine Auslassung des syllabischen Augmentes.

Diese Epoden des Archilochos führen uns zu der dritten Gattung der lyrischen Poesie hinüber, der melischen. Betrachten wir zuerst die äolischen Dichter. Ueber den Dialekt des Terpander lässt sich bei der Geringfügigkeit der Ueberreste wenig sagen. Die erhaltenen lyrischen Hexameter zeigen epischen Dialekt mit geringen Abweichungen, wie *ἀοιδάν*, *ἅ*, *αἰχμά*, *δίκα*, welche wir bei dem Aeolier auf den äolischen Dialekt zurückführen werden, obgleich sie auch dem dorischen Dialekte gemeinsam sind. Der erhaltene Anfang des Hymnus auf Zeus in spondeischen Paroemiacis kann für rein äolisch gelten, nicht für dorisch, wie ich behauptet finde; denn dann müsste statt *σοί* vielmehr *τίν* stehen. Die angeblichen Ueberreste des Arion und Pittakos sind apokryph. Dem Alkäos und der Sappho habe ich schon früher ungemischten äolischen Dialekt zugeschrieben und diese Behauptung gegen die Einwendungen meines Freundes Schneidewin, welcher doch einige Einmischung des epischen Dialektes anerkennen wollte, zu rechtfertigen gesucht (Diall. II, p. 499). Hinterher wäre ich beinahe selbst an meiner Ansicht irre geworden. Denn der Mangel des Augmentes, welcher in den jetzigen Texten nicht eben selten gefunden wird, ist freilich damals von uns beiden mit Stillschweigen übergangen, würde mir aber nach meiner später gewonnenen Einsicht als das sicherste Merkmal epischen Dialektes gelten, wenn es sich mit demselben richtig verhielte. Die Formen ohne Augment beruhen nämlich grossentheils auf blosser Conjectur oder höchst unsicheren Lesarten, wie ich in einer Anmerkung genauer ausführen werde*); die angebliche Strophe der Sappho an den Anakreon fr. 30, worin *Τήϊος χώρας, ὃν ἄειδε τερπνῶς*, ist anerkannt

---

*) Das Augment fehlt bei Alkäos und Sappho nach der Bergk'schen Recension in folgenden Fällen:

Alc. 20. *ἐπειδὴ κάτθανε*, leg. *ἐπειδὴ 'κάτθανε* s. Text.

Alc. 31. *μῖξαν δ' ἐν ἀλλάλοις Ἄρευα*

nach Schneidewin's Conjectur, indem *μίξαντες ἀλλήλοισιν* oder *μῖξαν δὲ ἀλλήλοις* überliefert ist. Man lese *μίξαντες ἀλλάλοις Ἄρευα*, zumal da dies die übliche Construction ist, wie Pind. P. 4, 212 *ἔνθα Κόλχοισιν βίαν μῖξαν*, Ap. Rh. 2, 985 *Ἀμαζονίδεσσιν ἔμιξαν ὑσμίνην*.

Alc. 69. *ὅτ' ἄσφ' ἀπολλυμένοις σάως* aus Apoll. de pr. 128. leicht in das Präsens *σαοῖς* zu verwandeln.

Alc. 89. *ἔσσαν*, wogegen bei Sapph. 35 *ἦσαν*.

Aus der Vergleichung beider Ueberlieferungen scheint sich als die richtige äolische Form *ἤσσαν* zu ergeben, der strengsten Analogie entsprechend, nämlich aus dem Augmente, dem Stamme *ΕΣ* und der Endung *—σαν*.

unecht. Es bleiben noch die reduplicirten Aoriste *λελάθοντο, ἐκλελάθοντο* fr. **93**, in welchen die Weglassung des Augmentes vor der Reduplication eben so wenig befremden kann wie bei dem Plusquemperfectum, endlich das Fragment des Alkaeos fr. **20**:

νῦν χρὴ μεθύσθην, νῦν τινα πρὸς βίαν
πώνην, ἐπειδὴ κάτθανε Μύρσιλος,

welches mir lange Zeit sicher zu verbürgen schien, dass die äolischen Dichter zuweilen das Augment weggelassen hätten. Aber wir wissen, dass Alkäos *ἐσυνῆκε* gesagt hat (fr. **126** aus E. M. 385, 9); man kann ihm eben so gut *ἐκάτθανε* zutrauen, zumal da bekanntlich die Präposition *κατά* am leichtesten das Augment vor sich nimmt, wie in *ἐκάθευδον, ἐκάθιζον, ἐκαθήμην.* Dann lässt sich aber in *ἐπειδὴ 'κάτθανε* eine Aphaeresis des Augmentes annehmen, wie in *ὀλίγω 'πιδεύην* bei Sappho fr. 2 die Präposition *ἐπί* die Aphaeresis erlitten hat. Kurz ich muss strenge bei meiner Meinung beharren, dass Alkäos und Sappho sich des reinen äolischen Dialektes ohne alle Einmischung des epischen bedient haben. Der Grund davon ist leicht wie bei der Iambik in der entschiedenen Subjectivität der lesbischen Melik zu erkennen, welche für den Ausdruck der eigensten Gefühle auch die eigenste Mundart verlangte und überall zu der epischen Poesie nur in einer entfernteren Beziehung steht. Eine weitere Bestätigung wird alsbald die Betrachtung der Anakreontischen Sprache bringen.

Anakreon hat nämlich in dem Geiste und der rhythmischen Form seiner Gedichte ohne Zweifel die nächste Verwandtschaft mit den lesbischen Lyrikern, nur dass bei ihm die äolische Gluth und Innigkeit in ionische Weichlichkeit und Leichtfertigkeit übersetzt ist. Man hat aber, wie es scheint, noch ganz übersehen, dass der Einfluss der äolischen Melik

---

Sapph. 47. *ὀφθάλμοις δὲ μέλαις χύτ' ἄωρος.* Bei Zonaras ist aus Sappho *νυκτὸς ἄωρος* angeführt. Es wird danach zu lesen sein *μέλαις νύκτος ἄωρος* mit fehlendem Verbum, zumal da die Construction *ὀφθάλμοις χύτο* sehr unwahrscheinlich ist.

Sapph. 57. *'Ερμᾶς δ' ἔλεν ὄλπιν* nach Seidler's Conjectur für *δ' ἐλών.* Man kann eben so leicht corrigiren *'Ερμᾶς δ' ἔλαβ' ὄλπιν.*

Ibid. *καρχάσι' ἔχον καὶ | ἔλειβον, ἄραντο | δὲ πάμπαν ἐπ' ἔσλα | τῷ γάμβρῳ.* Die augenscheinliche Verkehrtheit der Versabtheilung habe ich schon früher (Dial. Dor. p. 544) durch Einschiebung von *χέρσιν* nach *καρχάσια* gehoben. Man kann dann aus Macrobius *εἶχον* aufnehmen oder vielmehr äolisch *ἦχον* und in *ἄραντο* das Augm. temp. anerkennen, nämlich: *καρχάσια χέρσιν | ἦχον καὶ ἔλειβον | ἄραντο δὲ πάμπαν | πόλλ' ἔσλα τε γάμβρῳ,* das Letzte nach Conjectur (auch *ἐπ'* ist nur e conj. eingeschoben).

Sapph. 100. *ὄλβιε γάμβρε, σοὶ μὲν δὴ γάμος, ὡς ἄρασο, | ἐκτετέλεστ', ἔχεις δὲ πάρθενον, ἂν ἄρασο.* Das *ἄρασο* ist beidemale Conjectur für die Vulgate *ἄραο*; die Handschriften des Hephaestion haben *ἀρᾶϊ, ἄρας, ἀρᾶθ.* Man kann sehr wohl das Präsens *ἄρασαι* herstellen.

Den reduplicirten Aoristen *λελάθοντο* und *ἐκλελάθοντ'* Sapph. 93 ist im Texte der Mangel des Augmentes vindicirt. Die Strophe an den Anakreon fr. 30, in welcher *ἄειδε* ohne Augment sicher steht, ist anerkannt unecht. Der anonyme Vers *γέλαν δ' ἀθάνατοι θεοί*, welchen ich Dor. p. 547 mit Bergk einem äolischen Dichter zugeschrieben habe, Bergk Lyric. p. 669 dem Anakreon, kann am ersten der Korinna gehören, deren Dialekte das *γέλαν* ganz passend ist.

auf Anakreon auch in seinem Dialekte sichtbar ist. Dieser ist im Ganzen unverkennbar der ionische seiner Zeit; aber Hr. Bergk hat auch eine Anzahl von Dorismen anerkannt (s. Anacr. ed. Bergk p. 70), welche durch die Handschriften geschützt werden, nämlich *αἰχμάν* fr. 30, *μεναίχμαν* fr. 70, *κούρα* fr. 76, *δάφνᾳ χλωρᾷ τ' ἐλαίᾳ* fr. 78, *ἀδυμελές* fr. 67, *ἀπεροπεύς* fr. 73. Wären dies nun wirkliche Dorismen, so würde man hier ein Beispiel einer Dialektmischung haben, welche ohne alle historische Veranlassung nur auf subjectiv willkürlichem Belieben beruhete; denn zu der dorischen Lyrik steht die Kunst des Anakreon nicht in der entferntesten Beziehung. Aber der Gebrauch des *ᾱ* statt *η*, worauf jene sämmtlichen Abweichungen vom ionischen Dialekte hinauskommen, ist nicht minder äolisch als dorisch, und dass man sich für den äolischen Dialekt zu entscheiden habe, geht deutlich aus dem Umstande hervor, dass Anakreon nirgends Sprachformen gebraucht hat, welche dem dorischen Dialekte ausschliesslich angehören *), wohl aber mehrfach solche äolische Bildungen, welche der Doris nicht minder fremd sind als der Ias. Ich will einige instructive Beispiele anführen, bei denen man auch an eine Entlehnung aus dem epischen Dialekte nicht denken kann. Zuerst *χρυσοφάεννος* fr. 24 statt *χρυσοφάεινος* (Diall. I, p. 52). Ferner der Accusativ *αἰνοπάθην* fr. 35 statt *αἰνοπαθῆ*; denn dass Anakreon jene Form gebraucht habe, geht klar aus dem vollständigen Harlejanischen Scholion zu Od. *μ*, 313 in Cramer Anecdd. Pariss. III, p. 450, 31 hervor. Die Grammatiker erkannten, wie man dort zugleich sieht, die Form so sehr als eine specifisch-äolische an, wie sie es auch wirklich ist (Diall. I, p. 113), dass sie sogar die äolische Barytonesis für nothwendig hielten. Endlich die merkwürdige Form *φῆ* fr. 40 statt *φησί* hat eine ganz äolische Natur, indem die Aeolier nach dem Ausdrucke des Herodian bei den Verben auf *—μι* die dritte Person aus der zweiten durch Abwerfung des *σ* bilden (Diall. I, p. 138), also z. B. *φαμί*, *φαῖς*, *φαῖ*, welche letztere Form bei Sappho fr. 71 erhalten zu sein scheint (Diall. II, p. 544).

Die Zahl der äolischen Formen bei Anakreon vermehrt sich noch, sobald man eingesehen hat, dass seine Sprache durchaus keine Zumischung aus dem epischen Dialekte enthält. Ein Mangel des Augmentes wird jetzt nur an zwei Stellen gefunden. Aber in der einen fr. 29 ist *φύγον* nur eine Conjectur statt *φεύγω* **); in der anderen fr. 27 ist *ἀσπίδα ῥίψ'* freilich in der sehr unzuverlässigen Quelle, dem Attilius Fortunatianus, überliefert, lässt sich aber leicht in *ἀσπίδ' ἔρριψ'* bessern. Alles Uebrige, was man bei Anakreon vielleicht aus dem epischen Dialekte herleiten möchte, und es ist dessen sehr wenig, ist vielmehr als asiatisch-äolisch zu betrachten. So die Apokope der Präposition in *κὰδ δὲ*

---

*) Das specifisch dorische *ποκά* statt *ποτέ* fr. 95 hat Hr. Bergk durch Conjectur hineingebracht, offenbar in der sonderbaren Meinung, dass es ionisch sei.

**) Anakr. fr. 29. *ἐγὼ δ' ἀπ' αὖτις φύγον ὥστε κόκκυξ* Die Ueberlieferung hat *δ' αὐτῆς φεύγω* oder *δ' ἀπ' αὐτῆς φεύγω* Danach kann am leichtesten geschrieben werden *ἐγὼ δ' ἀπ' αὐτῆς φύγω ὥστε κόκκυξ*, so dass die den Conjunctiv regierende Partikel in dem Vorhergehenden zu suchen ist; *αὖτις* ist eine unmotivirte Aenderung.

Digitized by Google

λῶπος ἐσχίσθη fr. 80 (Diall. I, p. 150), ferner die Genitivform ὀχάνοιο fr. 91 (Diall. I, p. 110. II, p. 510) *).

Wenn also Anakreon dem ionischen Dialekte manches aus dem äolischen Dialekte beigemischt hat, weil seine Kunst auf der lesbischen Melik fusste, aber nichts aus der epischen Sprache, so dient dies zu einer Bestätigung für meine Behauptung, dass auch seine Vorgänger Alkäos und Sappho ihren Dialekt von epischen Elementen frei gehalten haben.

Dagegen bei sämmtlichen übrigen melischen Dichtern findet sich im Dialekte ein mehr oder weniger erhebliches episches Element. Man kann daraus schon a priori schliessen, dass ihre Werke einen objectiveren und dem Epos näher verwandten Charakter tragen werden, und eine Durchmusterung bestätigt diese Voraussetzung.

Betrachten wir zunächst eine sehr vereinzelte Erscheinung, die Böoterinn Korinna, welche ihren heimathlichen Dialekt mit einiger Einmischung des epischen benutzte. Diese tritt, abgesehen von einigen Hexametern, am deutlichsten in der Auslassung des Augmentes bei νίκασε fr. 2 hervor, und ist bei dem halb-epischen Charakter ihrer Dichtungen nicht

*) Beachtenswerth ist auch der Anakreontische Gebrauch der Dativ-Formen in Decl. I. II. Vorherrschend sind die ionischen Formen auf —ῃσι und —οισι, vgl. Anm. 6. In den Fällen, wo der Dat. plur. Decl. I in der abgekürzten Form erscheint, haben die Handschriften durchaus die Endung —αις, und Hr. Bergk hat diese auch meistens, nämlich 23. κοίφαις, 65. μίτραις, 77. μελαίναις, auch 21. ἀήταις e conj. für αἰετοῖς, und nur 51. ὕλῃς e conj. geschrieben (libr. ὕλαις und ὕλῃ). Schneidewin dagegen Beitr. z. Krit. p. 49 hat in allen Fällen den Ausgang —ῃς als ionisch verlangt. Aber ich muss in Abrede stellen, dass diese Formen auf —ῃς oder in der zweiten Declination —οις wirklich ionisch gewesen sind, vgl. S. 63. Bei Anakreon kann nun in ein paar Fällen die kürzere Form durch Annahme der Elision auf die vollere zurückgeführt werden, nämlich 65. παλιανθέμοισ' ἀνθέων, 84. ποικίλοισ' ἐοικότες. In allen übrigen Fällen und namentlich bei allen Beispielen des Dativ auf —αις stehen diese Formen im Ausgange der Verse, nämlich 23. κοίφαις, 65. μίτραις, 63. καλοῖς und ὕμνοις, 84. κεχρημένοις. So auch 21. ἀήταις nach Hrn. Bergk's Conjectur, welcher das Fragment so constituirt hat ὅς μ' ἐσιδὼν γένειον | ὑποπόλιον χρυσοφαέννων πτερύγων ἀήταις | παραπέταται. Aber überliefert ist πτερύγων ἢ αἰετοῖς, wonach vielmehr zu schreiben sein wird πτερύγων ἐρετμοῖς, vgl. Aesch. Ag. 52 πτερύγων ἐρετμοῖσιν ἐρεσσόμενοι. Nur eine scheinbare Ausnahme bildet 77. μελαίναις; denn dieses Fragment ist in zwei Verse zu vertheilen, ἐστί μοι λευκαὶ μελαίναις | ἀναμεμίξονται τρίχες, und als zweite Hälfte einer Strophe zu betrachten, wie sie in dem bekannten πῶλε Θρῃκίη κτλ. fr. 75 erscheint, wo Hr. B. freilich die alte richtige Versabtheilung ohne Grund verlassen hat. In dem einzigen Falle, wo die kurze Dativform weder durch Annahme der Elision entfernt noch mit Sicherheit an das Ende des Verses gebracht werden kann, nämlich 51. ὕλαις κερόεσσης, bieten die besseren Quellen den Singular ὕλῃ, der somit vorzuziehen ist.

Ich habe nun früher nachgewiesen (Dial. Aeol. I, p. 112), dass bei den aolischen Dichtern die längeren Formen auf —αισι und —οισι vorherrschen, dass sie aber auch die kürzeren Formen auf —αις und —οις gebraucht haben, und zwar besonders am Schlusse der Verse. Es ist nun wohl wahr, dass Anakreon seinen Gebrauch von dort entlehnt hat, wodurch zugleich die in den Handschriften treu erhaltenen unionischen Formen auf —αις gegen jede Aenderung in ein pseudo-ionisches —ῃς geschützt werden.

zu verwundern. Sagt sie doch selbst in fr. 10, sie kenne die Tugenden der Heroen und Heroinen.

Bei den übrigen Lyrikern ist der dorische Dialekt mit dem epischen gemischt, natürlich zunächst bei Dichtern dorischen Stammes. An der Spitze steht Tyrtäes, in dessen anapästischen Embaterien, nach dem erhaltenen kleinen Fragmente zu urtheilen, der epische Dialekt durch mässigen Dorismus temperirt war. Wichtiger ist Stesichores, der Vater der eigentlichen chorischen Lyrik, sicher als Dorier zu betrachten, obgleich seine Vaterstadt Himera eine aus Doriern und Ioniern gemischte Bevölkerung und daher nach Thukyd. VI. 5 auch einen gemischten Dialekt hatte. Die innige Beziehung seiner Poesie zum Epos ist bekannt, und so sehen wir denn bei ihm auch den Einfluss des epischen Dialektes unverkennbar; ja man kann sogar dieses Element seiner Sprache als das weitüberwiegende betrachten, welches nur mässig durch Dorismen temperirt sei. Aber freilich ist auch gerade das umgekehrte Urtheil möglich und wird durch einige auffallende Dorismen unterstützt, wie ποταύδη fr. 90 d. i. προσηύδα und sogar das sicilische πέποσχα statt πέπονθα fr. 89, welches sonst nur noch aus Epicharmos bekannt ist. Es ist aber nicht unwahrscheinlich, dass dieser strengere sicilisch-dorische Ton nur in den volksthümlicheren Dichtungen des Stesichores geherrscht haben mag.

Auch bei den Dithyrambikern herrscht eine Mischung der Sprache aus epischem und dorischen Dialekte. Die meisten und namentlich die älteren dieser Dithyrambiker sind Dorier von Herkunft, wie Kydias und Lasos von Hermione, Ariphron von Sikyon, Pratinas von Phlius, Melanippides und Diagoras von Melos, Telestes von Selinus, und als die eigentliche Wiege dieser Dichtungsart ist der nordöstliche Theil des Peloponnes zu betrachten. Jedoch haben sie der epischen Sprache nur eine mässige dorische Färbung gegeben. Die erhaltenen Reste zeigen in Wahrheit nichts dorisches als das dorische ᾱ in solchen Fällen, wo es auch die lyrischen Partien des attischen Drama's haben. Von äolischem Dialekte findet sich keine Spur, obgleich Arion von Methymna den Dithyrambos erfunden und in Korinth gelehrt haben soll. Indess nach richtigerer Auffassung hat er ihm nur die künstlerische Ausbildung gegeben und mag den Dialekt desselben schon durch das Herkommen festgestellt gefunden haben.

Derselbe unter den Doriern ausgebildete lyrische Dialekt wurde aber auch von solchen Dithyrambikern angewendet, welche ihrer Heimath nach zu anderen Stämmen gehörten, ohne dass in den spärlichen Ueberresten eine Einwirkung ihres Mutterdialektes sich nachweisen liesse. So von den Attikern Lamprokles und Kinesias, den Ioniern Ion und Likymnios aus Chios und Timotheos aus Milet. Und weil die dithyrambische Dichtung frühzeitig ihren Hauptsitz in Athen gefunden hatte, so hat sich an ihren Dialekt auch die Sprache der lyrischen Theile des Drama's angeschlossen, welche ja zu den Dithyramben überhaupt in sehr inniger Beziehung stehen.

Ich habe unter den Dithyrambikern den Philoxenos von Kythere nicht mitgenannt, weil dessen Ueberreste, fast alle aus dem Δεῖπνον, das dorische Element des Dialektes in einem viel stärkeren Maasse zeigen. Nur hier finden sich Dorismen wie τῆνος, καλέοντι,

ἦς statt ἦν und sogar κα statt κεν. Jedoch ist es nicht glaublich, dass Philoxenos, zwar von Geburt ein Lakone, aber als Kind seiner Heimath entrissen und später am meisten in Sicilien zu Hause, selbst das der Doris severior angehörige ἦμεν statt εἶναι gebraucht habe, welches man fr. 2, 38 aus dem handschriftlichen ἢ μὲν gemacht hat. Es wird εἶμεν zu lesen sein, die der Doris mitior, also auch der sicilischen Doris, angehörige Form. Dass aber Philoxenos den Volksdialekt mehr hervortreten lässt, ist wenigstens bei dem Δεῖπνον sehr begreiflich, da dieses eine Schilderung aus dem täglichen Leben in starker Annäherung an die Weise des Sophronischen Mimos oder auch der Komödie enthält.

Eine eigenthümliche Sonderstellung nimmt in der ganzen Weise seiner Poesie Timokreon von Rhodos ein, welcher den schmähenden Inhalt der Iambik in die pathetischen dorischen Rhythmen einkleidete. Seine Ueberreste zeigen, in Uebereinstimmung mit diesem subjectiven Inhalte, den dorischen Mutterdialekt sehr rein; nur μοῦνος fr. 3, wenn die Form richtig überliefert ist, muss als episch vindicirt werden.

Bei den bisher genannten dorischen Lyrikern herrscht eine Mischung der Sprache aus epischem und dorischem Dialekte in verschiedenen Verhältnissen. Bei den Dithyrambikern habe ich es schon einigermassen auffallend gefunden, dass sie trotz des Einflusses, welchen der Aeolier Arion auf diesen Dichtungszweig geübt hat, keine Spur des äolischen Dialektes zeigen. Aber nach einer andern Seite hin ist die Einwirkung der äolischen Lyrik auf die dorische auch in dem Dialekte um so unverkennbarer ausgeprägt. Bei dem spartanischen Lyriker Alkman bildet nämlich der dorische Dialekt, und zwar die lakonische Varietät desselben, ohne Zweifel den Kern der Sprache, sowohl nach den Zeugnissen der Alten (Diall. II, p. 4, 19) als auch nach der Beschaffenheit der erhaltenen Reste. Aber Alkman wird von Apollonios de pron. p. 136 auch συνεχῶς αἰολίζων genannt und von Priscian sogar mit ungenauerem Ausdrucke unter die äolischen Dichter gezählt (Diall. I, p. 35 not.). Wenn nun auch beide Grammatiker diesen Aeolismus des Dichters gerade in Beziehung auf das Digamma anerkennen, welches derselbe eben so gut der älteren lakonischen Sprache entnehmen konnte (Diall. II, p. 41), so ist doch sehr mit Unrecht erst kürzlich von Bernhardy (Griech. Litt. I, p. 329) das Zeugniss des Apollonios als ein befremdliches oder sogar von der Kritik zu beseitigendes bezeichnet und das Aeolische im Dialekte des Alkman gänzlich geleugnet worden. Es finden sich nämlich in seiner Sprache folgende zwei Eigenthümlichkeiten des asiatisch-äolischen Dialektes, welche dem dorischen und überhaupt jedem andern Dialekte, auch dem epischen, durchaus fremd sind:

a) der Gebrauch von σδ statt ζ (Diall. I, p. 47), z. B. κιθαρίσδω fr. 11, παίσδω fr. 22, τράπεσδα fr. 61, μελίσδομαι fr. 90.

b) die Verwandlung des ursprünglichen νσ in ισ (Diall. I, p. 10), wie λιποῖσα 10. für λιποῦσα aus λιπονσα, ferner 18. ἔχοισα, 19. φέροισα u. a., aber durchaus nur in den weiblichen Participien auf —οισα. Selbst für Μοῦσα hat Alkman nicht das äolische Μοῖσα, sondern das alt-lakonische Μῶσα.

Auch von der Verwechselung der Aspiraten, welche in φοῖνα fr. 11 für θοίνη nebst πολύφοινος fr. 18 erscheint, sind ausser dem asiatisch-äolischen Dialekte nur noch im

thessalisch-äolischen Spuren zu finden (Diall. I, p. 42, 219). Auch das von Alkman, wie später von Pindar und Theokrit gebrauchte ὄρνιχος für ὄρνιθος u. s. w. scheint von einigen Grammatikern (Scholl. E. Theokr. V, 48 und Scholl. L. VII, 47) richtiger äolisch als von anderen dorisch genannt zu werden.

Das dritte Element der Alkmanischen Sprache bildet der Homerische Dialekt. Dahin gehört z. B. ὠρανίαφι fr. 13, von Alkman sogar in missbräuchlicher Ausdehnung des Homerischen Gebrauches als Vocativ gesetzt, εἴαρος, ἔδμεναι 92, ἔχουσιν 18, und εὕδουσιν zweimal in fr. 49; für Letzteres kann die dorische Form εὕδοντι wegen des Versmaasses nicht hergestellt werden, und die äolischen Formen ἔχοισιν und εὕδοισιν zu setzen, wozu K. O. Müller sich geneigt zeigte (Griech. Litt. I, p. 355), ist sehr bedenklich wegen der eben erwähnten Einschränkung dieses Alkmanischen Aeolismus.

Es ist nun wohl keinem Zweifel unterworfen, dass K. O. Müller a. a. O. den Aeolismus des Alkman mit Recht auf den ungemeinen Einfluss zurückführt, welchen der Lesbier Terpander als Musiker und Sänger in Sparta, seiner zweiten Heimath, gewonnen hatte. Man darf aber noch hinzufügen, dass dieser Einfluss der lesbischen Lyrik in Lakonike auch nach Terpander durch die lange Reihe der lesbischen Kitharoeden genährt wurde, welche nach Plutarch's Zeugniss (de mus. 6) in den musischen Agonen der Karneen siegten. Selbst in dem bekannten volksmässigen Wechselgesange der spartanischen Knaben, Männer und Greise erscheinen äolische Formen, namentlich αὐγάσδεο. Dagegen findet sich bei den dorischen Lyrikern aus anderen Landschaften, wo die lesbische Kunst keine so mächtige Einwirkung geübt hatte, ein äolisches Element des Dialektes nur in sehr zweifelhaften Spuren. Denn wenn in den paar Hexametern aus dem προσόδιον εἰς Δῆλον, welches nach Pausanias IV, 33, 2 vgl. IV, 4, 1 Eumelos von Korinth für die Messenier gedichtet hatte, neben Formen mit dem dorischen ᾱ auch das äolische Μοῖσα erscheint, obgleich Eumelos schon um Ol. 11, also vor Terpander gelebt haben soll, so wird man auf die Ueberlieferung wenig geben dürfen. Das äolisch-ionische σάμβαλα statt σάνδαλα in denselben Versen kann recht gut auch dorisch gewesen sein. Ausserdem finde ich nur in den spärlichen Ueberresten der dorischen Dichterinnen Telesilla von Argos und Praxilla von Sikyon Aeolismen, bei jener φεύγοισα fr. 1, bei dieser ἐμβλέποισα fr. 5. Aber das einzige Bruchstückchen der Telesilla hat äolisches Metrum (wie Sapph. fr. 56) und bei der Praxilla ist es aus der rhythmischen Natur ihrer Ueberreste ganz unzweifelhaft, dass sie sich innig an die lesbischen Dichter angeschlossen hat; wurde doch auch ihr Skolion Ἀδμήτου λόγον κτλ. von Manchen dem Alkäos oder der Sappho zugeschrieben. Auch sonst zeigen die Skolien, deren strophische Form auf die lesbische Lyrik zurückweist, Spuren des äolischen Dialektes, z. B. κλεεννᾶς in dem Skolion an Pan v. 10. *)

*) In Skol. 12 scheint sogar geschrieben werden zu müssen: εἴθ' ἐξῆν ὁποῖός τις ἦν ἕκαστος | τὸ στῆθος διελόντ', ἔπειτα τὸν νοῦν | ἐσιδόντα, κλείσαν τε πάλιν | ἄνδρα φίλον νομίζειν ἀδόλῳ φρενί, anstatt κλείσαντα πάλιν, mit der äolischen Bildung des Accusativs wie Αἶαν für Αἴαντα, s. Dial. Aeol. p. 114. Dindorf wollte κλείσαντα πάλιν τ'.

Ich komme endlich auf die vier Dichter **Ibykos** von Rhegion, **Simonides** und **Bakchylides** von Keos, **Pinder** von Theben, welche gemeiniglich zu den dorischen Lyrikern gezählt werden, obgleich dem Vaterlande nach selbst Ibykos nicht mehr als einen halben Anspruch darauf hat, insofern Rhegion eine gemischte chalkidische und messenische Bevölkerung hatte. Ihr Dielekt wird in ungenaueren Angaben schlechthin dorisch genennt; in vorsichtigerer Weise bezeichnet Joannes Grammaticus, den Gregorius Corinthius p. 372 ausgeschrieben hat, denselben zwar als dorisch, aber mit der Bemerkung, dess er höchst frei behandelt sei (*παντελῶς ἀνεῖται*), weil die Dichter nicht selbst Dorier gewesen seien. In ähnlicher Weise wird auch dem Theokrit in der Hypothesis zu Id. I eine *Δωρὶς ἀνειμένη* zugeschrieben. Aber die Betrachtung der Ueberreste jener Lyriker zeigt, dass nicht einmal in diesem modificirten Sinne ihr Dialekt dorisch genannt werden darf, dass derselbe vielmehr eine Mischung aus epischem, dorischem und äolischem Dialekte darstellt, in welcher der dorische Dielekt keinesweges vorwiegend erscheint.

Zuerst bei **Ibykos** findet sich an sicheren Dorismen ausser dem dorischen *ᾱ* nur sehr weniges, wie *νιν* fr. 2, *ὄκα* fr. 3, und öfter *ποτί*. Der Accusativ *Ὄρφην* fr. 9, welchen Priscien dorisch nennt, ist hinsichtlich seines Dialektes sehr problematisch. Der asiatisch-äolische Dialekt tritt hervor in *θαλέθοισιν* fr. 1 statt *θαλέθουσιν* und *πεδά* fr. 20 statt *μετά*, obgleich dieses auch der älteren Doris nicht fremd ist. Sehr bedeutend erscheint das epische Element. Denn es finden sich nicht blos gewöhnliche Homerismen wie die Auslossung des Augmentes, sondern auch die Endung —*φι* in *ὄχεσφι* fr. 5 und *Λιβυαφιγενής* fr. 51, endlich die aus einem Missverständnisse der epischen Sprache entstandenen Formen *ἐγείρησιν* fr. 6, *ἔχησι* fr. 8, für *ἐγείρει*, *ἔχει*. Denn dass dieses sogenannte *σχῆμα Ἰβύκειον* nicht mit einigen alten Grammatikern auf eine Eigenthümlichkeit des rheginischen Dialektes zurückgeführt werden kann, ist von mir schon früher nachgewiesen (Diall. II, p. 301). Ueberhaupt lässt sich in der Sprache des Ibykos nichts mit einiger Sicherheit auf den rheginischen Dielekt beziehen; denn *ἀετώσιος*, welches die Grammatiker dahin rechnen (Diall. I, p. 159, Schneidewin Philol. III, p. 381) ist durchaus räthselhaft. Dsgegen ist mit Recht von K. O. Müller (Gr. Litt. I, p. 371) auf die Uebereinstimmung des Ibykos mit Stesichoros in gewissen glossematischen Ausdrücken aufmerksam gemacht, wie *ἄτερπνος = ἄγρυπνος* fr. 45, *βρυαλλίκται* fr. 46, *χάρμη = ἐπιδορατίς* fr. 58. Denn wie die Poesie des Ibykos einerseits sich in Inhalt und Form unzweifelhaft an Stesichoros anschliesst, anderseits durch die lesbische Lyrik beeinflusst ist, so liegt seinem Dialekte die dorisch-epische Sprache des Stesichoros zu Grunde, von welcher dann durch die Einmischung einiger Aeolismen und durch die freiere Benutzung des Gemeinschatzes der epischen Sprache abgewichen ist. Einen Einfluss des heimathlichen Dialektes braucht man um so weniger vorauszusetzen, weil Ibykos ein wandernder Sänger war.

Bei **Simonides** ist in den lyrischen Ueberresten das epische Element der Sprache höchst überwiegend. Von dorischen Eigenthümlichkeiten finde ich ausser dem dorischen *ᾱ* nur den Gebrauch des *τ* statt *σ* in *θραύοντι* fr. 6 und *δίδωτι* fr. 21. Die Aeolismen, welche jetzt im Texte gelesen werden, beruhen grösstentheils nur auf Aenderungen der

Digitized by Google

neueren Herausgeber, welche der Meinung waren, dass dem Simonides dieselben Eigenschaften des Dialektes recht seien wie dem Pindar, eine Voraussetzung, welche ich für sehr gewagt halten muss. So sind nur Conjecturen die äolischen Formen *μοῖσα* fr. 54. 56, *καλέοισιν* fr. 14. 38, *κλέπτοισιν* 52, das Participium *πρᾶξαις* fr. 8, *ὄρνιχες* fr. 50. Nicht einmal die weiblichen Participien auf *—οισα* sind ganz sicher, obgleich wahrscheinlich richtig; denn *στίζοισα* fr. 78 ist aus *στίζουσα* geändert, und auch *ἀπειρέποισα* fr. 2 und *στρέφοισαν* fr. 37 sind nicht ganz so in der Ueberlieferung gegeben. Dagegen ist das äolische *ἐπαίνημι* fr. 8 unzweifelhaft; freilich war schon der Epiker Hesiodos in dem Gebrauche von *αἴνημι* vorangegangen. Höchst auffallend wäre der Gebrauch von *ἔλλαθι* fr. 59, wenn dies von allen Grammatikern mit Recht als die äolische Form von *ἴλαθι* betrachtet sein sollte. Meine Zweifel dagegen habe ich anderwärts ausgesprochen (Diall. I, p. 284). Auch aus dem Homerischen Dialekte sind alle auffallenderen Formen vermieden, z. B. die oben bei den Elegikern bezeichneten. Eine sehr verwunderliche Ausnahme würde *τεκνόφι* fr. 44 machen, wenn diese Lesung nicht im stärksten Maasse zweifelhaft wäre. *)

Bei **Bakchylides** wird man a priori etwa dieselbe Gestaltung des Dialektes erwarten wie bei Simonides, und findet sich darin nicht getäuscht. Von Dorismen ist hier auser dem gewöhnlichen *ᾱ* nichts als Plur. 3. *βρίθοντι* fr. 13 und *νιν* fr. 8. 29. Aeolisches ist gar nichts vorhanden; denn Plur. 3. *μαρμαίροισιν* fr. 27 ist nur hineincorrigirt, und die Ueberlieferung hat *μαρμαίρουσιν* wie in demselben Fragmente *ἄγουσιν*, was man beibehalten hat wie *Μοῦσα* fr. 28. Jedoch lässt sich glauben, dass auch Bakchylides die Bildung der weiblichen Participia auf *—οισα*, als den üblichsten Aeolismus, nicht verschmäht hat; zufällig ist in den Fragmenten kein Fall da, wo sich dies erkennen liesse. Bemerkenswerth ist, dass auch bei diesem Dichter ein Beispiel des sogenannten *σχῆμα Ἰβύκειον* erscheint, nämlich *θάλπησι* fr. 27 = *θάλπει*.

Bei beiden keischen Dichtern würde man vergeblich nach Spuren ihres Mutterdialektes suchen. Der episch-dorische Mischdialekt war von Stesichoros her und weil überhaupt diese Art der Melik zunächst von dem dorischen Stamme gepflegt war, für die chorische Lyrik der normale geworden. Auch diese undorischen Dichter benutzten ihn, aber unter sorgfältiger Vermeidung alles zu auffälligen. Die bescheidene Einmischung eines äolischen Elementes deutet den Einfluss an, welchen die Kunst dieser Dichter auch von Seiten der lesbischen Melik erfahren hat und welcher auch ohne dieses Indicium nicht verkannt werden könnte.

Ich komme endlich zum **Pindar**, dessen Dialekt ohne Zweifel unter allen die auffallendste und anscheinend willkürlichste Gestaltung darbietet. Wie räthselhaft er schon alten Grammatikern vorkam, sieht man aus der wunderlichen Behauptung, dass Pindar in der *κοινὴ διάλεκτος* geschrieben habe (Greg. Cor. p. 12), was nur insofern ein Körnchen

*) Für *εὔχομαι, τεκνόφι δίκαν*, wie jetzt gelesen wird, haben die einzigen zuverlässigeren Quellen, nämlich der cod. Paris. (bei Schneidew. Beitr. z. Krit. p. 126), cod. Guelph. und ed. Ald. *εὔχομαι κνόφι δίκας*, worin ganz etwas anderes stecken wird.

Wahrheit enthält, als kein bestimmter einzelner Dialekt in der Pindarischen Sprache vorherrschend erscheint. Doch mustern wir die einzelnen Bestandtheile durch.

1. Der epische Dialekt, welcher auch hier eine sehr wichtige Relle spielt und immerhin mit G. Hermann als der eigentliche Kern der Sprache betrachtet werden kann, ist keineswegs in allen seinen Eigenthümlichkeiten zugelassen. Se sind u. a. dieselben drei Arten ven Formen, deren Gebrauch eben den Elegikern abgesprochen ist, auch dem Pindar ganz fremd.

2. Dass die Pindarische Sprache auch erheblich äolisire, ist den alten Grammatikern nicht entgangen (Eustath. Prooem. Pind. p. 9 und ad Od. p. 1702, 3). Dahin gehört besonders der Gebrauch von *ισ* statt des ursprünglichen *νσ*, welcher hier in viel weiterem Umfange erscheint als hei Alkman oder irgend einem anderen der sogenannten dorischen Lyriker, nämlich nicht blos in den weiblichen Participien auf *—οισα*, sendern auch in *Μοῖσα*, während Alkman das alt-lakonische *Μῶσα* gebreucht; ferner in den dritten Personen des Plurels, welche attisch-ieniach auf *—ουσι* ausgehen, wie *πνέοισι*, endlich in den Participien auf *—ας* sammt ihren Femininen, z. B. *θρέψαις*, *θρέψαισα*. Degegen wird die bei Alkman gewöhnliche Verwandlung des *ζ* in *σδ* hier nur in einem einzigen Falle ven guten Handschriften bezeugt, nämlich Pyth. 2, 95 *λακτισδέμεν*, was Hr. Bergk wieder aufgenommen hat, nachdem es ven Böckh mit Recht, wie es scheint, verwerfen war. Die Vertauschung der Aspiraten findet sich nur in *ὄρνιχος* u. s. w. Von anderen Aeelismen, die bei Alkman nicht erscheinen, bemerke ich besenders die Adjectiva auf *—εννός* statt *εινος*, wie *φαεννός*, *κλεεννός*, *κελαδεννός* u. e., ferner *αἴτημι* fr. 132 statt *αἰτῶ*.

3. Der Derismus des Pindar ist viel stärker els z. B. der des Simonides, aber es sind doch auch hier selbst von denjenigen Eigenthümlichkeiten, welche der gesammten Doris engehörten, im Grunde nicht viele angenemmen. Se ist z. B. niemels die derische Ferm der Plur. 1 auf *—μες* statt *—μεν* gebraucht, wie *λέγομες*, oder *ἦς* für *ἦν*. Von den besonderen Eigenthümlichkeiten der Deris severier, welche bei Alkman verherrscht, namentlich dem Gebrauche von *ω* und *η* statt der Diphthenge *ου* und *ει* ist der Pindarische Dialekt ganz frei.

4. Eine besendere Aufmerksamkeit verdienen verschiedene Erscheinungen der Pindarischen Sprache, welche nur einzelnen Zweigen des derischen Dialektes zukommen, und auch in den gesammten übrigen Ueberresten der dorischen Lyrik sonst nicht gefunden werden, nämlich

a) die verkürzten Accusative *νάσος* Ol. 2, 71, *ἐσλός* *N.* 3, 50. Die anderen Fälle dieser Verkürzung, und sämmtliche Beispiele des Infinitivs mit verkürzter Endsilbe, wie *γαρύεν* Ol 1, 3, sind unsicher, weil sie nicht durch das Metrum geschützt werden. Es findet sich jene Verkürzung hauptsächlich bei einem Theile der Kretenser, bei den Kyrenäern, auf den Inseln Kos, Astypalaea und Thera, endlich im delphischen Dialekte (Diall. II, §. 21 und p. 565).

b) Ziemlich häufig ist bei Pindar der Gebrauch ven *ἐν* statt *εἰς*. Diesen hat unter allen Zweigen der sogenannten Deris nur die ven mir sogenannte Deris septentrionalis,

Digitized by Google

welche in ganz Mittelgriechenland nördlich von Böotien bis in Thessalien hinein herrschte, und in dieser namentlich auch der delphische Dialekt (Diall. II, p. 359). Ausserdem ist dieser Gebrauch auch noch den Böotiern und Thessaliern gemeinsam (Diall. I, p. 213. II, p. 534), aber durchaus nicht den asiatischen Aeolern.

c) Die Elision der Präposition περί, welche gleichfalls nicht selten vorkommt, ist von alten Grammatikern (Scholl. und Eustath. ad Il. O, 657) für äolisch erklärt, weil man diese Elision mit dem asiatisch-äolischen Gebrauche verwechselte, die Präposition vor Consonanten zu apokopiren und vor Vocalen in πέῤῥ mit doppeltem ρ zu verwandeln, z. B. πέρθετω, πέῤῥεχω für περιθέτω, περιέχω (Diall. II, p. 150). Davon ist die Elision, welche sich bei den Aeoliern niemals findet, offenbar wesentlich verschieden. Richtiger rechnet Eustathius Prooem. Pind. p. 12 πέροδος statt περίοδος Nem. XI, 40 unter die älteren Dorismen des Pindar. Jedoch ist diese Elision durchaus nicht allgemein dorisch, sondern lässt sich, wenn wir von dem Participium περιών für περιιών bei den attischen Komikern absehen (Thesaur. VI, p. 815) in keinem einzigen der griechischen Localdialekte nachweisen als in dem delphischen; die amphiktyonische Inschrift C. I. n. 1688 hat πέροδος.

Fragen wir nun, woher diese besonderen Eigenheiten des Pindarischen Dialektes genommen seien, so bietet sich kein einziger Dialekt dar, der alle vereinigt enthielte als der **delphische**, und ich habe desshalb schon früher (Diall. II, p. 410) diesen als die Quelle angedeutet, aus welcher der Dichter geschöpft habe, mit einer Hinweisung auf das Verhältniss des Dichters zum delphischen Tempel. Dagegen hat Hr. Bergk vor einiger Zeit sich sehr verwundert, dass ich das Pindarische ἐν statt εἰς nicht lieber dem böotischen Mutterdialekte des Dichters entnommen glaube. Die Gründe, welche mich anders bestimmt hatten, waren von mir, wie ich glaube, schon ziemlich verständlich angedeutet. Indess verdient die Sache doch eine etwas ausführlichere Darlegung.

Zu diesem Zwecke muss ich einen Blick auf den Dialekt der Hesiodischen Gedichte werfen. Derselbe unterscheidet sich bekanntlich in verschiedenen Puncten von dem Homerischen. Diese Abweichungen sind nun zum Theile Aeolismen, zum Theile Dorismen, zum Theile Aeolodorismen. Betrachten wir sie nach diesen drei Kategorien.

1. **Aeolisch** (ich nehme den Ausdruck hier im weiteren Sinne, nicht als asiatisch-äolisch) sind folgende Erscheinungen:

a) αἴνημι Opp. 683, ἀρώμεναι Opp. 22; die Bildung der sonst contrahirten Verbe nach Art der Verba auf —μι ist sämmtlichen drei äolischen Dialekten gemeinsam.

b) die Accusative ἄψιν Opp. 426 und Θόαν fr. 138 Marksch. statt ἀψῖδα und Θόαντα; diese Bildungsweise des Accusativs ist im asiatisch-äolischen Dialekte weit verbreitet, z. B. κνᾶμιν und Αἴαν für κνημῖδα und Αἴαντα (Diall. I, p. 113), aber auch dem böotischen Dialekte nicht fremd, dessen Quellen wenigstens Accusative wie Δαμοτέλειν, Καλλικλεῖν bieten von Δαμοτέλεις, Καλλικλεῖς d. i. Δημοτέλης, Καλλικλῆς (Diall. I, p. 205).

c) Die dritten Personen πιλνᾷ Opp. 510, richtiger πίλναι zu schreiben, und δείκνῡ Opp. 526 statt πίλνησι, δείκνυσι nach der im asiatisch-äolischen Dialekte üblichen Art der Bildung, von welcher schon oben die Rede war.

d) Das declinirte Zahlwort *τριηκόντων* Opp. 696; ähnliches findet sich, abgesehen von späteren Nachahmungen, nur in *πέμπων* und *δυοκαιδέκων* bei Alkäos (Diall. I, p. 128).

2. Für äolisch oder dorisch können gelten

a) die Genitive *μελιᾶν* Opp. 145 und *θεᾶν* Th. 41. Im asiatisch-äolischen Dialekte ist diese Form so gewöhnlich als im dorischen, und dem böotischen nicht fremd (Diall. I, p. 203), obgleich hier die auf *—αων* die herrschende ist;

b) der Gebrauch von *ἐν* für *εἰς*, welcher sich bei Hesiod in *ἑὴν ἐγκάτθετο νηδὺν* Th. 487, 89), 899 erhalten hat (vgl. Diall. II, p. 410, 575) ist, wie oben bemerkt, der Doris septentrionalis, dem böotischen und dem thessalischen Dialekte gemeinsam.

c) Die Bildung des Dativs *ἵν* für *οἷ* fr. 12 ist unstreitig dorisch, mag aber auch für böotisch gelten, da Korinna wenigstens *ἵν* gebraucht hat (Diall. I, p. 208).

3. Zu den Dorismen gehört

a) die Verkürzung der Endsilben im Acc. plur. der Decl. 1, schon von den Alten als eine dorische Eigenthümlichkeit des Hesiod bezeichnet (Scholl. Il. E. 269). So *μετὰ τροπὰς ἠελίοιο* Opp. 564, 663, *δεινὰς ἀήτας* Opp. 675, ferner Theog. 60 *κούρᾰς*, 267 *Ἁρπυίας*, 401 *μεταναιέτας*, 534, 653 *βουλᾰς*, 804 *εἰρέᾰς*, fr. 64 *Σκύθᾰς*, auch in der zweiten Declination Sc. 302 *ὠκύποδας λάγος ᾕρευν*. Endlich las ein sehr gewichtiger Gewährsmann, Herodianos, in Th. 521 nicht wie jetzt *δῆσε δ' ἀλυκτοπέδῃσι*, sondern das Participium mit verkürzter Endsilbe *δήσᾰς ἀλυκτοπέδῃσι*.

b) das Zahlwort *τέτορες* Opp. 698 (Diall. II, p. 279): der asiatisch-äolische Dialekt hat *πίσυρες*, der böotische *πέτταρες* (Diall. I, p. 40, 79, 172);

c) die Form *ἦν* für *ἦσαν* in *τῆς δ' ἦν τρεῖς κεφαλαί* und *ἦν ἑκατὸν κεφαλαί* Th. 321, 825 (Diall. II, p. 326); der asiatisch-äolische Dialekt hat *ἦσαν* (Diall. I, p. 147), der böotische *εἶαν* (Keil Syllog. Inscr. Boeot. p. 15), was aus *ἦαν* geworden ist;

d) *ἔδον* Th. 30 und *ἔθεν* fr. 92 nach der richtigen Besserung von Böckh und Schneidewin statt *ἔδοσαν, ἔθεσαν* oder *ἔδωκαν, ἔθηκαν*. Auch diese Formen gehören nur dem dorischen Dialekte (Diall. II, p. 317): die Böotier haben *ἀνέθιαν* für *ἀνέθεσαν, ἀνέθηκαν* (Diall. I, p. 211. II, p. 525) und werden ebenso *ἔδοαν* gesagt haben.

e) Die Elision der Präposition *περί* in *περίαχε* und *περοίχεται* Th. 678, 733 ist oben als eine Eigenthümlichkeit des delphischen Dialektes nachgewiesen.

Es herrscht nun aber hinsichtlich dieser Besonderheiten ein höchst beachtenswerthes Verhältniss zwischen den *Ἔργοις* und der Theogonie. Nämlich entschiedene Aeolismen finden sich nur in den *Ἔργοις*; in der Theogonie ist nicht ein einziges Beispiel. Umgekehrt sind die entschiedenen Dorismen überwiegend in der Theogonie; die *Ἔργα* haben davon nur die Verkürzung der Endsilbe in der zweimal vorkommenden Formel *μετὰ τροπὰς ἠελίοιο* 564, 663 und in *δεινὰς ἀήτας* 673, ferner *τέτορες* 698.

Was wird man nun hieraus schliessen dürfen? Zuerst wird es wahrscheinlich, dass der Gebrauch von *ἐν* statt *εἰς*, welcher nur in der Theogonie vorkommt, richtiger zu den Dorismen als zu den Aeolismen zu ziehen ist. Ferner wenn der Dialekt der Hesiodischen Poesie beweiset, dass dieselbe einerseits von dem äolischen Stamme her, ander-

seits von dem dorischen Einflüsse erlitten hat, so geht aus jenem Verhältnisse hervor, dass in den *Ἔργοις* der äolische Einfluss überwiegt, in der Theogonie der dorische.

Man besehe aber weiter, dass die sämmtlichen entschiedenen Aeolismen sammt dem zweideutigeren *μελιᾶν* Opp. 145 mit voller Sicherheit in dem asiatisch-äolischen Dialekte nachgewiesen, dagegen dem böotischen Dialekte grossentheils nur durch unsichere Vermuthung vindicirt werden können. Hiernach muss man geneigt sein, jene Aeolismen lieber auf asiatisch-äolische Einflüsse als auf böotische zurückzuführen.

Die Natur der Hesiodischen Dorismen weiset deutlich auf ihren Ursprung aus der Doris septentrionalis hin, welcher sich auch im Grunde von selbst versteht, ganz speciell aber deuten die bemerkten Verkürzungen und die Elision von *περί* auf den delphischen Dialekt, weil beide Eigenthümlichkeiten, wie früher bemerkt, gerade in diesem erscheinen, nicht aber in den andern norddorischen Mundarten.

Wie stimmen nun diese aus dem Dialekte gezogenen Schlüsse zu unserer sonstigen Kunde von den Verhältnissen der Hesiodischen Poesie? Ich glaube, nur die Hyperkritik kann die historische Persönlichkeit des alten Dichters Hesiodos, sein Leben im böotischen Askra, und seine Abstammung aus Kyme anzweifeln. Unter den vielen ihm zugeschriebenen Werken sind die *Ἔργα* am sichersten sein Eigenthum; die Böotier erkannten nach dem Berichte des Pausanias IX, 31, 4 nur dieses Gedicht als echt an. Damit stimmt es sehr gut, dass gerade die *Ἔργα* jene äolische und zwar wahrscheinlich asiatisch-äolische Färbung des Dialektes haben.

Auf der anderen Seite zeigt sich eine mannichfache Beziehung der Hesiodischen Poesie zu den Doriern und den dorisch-redenden Stämmen des nördlichen Hellas. Dahin gehört der Inhalt des Epos *Αἰγίμιος* und die häufige Beschäftigung mit dem dorischen Stammheros Herakles, z. B. in der Prometheussage der Theogonie, im Scutum Herculis, im *Κήϋκος γάμος*; ferner die Voranstellung des Doros unter den Söhnen des Hellen *Δῶρός τε Ξοῦθός τε καὶ Αἴολος ἱππιοχάρμης*, um manches andere hier zu übergehen. Insbesondere aber erscheint eine Verbindung der Hesiodischen Poesie mit Delphi, dem alten Brennpuncte der Cultur für den dorischen Stamm und das gesammte mittlere Griechenland, natürlich und wahrscheinlich. Dort war frühzeitig der Sitz einer hieratischen Poesie und Musik, als deren halb-mythische Repräsentanten Olen, Philammon und Chrysothemis erscheinen, und der Musencultus, welcher für die Hesiodische Poesie so bedeutungsvoll ist, hatte sich am delphischen Parnass eingebürgert wie am böotischen Helikon. Wie nun bereits Göttling eine merkwürdige Uebereinstimmung in der Ausdrucksweise der Hesiodischen Poesie und der delphischen Orakelsprache nachgewiesen hat, Praef. p. XIV, so kann es nicht überraschen, wenn jetzt auch in dem Hesiodischen Dialekte delphischer Einfluss entdeckt ist, und zwar insbesondere in der Theogonie, welche so unverkennbar einen hieratischen Charakter trägt, wie wir ihn einer delphischen Dichterschule zutrauen dürfen.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu Pindar zurück. Dass er überhaupt epischen und dorischen Dialekt mischte, bedarf nach allem Früheren keiner besonderen Erklärung; ich erinnere nur noch daran, dass er einen wesentlichen Theil seiner musischen

Digitized by Google

Bildung zu Athen durch den Lasos von Hermione und andere Männer jener dithyrambischen Schule erhielt, deren episch-dorischen Dialekt ich oben charakterisirt habe, s. Schneidew. de vit. Pind. p. LXXVIII. Aber wie steht es mit jenen eigenthümlichen Dorismen des Dichters, welche bei keinem einzigen der übrigen Lyriker erscheinen? Man halte hier folgende Momente zusammen:

1. Dieselben Dorismen finden sich auch in den Hesiodischen Gedichten, und man darf wohl mit dem höchsten Grade der Wahrscheinlichkeit annehmen, dass sie für die beiden böotischen Dichter aus derselben Quelle geflossen sind.

2. Aber im böotischen Dialekte lässt sich unter jenen drei Besonderheiten nur der Gebrauch von ἐν für εἰς nachweisen. Ich habe wahrscheinlich zu machen gesucht, dass derselbe bei Hesiod nicht zu den Aeolismen gehöre. Auch bei Pindar ist es an und für sich bedenklich, jenen Gebrauch auf den böotischen Mutterdialekt zurückzuführen, einerseits weil keiner der übrigen undorischen Dichter des chorischen Melos sich eine Einmischung seines heimathlichen Dialektes in den legitimen episch-dorischen Dialekt erlaubt hat, anderseits weil die Annahme dieses vereinzelten Böotismus ohne Noth die Buntheit des Pindarischen Dialcktes vermehren würde. Denn die beiden andern Erscheinungen, die Verkürzung der Endsilben und die Elision von περί, lassen sich mit keinem Schatten der Probabilität als böotisch betrachten. Das einfachste Gesetz der Sparsamkeit verlangt, alle drei Eigenheiten wo möglich aus derselben Quelle herzuleiten.

3. Nun finden sich alle drei im delphischen Dialekte zusammen, und zwar unter allen griechischen Dialekten nur in diesem vereinigt. Dass die Hesiodische Poesie sie daher bekommen habe, ist durch die obige Darstellung hoffentlich zu etwas mehr als einer willkürlichen Behauptung geworden. Aber bei Pindar lässt sich ein Einfluss des delphischen Dialektes auf seine Sprache in dem Maasse mit grösserer Sicherheit annehmen, als hier die historischen Verhältnisse klarer vorliegen. Delphi bildete, wie früher für hieratische Epik, so auch für die weitere Entwickelung der Musik und der chorischen Lyrik einen wichtigen Mittelpunct, insbesondere durch die musischen Agonen der Pythien. Man darf wohl mit Fug voraussetzen, dass dort auch eine einheimische Sängerzunft sich um den Tempel sammelte. Pindar aber, der Ueberlieferung zufolge am Geburtstage des delphischen Gottes geboren, stand sein ganzes Leben hindurch zu seinem Heiligthume in innigster Beziehung. Seine frühesten Epinikien, das älteste Pyth. X schon aus seinem zwanzigsten Jahre, sind zu Ehren pythischer Sieger gedichtet (Schneidew. p. LXXXIV); in Delphi weilte er häufig und hatte dort seinen besondern Ehrensitz (Schneidew. p. LXXXVII); noch nach seinem Tode wurde er auf den Befehl des Gottes von den Delphern hochgeehrt (ibid.). Es ist, denke ich, sehr begreiflich, dass die Pindarische Kunst nicht ohne erheblichen Einfluss von dieser Gemeinschaft mit Delphi geblieben ist und diesen in der Annahme einiger Eigenthümlichkeiten des Dialektes abspiegelt, welche in dem um Delphi gruppirten Dichterkreise schon lange, wie die Hesiodischen Gedichte erkennen lassen, heimisch gewesen sein werden.

Aber es scheint auch noch einer Erklärung zu bedürfen, dass das äolische Element

Digitized by Google

im Pindarischen Dialekte fast noch stärker als bei Alkman und unendlich viel bedeutender als bei den übrigen chorischen Melikern hervortritt. Auch hier gibt das Verhältniss zu Delphi eine ungezwungene Lösung. Wie Terpander in den achtjährigen musischen Agonen zu Pytho viermal hintereinander den Preis gewann, so werden auch nach ihm hier die lesbischen Kitharoden nicht weniger dominirt haben als bei den Karneen, und man kann leicht begreifen, dass dadurch Aeolismen sich in die Sprache der delphischen Lyrik in nicht geringerem Maasse einbürgern konnten, als sie es bei der lakonischen Lyrik gethan hatten.

So wäre denn also auch der Dialekt des Pindar, der unter allen die auffallendste Mischung verschiedenartiger Elemente zeigt, in allen seinen wesentlichsten Bestandtheilen auf historische Quellen zurückgeführt. Eine detaillirte Untersuchung desselben, namentlich auch hinsichtlich seiner verschiedenartigen Beschaffenheit in verschiedenen Arten der Oden, liegt ausserhalb des Kreises dieser Untersuchung; ich bemerke nur, dass die früher über diesen Punkt aufgestellten Ansichten einer Revision bedürfen, nachdem das Verhältniss der dorischen und äolischen Dialekte klarer geworden ist.

Es bleibt jetzt noch übrig, die zerstreuten Resultate unserer Betrachtungen in übersichtlicher Weise zusammenzufassen.

Bis zum Beginne einer kunstmässigen Lyrik war der epische Dialekt unter allen Griechen die herrschende Sprache der Poesie. Es war natürlich, dass die lyrische Poesie bei ihrem Entstehen sich diesen poetischen Dialekt aneignete, insoweit derselbe sich mit ihrem eigenthümlichen Charakter vertrug, welcher dem Epos gegenüber im Allgemeinen als ein subjectiver bezeichnet werden kann. Diese Subjectivität der Lyrik brachte es mit sich, dass einerseits die zu sehr veralteten und dem natürlichen Sprachbewusstsein des Dichters fremdartigen Elemente des epischen Dialektes beseitigt, anderseits manches aus seinem Mutterdialekte aufgenommen wurde; der Grad der Abweichung von der epischen Sprache steht im Verhältniss zu dem bei jedem Zweige der Lyrik herrschenden Grade der Subjectivität. In dieser Weise entstanden

1. die elegischen Dialekte, durch eine geringe Beimischung der heimathlichen Dialekte in den gemässigten epischen Dialekt;

2. die verschiedenen dorisch-epischen Dialekte, nämlich

a) der dithyrambische Dialekt mit sehr mässiger dorischer Färbung;

b) der Dialekt des Stesichoros mit stärkerem Hervortreten des sicilisch-dorischen Bestandtheiles;

c) der Dialekt des Timokreon mit sehr schwachem epischem Elemente, entsprechend dem subjectiv-schmähenden Inhalte;

3. der böotisch-epische Dialekt der Korinna, in welchem trotz des epischen Inhaltes ihrer Melik doch das epische Element sehr unbedeutend erscheint, was auf Rechnung der bei dem Weibe überwiegenden Subjectivität kommen wird;

4. der Dialekt der trochäischen Poesie, in welchem die heimathliche Sprache nur einen geringen epischen Anflug zeigt.

Digitized by Google

Aber in einigen Zweigen der lyrischen Poesie ist die subjective Richtung so entschieden vorherrschend, dass hier jede Einmischung epischer Sprache in die eigene Mundart des Dichters ungeziemend erscheinen musste. Dies ist der Fall

1. bei der iambischen Poesie der Ionier,

2. bei der melischen Poesie der Aeolier, wenigstens des Alkäos und der Sappho: denn es ist wahrscheinlich, dass vor diesen auch die äolische Lyrik einen objectiveren Charakter trug und sich demgemäss eines äolisch-epischen Dialektes bediente.

Der ionische und der äolische Dialekt waren aber mit jenen Zweigen der Poesie alsbald so innig verwachsen, dass sie auch bei ihrer Verpflanzung auf fremden Boden nicht ganz abgestreift werden konnten, wenn auch bei dem höchst subjectiven Charakter jener Dichtungsweise der Mutterdialekt der Dichter entschieden vorherrschen musste. Auf diese Weise entstand

1. der attisch-ionische Dialekt in den Iamben des Solon,

2. der ionisch-äolische in den Liedern des Anakreon,

3. der dorisch-äolische, welcher in den Liedern der Telesilla und Praxilla geherrscht zu haben scheint.

Die lesbische Lyrik übte aber auch auf die chorische Lyrik, welche zunächst unter dem dorischen Stamme zur Entwickelung gekommen war, von Terpander an einen bedeutenden Einfluss aus, und hieraus gehen dann die verschiedenen episch-dorisch-äolischen Dialekte hervor:

1. der Dialekt der undorischen Dichter Ibykos, Simonides, Bakchylides, in welchen das epische Element entschieden überwiegt, das dorische sehr gemässigt und das äolische ganz schwach erscheint;

2. der Dialekt des Alkman, in welchem die lakonische Doris eine erhebliche Einmischung des äolischen und des epischen Dialektes erlitten hat;

3. der Dialekt des Pindar, in welchem epischer, äolischer und delphisch-dorischer Dialekt in einer solchen Weise gemischt sind, dass es schwer fällt, eines von den drei Elementen für überwiegend zu erklären.

Ich hoffe nach dieser Uebersicht meinen zu Anfang ausgesprochenen Satz, dass die Mischung der Dialekte in der lyrischen Poesie der Griechen keineswegs auf einer subjectiven Willkür der Dichter, sondern auf den litterär historischen Verhältnissen theils des alten epischen Dialektes theils der verschiedenen Stammdialekte beruhe, mit einigem Vertrauen auf Beistimmung wiederholen zu dürfen. Aber man möge mich nicht missverstehen: der Satz gilt in vollem Maasse als Norm nur hinsichtlich der Frage, aus welchen verschiedenen Dialekten die Sprache eines jeden Dichters gemischt sein kann. Ich glaube in dieser Beziehung genügend nachgewiesen zu haben, dass bei keinem Lyriker etwas aus einem Dialekte zu finden ist, dessen Litteratur nicht bestimmend auf den Geist seiner Poesie eingewirkt hat. Es ist z. B. ebenso unrichtig bei Anakreon Dorismen finden zu wollen, als etwa bei Pindar Ionismen, weil die Anakreontische Lyrik ebensowenig mit der dorischen Poesie zu thun hat, als die Pindarische mit der ionischen. Die Idee, welche

Digitized by Google

man wohl gehegt hat, als habe irgend ein griechischer Dichter der guten Zeit das Recht gehabt, die Formen beliebiger Dialekte nach seinem Urtheile über ihren ästhetischen Eindruck zu mischen wie ein Maler die Farben, widerspricht durchaus dem wirklichen Thatbestande. Aber freilich blieb für den Tact und die künstlerische Einsicht jedes Dichters noch ein weiter Spielraum hinsichtlich des Verhältnisses der Mischung aus den gestatteten Elementen. Nicht alle griechischen Dichter sind Meister ersten Ranges gewesen; das erkennt man auch bei diesem Puncte. Wenn Korinna für ihre epische Lyrik den böotischen Dialekt nur mit geringer epischer Färbung verwandte, so halte ich das ohne Anstand für einen Missgriff. Nur Lyriker zweiten Ranges haben sich die pseudo-epischen Formen ἔχησι, θάλπησι u. dgl. erlaubt, nämlich Ibykos und Bakchylides, oder die seltsamen epischen Formen auf —φι(ν), nämlich Alkman und Ibykos; denn τεκνόφι bei Simonides habe ich eben mit gutem Grunde verworfen. Musterhaft in ihrer Behandlung der Dialektmischung stehen, wenn ich nicht irre, besonders Archilochos, Simonides und Pindar da. Bei Archilochos sieht man in den Elegien, den Trochäen und den Iamben eine dem Geiste und Tone dieser Dichtungsarten auf's feinste angepasste Abstufung des Dialektes. Der Dialekt des Simonides in seinen melischen Gedichten, um hier nur von diesen zu reden, verdient viel eher den Namen einer κοινή als der Pindarische. In ihm hat die epische Sprache als ein Gemeingut des hellenischen Volkes unter weiser Beseitigung der störenderen Elemente nur insoweit eine dorische und äolische Färbung erhalten, um den eigenthümlichen Geist der dorischen und der äolischen Lyrik durchschimmern zu lassen: er enthält alle Elemente der edleren lyrischen Sprache in maassvoller Eleganz vereinigt. Endlich Pindar hat nicht wie Simonides die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der verschmelzenen Dialekte zu zierlichen Masern in einer glatten Fläche abgeschliffen; er hat ihnen nur die rauhesten und unvereinbarsten Ecken abgebrochen und lässt sonst gleichsam die Geister dieser Dialekte aufeinanderplatzen, in dem sicheren Bewusstsein seiner Kraft, die Kämpfenden mit einem quos ego! zur Ordnung zu rufen und ihre Disharmonie zu einer befriedigenden Auflösung zu führen.

Fragen wir also noch einmal wie es gekommen sei, dass die Griechen in ihrer Poesie das Wagniss der Dialektmischung unternahmen und in derselben allein unter allen Völkern ein wichtiges Kunstmittel gewannen, so ergibt sich folgende Antwort. Der Grund liegt nicht in der geographischen Verschlingung mannichfaltiger Stammdialekte, sondern vielmehr in dem Umstande, dass bei verschiedenen der hellenischen Stämme, als ihr individuelles Stammleben noch in kräftigster Blüthe stand, sich verschiedene Weisen der Dichtung ausbildeten, dem Charakter ihrer Stämme und ihrer Dialekte entsprechend, und dass bei dem lebendigen poetischen Wechselverkehre unter den gesammten Hellenen, welchen vorzüglich die Panegyren mit ihren musischen Wettkämpfen und die wandernden Sänger beförderten, die eigenthümliche Kunst eines jeden Stammes dem anderen in ihrem ursprünglichen Dialekte bekannt und lieb wurde, dass mit den Klängen bestimmter Dialekte sich die Eindrücke ihrer eigenthümlichen Dichtungsweisen für jedes hellenische Ohr untrennbar verbanden und selbst durch ein leises Anschlagen der Saiten eines jeden Dialektes sym-

Digitized by Google

pathetisch erweckt werden konnten. Man schreibt jeder Sprache und jedem Dialekte mit Recht einen bestimmten Charakter zu; aber dieser ist doch viel weniger entschieden ausgeprägt als man gemeiniglich anzunehmen geneigt ist. Hätten die Athenienser dorischen Dialekt nur im Marktverkehre mit ihren megarischen Nachbarn kennen gelernt, sie würden nimmermehr mit demselben den Eindruck des Würdigen und Schwungvollen verbunden haben, der ihnen von der dorischen Dithyrambik her zugeflossen war; und so hängt überall die Geltung eines Dialektes in den Mischungen nicht sowohl von seinem absoluten Charakter ab, als von dem Geiste der Poesien, in welchen er den andern Stämmen bekannt geworden war. Kurz die Dialektmischung der griechischen Dichter (den epischen Dialekt lasse ich hier ganz ausser Frage) beruht auf der häufigen dem griechischen Volke gebotenen Gelegenheit, fremde Dialekte in Dichtungen eines bestimmten Charakters zu hören. Wenn dadurch Anfangs ganz unwillkürliche Mischungen veranlasst wurden, so entstand allmälich daraus ein bewusstes Kunstmittel, aber ohne dass in der älteren Zeit jemals der historische Boden, auf dem der Gebrauch erwachsen war, mit subjectiver Willkür verlassen wäre; und wir haben wie überall so auch bei diesem Puncte Grund, die griechische Kunst einerseits wegen der Naturgemässheit zu bewundern, mit welcher sie sich aus den historischen Verhältnissen entwickelte, anderseits wegen der Grösse des Genius, welcher jedes gegebene Element, mochte es auch noch so widerstrebend scheinen, sich dienstbar zu machen und in ein wirksames Mittel der Kunst zu verwandeln wusste.

Auf die Einladung des Vorsitzenden zur Discussion über diesen Vortrag nahm Professor Dr. *Forchhammer* aus Kiel das Wort, musste jedoch schon nach dem Eingange seiner Rede wiederholt erinnert werden, dass die knapp zugemessene Zeit nur solche Erörterungen gestatte, die mit dem vorliegenden Gegenstande in unmittelbarer Beziehung ständen, wesshalb er sich begnügte kurz zu erklären, dass er die Versammlung zur Bildung einer neuen Section für Mythologie aufzufordern beabsichtigt habe und dazu mitzuwirken bereit sei. Auch darauf musste ihm aber bemerkt werden, dass die Frist, welche in der ersten Sitzung für die Einbringung derartiger Anträge anberaumt worden, bereits verstrichen sei; und nachdem auch die Versammlung sich einstimmig mit dieser Ansicht des Vorsitzenden wie mit seinem ganzen Verfahren in dieser Angelegenheit einverstanden erklärt hatte, ging letzterer zu einer mittlerweile von der orientalistischen Section erhaltenen Mittheilung über. Diese hatte nämlich dem Schulrathe Dr. *Grotefend* aus Hannover als Ausdruck ihrer Theilnahme an dem fünfzigjährigen Gedächtnisse seiner so erfolgreich gewordenen keilschriftlichen Entdeckungen eine Votivtafel überreicht, die nunmehr auch in der allgemeinen Versammlung in Gegenwart des Jubelgreises verlesen und mit der Anerkennung seiner eben so namhaften Verdienste auf dem philologischen und pädagogischen Gebiete verbunden werden sollte; leider aber war derselbe bereits aus der orientalistischen Sitzung fortgegangen, und der Vorsitzende beschränkte sich daher für heute auf die Verlesung der Votivtafel, die folgendermassen lautet:

Digitized by Google

DEM VIELVERDIENTEN EHRWÜRDIGEN GELEHRTEN

IN UNSERER MITTE

GEORG FRIEDRICH GROTEFEND

WELCHER IN DER ENTZIFFERUNG DER ZUVOR VON EUROPÄISCHEN GELEHRTEN MEHR NUR ANGESTAUNTEN UND SCHON ALS UNERKLÄRLICH RÄTHSELHAFT BETRACHTETEN KEILSCHRIFTEN DEN ERSTEN RICHTIGEN GRUND ZU FINDEN DEN BEHARRLICHEN MUTH DEN DURCHDRINGENDEN SCHARFSINN UND DAS GLÜCKLICHE GESCHICK HATTE,

DIESE FOLGENREICHE ENTDECKUNG SEINER JUGEND, OBWOHL SIE DREI JAHRZEHENDE LANG VON ANDERN NICHT WEITER VERFOLGT UND GEFÖRDERT WURDE, STETS FESTHIELT UND MIT GLEICHEM EIFER FORTFÜHRTE,

DANN ALS SIE ENDLICH NACH DEM GEWINNE GANZ NEUER GUTER HÜLFSMITTEL VON ANDERN WEITER AUSGEBILDET WURDE, NEIDLOS DIESE FORTSCHRITTE SEINER NACHFOLGER ANERKANNTE UND NOCH JETZT IM HÖHEREN ALTER DIESE NEUE WISSENSCHAFT AUCH DURCH EIGNE FORSCHUNGEN ZU ERWEITERN NICHT ERMÜDET,

UND ALLE DIESE DIENSTE DER WISSENSCHAFT ERWIES NICHT ETWA WEIL IHN DAS BESONDRE AMT ODER GROSSE MUSSE DAZU EINLUD, SONDERN MITTEN UNTER DEN MÜHEVOLLEN BESCHÄFTIGUNGEN EINES VERSCHIEDENARTIGEN AMTES UND NEBEN SO VIELEN ANDERWEITIGEN WISSENSCHAFTLICHEN FORSCHUNGEN WERKEN UND VERDIENSTEN:

IHM

WÜNSCHT IN DEMSELBEN MONATE, WO ER VOR EINEM HALBEN JAHRHUNDERTE DER HIESIGEN K. GESELLSCHAFT DER WW. DIE ERSTEN STÜCKE SEINER ENTZIFFERUNG ÖFFENTLICH VORLEGTE,

ZU DIESEM WERKE SEINES LEBENS

UND

ZU DER FROHEN RÜSTIGKEIT SEINES GOTTGESEGNETEN ALTERS

HERZLICH GLÜCK

DIE DEUTSCHE MORGENLÄNDISCHE GESELLSCHAFT

UND IN DEREN NAMEN

EWALD,
PRÄSIDENT DER GÖTTINGER VERSAMMLUNG.

BERTHEAU,
VICE-PRÄSIDENT DER GÖTTINGER VERSAMMLUNG.

WÜSTENFELD,
SCHRIFTFÜHRER DER G. V.

BLAU,
ZWEITER SCHRIFTFÜHRER DER G. V.

GÖTTINGEN DEN 30. SEPTEMBER 1852.

Digitized by Google

Hierauf hätte zunächst der Vicepräsident, Professor Dr. *Schneidewin*, über einige Stellen in Sophokles Elektra sprechen sollen; der vorgerückten Zeit wegen aber verschob dieser seinen Vortrag auf morgen und bat vielmehr den Oberbibliothekar Dr. *Preller* aus Weimar um die versprochenen

Mittheilungen über seine Reise in Griechenland,

von welchen derselbe zwar, da sie nur aus der lebendigen Erinnerung gemacht worden, eine schriftliche Ausarbeitung abgelehnt hat, deren wesentlicher Inhalt jedoch dem nachgeschriebenen Protokolle zufolge dieser war:

Seine Absicht sei gewesen, auf der Reise ein Bild des ganzen Landes zu gewinnen. Er und seine Begleiter *Göttling* und *Hettner* seien direct über Triest gereist. Auf der sehr günstigen und schnellen Fahrt hätten sie eine schöne Ansicht von Korfu gehabt, dann den Peloponnes umschifft, so dass sie die Gebirge Arkadiens und der Maina, namentlich den Taygetos, übersehen hätten. Weniger lohnend sei die Fahrt zwischen den Kykladen gewesen, weil das ungünstige Wetter wenig Aussicht gestattet habe. Bei Nacht seien sie mit dem Dampfboote im Piräeus angekommen, so dass ihnen das Land ihrer Sehnsucht, wie einst dem Odysseus sein Ithaka, im Dunkel erschienen sei. Ein nebliger Morgen habe ihnen Athen zuerst gezeigt, wohin sie vom Piräeus in Droschke gekommen seien. Man eile zuerst zu den wichtigsten Puncten, dann erst gewinne man eine allgemeine Uebersicht.

Der erste Eindruck sei höchst schmerzlich wegen der gewaltigen Zerstörung, deren Spuren man finde: es sei ein grosses Leichenfeld der Vorzeit. Namentlich auf der Burg sei dieses Gefühl drückend: in Italien hätten die Barbaren nur kurze Zeit geherrscht, in Griechenland viel länger, so dass ein anderer Reisender (Dr. Merian aus Basel) gesagt habe, hier scheine die Geschichte einen Sprung gemacht zu haben von Epaminondas auf Kolokotroni, dazwischen habe der Zahn der Zeit gezehrt. Griechenland gewähre Hoffnung, aber keine Befriedigung. Man finde unter einander Byzantinisches, Türkisches, und Früchte der neuesten europäischen Civilisation. Erst allmählich gewöhne man sich und dann gebe es allerdings keinen grösseren Genuss, als in diesen herrlichen Gegenden umherzustreifen, sei es allein, sei es in Begleitung von Freunden.

Was die Gelehrten und die gelehrten Anstalten betreffe, so habe *Göttling* grosse Verschiedenheiten zwischen jetzt und früher wahrgenommen. Die früheren Gelehrten, Ross, Schaubert u. A., die grosse Verdienste haben, seien durch die Revolution von 1843 verdrängt oder so gekränkt worden, dass sie sich zurückgezogen hätten. Von Bedeutung sei unter den Griechen namentlich Rangabé, ein Mann reich an Kenntnissen, dabei höchst freundlich und human, der ihnen seine Zeit vielfach gewidmet habe, um sie herumzuführen; augenblicklich sei er beschäftigt, den zweiten Theil seiner Antiquités Helléniques herauszugeben. Ausserdem verdiene Pittakis Anerkennung, der schon in der Türkenzeit die Aufgabe verfolgt habe, die Reliquien des Alterthums zu sammeln

und zu verzeichnen: er sei jetzt Conservator der Sammlungen. Die archäologische Societät (ἑταιρία), welche auch eine archäologische Zeitung herausgebe, hätten sie einmal besucht: früher sei Rangabé lange Zeit Secretär gewesen, doch habe er wegen entstandener Missbelligkeiten seine Thätigkeit eingestellt. Die auf diese Weise zwischen ihm und der archäologischen Gesellschaft entstandene Spannung sei für einen Dritten höchst unangenehm; die Ausgrabung des βουλευτήριον habe Nichts geändert, die Eifersucht dauere fort und hindere die Arbeiten.

Die Sammlungen seien sehr reich, da sie auch vereinigen, was anderswo in Griechenland gefunden werde. Doch liessen sie viel zu wünschen übrig, denn Alles sei zu provisorisch. Vorzügliche Sculpturen seien im Theseion aufgestellt, doch würden auch andere Räume benutzt, wie die Stoa Hadrians, die Propyläen und andere Räume der Akropolis. Zwar habe Athen einen erfreulichen Aufschwung genommen, aber noch keine Mittel gefunden, die Sammlungen gehörig zu bergen, und doch sei es eine Pflicht, ein Museum zu gründen, um die Alterthümer zu schützen. Denn die Sachen ständen jetzt theilweise unter freiem Himmel, der Beschädigung im höchsten Grade ausgesetzt, so dass noch kürzlich eine schöne Figur an Händen und Füssen beschädigt worden sei.

Die Ausgrabungen hätten manche hübsche Resultate geliefert. Zwar fehle es an Mitteln, doch sei manches gefunden, namentlich gelegentlich beim Häuserbau, wie die Grundlagen des βουλευτήριον mit vielen Inschriften, unmittelbar unter der Burg. Nach Pausanias u. A. müsse das βουλευτήριον dort gestanden haben. Es sei eine lange Reihe schöner Mauern aufgefunden, und die Inschriften seien Zeugnisse für das βουλευτήριον: die Form des Gebäudes habe sich noch nicht entschieden herausgestellt, wenn jedoch auch die genannte Bestimmung noch nicht erwiesen sei, so sei sie doch höchst wahrscheinlich. Dagegen lasse sich nur sagen, dass viele Veränderungen vorgegangen zu sein scheinen, in einer Zeit, die man nicht verfolgen könne; da könne freilich mancher Stein mit Inschrift aus dem βουλευτήριον hierhergekommen sein. Die Ausgrabungen würden fortgesetzt, doch scheine das Wichtigste nunmehr gefunden zu sein. Fruchtbar sei auch die Gegend bei dem königlichen Schlosse, wo der Park liege, der nach der Anleitung des Königs und der Königinn weiter ausgedehnt werde. Vor der Hand seien lange Züge von alten Grundmauern gefunden und noch mehr zu erwarten. Man habe da das Lykeion gesucht, *Göttling* das Kynesarges: er wolle sich nicht bestimmt darüber entscheiden, denn Hadrian habe da vielfach gebaut. Man habe Reste einer Wasserleitung gefunden, die vom Lykabettos nach dem Ilissos geführt habe, Mosaikfussböden, Gräber: kurz, es sei ein höchst fruchtbares Terrain, doch müsse mehr systematisch gegraben werden. — Viel sei auf der Burg geschehen, so in Bezug auf den nun gesäuberten Parthenon, und namentlich auf das Erechtheion mit seinen Karyatiden, das wohl ein unlösbares Problem bleiben werde. Unter der Halle, die den Haupteingang dazu bilde, zeige man die Spuren von dem Dreizacke des Poseidon. Was die Entdeckung der Treppe zur Burg betreffe, so habe die französische archäologische Gesellschaft Stufen gefunden, vorn fast lauter türkische Reste, doch tiefer unter der jetzigen Treppe ausgehauene Stufen, stark von Schutt bedeckt. — Ausserhalb

Digitized by Google

Athens sei namentlich das Amphiaraion bei Oropos, die Traum-Orakelstätte, untersucht. Sie sei für Athen wichtig gewesen, namentlich als die bei Theben veraltet sei. Welcker u. A. hätten Vermuthungen darüber aufgestellt, schliesslich sei es richtig an dem Orte ausgegraben worden, wo es Leake vermuthet. Die Inschriften bestätigen die Ausgrabungen: namentlich sei interessant eine Zusammenstellung von musischen und gymnischen Kämpfen, die dort gefunden sei. — Müller's Denkmal, die weisse Stele, habe eine beneidenswerthe Stelle. Auf allen Seiten schimmere sie durch das Grün, von den Bauern das Denkmal des διδάσκαλος genannt und weithin bekannt. Auf einem Untersetze von 4 Stufen stehe die Stele, bedeckt von einem Aufsatze mit Palmettenverzierung: doch sei die Stele etwas zu hoch und so blendend weiss, dass man kaum die Inschrift lesen könne.

Nachdem sie Athen und die nächste Umgegend gesehen, hätten sie ihre Reise nach dem Peloponnes angetreten, die über Eleusis, Megara, Nemea, Argos, Tiryns, Nauplia, am Lernäischen Sumpfe vorbei, nach Arkadien gegangen sei. Man solle sich Arkadien nicht als ein zu herrliches Land vorstellen; es sei sehr kalt gewesen, die Locale und Nachtquartiere schauderhaft, reich an Unsauberkeit und Ungeziefer, was man indessen bei dem Ritte durch die herrlichen Gegenden vergesse. Dann seien sie über Tripolitza und Megalopolis nach Messenien und Olympia gekommen: auf der Rückreise hatten sie einen unwirthlichen Theil Arkadiens passirt, und seien schliesslich über das Kloster Megaspilion in Achaja, Sikyon und Korinth zurückgekehrt.

Die zweite Reise habe er mit *Hettner* gemacht, über Rhamnus, Oropos, die Ebene des Asopos, Theben, den Kopais-See, nach Delphi, wo sie einen Tag geblieben seien, in derselben Wohnung wie Müller. Die Leute erinnern sich seiner noch, auch sehe man noch die Spuren seiner Arbeit in den von ihm aufgedeckten Mauern. Bei einem Hausbau sei viel gefunden worden, namentlich wieder Spuren der Ringmauer, auch verschiedene Säulenstücke, doch sei die nähere Bestimmung schwierig. Delphi habe sich in den letzten 10 Jahren bedeutend erweitert, vom Stadium bis zur äussersten Ringmauer, wodurch Nachgrabungen sehr erschwert würden. — In Athen seien sie 8 Tage noch gewesen nach der Rückkehr, dann seien sie nach traurigem Abschiede abgereist. Die Rückfahrt sei über Smyrna und Konstantinopel gegangen, wo sie noch manches Interessante gesehen hätten: desto langweiliger sei aber die Bergfahrt auf der Donau gewesen, vor welcher sie die Reisenden sehr warnten.

Zu einer weiteren Erörterung boten diese mit lebhafter Theilnahme vernommenen Mittheilungen der Natur der Sache nach keinen Anlass dar; und es folgte daher alsbald Professor Dr. *Weil* aus Besançon, der den wesentlichen Inhalt seines gleichfalls frei gehaltenen Vortrages in nachstehender Skizze zusammengedrängt hat:

Digitized by Google

Ein Wort über antiken Wortaccent in Bezug auf Metrik.

Wir reden die alten Sprachen mit unserem modernen Organe, wir hören sie mit unserem modernen Ohre: der Deutsche, der Franzose, jedes Volk trägt seine eigenen Gewohnheiten in die Aussprache des Griechischen und Lateinischen über. Das ist natürlich und unvermeidlich. Aber wir müssen uns hüten, dass diese praktische Gewohnheit nicht auch auf die Theorie Einfluss übe, dass wir uns nicht dadurch verleiten lassen, auf die allgemeine Aehnlichkeit menschlicher Sprache zu grosses Gewicht zu legen, und die wesentliche Verschiedenheit zwischen Antikem und Modernem nicht genug hervortreten zu lassen. Erlauben Sie mir, diese Bemerkung auf einen allerdings sehr subtilen, fast ungreifbaren Theil der Aussprache, die Betonung, anzuwenden.

Der Accent spielt bekanntlich in unseren modernen Sprachen eine andere und viel bedeutendere Rolle als in denen des Alterthums; er ist nach und nach dahin gelangt die Quantität zu beherrschen und zu verdunkeln. Diese veränderte Rolle steht, glaube ich, in Verbindung mit einer Veränderung der Natur selbst des Accentes. Man kann den Accent auf zwei verschiedene Weisen auffassen, oder vielmehr zwei Elemente in demselben unterscheiden. Einmal wird die betonte Silbe mit grösserer Energie, mit einem besonderen Nachdrucke ausgesprochen; dann aber kann man sich die Sache auch so vorstellen, als ob die Tonsilbe eine höhere musikalische Note erhalte. Diese beiden Dinge stehen nun freilich in nahem Zusammenhange: eine höhere Note scheint grösseren Nachdruck, grösserer Nachdruck einen höheren Ton herbeizuführen. Allein sie sind offenbar nicht identisch, und die Musik zeigt, dass sie sich keineswegs nothwendig bedingen: dem guten Tacttheile kann recht wohl eine tiefere, dem schlechten eine höhere Note zufallen. So kann denn auch in verschiedenen Sprachen der Wortaccent das eine oder das andere dieser Elemente vorherrschen lassen, wesentlich den Charakter eines grösseren Nachdruckes der Stimme, oder den einer höheren Intonation tragen.

In den modernen Sprachen ist offenbar das Erstere der Fall. Die neueren Grammatiker, insofern sie nicht unter dem Einflusse antiker Terminologie stehen, pflegen zu sagen, dass in jedem Worte eine Silbe besonders nachdrücklich ausgesprochen werde, und dass man diese die Tonsilbe nenne. Der Componist, der Worte in Musik setzt, sucht diese Tonsilben unter die guten Tacttheile zu bringen; wo nicht, verletzt er unser Ohr auf unangenehme Weise. Dies ist für die germanischen, wie für die romanischen Sprachen wahr, ja sogar für das Französische, wo der Wortaccent doch so wenig in's Ohr fällt. Der Wortaccent hat offenbar in unseren Sprachen die grösste Aehnlichkeit mit dem, was die Musiker den guten Tacttheil, die neueren Metriker die Arsis nennen: er besteht, wie diese, wesentlich in einem grösseren Nachdrucke der Stimme.

In den alten Sprachen hingegen war die Betonung wesentlich musikalisch, hatte die Natur einer höheren oder tieferen Note *): die bestimmtesten Zeugnisse lassen hierüber

*) Condillac, l'Art d'écrire, im Anhange, hat dies sehr bestimmt ausgeführt. Ueber die Ge-

Digitized by Google

keinen Zweifel zu. Ich erinnere zuerst an die Ausdrücke προσῳδία, accentus, d. h. begleitenden Gesang; an die Bezeichnungen ὀξεῖα und βαρεῖα, deren musikalische Geltung ja bekannt ist. Dionys von Halikarnass (de comp. verb. c. 11) sagt auf das Bestimmteste, zwischen dem Acut und dem Gravis liege das Intervall einer Quint. Die Stelle dieses Schriftstellers ist zwar sehr bekannt, aber so wichtig, dass ich um die Erlaubniss bitten muss, einen Augenblick dabei zu verweilen. Dionys wirft die Frage auf, in wie weit die natürliche Beschaffenheit der Sprache den Componisten binde, und fasst hierbei Quantität und Accent besonders in's Auge. Er weist nach, wie frei die Musiker mit den Längen und Kürzen der Sprache schalten, und kommt dann auch auf das Verhältniss des Wortaccentes zu der musikalischen Composition zu reden. Ein neuerer Theoretiker würde unfehlbar bei Erörterung dieses Punctes von der Uebereinstimmung der Wortaccente mit den Arsen oder guten Tacttheilen geredet haben. Allein davon sagt Dionys nicht eine Silbe, es kommt ihm gar nicht in den Sinn, dass zwischen den metrischen oder musikalischen Hebungen und der Aussprache der Tonsilben eine Verwandtschaft bestehen könne. Er fragt nur, ob die Musiker genöthigt seien auf oxytonirte Silben höhere Noten zu legen als auf barytonirte, und er zeigt an einem Beispiele, dass diese Beschränkung, welche alle Musik fast unmöglich machen würde, nicht Statt findet. Nichts kann bezeichnender sein für die wesentliche Verschiedenheit des modernen und des antiken Wortaccentes: es handelt sich nur darum, diesen Unterschied entschieden festzuhalten. Lässt man ihn ausser Augen, vermischt man antike und moderne Aussprache, so verwickelt die Theorie der einfachsten Versarten in unauflösliche Schwierigkeiten. Der Hexameter

ἀζόμενοι Διὸς υἱὸν, ἑκηβόλον Ἀπόλλωνα

verliert, wenn man die Accente in unserer Weise, d. h. als nachdrückliche Silben, tönen lässt, allen Rhythmus. Ebenso dieser virgilische Vers:

Itáliam fáto prófugus Lavináque vénit.

Allein man begreift recht wohl, dass wesentlich musikalische Wortaccente, die wir freilich nicht mehr nachzuahmen vermögen, mit den metrischen Hebungen nicht zusammenzufallen brauchten, in keinerlei Collision mit denselben geriethen. Sie fügten den antiken Versen einen besonderen Reiz, eine von dem Rhythmus unabhängige Harmonie, einen „begleitenden Gesang" bei, von dem wir verzichten müssen uns eine genaue Vorstellung zu machen.

Indem ich einem griechischen ein lateinisches Beispiel hinzufügte, habe ich eigentlich nicht ganz Gleichartiges zusammengemischt. Man kann nicht zweifeln, dass sich die lateinische von der griechischen Betonung unterschied: der Accent der Römer scheint etwas steiferes, härteres, minder musikalisches gehabt zu haben, wenn wir den Ausdruck des Quintilian (XII, 10) rigor quidam so deuten dürfen. Allein bei der grossen Entfernung der Zeiten und Dinge wäre es zu gewagt, auf feinere Nüancen näher eingehen zu wollen: wir müssen uns bescheiden, nur die Hauptzüge aufzufassen. Da lässt sich nun nicht ver-

schichte des Accentes und den Gegensatz zwischen antiker und moderner Betonung verweise ich auf Benloew de l'accentuation, Paris 1847, p. 40. 260. 293.

Digitized by Google

kennen, dass die lateinische Verskunst, wenigstens seit dem Zeitalter des Augustus, den Wortaccent eben so wenig berücksichtigt als die griechische, und wir dürfen daraus schliessen, dass damals in dem Munde eines gebildeten Römers Accent und Ictus sehr verschieden lauteten. Gegen diese Ansicht könnte, so viel ich sehe, nur ein Bedenken erhoben werden. Bekanntlich vermeiden Virgil und seine Nachfolger einen Hexameter mit einem Worte zu schliessen, des einen Ionicus a minori bilden würde. Verse wie diese des Ennius:

quum neque Musarum scopulos quisquam superarat,

finden sich bei ihnen fast gar nicht mehr. Diese Eigenthümlichkeit wird gewöhnlich, nach G. Hermann's Vorgange, aus dem Streben erklärt, in den beiden letzten Versfüssen Wortaccente und metrische Hebungen zusammenfallen zu lassen. Das Factum ist unbestreitbar, die Erklärung aber scheint mir sehr zweifelhaft. Zuerst fällt mir auf, dass Ennius und die übrigen Dichter der älteren Periode, in welcher man gerade einen sehr bedeutenden Einfluss des Wortaccentes annimmt, diese Regel noch nicht beachten, während sich die Dichter eines von griechischer Bildung durchdrungenen Zeitalters an dieselbe binden. Dann finde ich, dass ionische Versausgänge wie der Lucrezische mente animoque, in welchen Accent und Ictus ja doch zusammenfallen, nicht minder vermieden werden als diejenigen, in welchen dieses nicht Statt findet. Endlich scheint mir die Art, wie gleichzeitige Dichter den iambischen Trimeter behandeln, für die Erklärung des vorliegenden Factums entscheidend. Bei Seneca schliesst die grosse Mehrzahl, wohl mindestens fünf Sechstel, der Iamben mit einem zweisilbigen Worte, viele sogar mit zweien, in der Weise des ovidischen Verses:

servare potui, perdere an possim rogas.

Diese beiden Erscheinungen im Trimeter und im Hexameter sind offenbar analog, und dennoch scheinen sie, vom Gesichtspuncte des Wortaccentes aus, widersprechend. Am Schlusse der Hexameter fallen Accent und Ictus zusammen, am Schlusse der Iamben fallen sie im Gegentheile auseinander. Wie erklärt sich diese entgegengesetzte Behandlung? Die Dichter suchten ebensowenig in dem einen Verse die Uebereinstimmung, wie in dem anderen den Widerspruch zwischen Accent und Ictus: das Verhältniss der Accente war eine zufällige Folge ihres Verfahrens: was sie suchten, war in beiden Fällen eine grössere Uebereinstimmung der Worte mit den Versfüssen; was sie vermieden, eine gewaltsame Cäsur am Ende des Verses. Die Verschränkung der Worte mit den metrischen Füssen am Anfange der Verse, wodurch das Ganze zusammengebunden und Monotonie verhütet wird, hatte zur Folge, dass Accente und Ictus im Trimeter häufig auf dieselben, im Hexameter häufig auf verschiedene Silben fielen; die grössere Uebereinstimmung der Worte mit den metrischen Füssen, die man am Schlusse der Verse beliebte, um den Rhythmus fühlbarer in's Ohr tönen zu lassen, hatte hingegen im Hexameter die Uebereinstimmung, im Trimeter das Auseinanderfallen des Ictus und der Accente zur Folge.

Ich komme nun auf die altrömischen Dramatiker, deren Versbau der Ansicht, die ich zu vertreten suche, am entschiedensten zu widersprechen scheint. Die flüchtigste Be-

Digitized by Google

obachtung scheint zu lehren, wie sehr sie den Wortaccent berücksichtigten, die bedeutendsten Auctoritäten haben sich seit **Bentley** zu dieser Ansicht bekannt. Ich möchte vor der genauesten Untersuchung keine paradoxe Behauptung aufstellen, sondern nur einen Zweifel aussprechen, ein Bedenken anregen. Dessbalb nur eine flüchtige Bemerkung. Nehmen wir beliebige griechische Iamben, und denken uns die Worte nach den Gesetzen der lateinischen Aussprache betont, so wird sich die überraschende Erscheinung herausstellen, dass die Versbebungen mit diesen angenommenen Wortaccenten eben so häufig zusammenfallen als bei Plautus und Terenz:

Ἀγαμέμνονος παῖ, νῦν ἐκεῖν' ἐξέστι σοι
παρόντι λεύσσειν, ὧν προθῦμος ἦσθ' ἀεί.
Τὸ γὰρ παλαῖον Ἄργος, οὗποθεις, τοδέ,
τῆς οἰστροπλῆγος ἄλσος Ἴναχου κόρης.

Es bleibt also die Frage, in wie weit die Thatsachen, welche uns veranlassen, den lateinischen Dramatikern einen accentirenden Versbau zuzuschreiben, eine zufällige Folge der Cäsuren sind, in wie weit die bisherige Erklärung dieser Thatsachen eine voreilige gewesen und auf einer unserem modernen Ohre natürlichen Täuschung beruhte.

Schliesslich erlauben Sie mir, meine Herren! das Gesagte in einigen Sätzen zusammenzufassen, die vorerst nur von der griechischen Sprache und von dem Blüthealter der lateinischen gelten sollen.

Der antike Wortaccent war, im Gegensatze des modernen, ein überwiegend musikalischer, von der nachdrücklichen Aussprache der metrischen Hebungen wesentlich verschiedener. *)

Wir haben beim Lesen der Verse nur den Rhythmus, insofern er noch erkennbar ist, zu beachten. Die Musik der Wortbetonung ist, wie viele andere phonetische Eigenthümlichkeiten todter Sprachen, für uns verloren.

Wenn man bei griechischen Dichtern oder bei lateinischen, mindestens seit Virgil, hin und wieder eine Einwirkung des Accentes auf den Versbau wahrnehmen will, so kann ich dies nur als eine Täuschung, und allenfalls darauf gegründete Veränderungen des Textes als Missgriffe ansehen.

Auch hiergegen erhob sich keine augenblickliche Einsprache; und obgleich der Vorsitzende darauf aufmerksam machte, dass die Zeit noch einem oder dem anderen Mitgliede das Wort zu ergreifen gestatte, so machte doch Niemand von dieser Aufforderung Gebrauch, wesshalb jener um halb zwei Uhr die Sitzung aufhob.

---

*) Es wäre passend, um auch das Auge an diesen Unterschied zu gewöhnen, den Ictus nicht, wie gewöhnlich geschieht, durch das Zeichen des Acutus, sondern etwa durch einen kleinen senkrechten Strich anzudeuten.

Digitized by Google

Vierte Sitzung
am 2. October.

Der Vorsitzende, Professor Dr. *Hermann*, wandte sich zuvörderst, um die gestern vereitelte Kundgebung nachzuholen, an den Schulrath Dr. *Grotefend* und drückte diesem die innige Theilnahme und Anerkennung der Versammlung für die Ergebnisse seiner erfolgreichen Lebensthätigkeit aus. „Wir machen, sagte er, unsern orientalistischen Collegen den Vorzug nicht streitig, den sie hinsichtlich dieser Anerkennung für sich in Anspruch zu nehmen wohl berechtigt gewesen sind; wir haben aber ausdrücklich gebeten uns wenigstens durch eine mündliche Huldigung bei derselben betheiligen zu dürfen; und ich als Ihr ältester Schüler in diesem Kreise schätze es als eine besonders glückliche Fügung, dass mir die Ehre zugefallen ist, das Organ dieser Huldigung sein und damit zugleich den Ausdruck meiner persönlichen Dankbarkeit verbinden zu dürfen. Welche Früchte Ihre langjährige schulmännische Wirksamkeit getragen hat, werden allerdings Andere noch ungleich besser als ich zu bezeugen im Stande sein; wo es sich jedoch namentlich auch darum handelt, die Unermüdlichkeit und Consequenz anzuerkennen, mit welcher Sie das grosse Ziel Ihres Lebensberufs unter allem Wechsel der Umstände verfolgt haben, wird gerade der längste Beobachter jener der geeignetste Dollmetscher der Wünsche sein, in welchen sich diese Versammlung für die fortwährende Rüstigkeit Ihres gesegneten Alters vereinigt.“ Der Jubelgreis, von dem Vorsitzenden zur Rednerbühne geleitet, legte mit sichtbarer Rührung seinen Dank in wenigen anspruchlosen Worten nieder.

Hierauf verlas der Vorsitzende ein Schreiben Sr. Excellenz des Königlichen Ministers der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten, Herrn *von Reiche*, an das Präsidium, das, vom 29. September datirt, erst nach dem Schlusse der gestrigen Sitzung in seine Hand gelangt war. Der Inhalt desselben war folgender: „Bei dem grossen Interesse an einem gedeihlichen Erfolge der in diesen Tagen zu Göttingen zusammentretenden Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten, muss ich sehr bedauern, an dem Besuche der Versammlung behindert zu sein. Ich beklage dies um so mehr, als mir dadurch die erwünschte Anknüpfung persönlicher Bekanntschaft mit den dort zusammentretenden ausgezeichneten Gelehrten genommen wird, deren segensreiche Wirksamkeit, je einflussreicher sie auf den gesammten Kreis wissenschaftlicher Ausbildung, desto allgemeinere Theilnahme in Anspruch zu nehmen berechtigt ist. Indem ich die Herrn dieser lebhaften Theilnahme hiermit versichere, und mich übrigens davon überzeugt halte, dass es den vereinten Bestrebungen gelingen wird, auch die bevorstehende Versamm-

Digitized by Google

lung zum Nutzen deutscher Wissenschaft dienen zu lassen, werde ich gern demnächst eine weitere Mittheilung über das Ergebniss dieser Bestrebungen entgegennehmen." Die Versammlung theilte die ehrerbietigen Dankgefühle für diese wohlwollende Aufmerksamkeit und ermächtigte das Präsidium, denselben den schuldigen Ausdruck zu verleihen.

Noch verkündigte der Vorsitzende, dass der bereits wieder abgereiste Gast, Herr Professor *Albrecht* aus Wien, einige Exemplare seines für das K. K. Theresianum verfassten Programms „über den römischen Senat," sowie er selbst eine Anzahl von Abdrücken eines früheren Gedichts zu Mitscherlich's sechzigjährigem Professorjubiläum der Versammlung zur Verfügung gestellt habe, und lud sodann den Vicepräsidenten Professor Dr. *Schneidewin* ein, seinen gestern verschobenen Vortrag

über einige Stellen in Sophokles' Elektra

zu halten. Diese Stellen (v. 185 fgg. 359 fgg. 495 fgg.) waren den Mitgliedern in besonderem Abdrucke mitgetheilt, und mit Beziehung darauf sprach derselbe ungefähr Folgendes:

V. 361 ff. σοὶ δὲ πλουσία
τράπεζα κείσθω καὶ περιρρείτω βίος·
ἐμοὶ γὰρ ἔστω τοὐμὲ μὴ λυπεῖν μόνον
βόσκημα· τῆς σῆς δ' οὐκ ἐρῶ τιμῆς τυχεῖν.

Diese Worte sind von jeher sehr verschieden aufgefasst. Es kommt darauf an, ob man *βόσκημα* materiell von der Nahrung versteht, wozu der Gegensatz der *πλουσία τράπεζα* und *περιρρείτω βίος* zu berechtigen scheinen kann, oder ob man es metaphorisch nimmt und *τὸ ἐμὲ μὴ λυπεῖν* so oder so deutet. Sodann kommt in Frage, ob *τὸ ἐμὲ μὴ λυπεῖν* Subject oder Object ist.

Die alten Erklärer schwanken zwischen beiden Auslegungen. Der ersteren redet der eine Scholiast das Wort, wenn er umschreibt: *Ἐμοὶ ἔστω τροφὴ ἡ τῇ ἀνάγκῃ μόνον ἁρμόζουσα καὶ τὴν πείνην (τὸ πεινῆν) ἀπελαύνουσα· οὐ δέομαι γὰρ τοιαύτης τροφῆς, ἀφ' ἧς ἡδονὴν σχήσω.* Hermann wies diese Erklärung mit der Bemerkung ab, *βόσκημα* bedeute nicht *τροφή*, victus, und der Gedanke sei der Elektra unwürdig. Trotzdem hat sich nach Reisig (Enarrat. O. C. p. CXIII) kürzlich G. Wolff (de Scholl. Laur. p. 186) dieser Auffassung angeschlossen, indem er den Sinn so verdeutlicht: *ἐμοὶ ἔστω βόσκημα, ὥστε (τὸ βόσκημα) μὴ λυπεῖν ἐμέ*, ita ut victus me non cruciet exilitate sua: cruciaret enim, si nimis parcus esset. Das würde ohne diese Paraphrase schwerlich Jemand aus den Textesworten herauslesen. Auch hat Wolff keinen Beleg für *βόσκημα* beigebracht; es ist so unwürdig, wie wenn wir sagen wollten: habe ich nur Futter vollauf, um nicht Hunger zu fühlen. Allein auch Ellendt (Lex. Soph. s. v.) hält an der Erklärung des Schol. fest und bringt für *βόσκημα* Arist. Ran. 899 bei, *ἀὴρ ἐμὸν βόσκημα*, was Hermann gewiss nicht würde haben gelten lassen. Ausserdem hält Ellendt, der durchaus die Stelle auf den victus quotidianus beziehen will, *λυποῦν* mit Erfurdt zu

Digitized by Google

schreiben für dringend nothwendig. Gleicher Meinung ist Bothe (Wiener Jahrbb. der Litt. 1827. Bd. 37. S. 154), welcher sich für *βόσκημα* auf Aesch. Suppl. 635 beruft: *βόσκημα πημονῆς*, welches doch ganz anders klingt; indem er dann statt des zu nachdrücklichen *τοὐμέ* nach Hdschrr. *τοῦ με* empfiehlt, erklärt er: „Nahrung der Nichtqual für mich, d. h. des Nichthungerns, die nur dem Hunger wehrt, wenig und schlecht."

Andrer Ansicht war der andre Scholiast, dessen Worte im Laur. A von zweiter Hand angemerkt sind. Er sagt: *Τοῦτο μόνον ἐμὲ βοσκέτω, τὸ μὴ λυπεῖν ἐμὲ αὐτήν, εἰ τοῖς φονεῦσι τοῦ πατρὸς πείθεσθαι ἀναγκασθήσομαι.* Bei dieser Auslegung beruhigt sich Hermann. Und in der That ist sie noch die annehmlichste: mihi hoc tantum pabulum esto, mihi non dolorem creare, während ich von den Mördern thatsächlich *λυποῦμαι* und wiederum (355) *λυπῶ τούτους* durch die steten Klagen um den Vater. Allein schon das sprachliche Bedenken drängt sich auf, dass dann, wie der Schol. schon richtig fühlte, *ἐμαυτήν* erfordert würde. Der an sich der Elektra wohl angemessene Gedanke wäre doch aber sehr unklar und gezwungen ausgedrückt. Spricht sie doch so viel von der *λύπη*, die sie länger zu ertragen ausser Stande sei, dass man wohl erwarten dürfte, sie würde das *λυπεῖσθαι* durch die Verhältnisse von dem *λυπεῖν αὐτήν* durch Unterlassung der Klage bestimmt scheiden. Desshalb hat denn auch C. F. G. Arndt in der gelehrten Abhandlung: De pronominum simplicium constructione reflexiva apud Graecos diss. Neobrandenb. 1840, p. 16 den Vorschlag gemacht, *μόνην* statt *μόνον* zu schreiben, mihi non soli dolorem creare: denn nun leuchte ein, dass *ἐμὲ μόνην* als Object zu *λυπεῖν* gehöre und dass *μόνην* den Mangel des *αὐτήν* ersetze. Allein auch gegen diesen Ausweg muss ich geltend machen, dass die *λύπη*, welche Elektra den Mördern bereitet, gänzlich verschieden ist von der Bekümmerniss, die sie sich selbst zufügte, unterliesse sie das Jammern um den Vater. Ferner wäre auch so der Gedanke schielend und unklar; nur dann würde er natürlich klingen, wenn El. vorhin gesagt hätte, sie bereite sich selbst Schmerz, aber es sei ihr schon recht, wenn sie zugleich den Mördern weh thue. So aber hat sie vorher gesagt *λυπῶ τούτους*, und kann nicht fortfahren: ich bin zufrieden, wenn ich nicht mich allein bekümmre. Vielmehr müsste sie in diesem Sinne sagen: wenn ich jene allein bekümmre, nicht mich selbst kränke dadurch, dass ich dem Vater untreu werde. Andre Auffassungen sind von Hermann widerlegt. Einen dritten Versuch, mit den Worten ins Reine zu kommen, lehrt eine von Gaisford nur als erste Hand des Laur. B mitgetheilte Glosse im Laur. A, die im Pal. sogar in den Text selbst gedrungen ist: *τοῦ μὴ λυπεῖν τὸν πατέρα:* also *ἐμοὶ γὰρ ἔστω μόνον βόσκημα τοῦ με μὴ λυπεῖν τὸν πατέρα*, so dass *με* das Subject, *τὸν πατέρα* das Object wäre. Dieses hat den Beifall C. L. Kaysers gefunden (Actt. Sem. Heidelb. I, 53), welcher indess *τοὐμέ* mit dem Pal. beibehält und erklärt: hoc mihi pro victu affluenti sit, ut non laedam patrem. Allein von andern Gründen abgesehen, aus der gewöhnlichen Lesart kann auf keine Weise dieses Object, *τὸν πατέρα*, gewonnen werden. Ich vermuthe daher, dass man ehedem statt *μόνον* vielmehr las *γόνον* im Sinne von *γονεύς*. Diese alte Variante wollen wir gleich uns zu Nutze machen.

Andre Kritiker haben dia Erklärung der überlieferten Lesart *λιπεῖν* aufgegeben und durch Conjectur zu helfen gesucht. Viel Anklang hat die alte Besserung *τοὐμὲ μὴ λιπεῖν* oder *μὴ 'κλιπεῖν* oder *μὴ 'λλιπεῖν* gefunden, wie z. B. Döderlein (Münchn. GA. 1837, 90 S. 778) sich für sie entschieden hat. Inzwischen fügt Döderlein auch noch die Vermuthung hinzu: *ἐμοὶ γὰρ ἔστω τοῦτ', ἐμὴ λύπη, μόνον βόσκημα*, bis er schliesslich sich bei der Erklärung des zweiten Scholiasten beruhigt, der offenbar das richtige *λυποῦν* noch gelesen habe. Neuerdings dagegen in der Ausgabe von Hartung kehrt auch er zu *μὴ 'λλιπεῖν* zurück: „dass ich's an mir, an meiner Pflicht und Kindesliebe gegen den Vater nicht fehlen lasse, ut mihi non desim.“ Aber das konnte ja kein Hörer richtig verstehen: vielmehr würde dann ein Infinitiv erfordert, welcher das *μὴ ἐλλείπειν* — denn das Präsens wäre ja durchaus nothwendig — genauer bestimmte. So vermisst man das Object zum Infinitiv.

Auf dem richtigen Wege war Döderlein früher, neulich hat ihn A. Henneberger getroffen in seiner Abhandlung „Corruptos aliquot locus Sophoclis emendare conatus est“ Meiningen 1849 S. 14. Er verlangt den Gedanken, der in Wahrheit den Grundton in allem Reden und Thun der Elektra ausmacht, *οὐ μὲν δὴ λήξω θρήνων στυγερῶν τε γόων* 103. Allein wenn Henneberger diesen einfachen und entschieden richtigen Gedanken so fassen will: *ταὐμὲ μὴ λιπεῖν γόον*, so ist, abgesehn von der Unklarheit des Subjects und Objects, darin gegen die Sprache mehrfach verstossen. Denn weder *λιπεῖν*, sondern *λείπειν*, noch *λείπειν*, sondern *λήγειν*, noch *γόον*, sondern *γόους* müsste es heissen. Das Wahre scheint mir:

> *ἐμοὶ γὰρ ἔστω τοὐμὲ μὴ λήγειν γόων*
> *βόσκημα*,

„mir soll das Nichtablassen von meinen Klagen mein Labsal bleiben: labe du dich an reichbesetzter Tafel.“ Und nun erkennen wir in jener alten Variante *γόνον* die erste Stufe der Entstellung der Hand des Dichters. Man vgl. 353 *τί μοι κέρδος γένοιτ' ἂν τῶνδε ληξάσῃ γόων;* 275 *ὅ ταύτην τῶν μακρῶν σχήσει γόων.* 379 *εἰ τῶνδε μὴ λήξεις γόων*, womit Chrysothemis auf unsre Stelle zurückzudeuten scheint. Nun ergiebt sich auch, dass *βόσκημα*, pebulum, deliciae, cibus, mit beissender Ironie im Gegensatz zu der wirklichen *πλουσία τράπεζα* der Schwester gesagt ist, wonach El. kein Verlangen trägt: die *γόοι* sind ihre Weide, während der Chor in den Choeph. 24 sich beklagt, *δι' αἰῶνος ἰυγμοῖσι βόσκεσθαι κέαρ.* Bei dieser prägnanten Anwendung von *βόσκημα* ist *μόνον* eben so entbehrlich, wie leicht zu begreifen ist, dass es zugesetzt wurde. Mit dem Gedanken im Ganzen ist 285 zusammenzuhalten: *οὐδὲ γὰρ κλαῦσαι πάρα τοσόνδ', ὅσον μοι θυμὸς ἡδονὴν φέρει.*

Musste in dieser Stelle die materielle Auffassung des *βόσκημα* abgelehnt werden, so ist damit nicht gesagt, dass nicht auch eine Elektra unter Umständen von ihrer Leibesnahrung reden dürfe. In der That versteht man gewöhnlich so 189 ff., wo sie die unwürdige Lage beklagt, in welcher sie von den Mördern im Vaterhause gehalten werde, dergestalt, dass sie schlecht gekleidet sei und als nicht zur Familie gehörende Sklavinn die Herrschaft bedienen müsse:

Digitized by Google

ἀπερεί τις ἔποικος ἀναξία
οἰκονομῶ θαλάμους πατρός, ὧδε μὲν
ἀεικεῖ σὺν στολᾷ,
κεναῖς δ' ἀμφίσταμαι τραπέζαις.

Was kann das aber heissen, El. müsse an leeren Tischen umherstehen? sollten die Worte auf den eignen, kärglich besetzten Tisch gehen, während der Chrysothemis πλουσία τράπεζα ἔκειτο, so würde doch El. an dem weder ἵστασθαι noch gar, was kaum zu denken ist, ἀμφίστασθαι. Oder geht es auf die Tische der Herrschaft? Das sollte man denken, da El. sich als Aschenbrödel schildert, welche die Rolle der ταμία spielt und an der Tafel als ἀμφίπολος θεράπαινα aufwartet. Aber vor den κεναὶ τράπεζαι würden sich Aegisthes und Klytämnestra schönstens bedankt haben. Daher vermuthe ich:

ξέναις δ' ἀμφίσταμαι τραπέζαις,

d. h. als ἔποικος (ξένη) angesehen muss ich im eignen Vaterhause an der Tafel, die von fremder Herrschaft, die mich nicht zur Familie zählt, gehalten wird, den Dienst der Aufwärterinn verrichten. Der Ausdruck ξέναι τράπεζαι konnte in diesem Zusammenhange nicht missverstanden werden: an die ξενία τράπεζα konnte Niemand denken *).

V. 495 ff. Πρὸ τῶνδέ τοί μ' ἔχει,
μήποτε, μήποθ', ἡμῖν
ἀψεγὲς πελᾶν τέρας
τοῖς δρῶσι καὶ συνδρῶσιν. ἤ τοι μαντεῖαι βροτῶν
οὐκ εἰσὶν ἐν δεινοῖς ὀνείροις οὐδ' ἐν θεσφάτοις,
εἰ μὴ τόδε φάσμα νυκτὸς εὖ κατασχήσει.

Der Chor schöpft Zuversicht aus dem ven Chrysothemis eben erzählten Traumgesicht der Klytämnestra. Diese Zuversicht steigert sich durch die Erwägungen, die der Cher zu Gunsten seiner Auslegung anstellt. Er endet: „Sollen nicht furchtbare Träume und ihre Götterverkündigungen für bedeutungslos gelten, so lebe ich der Zuversicht, dass zur Strafe für die Missethaten für uns, die Freunde Agamemnons, nicht eitel das Schreckbild den Thätern und Mitthätern nahte."

So gewiss wir sind, hiermit den Gedanken richtig getroffen zu haben, so viel Muth gehört dazu, ihn in den handschriftlich überlieferten Worten nachzuweisen. Schon den Alten hat die Stelle Mühe gemacht, wie die verschiednen Anläufe in den Scholien lehren. Denn während ein Schol. πελᾶν ἡμῖν zu verbinden scheint (τοῦτο τὸ ὄναρ ἄψεκτον ἡμῖν

*) Jetzt gebe ich diese Conjectur selbst auf. Auf etwas anderes führt die Ueberlieferung, welche zwischen ἐφίσταμαι und ἀμφίσταμαι schwankt. Das entschieden Wahre hat Laur. A von erster Hand, ἀφίσταμαι. Nachdem dieses in ἐφ— oder ἀμφ—ίσταμαι verschrieben war, musste der ursprüngliche Genitiv entsprechend umgewandelt werden. El. beklagt sich nicht über schmale Kost, sondern über ihre Ausschliessung von der Familientafel. Was Sophokles schrieb, ergiebt sich nun leicht Jedem von selbst, vgl. meine Ausg. z. St.

Digitized by Google

προσπελάζειν), mit Bezug auf die dem Chor eben zu Ohren gekommne Kunde des Traums, er dann aber *ἄψεκτον* zu *τοῖς δρῶσι* zieht (*παθόντες γὰρ ψέξουσι τὸν ὄνειρον*, nämlich Aegisthos und Klytämnestra), deutet hingegen ein zweiter *τοῖς δρῶσι καὶ συνδρῶσιν* auf den Chor selbst und die beiden Schwestern: *ὑμῖν ταῖς δρώσαις ὑπὲρ Ἀγαμέμνονος καὶ ἡμῖν ταῖς συνδρώσαις καὶ συναχθομέναις.* Diese Ansicht hat an W. Dindorf einen Vertheidiger gefunden, um nicht *ἡμῖν* von *τοῖς δρῶσι* losreissen und die Active auf verschiedne Personen beziehen zu müssen. Da muss doch aber gefragt werden, ob auch nur daran gedacht werden kann, in den *δρῶντες* nicht, wie Jedermann nach Sprachgebrauch und Zusammenhang von selbst thun wird, die Missethäter, sondern die Gegenpartei zu sehen, die ja bisher noch keineswegs zum eigentlichen *δρᾶν* geschritten ist, geschweige dass der Chor sich eines *συνδρᾶν* rühmen dürfte.

Folglich müssen wir in *ἡμῖν* andre Personen als in *τοῖς δρῶσιν* suchen. Freilich stösst die Erklärung auch so noch auf Schwierigkeiten. Denn der Wortstellung zum Trotz reisst man *ἡμῖν* von der Seite seines Begleiters los und zieht es zu *πελᾶν*, während man zu *ἄψεκτον* aus dem Folgenden *τοῖς δρῶσι* heraufholt: „dass uns nahte ein Schreckbild, das für Aeg. und Klyt. ein steter Gegenstand des Verdrusses und Unwillens sein wird," ein *ἀεὶ ἀξιόμεμπτον*. Wie widernatürlich, *πελᾶν* nicht von der Person zu verstehen, der das Traumbild vor die Seele trat (ostentabatur), sondern von der dem Chor mitgetheilten Erzählung von demselben; wie mattherzig *μὴ ἀψεγές* (*βλαβερόν, δυςώνυμον*) *τέρας*, wo es sich um Leben und Tod handelt und wo eben durch die Erfüllung den Mördern alles *ψέγειν* vergehen wird! Auch das von Dindorf und Andern dafür gesetzte *ἀψεφές* hat nicht mehr als den Schein für sich. Schon das Unsichre in der Erklärung (non inopinatum, eventu non cariturum, nicht wesenlos, sondern leibhaftig, *οὐκ ἀφρόντιστον, ἀμελές*) macht es nicht glaublich, dass damit das Aechte gefunden sein sollte.

Dafür halte ich vielmehr *μήποθ' ἡμῖν μαψεπὲς πελᾶν τέρας*, haud vana portendens. So pflegen gerade Composita mit *μάψ* von auguria, omina gebraucht zu werden: Hymn. auf Hermes 546 *μαψιλόγοισι πιθήσας οἰωνοῖσιν.* Lycophr. 395 *κόκκυγα κομπάζοντα μαψαύρους στόβους*, Lobeck Pathol Prolegg. p. 260. Sappho hat *γλῶσσαν μαψιλάκαν* gesagt und Hesychius' Glosse *μαψίφωνος* scheint unser *ἅπαξ λεγόμενον* genügend zu sichern.

Uebrigens halte ich nicht für nöthig, die Erklärung zu widerlegen, welche Wunder befolgt. Er fasst *πελᾶν*, welches ich *ὅτι ἐπέλα* verstehe, als Inf. futuri und bezieht *τέρας* auf die Ankunft des Orestes. Ueber die Form *πελᾶν* vgl. Ellendt. Könnte *πελᾶν* nicht Inf. Präs. sein, so böte sich leicht *πέλειν* dar, vgl. Aesch. Choeph. 528 *οὔτοι μάταιον ἀνδρὸς ὄψανον πέλει.*

Nicht minder ungenügend sind die Versuche, *πρὸ τῶνδέ τοί μ' ἔχει* zu erklären oder zu emendiren. Denn was Hermann (Opuscc. I, 161) und Reisig (Comm. Critt. O. C. p. 242) angenommen haben, um der von den Scholiasten beliebten Ellipse *ἐλπίς* oder *θράσος* überhoben zu sein, *ἔχει με* nach Analogie des Platonischen *παρίσταταί μοι*, es, der Gedanke tritt mir vor die Seele, so zu erklären, dass der ganze Satz *μήποτε πελᾶν*

Digitized by Google

das Subject bilde und den Inhalt der Vorstellung enthalte, kann Niemanden überzeugen, der nicht vergisst, dass Sophokles doch wünschen musste auf den Brettern verstanden zu werden. Freilich würden wir immer noch eher hierbei zweifelnd stehen bleiben, als uns entschliessen mit Wunder (und schon früher C. F. Wieck über die El. des Soph. Merseburg 1825 p. 31) πρὸ τῶνδέ τοι θράσος zu setzen, d. h. eine zu Hülfe genommne Glosse der Scholiasten in den Dichter selbst einzuschwärzen. Andre Interpolationen und missrathne Versuche, der Stelle aufzuhelfen, sind nicht der Erwähnung werth.

Der μερισμός der scriptura continua scheint die Alten schon getäuscht zu haben. Sie hätten die Buchstaben anders abtheilen sollen: πρὸ τῶνδ' ἕτοιμ' ἔχει, d. h. es liegt nahe, steht fest, wie in Prosa ἐν ἑτοίμῳ ἔχει, in promptu est. Nun ist durchaus nicht πρὸ τῶνδε = ὑπὲρ τῶνδε mit ἔχει ἕτοιμα zu verbinden (de illis confido), sondern mit πελᾶν und = ἀντὶ τῶνδε τῶν ἀθεμίστων ἔργων zu nehmen. Schliesslich muss ich noch erinnern, dass Dindorf μήποτε mit Laur. A gestrichen und eine Lücke bemerklich gemacht hat: dort wäre also das Nomen zu ἔχει με zu suchen. Ich zweifle sehr, dass man es dort je finden wird, da die Einstimmigkeit der mit Laur. A aus gleicher Quelle geflossnen Bücher in der Anadiplosis, die sehr passend scheint, beweist, dass der Schreiber des Laur. sich versehen hat.

Hiernach erkläre ich die Stelle so: „Zur Strafe für diesen gottlosen Ehebruch, leuchtet mir ein, nahete, keinen Falls eitelredend (inhaltleer) für uns, das Schreckbild den Thätern und Mitthätern, — oder schreckliche Träume und ihre Götterverkündigungen enthalten gar keine Vorausdeutungen für die Sterblichen.“

An συνδρῶσιν wird man nicht kleinlich mäkeln wollen, weil ja nur Klyt. den Traum gehabt habe. Aber was ihr begegnet, trifft den feigen Helfershelfer Aegisthos mit.

Auf die Frage des Vorsitzenden, ob gegen diesen Vortrag eine Opposition erhoben werde, nahm Director Dr. *Lübker* aus Parchim das Wort zur Vertheidigung der beiden ersten Stellen. Vers 363 fasst er so: „es genügt für mich, dass ich mir nicht Kummer bereite, wenn ich auch ohne Freude bin,“ und glaubt dass demjenigen, was der Redner vermisst habe, durch die Stellung des τοὐμέ genügt sei. Das Hauptgewicht liege auf μὴ λυπεῖν: bei der vorgeschlagenen Lesart aber werde der Gegensatz mit τῆς σῆς geschwächt. Elektra komme von ihrer lauten Klage zur stillen, und suche Chrysothemis zu sich herüberzuziehen; diese erfolgreiche Einwirkung liege in der gegebenen Erklärung. In der zweiten Stelle glaubt er, dass ξέναις kaum würde „fremd“, sondern vielmehr „gastlich“ bedeuten können, wogegen

Prof. *Schneidewin*, der auch in der ersten Stelle an seiner Ansicht durchaus festhielt, bei der Auffassung als „Dienerinn an einem fremden Tische“ bleibt. Auch in der dritten Stelle fand Dr. *Lübker* μαψεπές als ein ἅπαξ λεγόμενον sehr bedenklich, zollte dagegen der Emendation ἕτοιμ' ἔχει seinen vollen Beifall;

womit dieser Gegenstand verlassen wurde. Da die Stunde gekommen war, in welcher

Herrn Geh. Justizrath Mitscherlich die mit den Unterschriften sämmtlicher Anwesenden versehene Adresse überreicht werden sollte, so ersuchte der Vorsitzende die erwählten Mitglieder der Deputation ihn dorthin zu begleiten, und trat für den Rest der Sitzung den Vorsitz an den Vicepräsidenten ab, auf dessen Einladung dann Assessor Dr. *Lange* aus Göttingen folgenden Vortrag hielt:

Andeutungen über Ziel und Methode der syntaktischen Forschung.

Die neue Richtung der Sprachwissenschaft unterscheidet sich von der älteren vornehmlich dadurch, dass sie die Sprache als ein in historischer Entwickelung, in fortdauerndem Werdeprozesse begriffenes organisches Wesen auffasst, während alle früheren Sprachanschauungen, bewusst oder unbewusst, die Sprache für einen kunstvollen Mechanismus hielten. Durch jene neuere Auffassung des Wesens der Sprache ist die Grammatik zu einer historischen Wissenschaft geworden. Ihr letztes Ziel ist die Darstellung der historischen Entwickelung menschlicher Sprache überhaupt in allen ihren gleichzeitigen Verzweigungen; ihre Methode muss dem Objekte der Wissenschaft entsprechen, sie muss historisch sein. Es haben aber bisher nur die Laut- und Formenlehre die durch die sprachhistorische Auffassung bedingte Umgestaltung erfahren; der Syntax ist, abgesehen von einigen Versuchen, die sich entweder nur auf vereinzelte Gebiete derselben erstreckten, oder zwar das ganze Gebiet, aber nicht durchgreifend genug umfassten, auf einem Standpunkte stehen geblieben, der im Wesentlichen der der älteren mechanischen Sprachanschauung ist. Je mehr die classische Philologie ein vorwiegendes Interesse gerade für die Syntax hat, desto mehr hat der Umstand, dass die neuere Sprachwissenschaft bisher wenige oder keine Früchte für die Syntax getragen hat, dazu dienen müssen, den unnatürlichen Riss zwischen linguistischer und philologischer Grammatik stets offen zu halten. Wenn man es nun aber einerseits den Linguisten nicht verübeln kann, dass sie sich zunächst den Lauten und Wortformen zugewendet und an diesen greifbarsten, körperlichsten Elementen der Sprache ihre Methode gefunden und geübt haben, so dürfte es andrerseits grade zu den Obliegenheiten der Philologen gehören, das begonnene Werk, wenigstens für die classischen Sprachen, weiter zu führen, und die Syntax derselben im Sinne der neueren Sprachwissenschaft durchgreifend umzugestalten. Man wähne nicht, dass die Natur der sprachlichen Erscheinungen, die man unter dem Namen Syntax begreift, der Anwendung der historischen Sprachanschauung und der historischen Methode widerstrebe.

Freilich ist in der Syntax ein Material sprachlicher Erscheinungen vereinigt, das besser getrennt würde. Keine systematische Darstellung wird das Wesen der Sprache zu einer völlig richtigen Anschauung bringen. Nichts destoweniger ist nicht bloss für die Praxis, sondern auch für die Wissenschaft eine systematische Darstellung nöthig. Die Forderung aber, welche die Wissenschaft an das System stellen muss, dass es keine Un-

Digitized by Google

terscheidungen kennt, die nicht im wissenschaftlichen Objecte begründet sind, die wirklich in diesem begründeten aber sämmtlich und in richtiger Stellung zu einander zur Geltung bringt: diese Forderung hat das System der Syntax in allen Metamorphosen, die es durchlaufen hat, nicht befriedigt. Ueber den Unterschieden auf dem Gebiete der Wortformen übersahen die alten Grammatiker die Verschiedenheit der Satzformen, und neuerdings hat man im neuerwachten Eifer für den Satz und die Satzverhältnisse die Redetheile, indem man ihre Beziehung zu dem Satze für das Wesentlichste an ihnen hielt, in eine schiefe Stellung gebracht. Mit Recht hat daher H. Prof. Haase schon vor längerer Zeit darauf gedrungen, den Stoff, der jetzt in den Systemen der Syntax behandelt zu werden pflegt, zu theilen. Der eine Theil hat die Bedeutung und Gebrauchsentwickelung der Redetheile darzustellen und ist insofern eine Ergänzung der Lehre von den Wortformen, von ihrer Formation und Flexion. Der andere Theil hat es mit dem Satze zu thun. Auf dem Gebiete des Satzes wird im Interesse des Systems wieder zu unterscheiden sein zwischen Satzform und Satzbedeutung, eine Unterscheidung, die auf dem Gebiete des Wortes Jedem geläufig ist, und die auch für das Gebiet des Lautes wenigstens als ein wissenschaftliches Postulat angesehen werden muss, wenngleich factisch die Bedeutung der Laute und Lautgruppen eben dadurch, dass sie in der Weiterentwickelung der Sprache gänzlich in der höheren Einheit des Wortes aufgingen, sich unseren Blicken entzogen hat.

Weder die Natur der Satzformen, noch die der Bedeutung der Wort- und Satzformen widerstrebt der historischen Sprachanschauung und der historischen Methode. Ich will versuchen, in beiden Rücksichten die Thatsache der historischen Entwickelung zu verdeutlichen. Steht diese fest, so folgt daraus die Anwendbarkeit der historischen Methode, ja die Nothwendigkeit derselben von selbst; es wird sich dann weiter nur um die Art der historischen Methode handeln.

Was zunächst die Satzformen anbetrifft, so würde es unbegreiflich sein, dass zwar die Wortformen eine historische Entwickelung erfahren sollten, nicht aber die Satzformen. Es bedarf in der That nur eines unbefangenen Blickes auf die Mannigfaltigkeit der Satzformen in einer und derselben Sprache und einer Vergleichung derselben untereinander, um einzusehen, dass die logischen Postulate für den Satz nicht aus sich heraus diese Mannigfaltigkeit erzeugt haben können. Sprachlich verschiedene Formen stehen sich logisch ganz gleich, sprachlich gleiche Formen sind ihrem logischen Gehalte nach verschieden. Selbst das erste und allgemeinste Postulat der Logik an den Satz, wonach der Satz als sprachliches Abbild des Urtheils Subject und Prädicat enthalten muss, wird von der Sprache auf verschiedene Weisen befriedigt, die logisch unter sich völlig gleich sind, und deren Verschiedenheit keine Erklärung finden würde, wenn nicht eben diese verschiedenen Formen als Stufen einer historischen Entwickelung anzusehen wären. Die einfachste und unentwickelteste Form des Satzes ist das Verbum finitum, das in der Personalendung das subjective, in dem wurzelhaften Bestandtheile des prädicative Element enthält. In dieser Satzform liegen Wort und Satz, diese zwei Einheiten der entwickelten Sprache, ungeschieden zusammen. Im Gebrauche genügt sie nur in mündlicher Rede, und zwar nur dann, wenn

Digitized by Google

das Subject sichtbar und zeigbar ist. Die zweite Satzform besteht in zwei nebeneinander gesetzten Nominibus, von denen das eine subjectiven, das andere prädicativen Werth hat. Die Zusammengehörigkeit beider Elemente, die in der ersten Satzform durch Verwachsen zur Worteinheit bezeichnet wurde, wird hier durch die formale Congruenz ausgedrückt. In dieser Form liegt prädicativer und attributiver Ausdruck ungeschieden zusammen. Nicht aus der sprachlichen Form, sondern aus dem ganzen realen Zusammenhange, in dem diese Form erscheint, ergiebt sich, ob sie prädicativen oder attributiven Sinn hat. Beiden Satzformen gegenüber stehen als jüngere Entwickelungen zwei andere Satzformen: die dritte, welche im Anschlusse an die erste das subjective Element nochmals besonders bezeichnet durch ein begriffbezeichnendes Nomen substantivum, die vierte, welche im Anschlusse an die zweite Form für den Act des Prädicierens einen formalen Ausdruck in der sogenannten Copula gewinnt. Die beiden letzten Satzformen sind in der entwickelten griechischen und lateinischen Sprache die herrschenden, die ersteren kommen nur selten noch vor. Man wird sie aber nun in Consequenz der sprachhistorischen Auffassung als Vorstufen betrachten, die unter besonders günstigen Umständen in einzelnen Fällen trotz der syntactisch vollkommneren jüngeren Satzformen im Gebrauche blieben (ich erinnere an *σαλπίζει, ὕει, οὐκ ἀγαθὸν πολυκοιρανίη*); man wird sie nicht mehr unter den wissenschaftlich höchst unzureichenden Bezeichnungen von Ellipse des Subjects, Ellipse der Copula als Ausnahmen den als Regel gefassten jüngeren Satzformen gegenüberstellen. Dass die relative Zeitbestimmung, die ich von den vier Satzformen gegeben habe, die richtige ist, folgt aus ihnen selbst, indem sich überall in der Sprache der Fortschritt vom Einfachern zum Zusammengesetzten, von der synthetischen Form zur analytischen, vom Zustande der Ungeschiedenheit zu dem der Geschiedenheit zu erkennen giebt. Ausser diesem inneren Beweise, der allerdings, wie alle derartigen Beweise, eine gewisse petitio principii enthält, und dessen Kraft nur der würdigen kann, der sich mit historischem Sinne in das Leben der Sprache und ihre Entwickelung eingelebt hat, mag auch auf einen äusseren Beweis aufmerksam gemacht werden. Die älteren Satzformen kommen bei Homer häufiger vor als bei spätern Schriftstellern; im Sanskrit, das in Beziehung auf den Satzbau auf einer Entwickelungsstufe steht, die früher als die homerische Sprache ist, ist sogar die zweite Form Regel, die vierte Ausnahme.

Interessanter und wichtiger als bei diesem einfachen Gegenstande können die Resultate der historischen Betrachtung auf dem Gebiete des untergeordneten Satzes werden. Schon Fr. Thiersch hat die Entstehung des untergeordneten Satzes aus der Beiordnung ausgesprochen und damit die geschichtliche Entwickelung der Satzformen anerkannt. Man hat indess diesen so bedeutungsvollen Wink wenig weiter verfolgt, und sich statt dessen bemüht, die untergeordneten Sätze zu schematisiren nach Gesichtspuncten, die man entweder den Verhältnissen des einfachen Satzes, oder gewissen nicht zutreffenden Analogien der Redetheile, oder den realen Verschiedenheiten des Bedeutungsinhalts entlehnte. Man spricht von Objectiv- und Attributivsätzen, von Substantiv-, Adjectiv-, Adverbialsätzen, von Temporal-, Causal-, Final-, Concessiv-, Conditionalsätzen. Ohne die relative

Digitized by Google

Berechtigung dieser Eintheilungen zu leugnen — sie würden in der Lehre von der Satzbedeutung ihre richtige Berücksichtigung finden — muss ich doch erklären, dass die von der Sprache selbst gebotenen Formverschiedenheiten, die überall den principalen Eintheilungsgrund hergeben müssen, dabei zu kurz gekommen sind (vgl. Curtius in Aufr. u. Kuhn Zeitschr. I, S. 265—267). Weder die Identität der Formen in verschiedenen der durch jene Eintheilung gewonnenen Gebiete, noch die Verschiedenheit der Formen innerhalb eines und desselben Gebietes hat man genügend beachtet. Hätte man es gethan, so würde man über die Entstehung des Relativsatzes, über die der sog. Adverbialsätze, und zugleich über die geschichtliche Entwickelung der Pronomina und der Conjunctionen, die nichts Anderes als Pronominaladverbia sind, klarer sehen. Der geschichtliche Process, den man zu klarer Anschauung zu erheben hat, besteht in dem Uebergange des demonstrativen Sinnes in den relativen, und weiter in der Scheidung der durch den Formenreichthum der Sprache gebotenen Mittel für die allmälich zum Bewusstsein der Menschen kommenden Distinctionen des allerdings objectiv und realiter sehr verschiedenen Causalnexus zweier oder mehrerer Handlungen. Ich kann auf eine detaillirte Darlegung dieser vielfach sehr complicirten Verhältnisse und der von den verschiedensten Seiten her in einander greifenden Entwickelung nicht näher eingehen, bemerke jedoch, dass auch in dieser Beziehung die Vergleichung verwendter Sprachen, insbesondere des Sanskrit, ein Hülfsmittel zur Erweiterung des historischen Blickes ist. Das Sanskrit steht in noch viel bestimmterer Weise als die homerische Sprache auf der paratactischen Entwickelungsstufe. Der Relativsatz, den es noch am Meisten entwickelt hat, erscheint fast immer in der auch bei Homer nicht seltenen Form der Correlativität, welche die älteste Form des Relativsatzes ist, und mit ihm die Adverbialsätze, zu denen sich nur sehr vereinzelte und unentwickelte Anfangsbildungen zeigen.

Wir wollten zweitens zeigen, dass die Bedeutung der Wort- und Satzformen eine historische Entwickelung erfährt und somit die historische Methode verlangt.

Ueber das Wesen der Bedeutung, des eigentlich Geistigen in der Sprache, sind die Ansichten sehr verschieden. Es zeigen sich in denselben zwei Grundirrthümer, die consequent verfolgt zur Leugnung einer organischen historischen Entwickelung der Bedeutungen und somit zur Leugnung der historischen Methode für diesen Theil der Syntax führen müssten.

Wer da meint, befangen in einer falschen Auffassung des Zusammenhanges zwischen Denken und Sprechen, die Kategorien der Sprache müssten ihrem geistigen Gehalte nach denen des Denkens genau entsprechen, wer, wenn er möglichst logisch definirt und distinguirt, die Begriffe und Distinctionen der Sprache gefunden zu haben meint: der muss eine uranfängliche Vollkommenheit der Sprache statuiren. Alle Veränderung der Sprache wäre ein Abfall, und zwar, da die Logik unverbrüchlich dieselbe bleibt, ein durch nichts motivirter Abfall der Sprache von der Logik. Dass dem nicht so ist, dass die Sprachen auch rücksichtlich des geistigen Gehaltes ihrer Formen sich vervollkommnen, lehrt der Augenschein, zumal bei Sprachen, die wie unsere Muttersprache zu einer

Digitized by Google

historischen Betrachtung geradezu einladen. Man hat wohl nie die Consequenz jener Ansicht scharf gezogen, man hat vielmehr mit bewusster oder unbewusster Anerkennung der Thatsache eines geistigen Fortschritts der Sprachen beides neben einander festzuhalten und zu vermitteln gesucht, ein Bemühen, das natürlich nicht zum Ziele führen konnte. Der Grundirrthum jener Ansicht beruht darin, dass sie im gerechten Glauben an die Unumstösslichkeit der Gesetze des Denkens die Existenz solcher Gesetze für hinreichend hält zur Schaffung ihnen genau entsprechender Sprachformen. Die Existenz für sich genügt aber nicht. Wirken auf die Sprache würden diese Gesetze nur dann können, wenn sie von vorn herein im Bewusstsein der sprachschaffenden Menschheit lägen. Dass sie das nicht thun, dass es vielmehr geraume Zeit dauert, bis sie von hervorragenden Geistern als existirend erkannt werden, ist allgemein bekannt. Ebenso ist gewiss, dass das Factum der Entdeckung der Gesetze des Denkens höchst gleichgültig für die Weiterentwickelung der Sprache blieb. Das muss so sein, denn nicht Einzelne, sondern ganze Völker sind Subjecte der Sprachen; in das Bewusstsein ganzer Völker sind aber die Gesetze des Denkens niemals gekommen, so wenig wie das Gesetz der Gravitation, obwohl alle Einzelnen nicht minder innerhalb der Gesetze des Denkens denken, als sie sich dem Gesetze der Gravitation unterworfen bewegen. Aber wären auch die Gesetze des Denkens mit ihrer Entdeckung in das Bewusstsein ganzer Völker getreten, so würden sie nun nicht mehr die Kraft haben eine neue logische Sprache zu schaffen; denn die jeweilige Generation ist an die Sprachentwickelung aller früheren mit unauflöslichen Ketten gebunden. Man kann die Sprache nicht wie ein Kleid abwerfen; sie ist vielmehr der Haut vergleichbar, die auch in fortwährendem Wechsel begriffen ist, bei der aber auch jede neue Phase das Resultat der vorhergegangenen Gesammtentwickelung ist.

Im Gegensatze gegen jene irrthümliche Ansicht vom Verhältnisse des Denkens und Sprechens werden wir vielmehr eine Hand in Hand gehende Entwickelung der Sprache und der Volkslogik annehmen müssen. Den Kategorien der Volkslogik entsprechen die der Sprache vollkommen, und gäbe es ein Mittel, die Volkslogik anders woher als aus der Sprache zu erkennen, so würde dabei Nichts zu erinnern sein, wenn man die Kategorien und Distinctionen der Volkslogik geradezu zum Maassstabe der Sprache machte. Da die Volkslogik aber nicht der wissenschaftlichen Logik gleich, sondern vielfach einseitig, ungenau, ja geradezu unlogisch ist, so ist eine Vervollkommnung dieser und mit ihr ein geistiger Fortschritt der Sprache denkbar.

Die andere Ansicht von dem Wesen des Geistigen in der Sprache leugnet zwar nicht die historische Entwickelung dieses Geistigen überhaupt; aber indem sie meint, dass gerade hierin die nationale Verschiedenheit sich am Stärksten ausprägе, muss sie consequent das Bestehen gewisser historischer aus dem Wesen der Sprache folgender Entwickelungsgesetze leugnen und somit auch die Anwendung der Sprachvergleichung als eines Moments zur Entdeckung dieser Entwickelungsgesetze. Dieser Ansicht liegt, so viel ich sehe, eine Verwechselung zu Grunde. Versteht man unter dem Geistigen in der Sprache den Inbegriff aller concreten Empfindungen, Gefühle und Gedanken, die in der

Sprache ausgedrückt werden können, und von einem Volke in seinen Gesängen und Schriftwerken niedergelegt sind, also mit einem Worte den materiellen Inhalt des Denkens, so hat man wohl Recht, erheblichen Nutzen für die Erkenntniss dieses Geistigen von der historischcomparativen Methode nicht zu erwarten. Aber dieses Geistige ist überhaupt nicht Object der Grammatik. Das Geistige, mit dem es die Grammatik zu thun hat, ist die Bedeutung der Wortformen und der Satzformen, oder mit andern Worten die Formen, in welchen sich jener materielle Inhalt des Denkens gestaltet, nicht dieser Inhalt selbst. Wer dieses als Aufgabe der Grammatik anerkennt, wird zugeben müssen, dass streng genommen geistige Form und lautliche Form nicht zu trennen sind, dass jene, die Bedeutung, keine Entwickelung erleiden kann, die nicht von dieser auf das Allerwesentlichste influirt wäre. Zwar weiss ich wohl, dass die Lautformen für sich Veränderungen erleiden, die in der physiologischen Natur des Lautes begründet sind, und die nicht nothwendig auf die Entwickelung der Bedeutung einwirken; und in ähnlicher Weise erleiden andererseits auch die Bedeutungen Veränderungen, die, in gewissen Tendenzen des psychologischen Vorstellungsverlaufs begründet, nicht auf die Gestaltung der Lautform zurückwirken. Aber sowie jene lautmechanischen Veränderungen nie aus dem Kreise der in der Urform liegenden lautlichen Möglichkeiten heraustreten, so sind auch die gewissermaassen gleichfalls mechanischen Bedeutungsentwickelungen an die in der Urbedeutung liegende Möglichkeit gebunden. Urform und Urbedeutung sind aber nur durch die im Sinne der historischen Sprachbetrachtung ausgebildete Etymologie zu ermitteln. Wenn nun schon aus diesem Verhältnisse der Urbedeutung zu den späteren Bedeutungsentwickelungen die Nothwendigkeit der historischen Methode für die Lehre von der Bedeutung folgt, so kommt noch hinzu, dass dieselben Tendenzen des psychologischen Gedankenverlaufs, ich will nur an Vergleichung, Personification, Metapher erinnern, sich in allen Sprachen wiederfinden, dass namentlich in stammverwandten Sprachen jene Bedeutungsentwickelung von einem wenn auch noch so geringen Minimum gemeinsamer Ausgangspuncte abhängt. Darum hat die Sprachvergleichung hier so gut wie bei den Lautformen ihr Recht. Körperlich verwandte Sprachen sind nothwendig auch geistig verwandt.

Wenn es mir gelungen ist, den Irrthum der Ansichten zu erweisen, die consequent durchgeführt die historisch organische Entwickelung des Geistigen in der Sprache leugnen mussten, so glaube ich zugleich positiv die Thatsache der historischen Entwickelung auch des Geistigen in der Sprache festgestellt zu haben. Somit steht auch die Nothwendigkeit der historischen Methode fest, und es bleibt nur noch übrig zu zeigen, wie diese historische Methode auf das Geistige der Sprache angewendet werden könne. Das hängt ab von der Art der historischen Entwickelung selbst; als Hauptgesetz dieser Entwickelung glaube ich den Fortschritt von wenigen zu immer mehr, von schwankenden zu immer schärfer begränzten Unterscheidungen zu erkennen. Das nie erreichte Ziel dieser Entwickelung sind die logischen Kategorien, und die durch logisches Denken gewonnenen Distinctionen. Die Bedeutungen selbst sehen wir nie unmittelbar. Wir müssen sie und ihre Entwickelung aus Symptomen erkennen. Solcher Symptome sind zwei, die Laut-

Digitized by Google

form, und der Usus. Die Analyse jener gibt uns den Ausgangspunct der historischen Entwickelung, die Urbedeutung, in deren weitem Umfange die Möglichkeit aller späteren Entwickelungen eingeschlossen ist; die Beobachtung des Usus liefert uns die genaue Vorstellung von dem in der Entwickelung der Sprache Verwirklichten. Was die Lautformen betrifft, so kommt es darauf an, aus ihnen selbst, aus der Art ihrer Entstehung, Schlüsse über das gegenseitige Altersverhältniss zu entnehmen. Manches kann man schon durch directe Beobachtung finden, wie z. B. die Seltenheit des Perf. I. und des Fut. ex. bei Homer ein Beweis für die jüngere Entstehung dieser Formen ist. Ueber das relative Alter anderer Tempusformen können wir nur aus ihnen selbst urtheilen. Zusammengesetzte Tempusformen sind ohne Zweifel jünger als einfache, der Aor. I. z. B. jünger als der Aor. II. u. s. w. Es gilt die so gewonnenen Data zu einem Bilde zu vereinigen, das in sich den Gang einer organischen historischen Entwickelung darstellt. Diese Andeutungen über die Benutzung der Lautformen für die Ermittelung der Bedeutungsentwickelung mögen genügen; die Methode ist in dieser Beziehung schon hinreichend geübt und befestigt; es kommt nur darauf an, die richtigen Schlüsse für die Bedeutungsentwickelung zu ziehen, und darüber lassen sich hier keine Regeln geben.

Ich gehe zu dem andern Symptom, zum Usus über, über dessen Wesen und Bedeutung für die Sprachentwickelung überhaupt eine Verständigung nöthig ist, ehe die Methode der Beobachtung desselben gezeigt werden kann. Dass er eine sprachliche Macht ist, weiss man allgemein; über die Art wie sie entsteht, wie sie wirkt auf die Weiterentwickelung der Sprache, ist Genaueres festzustellen.

Wir müssen dabei auf das Wesen der Sprache und ihre Entwickelung überhaupt etwas tiefer eingehen.

Sprechen ist nur bei dem jeweiligen ersten Acte eine productive Thätigkeit, jedes folgende Sprechen ist Reproduction. Je jugendlicher die Sprache ist, desto freierer Spielraum ist der Production gelassen, je älter sie wird, desto mehr wird das Gebiet der Production eingeengt. Denn das einmal Producirte, das vom Volksgedächtniss festgehalten wird, muss wieder producirt werden. Die Macht, die die jedesmalige Summe des Gewordenen in der Sprache übt auf jedes folgende Sprechen, das ist die Macht des Usus. Zwei Mächte wirken gleichzeitig auf die Entwickelung der Sprache. Das immer stärker erwachende logische Bewusstsein, der Fortschritt der Volkslogik treibt die Sprache vorwärts auf dem Wege zur streng logischen Scheidung. Dieser treibenden geistigen Macht steht der Usus als eine hemmende mechanische Macht entgegen. Die wirkliche Entwickelung der Sprache liegt auf der Diagonale des Parallelogrammes jener Kräfte. Sie wird immer langsamer, je grösser die Masse des Gewordenen wird. Wenn auch Fortschritte durch die Benutzung vorhandener und durch die Schaffung neuer Formen auf dem Wege zur streng logischen Distinction hin gemacht werden, so wird dieses Ziel doch nie erreicht. Die Formen der Sprache, anfangs weit entfernt, Abbilder der logischen Kategorien zu sein, nähern sich ihnen zwar immer mehr, erreichen sie aber nie; sie sind und bleiben stets Asymptoten der Denkformen. Hieraus folgt, in wie verschiedener Weise dem Syn-

Digitized by Google

tactiker die logischen Kategorien und der Usus wichtig sind. Jene dienen als Directionspuncte der Entwickelung; zu einer positiven Erklärung der sprachlichen Mannigfaltigkeit taugen sie nicht, da sie nur das nie erreichte Ziel bezeichnen, und der Wege zu diesem Ziele viele sind, indem gerade auf der Einschlagung der verschiedensten Wege die Mannigfaltigkeit der Sprachen beruht. Dieser, der Usus, stellt die Wirklichkeit der Sprache dar, den jedesmaligen Zustand der Sprache als Resultat der vorhergehenden Gesammtentwickelung und zugleich als Ausgangspunct für die folgende Entwickelung.

Das Bild des Usus setzt sich uns zusammen aus dem Usus aller einzelnen coexistenten Sprachformen. Denn der Gebrauch jeder einzelnen hängt von dem aller übrigen ab. Es ist ein gegenseitiges Bedingen und Bedingtsein, welches im Gebrauche statt findet. Es kommt darauf an, die Macht zu schätzen, welche jeder einzelne Gebrauch im Verhältniss zu allen übrigen auf die Sprache hat, den Grad der Stärke, mit dem ihn das Volksgedächtniss festhält, und mit dem er constitutiv weiter wirkt. Das ist zu erreichen durch Beobachtung; aber es wird nicht erreicht durch die gewöhnliche hier und da herausgreifende Beobachtung, sondern nur durch eine statistisch genaue Beobachtung. Es ist allerdings ein unvollkommnes Mittel, die Macht des Usus durch Zahlenverhältnisse zu taxiren, einmal weil diese nicht absolut sondern relativ sind, sodann weil bei der Unmöglichkeit, den ganzen coexistenten Usus in mündlicher Rede zu beobachten, man gezwungen ist, sich auf kleinere in der Schrift niedergelegte Proben zu beschränken. Aber approximativ richtig werden diese Schätzungen sein, wenn man mit Vorsicht auswählt und sich nicht auf zu geringe Sprachproben beschränkt. Wir müssen sodann, um das Bild der Entwickelung des Usus in der Subsequenz zu erhalten, diese statistischen Beobachtungen in jeder Periode der Sprachgeschichte wiederholen und auch den Usus verschiedener stammverwandter Sprachen vergleichen, insofern, wenn dieselben verschiedenen Entwickelungsepochen angehören, dadurch das Bild der historischen Entwickelung einer einzelnen Sprache vervollständigt wird.

Das Geschäft des Grammatikers ist schon öfter mit dem des Statistikers verglichen worden, z. B. von Curtius in der Einleitung zu seinem Werke über Tempora und Modi der griech. und latein. Sprache. Neuerdings hat Foerstemann genaue statistische Beobachtungen über den Gebrauch der Laute in den indogerm. Sprachen mitgetheilt, deren Resultate eben so interessant, als wichtig für die Characteristik der Sprachen sind. Ich sollte denken, dass die Anwendung des nämlichen Verfahrens auf den syntactischen Usus sich von vorn herein empfehlen müsste. Gestatten Sie mir eine Probe dieses Verfahrens mitzutheilen. Da sich Zahlenverhältnisse weniger leicht dem Ohre, als dem Auge einprägen, so muss ich mich auf möglichst einfache Verhältnisse beschränken.

Ich wähle den Gebrauch der Präpositionen, und beschränke mich rücksichtlich der zu vergleichenden Sprachen auf das Sanskrit und die griechische Sprache. Das Sanskrit habe ich in zwei Entwickelungsstufen untersucht, in dem vedischen und in dem epischen Dialekte. Die Sprache der Veden ist eine Volkssprache; sie steht ihrem ganzen syntactischen Habitus nach auf einer älteren Entwickelungsstufe als die homerische Sprache,

Digitized by Google

wenn auch die Veden jünger sein sollten, als die ältesten Theile der homerischen Gedichte. Die Sprache der indischen Epen ist eine künstlich wiederbelebte, in welcher Nachahmung der Vedensprache und unbewusste Einwirkung der aus jener entwickelten Pra-kritsprachen sich durchdringen. Sie bezeichnet in syntactischer Beziehung einen Stillstand, und folgeweise Rückschritt im Vergleich gegen die Vedensprache.

Die Präpositionen nun sind zwar sehr altes Sprechgut, und gewiss ebenso alt, wie die Casusformen. Aber die eigentlich präpositionale Verwendung der Präpositionen, also diejenige, die in das Gebiet des Casusgebrauchs eingreift, ist entschieden jünger als der Casusgebrauch. Denn die Combinationen derselben mit den Casus sind ein vollkommneres, weil distinctionsfähigeres Mittel als die Casusformen selbst. Aelter als der präpositionale Gebrauch ist der rein adverbiale, derjenige, den man bei Homer unter dem Namen der Tmesis begreift; aus ihm hat sich nach verschiedenen Seiten hin der praefixale und der praepositionale Gebrauch entwickelt. Um nun ein Bild von der Entwickelung des praepositionalen Gebrauchs zu bekommen, sind die Fragen zu beantworten:

1. In welchem Verhältniss steht der praepositionale Gebrauch zum adverbialen und praefixalen?

2. In welchem Verhältniss steht derselbe Gebrauch zum einfachen Casusgebrauche?

Zunahme des praep. Gebrauchs werden wir als einen syntactischen Fortschritt, Abnahme als einen Rückschritt bezeichnen müssen.

Es finden sich nun unter 100 Fällen des Gebrauchs der Praepositionen:

in den Veden	adv. 29,0,	praef. 59,7,	praep. 11,3.
im epischen Sanskrit	adv. 6,35,	praef. 93,65,	praep. 0.
in der Ilias	adv. 13,3,	praef. 51,2,	praep. 35,5.

Ich bemerke hierzu, dass die Ziffer 0 im praep. Gebrauch des ep. Sanskrit daher kommt, dass in dem Abschnitte, den ich untersuchte, zufällig kein Beispiel des praep. Gebrauchs einer echten Präp. vorkam. Hätte ich einen grössern Abschnitt untersucht, so würde statt ihrer vielleicht 0,5 erscheinen. Jedenfalls hat das epische Sanskrit einen äusserst dürftigen Gebrauch von diesem Sprachmittel gemacht, und eben darin bewährt sich der Rückschritt, wie andrerseits in der starken Ausbildung des praefixalen Gebrauchs sich die Einseitigkeit zu erkennen giebt, die zu den Hauptgebrechen aller künstlich belebten Sprachen gehört. Die homerische Sprache zeigt einen vollständigen Fortschritt. Was sie einbüsst an dem älteren adv. Gebrauch, das gewinnt sie an dem praepositionalen. Jener ist eigentlich überflüssig, sobald die beiden andern Gebrauchsweisen, die in ihm ungeschieden zusammenliegen, sich scheiden. Plötzlich aufhören kann er jedoch nicht, da ihn das Volksgedächtniss, die Macht des Usus, festhält. Aber er schwindet in demselben Verhältniss, wie die beiden andern Gebrauchsweisen zunehmen. Es ist auch ohne Angabe genauerer statistischer Data bekannt, dass das Griechische auf diesem Wege der Entwickelung fortschreitet.

Was die zweite Frage betrifft, so befinden sich unter 100 Fällen der casus obliqui:

Digitized by Google

in den Veden	96 casus;	dagegen praep. c. cas.	4
im ep. Sansk.	98,5 —		1,5
in der Ilias	85 —		15.

Ich bemerke, dass hiebei die unechten Praepositionen, wie im Sanskrit saha, im Griechischen ἅμα, mit in Rechnung gezogen sind, da die Verbindung dieser Adverbia mit Casus im Vergleich zu den einfachen Casus dieselbe Bedeutung hat, wie die der eigentlichen, zugleich praefixalen Praepositionen. Es zeigt sich also auch hier der Rückschritt des epischen Sanskrit, der Fortschritt des Griechischen. Der praepositionale Gebrauch ist in den Veden $1/_{24}$ das rein casuellen, im epischen Sanskrit $1/_{65}$, im Homer mehr als $1/_{6}$.

Wenn der Grundsatz richtig ist, dass verschiedene Entwickelungsstufen der Sprache verschiedene statistische Verhältnisse des Usus darbieten, so kann er auch für die Kritik der homerischen Gedichte wichtig werden. Allerdings zeigen sich rücksichtlich des Gebrauchs der Praepositionen statistische Unterschiede zwischen der ersten und zweiten Hälfte des ersten Buchs der Ilias. Wir finden unter 100 Fällen

in Il. α, 1—347:	adv. 13,65	praef. 52,68	praep. 33,65
in α, 347—611:	— 12,9	— 49,7	— 37,4;

also in der That eine Zunahme des praepositionalen Gebrauchs. Aber es bleibt zu bedenken, ob bei der doch verhältnissmässig geringen Zeitdifferenz der Partien der Ilias und bei dem geringen Umfange der in Frage kommenden Stücke sichere Schlüsse erlaubt sind. Darum ist bei der Anwendung dieses Verfahrens auf die Kritik jedenfalls Vorsicht nöthig.

Was sie für die Syntax leisten kann, davon habe ich in meinem Vortrage nur kurze Andeutungen geben können. Ich musste daher theils auf ein entgegenkommendes Verständniss rechnen, theils aber und vornehmlich muss ich an Ihre eigene Erfahrung appelliren. Wenn meine Andeutungen Ihnen beachtenswerth genug scheinen sollten, um aus ähnlichen Gesichtspuncten und mit ähnlichen Mitteln syntactische Gegenstände zu beobachten, so würde der Zweck meines Vortrags erreicht sein.

Nach Beendigung dieses Vortrags erhob sich Prof. Dr. *Curtius* aus Prag und sprach dem Redner seine lebhafte Anerkennung für die in demselben eingebahnten neuen Wege der Forschung, namentlich die statistische Betrachtung der sprachlichen Erscheinungen aus, zu deren Fortsetzung er ihn dringend aufforderte; eine weitere Discussion entspann sich aber über denselben nicht; und der Vicepräsident bat daher den Director Dr. *Schweckendieck* aus Emden, im Namen der inzwischen zurückgekehrten Deputation über die Aufnahme ihrer Adresse an die Versammlung zu berichten. Dieser schilderte demzufolge, wie Prof. Dr. *Wüstemann* aus Gotha die Adresse vorgelesen und der Präsident daran mündlich die Glückwünsche der Versammlung angeknüpft habe, der Jubelgreis aber bis zu Thränen gerührt gewesen sei, und wiederholte kurz den Inhalt der kräftigen und herzlichen Entgegnung, in welcher der Gefeierte seinen Dank für die ihm gewidmete Aufmerksamkeit dargebracht, sein Bedauern, an näherer Betheiligung bei der Versammlung ver-

Digitized by Google

hindert zu sein, ausgesprochen, und seine besten Wünsche für den gedeihlichen Fortgang ihrer Bestrebungen kundgegeben hatte.

Den letzten der angemeldeten Vorträge hielt hierauf Bibliotheksecretär Dr. *Ellissen* aus Göttingen:

Zur Befürwortung der nationalgriechischen Aussprache in ihrer Anwendung auf das Altgriechische.

Meine Herren!

Die geehrte Versammlung ist an den beiden vorigen Tagen unter andern durch zwei Vorträge erfreut worden, worin Männern, welche meistens das Studium des griechischen Alterthums zu ihrer Hauptaufgabe gemacht, Bilder des heutigen Griechenlands in geistreichen Skizzen vorgeführt wurden. Nach diesen Vorträgen, welche sowohl ihrem Gegenstande als ihrer Durchführung nach ein allgemeines und reges Interesse in Anspruch nehmen konnten, fühle ich um so lebhafter, wie sehr ich Ihrer Nachsicht bedürftig sein werde, indem ich, auf einem anderen Gebiete gleichfalls eine Vermittelung zwischen altgriechischen Studien und neugriechischem Leben anstrebend, Sie mit einigen, wie ich vorauszuschicken muss, durchaus aphoristischen, nichts weniger als den Gegenstand erschöpfenden Bemerkungen über ein Thema zu behelligen wage, das vielleicht nur den wenigsten unter Ihnen an sich für einen ernsterer Prüfung und Erörterung würdigen Stoff gelten wird, und wobei in meinem Munde die Form der Behandlung voraussichtlich noch mehr wird zu wünschen lassen. Als doppelt misslich stellt mein Vorhaben sich dar, wenn man dabei das erbarmungslose Vernichtungsurtheil vor Augen hat, womit einer der jetzt verewigten Heroen der griechischen Philologie die Ansicht von der Sache, die ich hier zu vertreten riskire, noch vor etwa 50 Jahren abfertigte. In dem Eingange des Buches de emendanda ratione grammaticae graecae heisst es bei Gottfried Hermann: „Illorum sententia, qui cum hodierna graecae linguae pronunciatione veterem conspirasse putant, merito ita jam a viris doctis contemta est, ut si quis hodie eam defendere auderet, ridendum se ac despiciendum praebere videretur.“ Ein solches Anathem aus einem solchen Munde ist gewiss nicht sehr ermuthigend; glücklicherweise stehen indessen, auch wenn man hier auf Auctoritäten ein grösseres Gewicht legen will als ich es vermag, die Sachen nicht ganz so schlimm mehr, seit in neuerer Zeit gewichtvolle Stimmen eben so entschieden, wie G. Hermann, im entgegengesetzten Sinne sich ausgesprochen haben; so Ludw. Ross, der in dem 36sten Briefe über seine griechischen Inselreisen (an Prof. Meier in Halle, S. 159) „die Frage in dem Sinne als erledigt ansieht, dass die neugrie-„chische Aussprache auch die der alten Hellenen sei und nur die letztere in der einmal „eingeschlagenen Richtung, namentlich im Itacismus, noch weiter fortgebildet habe.“ Vor Allem aber sei hier der treffliche Thiersch genannt, dessen Fernsein ich heute besen-

Digitized by Google

ders zu bedauern habe, nachdem ich zu dem Versuche, für den geschmähten und verachteten Reuchlinianismus das Wort zu nehmen, zunächst durch ihn mich angeregt gefühlt, und zwar durch seine auf der letzten Philologenversammlung in Erlangen (der ich nicht die Ehre hatte beizuwohnen) an einen Vortrag des Rector Wocher über Phonologie geknüpfte Bemerkung, „dass es endlich Zeit sei, nicht nur von dem Plateiasmos in der „Aussprache der griechischen Vocale, sondern auch von der barbarischen Scandirung der „Verse mit Aufopferung des Rhythmus und Accents abzulassen und durch Gewöhnung in „der Schule der alten classischen Weise der Griechen und Lateiner sich wieder zu nähern, damit nicht ferner dem Rhythmus und der Betonung der Worte zum Behufe „des Versmaasses Gewalt geschehe und dem Kundigen durch das Radbrechen der alten „Sprachen ein Aergerniss gegeben werde," — eine Aeusserung, die wohl noch entschiedener als die früheren betreffenden Bemerkungen des verehrten Mannes in der letzten Ausgabe seiner griechischen Grammatik (S. 30 f.) für eine offene Anerkennung der lebenden griechischen Aussprache gelten muss, und die mir als eine Prognose mehr für den endlichen Sieg der letztern über den Etacismus äusserst erfreulich war. Dass es Philologen, wie den eben genannten, zur ausführlichen Begründung ihrer Ansicht nicht an Lust und Musse fehlen möchte, wäre im Interesse der nationalgriechischen Aussprache um so wünschenswerther, je ungenügender, ja zum grossen Theil erbärmlicher die meisten Versuche, sie zu vertheidigen, seit den ersten Angriffen dagegen bis auf unsere Zeit herunter ausfielen. Griechenland hätte in der That in Hinblick auf manche der Apologeten seiner alten Aussprache Ursache, mit jenem Feldherrn zu beten: Gott schütze mich vor meinen Freunden! Den Reigen eröffnet der berüchtigte Bischoff von Winchester Stephan Gardiner, der seinen Ketzereifer gegen die Kirchenreformation auf jene eben so unbedeutende und harmlose als unnütze Neuerung im Sprachunterrichte ausdehnend, 6 Jahre nach Erasmus Tode als Kanzler der Universität Cambridge durch förmliche Strafedicte und Bannstrahlen gegen den Etacismus (Havercamp Sylloge II. scriptorum de linguae graecae pronunciatione &c. p. 205 sqq.) sich lächerlich machte und dafür von den ihn empfehlenden Professoren John Cheke und Thomas Smith nach Gebühr ad absurdum geführt, nach dem altbewährten nitimur in vetitum der leichten und bequemen Erfindung des Erasmus, die gerade in England zuerst Wurzel fasste, vielleicht mehr Vorschub that, als die schwachen Argumente ihrer Fürsprecher. Wie beiläufig Lichtenberg in seinen Streitschriften gegen Voss über die Pronunciation der griechischen Schöpse des Verhalten dieses Mannes, dem er, durch die einfache Unterschrift und Anrede des vornehmen Kirchenfürsten als Bischof Stephanus verleitet, den Familiennamen Stephens beilegt, und dessen Identität mit dem blutdürstigen Ketzerverfolger ihm demnach eben sowohl wie allen übrigen denselben erwähnenden neuern Schriftstellern über diesen Gegenstand entgangen zu sein scheint, als ein Muster von „bon sens und Weltkenntniss" aufstellen konnte, würde kaum begreiflich sein, wüsste man nicht, wie wenig überhaupt bis jetzt der Grundsatz zur praktischen Geltung gelangte, dass es zumal in wissenschaftlichen Streitigkeiten für die Sache, die man verficht, bei weitem nachtheiliger ist, schwache und ungeschickte Bundesgenos-

Digitized by Google

sen in allen ihren Verirrungen zu vertreten oder gar sie bewundernd zu preisen, als sie gänzlich aufzugehen. Zu dieser Klasse von Alliirten muss ich aber leider fast alle Kämpen zählen, die bis auf den heutigen Tag für den Itacismus in die Schranken traten, einen so anerkennenswerthen Eifer sie übrigens in diesen Kämpfen, meistens Einzelgefechten mit bestimmten Erasmischen Gegnern, bethätigten, in welchen der Erfolg wenigstens entschieden für die dialektische Ueberlegenheit der letztern sprach. Für ihre Ueberlegenheit, sage ich, für ihre relative, keineswegs für ihre absolute Stärke, an der man bei unbefangener Würdigung auch ihrer Art zu argumentiren billig zweifeln mag. Ich erinnere nur an die abenteuerlichen Behauptungen Cheke's und Metkerke's (Mekerchus), dass erst Chrysoleras und die übrigen im 15ten Jahrhundert nach Italien geflüchteten gelehrten Byzantiner aus Gewinnsucht oder um sich wichtig zu machen, die griechischen Laute in Reuchlinischer Weise verfälscht hätten (Havercamp Sylloge II. p. 235; I, p. 19), so wie an die köstlichen Belege, die der als besonders scharfsinnig gerühmte Henninius für seinen Satz von der gänzlichen Corruption der neugriechischen Sprache und namentlich von dem Einflusse der Araber etc. auf dieselbe beibringt, indem er neben andern vermeintlich neugriechischen Wörtern, die aber so wenig jemals für neugriechisch als für deutsch oder lappländisch gelten konnten, die vulgäre Benennung des Pferdes *ἄλογον* (oder wie er schreibt *ἀλόγιον*) ohne Weiteres für das arabische „Hulac, viator" erklärt (Hennin. *Ἑλληνισμὸς ὀρθῶδος* §. 28); endlich, um hier auch die neuere Phase dieses Streits nicht unberücksichtigt zu lassen, an die vielen eingeklammerten doppelten Frage- und Ausrufungszeichen als die gewichtvollsten Beweisgründe und überhaupt an die echtpandurische Urbanität, wodurch ein nicht lange verstorbener berühmter Slavist in den Wiener Jahrbüchern (Bd. 6, S. 123 ff.) den unglücklichen Reuchlinianer Neidlinger in Melk seine Ueberlegenheit fühlen liess.

Darf ich einen Rückblick auf die Entstehung des Etacismus werfen, so gestehe ich, dass die bekannte, durch den Erasmianer G. J. Vossius (Aristarch. I, 28) aufbewahrte Sage, wonach Erasmus durch eine Mystification des seiner Zeit als „ein gelehrter Pickelhäring" berufenen Heinrich von Glaris zur Herausgabe seines Dialogs zwischen dem Löwen und dem Bären bewegen sein soll, mir durch die von Vossius beigebrachten Zeugnisse des Henrik von Ravensberg (Ceracepetraeus) und Rüdiger Resch hinlänglich verbürgt und überdies in ihrer Motivirung dem Charakter des Erasmus als eines in der That „plus satis rerum novarum studiosi ac mire creduli" so völlig entsprechend scheint, um in der Hauptsache allenfalls Glauben zu verdienen, wenngleich Kopitar in der eben erwähnten Recension in den Wiener Jahrbüchern (l. l. S. 136) sie kurzweg als eine „Klatsch-Anekdote" abfertigt und Director Gotthold in Königsberg (Progr. von 1836) wegen einer vermeinten chronologischen Schwierigkeit grosse Bedenken dagegen erhebt. Wie dem aber sei, soviel steht fest, dass Erasmus, der im J. 1518 den jüngern (Joh.) Laskaris brieflich (ep. 188) ersuchte, ihm einen Griechen für den griechischen Lehrstuhl in Löwen zu empfehlen, da es immer seine Ansicht gewesen, ut asciseretur ***Graecus natus***, unde statim ***germanam graeci sermonis pronunciationem*** imbibant auditores, und der selbst gegen

Digitized by Google

das Ende seines Bärendialogs (Haverc. II, p. 176 sq.) erzählt, wie er öfters behufs seiner griechischen Lese- und Sprech-Uebungen einen geborenen, wenn auch nicht gerade gelehrten Griechen „propter nativum illum et patrium sonum“ gemiethet habe *), von seiner neuen Theorie der griechischen Aussprache nie praktischen Gebrauch machte; wie er denn in dem Colloquium „Echo“ auf das lateinische grammatici (sprich: grammatiki) das griechische εἰκῇ, auf famelici—λύκοι, auf onus—ὁ νοῦς (also das ὁ ohne hörbare Aspiration) als gleichlautenden Nachhall ertönen lässt. Die dagegen von d'Ancillon in seiner Abhandlung de pronunciatione vocalis ἦτα (Miscell. Lips. t. 8, p. 69) vorgebrachte Bemerkung, dass er in den Adagiis die Worte Διὸς σωτῆρος lateinisch durch Jovis *soteris* wiedergegeben habe, will nichts sagen, da er hier nur der einmal hergebrachten lateinischen Schreibweise, noch dazu in einem Worte, das schon bei Cicero als ein lateinisches vorkommt, sich anbequemt, wobei die Aussprache durchaus intact bleibt. Mag man sich mit Vossius das praktische Festhalten des Erasmus am Itacismus durch die Annahme erklären wollen, quod loquendum putaret cum vulgo, sapiendum cum paucis, so kann immerhin sein Verhalten in dieser Hinsicht denen, welche auf seine Auctorität eben für die praktische Seite der Sache Gewicht legen, Veranlassung zum Nachdenken darüber geben, ob er es wohl in der That mit der Verwirklichung seiner zum grossen Theile vielleicht dem älteren Aldus Manutius (s. Gotthold l. l. p. 8 ff.) entlehnten Ideen über die Aussprache des Griechischen so ernstlich gemeint habe, wie mit dem Grundsatze, in der Praxis, wie bei jeder lebenden Sprache, die Aussprache des sie redenden Volkes zum Vorbilde zu nehmen, — ein Grundsatz, der mir wenigstens durch den Zusatz zu den vorhin angeführten Worten des Erasmus: tametsi doctos aliquot nactus sum, quorum pronunciationem ego sane Graecorum *quorundam* elocutioni non dubitem anteponere, keine sonderliche Einschränkung zu erleiden scheint, da bei dieser elocutio doch wohl nur an gewisse provinzielle Barbarismen der Aussprache, wovon (wie noch jetzt) auch dieser und jener griechische Gelehrte nicht frei sei, nicht aber an solche allgemeine Regeln derselben zu denken ist, worüber zwischen den Gebildeten der gesammten Nation durchaus keine Meinungsverschiedenheit obwaltet.

Für so unzweifelhaft ich es nun halte, dass Erasmus zu dem praktischen Theile der Streitfrage, worin sein Name eine so grosse Rolle spielt, keine andere als die eben angedeutete Stellung eingenommen, so rathsam wäre es, glaube ich, für die Apologeten der nationalgriechischen Aussprache gewesen, sich ihrerseits auf die Behauptung des facti-

*) Diese Stelle wird von Joh. Rud. Wetstein (oratt. apologg. pro Gr. pronunciatione, p. 14) und nach ihm von Bloch (Revision der Lehre von der Aussprache etc. S. 3, Anm. und 224, Anm) etwas anders, nämlich als eine directe Vorschrift, und mit einem freilich durchaus unwesentlichen Zusatze citirt. Solche ungenaue und dann von Andern leichtsinnig nachgeschriebene Citate gehören zu den Blössen, deren sich die Reuchlinianer nur zu viele gaben, und werden von Henrichsen (üb. die Reuchl. Aussprache, S. 76) mit verdienter Strenge gerügt.

schen Besitzstandes vermittelst ausschliesslich praktischer, das heisst hier historischer Gründe zu beschränken. Darin aber haben es eben die meisten verfehlt, dass sie allzuviel beweisen wollten, das heisst Dinge, welche zu beweisen weder möglich noch nöthig war, und in diesem leidigen Eifer fast ohne Ausnahme sich Blössen geben, die von den Gegnern nur zu geschickt und erfolgreich benutzt wurden. Die Beweisführung musste sich meines Erachtens auf den Satz concentriren (und war so weit jenen extravaganten Behauptungen eines Cheke und Metkerke gegenüber allerdings nicht überflüssig!), dass zur Zeit, da das Hellenische noch eine anerkannt lebende Sprache war, der Itacismus die unbestritten herrschende Aussprache gewesen. Dabei konnte immerhin zugegeben werden, dass diese Aussprache seit der Blüthezeit des Volkes und der Litteratur sich mehr oder weniger geändert haben möge, ja dass dies vielleicht in Betreff des Lautes einzelner Buchstaben besonders wahrscheinlich sei, ohne dass man sich darum von der herrschenden Aussprache im buchstäblichsten Sinne nur ein Iota rauben zu lassen brauchte. Um letzteres prätendiren zu können, lag dem Gegner mindestens der Beweis ob — nicht etwa bloss, dass die jetzige nationalgriechische Aussprache nicht die der klassischen Zeit gewesen sein könne, nein! der stricteste positive Beweis, dass die von ihm proponirte es wirklich gewesen sei. Wurde dieser Beweis nicht aufs Bündigste und Unwiderleglichste geführt, so konnte wohl zwischen einer Aussprache, die bis zur Evidenz nachweisbar unverändert seit Jahrhunderten geherrscht hatte, und einer solchen, von der es ungewiss, ob sie jemals im Munde des Volkes gelebt habe, die Wahl nicht zweifelhaft sein. Gesetzt aber, er hätte wirklich auf das Befriedigendste geliefert werden können, was sich freilich a priori als schlechthin unmöglich darstellt, so fragte sich dann noch immer, ob man es vorziehen wollte, eine längst verschollene Aussprache anzunehmen, mit der sichern Aussicht, dieselbe trotz der vermeintlich klarsten und bestimmtesten Regeln alsbald einer Zersplitterung in die mannichfach abweichendsten Spielarten anheimgefallen zu sehen, wie sie bei dem Mangel jedes nur in der vox viva eines Volkes festwurzelnden Halts der Einfluss der Landessprache in den verschiedenen Ländern romanischer und germanischer Zunge im Bunde mit Neuerungssucht, Grille oder Bequemlichkeit der Einzelnen unausbleiblich herbeiführen musste, und sie für die Erasmische Aussprache, wie niemand leugnen wird, wirklich herbeigeführt hat; oder im Festhalten an der Redeweise des griechischen Volkes eine solche lebendige und zwar eine seit Jahrhunderten als unwandelbar bewährte Norm sich zu bewahren. Statt es auf diese Frage (für jenen nicht denkbaren schlimmsten Fall) ankommen zu lassen, liessen die Reuchlinianer den Kampf sich auf ein Gebiet spielen, ja sie halfen selbst den Schwerpunkt desselben dahin verlegen, wo der Sieg zweifelhaft war. Sie liessen sich auf die weitläuftigen und intricaten Untersuchungen ein, welcher Laut für die einzelnen Buchstaben, von dem lebendigen durch die Jahrhunderte überlieferten abgesehen (und dies Absehen war eben der grosse Fehler!), nach sogenannten allgemeinen phonetischen und sprachgenetischen Gesetzen, die denn doch alle mehr oder weniger willkürlich ersonnen waren, so wie nach ein paar vermeinten Beweisstellen bei

Digitized by Google

den alten Auctoren, die gleichfalls willkürlicher Auffassung und Deutung den weitesten Spielraum liessen, und endlich nach den gänzlich irrelevanten Analogien einer andern an die tausend Jahre früher als das Hellenische gestorbenen Sprache, wahrscheinlicher der ursprüngliche gewesen sei. Daneben verschmähten sie, überall des Sieges allzu gewiss, ein Eingehen auf die Fragen nicht, welche Aussprache die wohllautendere sei, durch welche Zweideutigkeiten und Missverständnisse am sichersten vermieden würden, welche sich als zweckmässiger für die Erleichterung des Unterrichts empfehle, und dergleichen mehr — Fragen, die meines Bedünkens hier ungefähr eben so sehr in Betracht zu ziehen sind, als es beim Geschichtsunterricht die Fragen sein würden, welchen Verlauf die Geschichte eines Volks nach philosophischästhetischen Regeln hätte nehmen müssen, wie sie sich am besten sich dem Gedächtnisse einprägen oder wie sie den moralisch erbaulichsten Eindruck machen könne, und wie sie demnach abgesehen von der historischen Ueberlieferung am zweckmässigsten zu arrangiren und zu lehren sei. Auf ein solches Feld des Streites liessen die Reuchlinianer sich verlocken und da sie in diesen unnützen Kämpfen der überlegenen und durch die Bequemlichkeit und Gleichgültigkeit des grossen Haufens der Nichtdenker am wirksamsten unterstützten Dialektik ihrer Gegner unterlagen, war die factische Niederlage des Itacismus überhaupt entschieden. Von dem Feldgeschrei der Schöpse des Kratinos siegreich überblökt, verstummte nach und nach das dünne Tiriliri der Reuchlinianer, wie der berühmte Böttiger den Itacismus gar witzig benamste, und anstatt der verdrängten nationalgriechischen Aussprache, statt jener Sprache, in deren Lauten im Munde Reuchlin's einst Argyropulos von Byzanz das über die Alpen geflogene Hellas erkannte und begrüsste *), machte jetzt im westlichen Europa das nach Erasmus getaufte Hirngespinnst sich so majestätisch breit, als der sein Wesen hauptsächlich ausmachende Plateiasmos seiner Vokale und Diphthongen es mit sich brachte.

Nachdem die Sache einmal, in Deutschland zuletzt noch besonders durch den Einfluss Friedr. Aug. Wolf's und seiner Schüler (vgl. Rötger's Veteranenworte Heft I, S. 25, wie auch Wolf's Vorlesungen über die Alterthumswissenschaft, ed. Gürtler, Bd. I, S. 151 sqq.), dahin gediehen ist, haben die Reuchlinianer, die den Kampf wieder aufnehmen wollen, freilich einen härtern Stand, als im 16ten Jahrhundert gegen die damals noch vereinzelten Stimmen eines Ceratinus, Beza, Ramus, Cheke und Thomas Smith. Sie sind jetzt die Vereinzelten, die Paradoxen, die Neuerer, welche die gesammte Schule einschliesslich der meisten Koryphäen griechischer Gelehrsamkeit gegen sich haben, und, was das Schlimmste, die Sache, die sie verfechten, wird von den meisten Philologen für so unbedeutend, die Ansicht jener davon aber von vornherein für so ungereimt und unhaltbar angesehen, dass man es nicht der Mühe werth hält, sich irgend darum zu bekümmern, oder wenn dies etwa geschieht, höchstens einen höhnisch geringschätzigen Seitenblick dafür hat. Die Erasmianer sind es jetzt, die sich auf den Besitzstand heru-

---

*) *„Τοιγαροῦν καὶ τὰς Ἄλπεις, ἡμῶν ἐξοικισθέντων, ὑπερίπτη ἡ Ἑλλάς;"*

fen können, und ihnen gegenüber befinden die Anhänger der nationalgriechischen Aussprache im Occident sich gewissermassen in der Lage der Partei eines exilirten Kronprätendenten, der, wenn er auch die **Legitimität** seiner Ansprüche noch so bündig nachweist, damit noch lange nicht gewonnenes Spiel hat. Gegen die Schüler Wolf's und Gottfr. Hermann's, gegen eine ganze aus Erasmischer Schule hervorgegangene gelehrte Generation ist mit den Waffen allein, welche den Zöglingen der gelehrten Byzantiner im 15. und 16. Jahrhundert den dauernden Sieg hätten sichern müssen, nicht auszukommen. Es gilt vielmehr, soll anders der Itacismus wieder Boden gewinnen, jetzt allerdings auch auf die Beleuchtung jener sogenannten **innern Gründe**, die zwar in dieser Frage nie den Ausschlag hätten geben sollen, deren relativ geschickte und glückliche Durchführung aber einmal unleugbar den Triumph der Erasmianer hauptsächlich hat entscheiden helfen, sich einzulassen, wenn ich gleich erklären muss, dass **diese** Gründe für meine Ansicht von der Sache in keinem Falle von entscheidendem Gewicht sein können. Darf aber daneben von neuen **praktischen** Gründen die Rede sein, so können wir in dieser Beziehung wohl hoffen, an der wieder als lebend anerkannten, zum Volksbewusstsein und zur Freiheit erwachten, und ihre Sprache in Rede und Schrift täglich mehr dem hellenischen Vorbilde annähernden, dabei aber natürlich von ihrer uralten Aussprache nicht ein Jota aufgebenden **griechischen Nation** einen kräftigern und respectablern Bundesgenossen gewonnen zu haben, als er jenen alten Reuchlinianern, nach dem Hinscheiden der letzten griechischgebornen und gebildeten Träger altgriechischer Sprache und Wissenschaft im Abendlande, in den kümmerlichen und verachteten Resten des anscheinend ewiger Knechtschaft und Barbarei anheimgefallenen und darum gleichgültig zu den Todten geworfenen Rhomäervolkes zur Seite stand.

Es sei mir hiernach gestattet, folgende zwei Fragen einer kurzen Prüfung zu unterziehen: **Erstens, ist es wahrscheinlich, dass die Erasmische, oder dass die nationalgriechische Aussprache des Hellenischen der in der klassischen Zeit in Athen herrschenden näher kommt? Zweitens, welche der beiden Aussprachen ist am zweckmässigsten für den praktischen Gebrauch zu empfehlen?** Ich muss dabei bevorworten, dass ich die Entscheidung dieser zweiten Frage wenigstens **nicht ausschliesslich** durch die Beantwortung der ersten für bedingt halten kann.

Die erste Frage theilt sich naturgemäss in die Untersuchung, ob es aus allgemeinen historischen Gründen zweifellos oder nur glaublich ist, dass die Aussprache des Griechischen in dem Maasse, wie es von den Erasmianern behauptet wird, sich geändert habe? und in die weitere Prüfung, in wie weit eine solche Ausartung und zugleich die Richtigkeit der Erasmischen Restitutionshypothese hinsichtlich der einzelnen Laute aus den Urkunden des Alterthums oder anderweit sich nachweisen lässt?

Behufs jener ersten Untersuchung ist es nothwendig, einen Blick auf die äussere Geschichte Griechenlands zu werfen. Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich es dabei nicht ganz werde vermeiden können, des Zusammenhangs wegen hin und wieder auch

Digitized by Google

allbekannte Dinge zu berühren. Doch werde ich wenigstens nicht so weit ausholen, wie der Dr. Henrichsen in Soroe, der in seinem geistreichen Buche über die Reuchlinische Aussprache, lediglich um zu zeigen, dass es mit den prätendirten historischen Beweisen des Prof. Bloch in Roeskilde für dieselbe Nichts sei, einen vollständigen Abriss der griechischen Geschichte von Alexander dem Grossen bis auf Muhamed II. liefert, wozu ihm sein Gegner freilich durch das unbegreifliche Uebersehen der mittelalterlichen Niederlassungen und Eroberungen der Lateiner in Griechenland genügenden Vorwand gegeben. Wir hörten hier gestern die frappante Bemerkung wiederholen, die Geschichte habe in Griechenland einen Sprung von Epaminondas bis auf Kolokotronis gemacht. Das wäre vielleicht ein bischen zu viel. Die Zeit des achäischen Bundes, die Kämpfe eines Aratos und Philopömen, ja selbst die merkwürdige Episode des Athenion, so wie manche Lichtblicke späterer Zeiten dürften wohl noch der Geschichte angehören. Doch wo es sich freilich um einen politischen Todesschlaf von Jahrtausenden handelt, verlohnt es nicht der Mühe, um ein paar Jahrhunderte zu markten. Es fragt sich hier nur, ob dieser politische Tod auch die völlige Vernichtung der griechischen Nationalität mit sich brachte und insbesondere das baldige Aufhören des hellenischen Idioms als einer lebenden Sprache nach sich zog; und dies ist es, was ich in Abrede stelle, mit wie grosser Zuversicht die Behauptung auch in neuerer Zeit aufgestellt, mit welchem Aufwande von Scharfsinn und Rhetorik sie vertheidigt und mit wie lebhaftem Beifall sie bereits in weitern Kreisen aufgenommen wurde.

Es gilt, wie gesagt, keineswegs den Beweis, dass seit dem Ursprunge des griechischen Alphabets der Lautwerth der Buchstaben sich überhaupt gar nicht geändert habe, sondern nur dass seit der classischen Zeit keine so radikale Aenderung desselben nothwendig habe eintreten müssen oder doch wahrscheinlich stattgefunden habe, wie von den Erasmianern behauptet wird. Auf eine vorausgegangene Aenderung der Aussprache im goldenen Zeitalter scheint namentlich die officielle Einführung des Simonidischen ἦτα in das attische Alphabet hinzuweisen, worauf ich später zurückkommen werde. Für die Annahme aber, dass in den verschiedenen Dialekten oder in der Volkssprache im Gegensatz zu der gebildeten eine Verschiedenheit in der Aussprache der einzelnen Buchstaben geherrscht habe, finden sich keine Merkmale, wie gross auch die Abweichung der Dialekte im Gebrauch der Buchstaben, d. h. also in der Aussprache und der sie beurkundenden Schreibart der Wörter war, und wie plausibel daneben, besonders in Hinblick auf das spätere Nebeneinanderbestehen des Hellenischen und des Neugriechischen, die Hypothese sich darstellt, dass schon in der ältesten Zeit die Volkssprache nicht bloss in der Wortbildung (wie z. B. den hier und da vorkommenden Diminutiven auf ι), sondern auch in den grammatischen und syntaktischen Formen durch erhebliche Eigenthümlichkeiten, zumal Vereinfachungen, wie das Neugriechische sie aufbewahrt, von der gebildeten sich unterschieden habe. Dass in Folge der Eroberungen Alexanders die Barbarismen des macedonischen Dialektes auf die Umgangssprache in Griechenland, und daneben in den hellenisirten Provinzen des Orients auf das dort eingebürgerte Griechisch noch

Digitized by Google

mehr die alten Landessprachen einen starken und nachtheiligen Einfluss geübt haben werden, wird niemand leugnen wollen. Dass aber dieser Einfluss auch auf die Aussprache der Buchstaben und zwar schon in der Richtung der vermeinten neugriechischen Corruption derselben sich erstreckt habe, ist weder aus positiven Andeutungen darüber bei den Alten zu entnehmen noch aus irgend zutreffenden historischen Analogien zu schliessen, und in Betreff des Macedonischen zumal um so unwahrscheinlicher, je weniger nach den bei Strabo, Athenäus und Andern zerstreut vorkommenden Notizen über diesen halbbarbarischen Dialekt die ihn charakterisirende Breite der vielgerügten „Exilität“ des Iotacismus Vorschub gethan haben würde. Anerkannte Norm für Rede und Schrift in der über das Morgenland verbreiteten *κοινὴ γλῶσσα* blieb der attische Dialekt, und es lässt sich wohl annehmen, dass in einem Zeitalter, wo das attische Volk selbst für eine fremdartige Aussprache noch ein so feines Ohr hatte, wie aus der Erzählung von dem athenischen Obstweibe, die den Lesbier Theophrast nach dessen 30jährigem Aufenthalte in Athen zu seinem Verdrusse sofort als Fremden erkannte, sich ergibt, auch die Grammatiker der alexandrinischen Schulen diesen Theil der Sprache nicht vernachlässigten, schon um ihren Collegen in Griechenland und Kleinasien nicht zum Gelächter zu werden. Wie sehr man in Alexandria zur Zeit des Ptolemäus Philadelphus auf eine reine Aussprache hielt, zeigt in Theokrits Adoniazusen die scharfe Kritik über die breite dorische Mundart der beiden Syrakuserinnen (Idyll. 15, vs. 87 sqq.). Als einen Beweis, dass man es damals allerdings für nöthig halten mochte, den der richtigen Aussprache besonders in Betreff der Betonung aus den erwähnten Ursachen drohenden Gefahren möglichst zu begegnen, kann ich immerhin die in jene Zeit fallende Einführung der Accentzeichen gelten lassen (vgl. Arcad. ed. Barker p. 186). Welches auch das Verhältniss des Accents zur Sylbenquantität in der Aussprache gewesen sein mag, eine Frage, über die ein gestern hier gehörter anziehender Vortrag neues Licht zu verbreiten strebte, so viel steht jedenfalls fest, dass einmal der Accent von jeher einen sehr wesentlichen, nicht ungestraft zu vernachlässigenden Theil der Oralsprache bildete, sodann dass er schon im Alterthume genau nach denselben Regeln gesetzt wurde, wie auch im Neugriechischen in Schrift und Sprache bis auf den heutigen Tag. Für Ersteres zeugt unter Anderen Plutarchs Erzählung von der Rüge und dem Spotte des Volkes über Demosthenes, als er aus Versehen (vermuthlich eben wegen der Collision mit der Quantität!) das Wort *Ἀσκληπίον* proparoxytonirte (Plut. ed. Xyl. II, p. 845 B), eine Correction, die er ein anderes Mal (*περὶ στεφάνου*, 16) durch die falsche Accentuirung des Wortes *μισθωτός* absichtlich provocirte. Das Zweite erhellt namentlich aus dem betreffenden Werke des Arkadios, abgesehen von der Uebereinstimmung der ältesten und besten Handschriften der griechischen Classiker in dieser Beziehung. Da auf Blochs Bemerkung (Revision etc. S. 12), dass „die unveränderte Beibehaltung eines so feinen und wandelbaren Theiles der Aussprache, als die Accentuation, ein Grund mehr für die Aechtheit der eben so überlieferten Buchstabenaussprache sei, der freilich allein nicht Gewicht genug haben würde, neben so vielen andern aber nicht wenig zur Verstärkung dieser beitrage,“ Hr. Henrichsen (S. 60), die Worte milde detorquirend,

Digitized by Google

erwidert, er begreife nicht recht, wie ein an sich schwacher Grund nicht wenig zur Verstärkung anderer Gründe beitragen könne, und demnächst die Frage aufwirft, ob es so ganz gewiss sei, dass die jetzige Accentuation dieselbe sei, die sie in der alten Zeit gewesen? — so nehme ich keinen Anstand, zu erklären, dass ich jenen Blech'schen Grund allerdings schon an sich für einen sehr gewichtvollen halte, und in Bezug auf den von Henrichsen angeregten Zweifel zu versichern, dass die neugriechische Accentuation bis auf einzelne Verstösse dagegen beim ungebildeten Volke, wie sie in jeder Sprache vorkommen, nicht bloss „im Allgemeinen," sondern in allen unverändert erhaltenen hellenischen Wortformen durchweg den Accentzeichen bei den Alten entspricht, wie jeder, der das Neugriechische aus mündlichem Verkehre kennt, mir bezeugen wird. Selbst der berühmte Fallmerayer scheint dies einzuräumen, doch gelangt er dabei zu einem andern überraschenden Resultate. Seite 235 des ersten Theils der Geschichte von Morea heisst es: „wenn der alte Hellene *Λάρισσα*, *Κόρινθος*, *Ὄλυμπος*, *Ἐπίδαυρος* accentuirte, dabei „aber *Λαρίσσα*, *Κορίνθος*, *Ὀλύμπος* und *Ἐπιδαύρος* sprach, so spricht und schreibt „dagegen der Neugrieche *Λάρισσα*, *Κόρινθος*, *Ὄλυμπος* und *Ἐπίδαυρος*, wie er Sálo„na, Vélvitzi, Kónitza, Préveza etc. etc. etc. bezeichnet und ausspricht." Es soll dies zum Beweise des vorhergehenden Satzes dienen, dass die Neugriechen das Griechische nicht mit hellenischem, sondern mit scythischem Organ und Accent redeten, indem nämlich die Bulgaren und Serben eine vorherrschende Neigung hätten, in ihren Wörtern die dritte Sylbe vom Ende zu betonen, und eben diese Neigung bei allen griechisch redenden Leuten des illyrischen Continents sich finde. Da aber die Betonung dieser griechischredenden Leute, nicht minder in allen anders accentuirten Worten, mit der alten Tonbezeichnung genau zusammentrifft, so lässt sich aus Hrn. Fallmerayers kostbarem Raisonnement, das er meines Wissens später nirgends verleugnet hat, nur der Schluss ziehen, dass Aristophanes von Byzanz, als er 200 Jahre vor unserer Zeitrechnung die Accentzeichen einführte, dabei keineswegs den Sprachgebrauch seiner Landsleute und Zeitgenossen vor Augen hatte, sondern mit divinatorischem Geiste nur darauf bedacht war, die griechische Sprache den die Proparoxytone liebenden scythischen Barbaren mundgerecht zu machen, die etwa 800 Jahre später den Stamm Deukalions mit Stumpf und Stiel, wie Simri in der Schrift das Haus Baësa, vom Erdboden vertilgen sollten. Da sonst inzwischen die Ansicht von der Authenticität der altgriechischen Accente, unbeschadet der Meinungsverschiedenheit über ihr Verhältniss zur Prosodie, heutzutage so ziemlich allgemein feststeht *), so übergehe ich die an's Fanatische grenzenden und besonders mit armseligen Schimpfercien

*) Wenn Hr. Professor Kreuser in Köln in einer später näher zu berücksichtigenden Abhandlung in den Verhandlungen der 5. Philologen-Versammlung, Seite 103, für das Kriterium einer selbständigen Wurzelsprache, wie die griechische es sein soll, das unwandelbare Vortönen der Wurzelsylbe erklärt und aus der Beseitigung dieses Gesetzes durch das spätere Aufkommen und Vorwalten des Accents die frühe Ausartung des Hellenischen, ja dessen Aufhören als lebende Sprache demonstrirt, so müsste nach ihm das Griechische allerdings schon sehr früh entartet oder ausgestorben sein, nicht, wie er annimmt, im 4. Jahrhundert p. C., sondern mindestens 1000 Jahre a. C., indem sonst jeder Vers im Homer, wo die Länge, selbst in der Arsis, so wenig an den Wurzelsylben haftet, wie der Accent, seine Theorie widerlegen würde.

gegen die Neugriechen gewürzten Anstrengungen der alten Toneklasten Isaak Vossius und Henninius, die ganze Accentlehre zu beseitigen, und wende mich zu den weitern allgemeinen Ursachen, die zur Verschlechterung der griechischen Sprache und insbesondere der Aussprache sollen beigetragen haben. Die Herrschaft der Römer, heisst es, habe auf dieselbe bei grösserer Entartung der Nation noch weit nachtheiliger, als früher die makedonische, einwirken müssen. Von der weitern Verschlechterung der Sprache überhaupt durch Einschwärzung lateinischer Wörter und Wendungen mag das, wenn auch nicht in dem Maasse, wie Hr. Henrichsen glauben machen will, gelten; den vermeinten Einfluss der Römer auf die griechische Aussprache dagegen muss ich trotz der lateinischen Rechts- und Regiminalsprache in der Provinz Achaja (nicht in den Freistädten, wie Athen) und trotz der römischen Militärcolonien in Patrà, Korinth und Nikopolis gänzlich bezweifeln. Hat denn etwa die zweihundertjährige Herrschaft der Franzosen im Elsass an der Aussprache des allemannischen Deutsch daselbst, soweit es überhaupt noch geredet wird, das Geringste geändert? Hat sie die breiten Diphthonge und Triphthonge, hat sie die den Franzosen ewig unaussprechlichen Kehllaute daraus verdrängt? Oder haben die deutschen Pflanzstädte in Kur-, Lief- und Esthland einen solchen Einfluss auf die Aussprache des Lettischen geübt? haben es endlich die Niederlassungen der Europäer in Amerika und andern Welttheilen auf die vielnamigen Idiome der Indianer? Davon, dass durch Invasionen oder nachhaltende Einwanderungen fremder Völker eine Sprache verderben, in ihrem grammatischen Bau alterirt, zum grossen oder grössten Theile mit fremden Bestandtheilen versetzt oder endlich ganz absorbirt worden, gibt es freilich Beispiele genug; kein einziges dagegen wird sich mit Bestimmtheit nachweisen lassen, wo durch solche äussere Einflüsse allein die Disposition der Sprachorgane eines Volkes und damit der Buchstabenwerth seiner Sprache, so weit sie sich überhaupt lebend behauptet, irgend einen wesentlichen Wechsel erfahren hätte. Die Annahme, dass die römischen Soldaten und Colonisten zur weitern Ausartung der griechischen Aussprache in itacistischer Richtung mitgewirkt hätten, hat wieder um so weniger für sich, da sie gerade in dieser Richtung, abgesehen von der Aussprache der Diphthonge αι und ει, in den meisten Puncten von der bei uns accreditirten Pronunciation des Lateinischen abweicht. Den von Henninius nicht etwa als Conjectur, sondern als positive Behauptung keck hingestellten Satz, dass die Graeculi aus Schmeichelei gegen die Lateiner nach deren Beispiel den echten Laut der oben genannten Diphthonge depravirt hätten (Hennin. l. l. p. 21), erwähne ich als ein Beispiel mehr, zu welchen maasslosen Absurditäten die ältern Erasmianer durch ihren Feuereifer sich hinreissen liessen. Cicero rühmt noch die Aussprache selbst der ungebildeten Athener, welche die gelehrtesten asiatischen Griechen non verbis, wie es heisst, sed sono vocis, nec tam bene quam suaviter loquendo übertrafen (de orat. 3, 11); und wenn in Bezug auf die etwa 200 Jahre spätere Zeit des Herodes Attikus bei Philostratus die einem böotischen Sonderling in den Mund gelegte Bemerkung vorkommt, dass durch die in Athen zusammenströmende Menge fremder Jünglinge aus barbarischen Ländern die Athener ihre eigene Sprache vielmehr verdürben, als dass sie jenen irgend zu attischer

Wohlredenheit verhülfen (*παραφθείρονται παρ' αὐτῶν τὴν φωνὴν μᾶλλον ἢ ξυμβάλλονταί τι αὐτοῖς ἐς εὐγλωττίαν*, Philostr. ed. Kayser p. 238), eine Bemerkung, die, wie aus dem Zusammenhange erhellt, gerade dem sich daran knüpfendan Lobe der reinen attischen Mundart bei den Landbewohnern im Innern von Attika zur Folie dienen soll, so wird man diese Stelle nicht wohl als einen directen oder indirecten Beleg für die Veränderung des Lautwerthes der griechischen Buchstaben in jener Zeit anführen können. Zur Unterstützung der Annahme, dass schon damals die Griechen nicht im Stande gewesen, der auch in der Sprache täglich um sich greifenden Verderbniss zu widerstehen, weiss Herr Henrichsen (S. 26) die moralische und geistige Versunkenheit des ganzen Volkes und die verdiente Verachtung, worin dasselbe, „vor allen die Athener" bei den Römern gestanden hätten, nicht grell genug zu schildern. Um aber gerecht zu sein, darf man neben den wenigstens für jene allgemeinere Ansicht freilich nicht mangelnden Zeugnissen auch Urtheile und Schilderungen entgegengesetzter Art, wie z. B. die des wahrlich nicht parteiisch für die Griechen eingenommenen Lucian nicht übersehen, der im Nigrinus (12 sqq.) die Genügsamkeit und Sittenreinheit, wie auch den alterthümlichen Freimuth der Athener seiner Zeit im Gegensatze zu der Ueppigkeit und Hoffahrt der in Athen weilenden Fremden und namentlich auch zu den Sitten der römischen Hauptstadt rühmend anerkennt. Doch dies nur beiläufig zur Erinnerung daran, dass auch unleugbare Unglücksperioden in der Geschichte eines Volkes sich wohl etwas milder auffassen lassen, wenn man zu ihrer Würdigung nur die den Reuchlinianern von ihren Gegnern so eindringlich empfohlene Unbefangenheit mitbringt und nicht dabei interessirt ist, sie behufs der Ausbeutung für einen bestimmten Zweck im schwärzesten Lichte darzustellen.

Als ein weiteres, mächtiges Moment für den Ruin der griechischen Nationalität und insbesondere der Sprache wird die Einführung des Christenthums hervorgehoben. „Ein Ereigniss von tödtender Kraft für Althellas" nennt sie unter Andern neben der Gründung Konstantinopels Hr. Professor Kreuser in Köln, der in seiner in den Verhandlungen der Philologenversammlung in Ulm enthaltenen geistvollen und höchst anziehenden Abhandlung über die Ausartung der griechischen Sprache nicht weniger Scharfsinn und Gelehrsamkeit aufwendet, um den Untergang eben dieser Sprache in möglichst früher Zeit darzuthun, als Hr. Fallmerayer aufbietet, um die Vertilgung der Nation selbst bis auf den letzten Blutstropfen ausser Zweifel zu stellen. Ich habe es hier nur mit der Sprache zu thun, und für so unleugbar ich den Einfluss der neuen Religion auf diese, besonders in lexilogischer Hinsicht halte, eine so vergebliche Mühe würde es doch meines Erachtens sein, aus allen Hebraismen und sonstigen semitischen Idiotismen der Septuaginta, des neuen Testaments und sämmtlicher griechischen Kirchenväter einen Schritt zur Umwandlung des grammatischen und syntaktischen Baus der hellenischen Sprache, wie sie im Neugriechischen vorliegt, nachweisen zu wollen. Eben so wenig lässt sich hier mit einem Schatten von Wahrscheinlichkeit von einem Einflusse auf den Lautwerth der Buchstaben reden, da es sich um Sprachen handelt, von deren Aussprache wir noch weit weniger beglaubigte Kunde haben, als von der griechischen; und ich gestehe, dass ich in

Digitized by Google

dieser Beziehung die Berufung der Reuchliniaer auf die Identität des ἦτα mit dem hebräischen Chirek magnum für nicht minder eitel halte, als die der Erasmianer auf das Zere, das dafür in andern Wörtern gesetzt wird, und als die ganze nichtssagende Demonstration des Etacismus aus der Zusammenstellung der griechischen Schrift mit der lateinischen. Als unzweifelhaft ist dagegen anzuerkennen, dass gerade das Christenthum als das mächtigste Mittel zur unwandelbaren Erhaltung der griechischen Nationalität und insbesondere der Aussprache des Idioms, werin seine heiligen Urkunden abgefasst sind, so wie es bei seiner Einführung sie verfand, sich bewährt hat. Mag auch, wie L. Ross (griechische Insel-Reisen, S. 161) als ausgemacht darstellt, die Religion dazu beigetragen haben, vermöge einer Art von εὐλάβεια manche der gewöhnlichsten Wörter, wie ἄρτος, οἶνος, παρθένος, ἰχθύς (letzteres als Akrogramm der Worte Ἰησοῦς Χριστὸς Θεοῦ Υἱὸς Σωτὴρ ein Erkennungssymbol der ersten Christen), wegen der damit verbundenen heiligen oder mysteriösen Bedeutung, zwar nicht dem Verständnisse des Volkes zu entrücken, doch aus dem täglichen Gebrauche zu verbannen und sie hier durch andere übrigens nicht minder griechische, wie für die ebengenannten ψωμίον, κρασίον, κόρη, ὀψάριον, oder in vulgärerer Form ψωμὶ, κρασὶ, κορίτζι, ψάρι, zu ersetzen, so ist andererseits in Betracht des zähen, in den minutiösesten Dingen sich bethätigenden Glaubenseifers der anatolischen Christen mit noch grösserer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, dass die zahllosen heiligen Namen, Formeln und sonstigen religiösen Reminiscenzen, die hier mehr, als irgendwo im Occident, auch den Laien in Fleisch und Blut übergingen, bereits den Urvätern in keinen andern Lauten sich einprägten, als die ihnen in Uebereinstimmung mit der gesammten Profansprache mindestens schon seit 1000 Jahren, wie wohl jetzt von niemanden mehr bestritten wird, eigen waren. Mit Recht legen auf den Beweis für die unverändert erhaltene Aussprache der lingua sacra die Griechen selbst, wie Thomas Velasti (Βελάστης) in seiner Dissertation de literarum graecarum pronunciatione (ed. Prag. pag. 13 sqq.), Anastas. Georgiadis in der πραγματεία περὶ τῆς τῶν ἑλληνικῶν στοιχείων ἐκφωνήσεως (§. 23, pag. 50), und besonders Konstantin Ikenomos (Οἰκονόμος) in seinem weitläufigen, aber freilich auch vielen Ballast enthaltenden Werke über denselben Gegenstand (περὶ τῆς γνησίας προφορᾶς τῆς ἑλληνικῆς γλώσσης, Petersb. 1830, pag. 749 sqq.) sehr grosses Gewicht. Wenn letzterer, der bei dieser Gelegenheit die morgenländische Kirche mit byzantinischer Emphase als „die gotterbaute rettende Arche des Griechenvolkes" (ἡ θεόκτιστος καὶ σωστικὴ τοῦ ἑλληνικοῦ γένους κιβωτός) preist, an einer andern Stelle (p. 8 sq.) über die Erasmische Sprachketzerei vor allem andern darum den Stab bricht, weil dadurch der Name des Erlösers und andere heilige Wörter (vielleicht auch der Titel des grossen rechtgläubigen Avtokrator!) gotteslästerlich entstellt würden, so zeugt das freilich mehr von dem orthodoxen Eifer des Archimandriten, als von nüchterner Kritik des Sprachforschers; doch ist die Warnung für die russische Jugend, an die er zunächst seine salbungsvollen Worte richtet, nicht übel berechnet und thut jedenfalls der Bündigkeit seines sonstigen Raisonnements auch über diesen Punct (an der zuerst angeführten Stelle) keinen Eintrag. Der Amerikaner Moore erhebt gegen seinen Landsmann Pickering, der gleich-

Digitized by Google

falls auf die Erhaltung der alten Aussprache vermittelst der Kirchensprache hinweist (Memeirs of the American Academy of arts and sciences, vol. 4, 1818, p. 239) zwar den Einwurf, dass dies Argument „mehr schein- als haltbar" (mere specious than solid) sei, indem die Aussprache der Geistlichen sich in ihren jüngern Jahren bilde und sie dieselbe, wenn sie sich dann der Kirche widmeten, natürlich auf die Sprache des Gottesdienstes, welche mit der Volkssprache ja substantiell identisch sei, als die ihnen allein bekannte Aussprache anwendeten (Moore, remarks on the pronunciation of the greek language, New-York 1819, p. 39). Bedenkt man aber, dass es sich hier keineswegs bloss um die Sprache der Liturgie im Munde der Priester handelt, sondern, wie schon gesagt, um unzählige geheiligte Wörter, die seit der Einführung des Christenthums im Munde des ganzen Volkes lebten, so erscheint der Einwurf in der That unhaltbarer, als das Argument.

In eine Linie mit der Einführung des Christenthums als ein Ereigniss von vernichtender Kraft für die traurigen Ueberbleibsel von Griechenlands Nationalität und Sprache stellt Hr. Prof. Kreuser, wie wir sahen, die Gründung Konstantinopels, und auch Herr Henrichsen weiss in dieser Beziehung viel davon zu erzählen (p. 37 sqq.). Das altmegarische Byzanz, von dem von vornherein angenommen wird, dass es inmitten thracischer Stämme wenig von seiner alten Gräcität bewahrt habe, soll durch die Verpflanzung des römischen Kaiserhofes und einer Menge italischer Ansiedler in seine erweiterten Mauern zu einer überwiegend lateinischen Stadt geworden, dabei aber durch die ausserdem sich daselbst niederlassenden vielen Colonisten aus den verschiedensten Völkern völlig barbarisirt, und durch dasselbe, da es gleichwohl bei solcher Beschaffenheit den Mittel- und Brennpunct des gräcisirten Orients abzugeben berufen war, die Seele des griechischen Volkes gewissermaassen aus seinem Leibe gezogen sein, aus welchem allem dann die äusserste Corruption der griechischen Sprache und, was mich hier zunächst interessirt, der Aussprache mit unwidersprechlicher Bestimmtheit gefolgert wird. Die hier angedeuteten Prämissen können alle in ihrer Allgemeinheit sehr richtig und bei allem dem die daraus gezogenen Schlüsse sehr gewagt sein. Weil das ursprünglich englische New-York später eine niederländische Stadt im Lande der Algonquins war, ist darum die dortige Bevölkerung an Gesittung und Sprache weniger englisch? haben darum die Buchstaben daselbst einen andern Lautwerth, als in London und Oxford? Es kommt hier Alles auf das numerische und das geistige Verhältniss der genetisch verschiedenen Bestandtheile jener gemischten Bevölkerung zu einander an, und da uns über dies Verhältniss im verjüngten Byzanz die genügenden positiven Data fehlen, bleibt uns nichts übrig, als auf dasselbe einen Rückschluss aus den im Verlaufe der Geschichte sich darbietenden äussern Erscheinungen zu machen, die mir wenigstens auf's Entschiedenste für ein völliges Uebergewicht der griechischredenden Bevölkerung zu sprechen scheinen. Aus der Fortdauer der römischen Sprache als officieller Staats- und Rechtssprache noch der Verlegung des Kaisersitzes hat man folgern wollen, dass ein freilich elendes Latein alsbald auch als Volkssprache in Konstantinopel sich festgesetzt, dass es „in Blut und Mark der Byzantiner übergegangen" und das Griechische habe tödten müssen, „selbst wenn es noch gelebt hätte"

Digitized by Google

(Kreuser S. 100), ohne dass doch nur einer der zur Steuer dieser Behauptung beigebrachten Belege für schlagend gelten könnte. Soll Constantins eigene occidentalische Herkunft und Unfertigkeit im Griechischen, sollen die lateinischen Namen mancher Leute in seiner und der folgenden Kaiser Umgebung, ferner die vielen lateinischen Titulaturen, die ganz und halblateinischen Benennungen einiger Oertlichkeiten und noch einige in den Verkehr eingedrungene ursprünglich lateinische Wörter, die sich denn doch in dem noch damals im Ganzen ungeschwächten griechischen Sprachschatze wie ein Tropfen im Ocean verlieren, für eine in Mark und Blut übergegangene Latinisirung des Volkes zeugen, so lässt sich freilich viel beweisen! Hr. Henrichsen legt (l. l.) Gewicht darauf, dass Libanius in seiner Selbstbiographie die Besorgniss ausspricht, die griechische Sprache werde ganz untergehen, da nur die, welche Latein verständen, zu Aemtern und Ehren gelangten. Ich erinnere mich, in Athen zur Zeit des Rudhartschen Ministeriums in griechischen Oppositionsblättern in Hinblick auf die bayerische Xenokratie ähnliche Besorgnisse ausgesprochen gefunden zu haben; ich gestehe aber, dass ich sie nicht theilte, und glaube auch, dass die, welche sie niedergeschrieben, sie im Ernste so wenig hegten, wie der Sophist Libanius im 4ten Jahrhundert, geschweige denn dass dermaleinst ein Sprachforscher von gleicher Kälte und Unparteilichkeit wie Hr. Henrichsen auf solche Uebertreibungen patriotischen Missvergnügens sich mit sonderlichem Erfolge als auf ein genügendes Zeugniss wird berufen können, dass wirklich zu jener Zeit das Oberbayerische dem Neugriechischen das Garaus zu machen gedroht habe. Hr. Prof. Kreuser geht aber noch beträchtlich weiter: nach ihm war das Griechische schon zu Julians Zeit längst todt. Er beweist dies — unwiderleglich, wie er selbst sagt — aus dem berüchtigten Edicte, wodurch der abtrünnige Kaiser die Kinder der Christen von dem Unterrichte in hellenischer Weisheit ausschloss. Während man sonst allgemein und zwar auf Grund des Edictes selbst (Julian. ep. 42), so wie der Auslassungen des Ammianus Marcellinus, Gregors v. Nazianz und anderer heidnischer und christlicher Schriftsteller darüber mit Einschluss der auch von Hrn. Kr. (S. 112) allegirten betreffenden Notizen beim Theoderetus, Sokrates und Sozomenus, in dem Verbote der ἑλληνικὴ παιδεία nichts Anderes sah, als eine Anordnung, wodurch Julian der christlichen Jugend den Eintritt in den damals streng abgeschlossenen Kreis einer höhern, wie wir jetzt sagen, humanistischen Bildung, d. h. in das Studium der alten Poesie, Rhetorik und Philosophie im weitern Sinne, wie es in den Schulen der Grammatiker und Sophisten gepflegt wurde, wehren wollte, werden wir hier belehrt, dass es nichts Geringeres gewesen sei, als ein Verbot für die griechischen Christen, griechisch zu lernen, und dass folglich das Griechische als Volkssprache damals längst nicht mehr gelebt haben könne, da ja sonst „das Gesetz haarer Unsinn" gewesen wäre. Ich bekenne, dass es mir einige Mühe gekostet hat, diese Argumentation für Hrn. Kr.'s Ernst zu nehmen. Julian, der kluge Julian hätte es für möglich gehalten, den griechischen Christen das Erlernen der Sprache zu verwehren, worin ihre in so vielen Händen befindlichen heiligen Bücher geschrieben waren, worin sie ihre Hymnen sangen, worin ihre Priester dem Volke predigten! Sollte es nicht allzu sinnreich sein, ihm eine solche Absicht un-

Digitized by Google

terzulegen und dann noch seine grosse Staatsklugheit zu preisen, statt es bei jenem einfachen, von Gibbon, Schlosser, Neander, und meines Wissens allen übrigen Historikern, die von der Möglichkeit der Kreuser'schen Deutung keine Ahnung gehabt zu haben scheinen, in Julian's Worten gefundenen Sinne bewenden zu lassen? Hr. Kreuser sagt „Nein und wieder Nein" (S. 113) und hat damit die Sache, soweit Julian's Edict dabei in Frage kommt, abgethan. Doch fehlt es ihm keineswegs an andern gleich gewichtvollen Argumenten für das Todtsein der hellenischen Sprache schon in jener Zeit. Aus den Werken der „Wörterbüchler" Suidas, Hesychios, Harpokration, etc. etc. und aller Scholiasten wird gefolgert, dass sämmtliche Schriftsteller des byzantinischen Zeitalters sich einer todten Sprache bedient, dass sie so wenig für das Leben des Altgriechischen im Orient zu ihrer Zeit beweisen, als die neulateinischen Autoren von Edinburg bis Salerno, von Salamanca bis Upsala für das Leben des Lateinischen im Occident bis ins 18te Jahrhundert, da die läppischen Worterklärungen in besagten Onomastiken und Scholien völlig überflüssig und insbesondere die vielen Controversen über Orthographie, Betonung u. dgl. durchaus unbegreiflich sein würden, wenn es sich um eine lebende Sprache handelte (Vergl. Kreuser l. l. S. 59 etc.). Mit gleichem Rechte wird in künftigen Jahrhunderten aus dem Dasein der Wörterbücher von Campe, Adelung und den Brüdern Grimm gefolgert werden können, dass zur Zeit dieser Wörterbüchler das Hochdeutsche als Umgangssprache längst gestorben war, dass Goethe, Schiller und Hr. Kreuser sich in ihren Schriften eines klassischen, aber leider todten Idioms bedienten, und dass als Specimina der deutschen Conversationssprache im 19ten Jahrhundert nur etwa das Feuilleton des Kladderadatsch, die oberbayerschen Dialoge und Gnomen in den fliegenden Blättern und dergleichen gelten können. — Wenn es so unzweifelhaft ist, dass die altgriechischen Wörter in der byzantinischen Zeit nicht mehr verstanden wurden und daher erklärt werden mussten (l. l. S. 60), was nützte es denn, sie in derselben unverständlichen Sprache zu erklären? Was endlich die unleugbare Abgeschmacktheit, Kleinlichkeit und Ueberflüssigkeit mancher dieser Erklärungen betrifft, sollte dieselbe denn wohl selbst so schlechthin unerklärlich sein, ohne dass man grade anzunehmen braucht, die griechischen Grammatiker und Sophisten, die doch wahrlich schon zu der Zeit, da Platon seinen Kratylos schrieb, in unnützer Buchstabenklauberei und Sylbenstecherei Grosses leisteten, hätten zu dem Culminationspuncte der Absurdität in diesen Künsten, wie sie bei den Byzantinern sich offenbart, erst nach dem Tode der Sprache, woran sie dieselben übten, gelangen können? Soll an solchen Symptomen der Tod des Altgriechischen unwiderleglich dargethan sein, so kann es freilich nichts nützen, als Zeugen seines Lebens im oströmischen Reiche das ganze Heer griechischer Kirchen- und Profanscribenten von den Zeiten Constantin's bis nach Justinian dem — abgesehen von der Justinianischen Gesetzsammlung — einzigen lateinisch-byzantinischen Autor, dem obscuren Poeten Corippus entgegen zu stellen, den Hr. Kreuser (S. 119) zum Beweise der Fortdauer des Lateinischen in Konstantinopel anführt, der aber auch wegen seines lateinischen Lobgedichts auf den jüngern Justinus als ein in der Schriftsprache seiner Heimath, des romanischen Abendlandes, dichtender Westafrikaner

Digitized by Google

mit so wenigem Rechte wie der Spanier Merobaudes den Byzantinern beizuzählen sein dürfte. Sonst könnte man sich allerdings wohl versucht fühlen, aus der Sprache der Hofpoeten Justinians, eines Paul Silentiarius und Agathias von Myrina, den Schluss zu ziehen, dass zur Zeit dieses Kaisers, auf dessen lateinische Gesetzsammlung so grosses Gewicht im entgegengesetzten Sinne gelegt wird, das Griechische in Byzanz nicht bloss Volks- sondern Hofsprache gewesen. Jedenfalls muss es schon gegen das Ende desselben Jahrhunderts um die Kunde des Lateinischen dort schlecht ausgesehen haben, da es Kaiser Mauricius nöthig fand, seine Gesetze und Verordnungen in griechischer Sprache zu erlassen. Es geschah dies, wie es heisst, des Verständnisses wegen; war aber das Altgriechische auch eine todte längst verschollene Sprache, was half es dann, eine unverstandene Sprache für eine andere zu substituiren *)?

In dem Zeitalter, wohin wir jetzt gelangt sind, beginnen jene verheerenden Züge nordischer Völker über die Donau und den Hämus bis ins Herz von Griechenland, die Herrn Fallmerayer Veranlassung gaben, seine berühmte Thesis über die gänzliche Ausmordung des hellenischen Volkes durch die an seine Stelle tretenden Horden der Avaren, Slaven, und später noch der Schkipetaren aufzustellen und mit so grossem Gefühl der Sicherheit zu vertheidigen. Es würde zu weit führen, hier auf eine umfassende Beleuchtung dieser glänzenden Hypothese einzugehen, die soviel Bewunderung und Anklang auf der einen Seite fand, als sie heftigen, zum Theil lächerlich erbitterten Widerspruch auf der andern hervorrief, und welcher, nächst der barbarischen Entstellung oder völligen Veränderung vieler griechischer Ortsnamen, hauptsächlich eine Angabe über die Slavinisirung des Peloponnes in dem geographisch-statistischen Werke des Constantin Porphyrogenetus, eine ähnliche Notiz bei dem anonymen Epitomator des Strabo im 10ten Jahrhundert, und ein Mirakel, wodurch der heilige Andreas das achäische Paträ vor den Avaren schützte, als Stützpunkte dienen. (Man findet die Stellen am compactesten beisammen bei Henrichsen l. l. S. 29, Anm.) Mich interessirt hier unter den Resultaten der vermeinten gänzlichen Slavinisirung Griechenlands zunächst nur die angeblich dadurch vollendete Entartung der griechischen Sprache und insbesondere der Aussprache **). Gesetzt nun aber, um

*) Ueber die gänzliche Absorption alles römischen Wesens im Byzantinerreich durch das überwiegende griechische Element finden sich geistvolle Bemerkungen bei Gibbon, besonders im 53sten Kapitel seines unübertroffenen Werkes

**) Da gerade in dieser Beziehung Hr. Henrichsen, unter den neuern Gegnern der nationalgriechischen Aussprache unstreitig der geistreichste, gewandteste und gelehrteste, trotz seiner Versicherung (S. 33, Anm.), Fallmerayers Schrift wegen des darin herrschenden „Mangels an Kritik" nur sparsam benutzt zu haben, dennoch auf dessen Aussprüche grosses Gewicht zu legen scheint (wie er denn u. A. den vorhin schon von mir erwähnten Fallmerayer'schen Satz, dass die fremden Eindringlinge in dem slavinisirten Griechenlande das Idiom des Landes geredet hätten, aber nicht mit hellenischem, sondern mit scythischem Organe, Seite 51 fast buchstäblich, nur unter Hinzufügung der Römer, wiederholt), möge es mir in parenthesi gestattet sein, an einer nicht unwesentlichen und dabei in wenigern Worten zu bewältigenden Episode der Fallmerayer'schen Forschungen zu zeigen, in welcher Weise dieser Geschichtskritiker unangefochtene und früher ihm selbst für hinlänglich beglaubigt geltende historische Quellen, wenn sie nicht in sein System passen, berücksichtigt. In seiner interessanten Vorlesung über den Einfluss der Besetzung Griechenlands durch die Slaven auf das Schicksal Athens und Attikas, einer Schrift, auf die als auf eine unzweifelhafte Fundgrube neuer Aufklärungen über die Geschichte Athens Hr. Henrichsen, S. 52 Anm., schon ohne sie gesehen zu ha-

Digitized by Google

die Sache nur aus diesem Gesichtspuncte ins Auge zu fassen, Hr. Fallmerayer hätte völlig Recht, gesetzt, der Peloponnes und Attika sammt allen übrigen Provinzen des alten Hellas

hen, hinwies, berichtete Hr. Fallmerayer über ein altes Manuscript aus dem ehemaligen Kloster τῶν Ἀναργύρων, welches ihm von dem auch in dem gestrigen Vortrage des Hrn. Hofrath Preller erwähnten athenischen Archäologen Kyriakos Pitekis zur Einsicht mitgetheilt worden, und woraus er (l. l. S. 22 ff.) einige Bruchstücke mittheilte. Nach dieser merkwürdigen, angeblich aus grauem Mittelalter stammenden Urkunde, von der ich übrigens nicht habe ermitteln können, ob sie ausser ihm noch jemand im Orginal gesehen hat, sollte im Jahrhundert Justinians auch das bis zu dieser Entdeckung von Hrn. F. und den Slaven verschont gebliebene Attika durch die feindlichen Einfälle der Barbaren auf beinahe 400 Jahre in eine menschenleere Wüste und Athen in ein Dickicht von Oelbaumen (wie δασος ἐλαιῶν übersetzt wird) verwandelt sein, bis die nach Salamis geflüchteten und in der Ortschaft Ambelakis angesiedelten Reste der Athener, nachdem sie auch hier Jahrhunderte lang von allem denkbaren Elend, von Seuchen, unmenschlichen Seeräubern, Erdbeben etc. heimgesucht worden, endlich im 10ten Jahrhundert mit kaiserlicher Erlaubniss und Hülfe zurückkehrten und die vom Erdboden vertilgte Stadt in verringertem Umfange wiederaufbauten. Ich will hier die von Hrn. F. (S. 36 f.) selbst schon bei der Veröffentlichung seines Fundes gefühlten und keineswegs genügend gelösten Schwierigkeiten nicht urgiren, dass ein Patriarch Joannes oder Joannicius, unter dessen Patriarchat Athen wieder erbaut sein soll, im 10ten Jahrh. nicht existirt hat, so wie dass nicht bloss Symeon Magister, sondern auch Malalas und andere Byzantiner von einem blutigen Volkstumult in Athen schon zu Anfange desselben Jahrhunderts erzählen, und man sich hiernach die Stadt doch wohl als einen damals ziemlich bevölkerten Ort zu denken hat. Bemerkenswerth ist, dass während der vollen drei Jahrhunderte der Verwandlung Athens in ein Dickicht von Oelbaumen in den Acten der Concilien drei Bischofe von Athen vorkommen und sich überdiess daraus ergibt, wie der geistliche Hirt dieser Stadt gerade während ihrer 400jährigen Vertilgung vom Erdboden zur Metropoliten-Würde erhoht wurde. In Mansi's Collection findet sich unter den in den Protokollen der 6ten ökumenischen Synode im J. 680 aufgeführten und unterzeichneten Theilnehmern derselben der Bischof Joannes von Athen (t. 11, p. 696 C etc.), bei der 8ten im J. 869 Nicetas, Erzbischof von Athen (t. 16, p. 18 C etc.), endlich bei der Pseudosynode des Photius im J 879 der Erzbischof Sabas von Athen t. 17, p. 373 D) Doch will ich auf diesen Umstand kein grosses Gewicht legen, wiewohl er nicht ohne die gezwungensten Annahmen mit der Richtigkeit des Inhalts der anargyrischen Chronik in Einklang zu bringen wäre. Aber woher kamen denn die auf den Kaiserthron berufenen Athenerinnen Irene und Theophano, von deren Ersterer namentlich Theophanes (ed. Par. p. 374) und andere Byzantiner ausführlich erzählen, wie Kaiser Konstantin Kopronymos sie (a. 769) als die Braut seines Sohnes bei der Ankunft aus ihrer Vaterstadt Athen feierlich einholen liess, und wie sie später als Kaiserin 797) ihre meuterischen Schwäger dorthin ins Exil sandte, wo sie nach ihrer nicht getäuschten Erwartung unter der Obhut der getreuen Athener am sichersten bewacht und an der Ausführung rebellischer Pläne verhindert wurden? Haben etwa die Kaiser Leon Chazaras und Staurakios ihre Gemahlinnen aus jenem von den räuberischen Phusten durchschweiften Olivendickicht oder aus der armseligen Colonie in Ambelakia geholt? Oder wird die Sache dadurch erledigt, dass Hr. F. in den Fragmenten aus dem Orient (II, S. 420) die Irene, die er selbst im 1. Theile der Geschichte von Morea (S. 214) noch „eine geborene Athenaerin" nannte, zu einer „aus einer athenischen Familie abstammenden" Person degradirt und nebenbei (S. 419) gegen den armen Theophanes, den unbequemsten Gegenzeugen, in den ihm beigelegten Prädicaten des „langweiligsten und kurzsichtigsten aller Chronisten" und eines Mannes von „beklagenswerther Armseligkeit und Unfähigkeit" seine souveräne Ungnade ausspricht? Da Athen als Verbannungsort für in Ungnade gefallene byzantinische Grosse während jenes Zeitraums von den Geschichtschreibern zu oft erwähnt wird, um dies übersehen zu können, musste eben dieser anscheinend widersprechende Umstand zur Bekräftigung der anargyrischen Berichte dienen. Nach Hrn. F.'s Conjectur nämlich hat auf der Akropolis mitten in dem von den Slaven besetzten und vom byzantinischen Reichsgebiete abgesperrten Lande eine kaiserliche Besatzung sich miraculöser Weise die 4 Jahrhunderte hindurch behauptet, und eben wegen dieser traurigen Situation für die armen Verbannten soll die Burg von Athen einen passenden Verbannungsort abgegeben haben. Ein vereinzeltes Fort inmitten feindlicher Horden der zuverlässigste Aufbewahrungsort für staatsgefährliche und gefürchtete Exulanten! — In den Fragmenten aus dem Orient, II, S. 472 ff., lässt Hr. F. auf verschiedene nachträgliche Bemerkungen über die anargyrische Chronik, welche, da ich die Angriffe, worauf sie sich beziehen, nicht kenne, mir auch nicht völlig verständlich sind, eine Art Palinodie hinsichtlich der Zeit folgen, sowohl der, aus welcher die Manuscripte stammen sollten, als derjenigen, in welche er und zwar, wie man nicht anders glauben konnte, nach unzweideutiger Angabe der letztern den Scytheneinfall in Attika verlegt hatte, ohne jedoch wegen dieser nothgedrungenen, beiläufig durch andere Gründe, als die hier von mir hervorgehobenen, motivirten Concession die vierhundertjährige Verwandlung Athens in einen Oelwald selbst, die sich gleichwohl in irgend einer andern Zeit noch weit

wären im Mittelalter total ausgemordet, sie wären, wie er der grössern Sicherheit wegen annimmt und, Dank dem Mirakel des heiligen Andreas, darzuthun sich getraut, wiederholt bis auf den letzten Blutstropfen ausgemordet und mit Slaven besetzt, die dann später, mit rhomäischen Kolonisten aus Byzenz und Klein-Asien vermischt, besonders durch den Einfluss der griechischen Klerisei zur Annehme eines barbarischen Griechisch „mit scythischem Accent und Organ" sich bequemt hätten: gesetzt, diesem Allen wäre so, welcher Schluss würde denn daraus in Bezug auf die neugriechische Spreche und Aussprache gezogen werden können? Kein anderer, als der, dass man, was auch bis jetzt meines Wissens niemenden eingefallen ist, das Idiom der heutigen Bewohner der obengenannten Landstriche nicht als Muster aufstellen kann, insofern es mit dem der sämmtlichen übrigen Griechen, nementlich auch in Konstantinopel und in jenen Gegenden, deren Bewohner selbst Hr. F. (Gesch. v. Morea, Th. II, Vorr. S. XXXII) für Nachkommen der Hellenen zu halten geneigt scheint, und wo wenigstens von solchen Mischungen, wie in den Binnenländern des illyrischen Delta, keine Rede sein kenn, nicht übereinstimmen sollte. Nun findet eber, unwesentliche Provincialismen abgerechnet, eine solche Uebereinstimmung, auch in der Ausspreche, unter ellen griechisch redenden Leuten des Orients in vollem Maasse statt. Den euf diese unleugbare ellgemeine Uebereinstimmung sich stützenden Beweis der Reuchliniener für des Alter der nationalgriechischen Aussprache (vergl. u. a. Wetstein p. 107 sqq., Pickering l. l., *Οἰκονόμος* p. 754 sqq.) erklären freilich die Erasmianer (z. B. Moore p. 38) für eine Thorheit, da derselbe Grund, wie sie meinen, auch für des Alter der beträchtlichen Abweichungen der neugriechischen Lexilogie und Grammatik von der hellenischen (wie für den Mangel des Dualis, des Dativs, des Optativs und Infinitivs, den Gebrauch der Hülfsverba etc.) geltend gemacht werden könnte. Diese Einwendung möchte, bei Lichte besehen, doch wenig zu bedeuten haben. Gewiss steht nichts der Annehme entgegen, dess die Keime jener Vereinfachung der Formen schon in der altgriechischen Volkssprache lagen, die wir nicht kennen, und in dem Maasse, wie im Verlaufe barbarischer Jahrhunderte die Kenntniss und der Gebreuch der gebildeten Sprache auf immer engere Kreise sich beschränkte, im Wesentlichen aus sich selbst heraus und daher im Ganzen ziemlich gleichmässig, wenngleich nicht ohne alle durch äussere Einflüsse bedingte Abweichungen in den verschiedenen Ländern griechischer Zunge,

---

unmöglicher unterbringen lassl, aufzugeben oder den probat gefundenen Ton überlegener und hohnischer Geringschätzung gegen alle von seiner kritischen Infallibilität nicht unbedingt Ueberzeugten auch nur im mindesten herabzustimmen.

Ich bitte, mir diese lange Digression zu verzeihen, die ich nicht für ganz überflüssig hielt, um an einem eclatanten Beispiele zu zeigen, mit welcher Kritik und Umsicht die scharfsinnigen und gelehrten Vertilger des letzten Tropfens Hellenenblute selbst bei der Durchführung ihrer blendenden Hypothese zu Werke gehen und mit welchem Rechte sie Jeden, der den bescheidensten Zweifel dagegen zu erheben wagt, mit Spott und Schmähungen überhäufen, ja ihn eben wegen seiner nüchternern Auffassung der Sache, und zwar, wenn es nicht anders sein kann, unter zweckmässiger Verdrehung seiner Worte, als gänzlich incompetenten philellenischen Enthusiasten und noch grössern Ignoranten zum Stillschweigen verweisen wollen. Dies unermüdliche Losziehen, besonders des Hrn F. gegen einen wahnsinnigen philellenischen Enthusiasmus, wie er nur in seiner und vielleicht noch in des Hrn. Fürsten Pückler Einbildung existirt, ist selbst ein ausgemachterer Windmühlenkampf, eine completere Donquichotterie, als sie irgend einer seiner Widersprecher sich hat beikommen lassen.

zu dem Grade von Freiheit oder, wenn man will, Barbarei, wie ihn das heutige Neugriechisch darstellt, sich entwickelten, während jedoch dem Eindringen solcher Ausartung in die anerkannte Schrift- und in die Umgangssprache der höher gebildeten Welt durch den Einfluss der wissenschaftlichen, sowohl weltlichen als geistlichen Autoritäten des Reichs, solange dasselbe bestand, mit Erfolg gewehrt wurde. Die überlieferte Aussprache der Buchstaben dagegen wurde von eben diesen Autoritäten des Byzantinerreichs ohne Bedenken anerkannt und in den damaligen Schulen der Grammatiker, wie das jetzt nicht mehr bewiesen zu werden braucht, als die unbezweifelt richtige beim Unterricht angewandt. Nichts berechtigt aber zu der Annahme, dass man in diesen Schulen seit dem Anfange ihres Bestehens auf die Erhaltung dieses Theils der Sprache eine minder scrupulöse Sorgfalt verwandt habe, als auf alles Uebrige. Eben jene minutiöse Buchstabenklauberei, wodurch die griechischen Grammatiker, besonders seit der alexandrinischen Zeit sich auszeichneten, ja eben der „theologische Zuschnitt," den nach Hrn. Henrichsen's Ausdruck (S. 16) „die Grammatik durch unerschütterliche Dogmen und Canones erhielt," scheint eine Bürgschaft mehr für die unverfälschte Ueberlieferung des doch auch unstreitig zur Grammatik im weitern Sinne gehörenden Lautwerthes der Buchstaben, und es lässt sich, sollte ich denken, ohne Temerität annehmen, dass derselbe, aus den attischen Schulen in das alexandrinische Museum und von hier in das Tetradision von Byzanz verpflanzt, im Wesentlichen unverändert in ununterbrochener Diadoche der Lehrer von den Zeiten Dionysius des Thraciers bis zu denen der Chrysoloras, Gazas und Laskeris, wo er notorisch mit dem heutigen der Neugriechen übereinstimmt, sich erhielt. Mit Recht erinnert Velesti (p. 36 sqq.) in dieser Hinsicht an die Zähigkeit der Griechen und an die gerade mit dem fortschreitenden Verfalle des Staates und der Wissenschaft mehr und mehr auf die Bewahrung der Integrität ihrer alten Sprache sich concentrirende Thätigkeit der griechischen Gelehrten, und nicht minder wahr und beachtenswerth scheint mir das Wort des Georgiadis: *Εἰ καὶ Πλάτωνες καὶ Ἀριστοτέλεις ἐκ πολλοῦ ἤδη ἐκ τοῦ ἡμετέρου γένους ἐξέλιπον, ἐν παντὶ ὅμως αἰῶνι ἔσχομεν ἄνδρας, κἂν μὴ ἄλλο, τὴν προγονικὴν γοῦν φωνὴν καλῶς γινώσκοντας καὶ ταύτην διδάξαι ἔχοντας.* (*Ἀν. Γεωργιάδ.* l. l. §. *κθ.* p. 60. Vgl. auch *Οἰκονόμος*, p. 747 etc.) Anders stellt sich freilich die Sache, wenn man mit Hrn. Kreuser von dem ihm für erwiesen geltenden Satze ausgeht, dass zur Zeit der Byzantiner, welchen unbestritten die jetzige neugriechische Aussprache des Hellenischen eigen war, diese Sprache schon längst todt gewesen sei, und damit keinen Anstand nimmt, „die ganze Streitfrage über die Aussprache für eine faule, unnütze zu erklären" (Kr. S. 50). Wir haben vorhin gesehen, aus welchen Gründen Hr. Kr. das Altgriechische schon zur Zeit Julian's für todt hielt; an einer andern Stelle (S. 96) wird es als ausgemacht angenommen, „dass zur Zeit der Anna Komnena das Neugriechische schon vollkommen bestand, also das Altgriechische vollständig gestorben war." Dass das Neugriechische im 12ten Jahrhundert, wenn nicht vollkommen, doch in seinen wesentlichsten Eigenthümlichkeiten schon bestand, wird niemand bestreiten; der daraus gezogene Schluss aber ist fast noch kühner, als jener aus dem berüchtigten Edicte Julians. Hr. Kr. hält demnach das gleich-

Digitized by Google

zeitige Leben zweier Sprachen in einem Lande für ein Ding der Unmöglichkeit und müsste folgerichtig z. B. in unserm Niedersachsen entweder das Plattdeutsche für längst todt oder das Hochdeutsche für noch ungeboren erklären. Für das Leben des Altgriechischen neben dem Neugriechischen in Konstantinopel noch im Jahrhundert der türkischen Eroberung besitzen wir, abgesehen von allen Wahrscheinlichkeitsgründen, ein besonders bündiges Zeugniss, das nach Gibbon auch Bloch anführt und wovon zu verwundern, dass Hr. Kreuser es übersehen und Hr. Henrichsen es ignorirt hat. Der gelehrte Italiener Franz Philelphus von Tolentino, der sich von 1420 bis 27 in Konstantinopel aufhielt, macht in einem Briefe an den Prinzen Galeazzo Sforza vom 15. Febr. 1451, worin er von dem Verhältnisse des Italiänischen zum Lateinischen handelt, über die Sprache der gebildeten Griechen jener Zeit folgende Bemerkung: „Graeci, quibus lingua depravata non sit, et quos ipsi tum sequimur tum imitamur, ita loquuntur vulgo hac etiam tempestate, ut Aristophanes comicus, aut Euripides tragicus, ut oratores omnes, ut historiographi, ut philosophi etiam ipsi et Plato et Aristoteles; litterati autem homines et doctius et emendatius.“ Nach einer Digression über die unwissenden Uebersetzer griechischer Autoren und über die schlechte Volkssprache in Konstantinopel, „quae et a plebe erat depravata, atque corrupta ob peregrinorum mercatorumque multitudinem, qui quotidie Constantinopolim confluebant in urbemque recepti incolae Graecisque admixti locutionem optimam infuscerunt inquinaruntque,“ heisst es in Bezug auf diese locutio optima weiter: „nam viri aulici veteris sermonis dignitatem atque elegantiam retinebant, imprimisque ipsae nobiles mulieres, quibus cum nullum esset omnino cum viris peregrinis commercium, *merus ille ac purus Graecorum sermo servabatur intactus*“ (Philelphi epistt. ed. Paris 1503, fol. 111.). In einem andern Briefe an Lorenz von Medici berichtet Philelphus von seiner Frau, einer Tochter des jüngern Chrysoloras: „uxor illa mea Theodora locutione erat admodum moderata ac suavi et maxime attica, utpote quae nihil haberet peregrini ineptique sermonis admixtum“ (Ph. l. l. fol. 257 B.) Was solche Aussagen um so unverdächtiger erscheinen lässt, sind die damit wechselnden bittern Auslassungen über die Entartung der griechischen Volkssprache sowohl in Konstantinopel als noch mehr in den Provinzen, namentlich im Peloponnes, von dessen Verödung und Barbarei Philelphus (e. 1441, l. l. fol. 57) einem Freunde Sassolo del Prato, um ihm eine beabsichtigte Reise dorthin auszureden, ein abschreckendes Bild entwirft. Ausser dem Gemistus Pletho, heisst es, finde er dort nichts, was der Rede werth sei; der peloponnesischen Barbarei und Sprachverderbniss wird aber auch hier die höhere Bildung Konstantinopels entgegengestellt: „illic enim et viri eruditi sunt nonnulli, et culti mores, et *sermo* etiam *nitidus*.“ Will man auch die Zusammenstellung der höhern Conversationssprache in Konstantinopel mit der der alten Classiker für übertrieben halten, so ist es doch jedenfalls undenkbar, dass Philelphus in dem mit dieser Stadt in so lebhaftem und vielfachem Verkehre stehenden Italien den Gebrauch des Altgriechischen daselbst hätte glauben machen wollen, wenn diese Sprache längst, ja nach Hrn. Kreusers Annahme bereits über 1000 Jahre todt war. Sein Märchen wäre dann in der That ungefähr so schlau ersonnen gewesen, als wollte heut-

Digitized by Google

zutage ein deutscher Gelehrter, der sich 7 Jahre in England aufgehalten, auf dem Continent berichten, man höre in den höhern Cirkeln Londons und besonders von den Hofdamen Ihrer Majestät ein so vorzügliches Angelsächsisch reden, wie wir es nur im Beowulf lesen. Hr. Kreuser wird also kaum die Angaben des Philelphus nur als ein Zeugniss dafür gelten lassen können, dass man, wie er (S. 113) sagt, den Kleiderschrank der schon zu Julians Zeit längst begrabenen griechischen Sprache noch bis 1453 aufbewahrt habe; und eben so wenig dürften sie, insofern Byzanz, „quo Athenarum decus transüt," dadurch eine Beglaubigung mehr als letztes Asyl eines lebendigen, in Sprache und Aussprache reinen Hellenismus empfängt, zu sonderlicher Unterstützung der Ansicht des Hrn. Hantschke in Elberfeld dienen, dass die Pronunciation einer alten Sprache „hanc ipsam ob causam, quod etiamnum a populo, qui ab antiquiore originem trahit, servatur, servari saltem putatur, nullo pacto vera potest appellari, nisi argumentis eadem comprobetur idoneis" (Progr. de vocalium graecarum pronunciatione, p. 25). Hr. Hantschke sucht diesen Satz hauptsächlich durch die Hinweisung darauf zu begründen, dass, wenn jedenfalls die überlebende Aussprache die rechte sein solle, zufällig beim Aussterben einer Sprache, z. B. der deutschen, gerade die verderbteste Provinzialmundart irgend eines Winkels im Lande, wo die Sprache sich am längsten lebend erhalten, zu dieser Ehre gelangen könnte. Nach allem Vorhergegangenen glaube ich jedes weitern Wortes über die Nutzanwendung dieses Satzes auf den Streit über die Aussprache des Griechischen mich enthalten zu können.

Am Schlusse dieser allgemeinen historischen Betrachtungen aber muss ich noch ein Strategem der Erasmianer berühren, das zur schiefen Auffassung der Sache nicht wenig beigetragen hat, ich meine die Zusammenstellung des Verhältnisses zwischen Altgriechisch und Neugriechisch mit dem des Lateinischen zu seinen Töchtersprachen. Man hat das erstere für ein eben so entferntes erklären wollen, wie das letztere, wenigstens wie das Verhältniss des Lateinischen zu dem ihm am nächsten verwandten Italiänischen, und desshalb den Griechen die Prätension, in ihrer Sprache die Aussprache der alten bewahrt zu haben, nicht minder, ja in noch weiterm Umfange, als den Italiänern, bestritten. Nichts ist aber falscher, als jene Annahme. Zwischen dem Lateinischen und dem Italiänischen gab es seit der Zeit, aus welcher über letzteres die ältesten Nachrichten und Urkunden vorliegen, eine bestimmte unverkennbare Grenzlinie; zwischen dem Alt- und Neugriechischen giebt es eine solche jetzt kaum und gab es noch weniger, ehe seit Anfang des vorigen Jahrhunderts gelehrte Griechen anfingen die haltlose, willkürliche, vielfach variirende *ὁμιλία τῶν χυδαίων* nach ihren eingewurzeltsten und allgemeinsten Eigenthümlichkeiten auf einigermaassen feste grammatische Formen und Regeln zu reduciren. Noch jetzt aber lassen sich für jedes unclassische oder gar ungriechische Wort, ja für jede specifisch neugriechische Redewendung, zwar nicht immer ohne Affectation oder selbst ohne der Sprache Gewalt anzuthun, doch ohne, wie dies bei analogem Verfahren im Italiänischen der Fall sein würde, ihr Wesen gänzlich aufzuheben, die entsprechenden hellenischen Wörter und Wendungen substituiren. Ich bitte den Versuch zu machen, nicht etwa mit der gebildeten, stark hellenisirenden Ausdrucksweise eines Kumas oder Rhisos Rhangawis,

Digitized by Google

sondern mit ganz rohen Producten, wie jene politischen Verse aus dem Mittelalter, durch deren Anführung Hr. Henrichsen (S. 43—49) die damalige Barbarei der griechischen Sprache beweisen zu wollen sich die anerkennenswerthe, wenn auch mit seinem Wohlnehmen völlig überflüssige Mühe gibt. Man nehme z. B. Friedemanns hellenische Uebersetzungen einiger Feuriel'schen Volkslieder (vergleichende Grammat. der alt- und neugr. Sprache, S. 62 ff.) und übersetze dagegen die Terzinen Dante's oder noch ältere italiänische Sprachproben so wörtlich als irgend möglich ins Lateinische, und man wird finden, wo der wesentlichere Unterschied, die unausfüllherere Kluft ist. Die frühe Entwickelung des Italiänischen zu einem selbständigen, geregelten, in sich abgeschlossenen, von der Muttersprache zwar nicht grundverschiedenen doch völlig abgetrennten Idiom erklärt sich sehr einfach durch das in der That fest um ein Jahrtausend früher erfolgte Aufhören des Lateinischen als einer lebenden Sprache, welches in dieser Eigenschaft, bei den Zuständen des römischen Abendlandes und insbesondere auch Italiens seit dem Ende des 5ten Jahrhunderts, trotz der fortdauernden Küchenlatein-Schreiberei, bei weitem nicht in der Intensität, wie das Griechische im christlichen Orient durch die weltliche Macht, die Kirche im weitesten Sinne und, was auch nicht allzu gering anzuschlagen, durch den selbst von Hrn. Henrichsen (S. 39) anerkannten grössern wissenschaftlichen Sinn eines wenn auch immer mehr zusammenschmelzenden Theils der Nation geschützt und gepflegt wurde. Aus denselben Umständen erklärt es sich, wie in Italien gewisse ursprünglich vulgäre, zum Theil auch nachweislich nur provinzielle Eigenheiten der Aussprache, die jedoch von der echten altlateinischen vielleicht nicht mehr abwichen, als die neugriechischen Provinzielverschiedenheiten der Aussprache unter einander und von der dort anerkannten Pronunciation des Alt- und Neugriechischen abweichen, für das neugebildete volgare illustre und damit für das zu jener Zeit wirklich nach Hrn. Kreusers Ausdruck (S. 56) „mausetodte" und schon bei seinen letzten Lebzeiten längst vernachlässigte Latein zu stehender Geltung gelangen konnten, während der allgemeinen Aufnahme und Sanctionirung solcher Chydaïsmen und Provinzialismen in der griechischen Oralsprache der lebendig erhaltene altgriechische Laut einen unüberschrittenen Damm entgegensetzte. Zu jenen wahrscheinlichen Abweichungen der italiänischen Aussprache von der altlateinischen gehört vornämlich der Laut des g und des c vor e und i, während andere Eigenheiten vorhin bezeichneter Art, wie der I-Laut des l nach b, p, f und c, der Laut des j und manches Andere, für das **Italiänische** auch eine veränderte Schreibart zur Folge hatten, wobei dann aber die Italiäner in dem als todte Sprache erlernten Lateinisch die betreffenden Wörter nach dem Lautwerthe ihres eigenen Alphabets und damit vermuthlich nach der alten richtigen Weise aussprachen. So spricht und schreibt der Italiäner bekanntlich piano, fiume, gioventù (dschowentu), während er die lateinischen Wörter planus, flumen, juventus, ausspricht, wie wir. (Eine veränderte Aussprache anderer Buchstaben, wie des b und in vielen Fällen des langen e, ist eben in Betracht des Verhältnisses der lateinischen Schreibart altgriechischer Wörter zur nationalgriechischen Aussprache derselben nicht unwahrscheinlich.) Auch bei den Neugriechen findet sich vieler Orten, namentlich auf den Inseln Cypern,

Digitized by Google

Kreta, Chios, Lesbos etc., weniger, wiewohl dies angegeben wird, in Athen, die Neigung, das κ vor den hellen Vokalen ganz wie das c der Italiäner im gleichen Falle, und das ζ wie das italiänische gi auszusprechen; ferner ist sehr häufig die Verwandlung des κ und π vor einer andern Tenuis in die Aspirata, die Verwandlung des λ in ρ, besonders vor θ und φ, fast allgemein in der vulgären Sprache die Unterdrückung des Schluss-ν und ς, endlich eine Menge Accentfehler („παροξύτονα" wie sie das Volk ohne Unterschied nennt), und damit zusammenhängend die von Hrn. Henrichsen (S. 62) als Beweise für die vermeinte Ausartung der alten Accentgesetze angeführten barbarischen Synizesen, ohne dass jedoch alle diese, ob auch zum Theil noch so eingewurzelten und weit verbreiteten Nachlässigkeiten in der Aussprache, eben weil sie stets als solche erkannt wurden, zu einer Abweichung der anerkannten neugriechischen Orthographie in den betreffenden Wörtern von der altgriechischen hätten führen können oder gar jemals von den Gebildeten auf die Aussprache des Altgriechischen selbst übertragen wären. Auf einige dieser, im Ganzen den wahrscheinlichen Abweichungen der italiänischen Aussprache von der lateinischen entsprechenden rhomäischen Provinzialismen mag allerdings das Beisammenleben mit barbarischen Stämmen nicht ohne Einfluss geblieben sein, wie z. B. in dem zischenden Laute des σ (gleich unserm scharfen *sch*) in einigen Landstrichen das albanesische *schin* nicht zu verkennen ist. Doch wird es, glaube ich, von selbst einleuchten, wie wenig mit allen solchen Idiotismen diejenigen Eigenthümlichkeiten der nationalgriechischen Aussprache, die von Konstantinopel bis Cypern, von Kerkyra bis Trapezunt ihr eigen sind, und die unbezweifelt zur Zeit des Eustathios längst bei Priestern und Laien, Grammatikern und Ungelehrten so fest standen wie heute, billigerweise in eine Kategorie gestellt und auf dieselben Ursachen zurückgeführt werden können. Es grenzt an's Fabelhafte, welche Mühe die gelehrten Gegner dieser Aussprache sich gaben, um ihren slavischen, schkipetarischen und sogar türkischen Ursprung und überhaupt den destruirenden Einfluss dieser barbarischen Idiome auf das Griechische nachzuweisen. Ich erinnere in dieser Beziehung nur an Hrn. Professor Heilmaier in Aschaffenburg, da ich seine Abhandlung „über die Entstehung der romaischen Sprache unter dem Einflusse fremder Zungen" am Häufigsten und mit dem grössten Lobe citirt finde. Fast mit denselben Worten wie später Hr. Henrichsen (S. 33 Anm.) erklärt auch er (S. 3 Anm.), dass „Fallmereyer's ausgezeichnetes Werk (der erste Th. der Gesch. v. Morea) nur mit Vorsicht zu benutzen sei, da der Verf. alle Schranken historischer Kritik übertreten habe," geht dabei aber factisch völlig auf sein System ein und stellt zur Unterstützung desselben Behauptungen auf, die dem seligen Henninius Ehre gemacht haben würden. Die Slaven, heisst es, pflegten gern die Ortsbenennungen von natürlichen Beschaffenheiten der Erdoberfläche zu entlehnen; diese Neigung finde sich auch in Griechenland, so sei z. B. der (in seiner Zusammensetzung unbestritten griechische) Name der Stadt *Καλάβρυτα*, Schönwasser, rein slavisch gedacht, indem ihm im Slavischen Alt- oder Gutwasser, stará voda, dobrá voda entspreche (S. 21). So werden denn auch wohl die althellenischen Ortsnamen Pegä, Thermä, Keleuria, Limnä etc. und nicht minder eine Menge abendländischer, wie Heilbrenn, Lauterbach, Bridgewater

Digitized by Google

als rein slavisch gedacht anzuerkennen sein! Doch wir haben es hier nicht mit dem Slavismus der neugriechischen Wortbildung, sondern mit dem der Aussprache zu thun, und auch hierfür lässt es Hr. Heilmaier nicht an ungefähr eben so bündigen Beweisen fehlen (s. besonders S. 24). Im serbischen Idiom ist die Häufung des *i* vor Vokalen charakteristisch, folglich können nur dorther die Griechen ihre noch weit stärkere Häufung des *ι*-Lautes entlehnt haben. Das neugriechische *δ*, entsprechend dem gelinden englischen th, können die Slaven zwar gar nicht aussprechen, nichts desto weniger hat der neugriechische Laut dieses Buchstaben nur von ihnen seinen Ursprung, da das d in Serbien nach Gegenden oft in i übergeht, wie das griechische *διά* in gemeiner Sprache in *γιά*. Das griechische *σ* entspricht dem slavischen s, das *ζ* dem z — nicht mehr und nicht minder nämlich, als dem spanischen, französischen und holländischen z. Mit gleicher Beweiskraft für den slavischen Ursprung der griechischen Aussprache hätte Hr. Heilmaier auch sämmtliche übrigen in diesen beiden und in so und soviel andern Sprachen übereinstimmenden Vokale und Consonanten herzählen können. Auch wegen jener in der griechischen Volkssprache, wie schon gesagt, nicht seltenen Verwandlung des *λ* in *ρ* erklärt Hr. H. es für unnöthig zu der altgriechischen Analogie zu greifen, da dieselbe Verwechselung auch im Serbischen vorkomme. Sollte aber die Frage unberechtigt sein, warum man denn, wenn man die altgriechische Analogie hat, zu der serbischen zu greifen braucht? Den alten Kehllaut des Spiritus asper, wie ihn nämlich die Erasmianer sich denken, sollen die Griechen hauptsächlich durch die lange Herrschaft der französischen und italiänischen Sprache verloren haben (S. 35). Ich will hier die Länge und Intensität dieser Herrschaft, besonders in Konstantinopel, nicht untersuchen, und frage nur, wenn hier durchaus ein Verlust des alten Kehllauts angenommen werden muss, wodurch denn die Franzosen und Italiäner selbst ihn verloren haben sollen? Etwa durch die in Gallien und Italien eingewanderten germanischen Stämme, die ihn im vollen Maasse besassen? Den Italiänern verdanken die Griechen nach Hrn. H. (a. a. O.) auch die „getrennte" Aussprache des *σ* vor Konsonanten. Es ist an sich nicht recht klar, was dieser auch S. 24 vorkommende Ausdruck bedeuten soll; wird aber dadurch, wie ich nicht anders annehmen kann, die reine Aussprache des *σ* vor Consonanten bezeichnet, so ist das eine Eigenheit, die dem Griechischen mit allen europäischen Idiomen, mit Ausnahme einer beträchtlichen Anzahl der slavischen und allerdings auch sämmtlicher süd- und ostdeutschen Mundarten gemein ist *). Dem Gewichte solcher Beweise für die slavo-

*) In Deutschland freilich ist jetzt die reine Sprache des s vor p und t auf uns Niedersachsen und die Westfalen beschränkt, welche letztere übrigens durch gänzliche Verbannung des weichen Zischlautes in der Aussprache, auch wo er vor Vokalen und liquidis geschrieben steht und der hochdeutschen Sprache einmal eigen ist, des Guten zuviel thun. Im ganzen übrigen Deutschlande schpricht man, nur bei uns wird noch gesprochen, d. h. von dem einheimischen gebildeten Mittelstande, soweit er sich der angeerbten reinen Laute nicht schämt und seine Muttersprache ohne Affectation redet, während freilich auch bei uns die höher gebildeten Schlands zum guten Theil und die Schauschpieler sammt und sonders eine Aussprache, die dem sanften Wohllaute des Italiänischen nach ihrem Zugeschtändniss keinen Eintrag thut, im Deutschen schon längst für eine unausschtehliche Härte erklären.

romano-schkipetaro-türkische Infection der griechischen Aussprache gegenüber hat es für Hrn. Heilmeier keine Schwierigkeit, dass diese sämmtlichen Idiome-Laute besitzen, welche den Neugriechen fehlen, und umgekehrt, und zwar gerade solche, wobei es um den Unterschied der nationalgriechischen Aussprache von der Erasmischen, vermeintlich alten, sich handelt. So besitzen Slaven, Italiäner, Albanesen und Türken unsere, von den Erasmianern dem β und δ beigelegte Laute des b und d, die Griechen aber haben sie nicht und drücken sie in fremden Wörtern unbeholfen genug durch $\mu\pi$ und $\nu\tau$ aus, weil sie π und τ in dieser Verbindung in der Mitte des Wortes sanfter aussprechen. Der den Griechen eigene Laut des ϑ dagegen, dessen Aspiration beiläufig noch Erasmus (dial. bei Havercamp. II, p. 160), nicht aber, wenigstens in der Praxis, seine Jünger bewahrt wissen wollen, fehlt, während es die Schkipetaren von den Griechen entlehnten, den Italiänern und Slaven gänzlich; selbst die Russen, nach Fallmerayer die nächsten Blutsvettern der Neugriechen, können es so wenig aussprechen, wie der scythische Bogenschütz in den Thesmophoriazusen: *κάτησο, κάτηθο, ναιχὶ, ναὶ, τυγάτριον*, sondern sagen dafür *f*. Nichtsdestoweniger muss auch dieser Laut anders woher stammen. Ihn von den Engländern herzuleiten riskirt selbst Hr. Heilmaier nicht, da es ihm doch misslich scheinen mag, sich auf die ephemere Eroberung Cyperns durch Richard Löwenherz im J. 1191 zu berufen, und da vor der Ankunft der neuern englischen Touristen und Philellenen und vor der Herrschaft Englands auf den sieben Inseln die Aussprache des ϑ schon allzu notorisch in ganz Griechenland heimisch war. Er sieht sich also (S. 41) nach diesem Laute im türkischen Alphabete um und tröstet sich, da er ihn auch hier nicht findet, damit, dass doch der arabische Buchstabe Se (was wohl das ث sein soll) „gleichsam wie thse" ausgesprochen werde!

Doch es ist hohe Zeit, von dieser Beleuchtung der vermeinten positiven Beweise für den barbarischen Ursprung der nationalgriechischen Pronunciation mich zu den Urkunden des Alterthums zu wenden, insoweit man daraus die Unmöglichkeit der Uebereinstimmung dieser Aussprache mit der der Alten a priori hat demonstriren wollen. Je weiter ich in der Ausdehnung der bisherigen Erörterungen das erlaubte Maass überschritten zu haben befürchte, um so kürzer werde ich mich bei dem jetzt vorliegenden Theile der Untersuchung fassen, zumal da derselbe aus den zu Anfang ausgesprochenen Gründen für mich von sehr untergeordneter Bedeutung ist, bis mir nicht die durchgängige Richtigkeit einer andern Aussprache mit unwidersprechlicher Gewissheit dargethan wird, und ich selbst in diesem mir unmöglich scheinenden Falle Bedenken tragen würde, für die letztere zum Leben im Volke keinenfalls wieder zu erweckende mich zu entscheiden. Ich muss in dieser Beziehung völlig dem alten Erasmus Schmidt beistimmen, wenn er sagt: Discrimen veteribus Graecis aliquod fuisse, licet valde subtile, jam antee concessimus. Quale autem illud vere fuerit, tum dicemus, quando aliquis nobis Demosthenem ex Orco revocarit, qui pronunciationem graecam antiquam nos doceat. Sed metuendum, ne tum magistrum Plutonicum sequentes etiam *τὸ ρ*, quod ille vivus recte pronunciare non potuit, aliter pronunciare discamus. Tutius igitur retinebimus quod habemus. (Discurs. de pro-

nunciatione Graeca antiqua contra *νεόφυτον*, ap. Havercamp. II, p. 668.) In ähnlichem Sinne äussert sich Koraïs in den Prolegomenis zum Isokrates (*Βιβλιοθ. Ἑλλην. μερ. ά, περὶ τῆς ἐκδόσεως τοῦ Ἰσοκράτους*, p. 90 sqq.), und die Worte dieses hochverdienten Vaters der neuhellenischen Literatur, die meines Wissens keiner der neuern Vertheidiger und Gegner des Itacismus beachtet hat *), scheinen mir so verständig und beachtenswerth, dass ich auf Verzeihung hoffe, wenn ich sie in wörtlicher Verdeutschung hier wiederhole. Nachdem Koraïs eine Stelle aus dem Sextus Empiricus (*πρὸς γραμματικούς*, V, 117) angeführt hat, wo dieser die Diphthonge *αι* und *ει*, wie auch *ου* (oder nach Koraïs Conjectur *οι*), als reine und einfache Vokale nach ihrer Aussprache bezeichnet, fährt er fort: „Wenn „dies auch nicht beweist, dass zur Zeit des Sextus (also im 2ten Jahrhundert p. C.) die „Aussprache nicht verdorben war, so erhellt doch daraus, wie zu seiner Zeit niemand „daran dachte, dass die Alten einige Jahrhunderte früher eine andere Aussprache gehabt „hätten. Ich weiss weder, noch kümmert es mich sonderlich, zu erfahren, wie Isokrates, „Platon, Demosthenes und so viele sonst noch in der Blüthenzeit der Sprache blühten, die- „selbe aussprachen; und wenn ich die heutige Aussprache vertheidige, so behaupte ich „damit nicht, dass wir ganz unverändert so wie jene sprechen, indem es wahrscheinlich „ist, dass der griechischen Sprache dasselbe widerfuhr, was auch den neuern Sprachen, „was endlich allen Werken und Schöpfungen der Menschen widerfährt. Soviel aber halte „ich für unzweifelhaft, dass, wenn die Pronunciation der Sprache sich geändert hat, sie „so, wie sie vor Alters gewesen, wiederherzustellen niemand sonst im Stande ist, als „einzig und allein die, welche sie als ihre Muttersprache redeten und schrieben. Bis diese „also wieder aufleben, muss es auch uns erlaubt sein, sie so auszusprechen, wie der „Barbar Sextus, der ungebildete Plutarch, der Ignorant Galen sie sprachen, und die Hel- „lenisten anderer Nationen würden weiser thun, wenn sie auch die Erasmische Ausspra- „che so manchen andern beseitigten Hirngespinnsten nachsendeten (*ἂν ἔπεμπον καὶ τὴν* „*προφορὰν τοῦ Ἐράσμου ὅπου ἔπεμψαν πολλὰς ἄλλας προλήψεις*), zumal jetzt bei der Wie- „dergeburt Griechenlands, wo mittelst des Gleichlauts der Aussprache und unmittelbarer „Zusammenstellung der alten mit der neuen Sprache der Griechen sowohl sie aus unsern „noch schüchternen Beobachtungen als wir aus ihren gelehrten Illustrationen für die Er- „läuterung der alten Classiker den bedeutendsten Gewinn ziehen würden."

Grösseres Gewicht, als auf jene von Koraïs angeführte Stelle beim Sextus, legen Andere in dieser Frage auf des etwas über 100 Jahre ältern Dionys von Halikarnass genaue Beschreibung der Buchstabenlaute in seiner Schrift *περὶ συνθέσεως ὀνομάτων* §. 14. Aber eben der Umstand, dass sowohl Itacisten, wie z. B. Georgiadis (§. λβ', p. 64 sqq.) als Erasmianer, wie u. A. Hr. Henrichsen (S. 148 f.), je nach ihrer verschiedenen Auffassung seiner mehr rhetorisch prunkenden als einen deutlichen Begriff gebenden Beschrei-

*) Gleichwohl scheint ein neuester Eiferer gegen die nationalgriechische Aussprache in der Hannoverschen Zeitung vom 12. Oct. 1852 den Koraïs nicht unbeachtet gelassen zu haben, da er ihn als Koryphäus der gelehrten Neugriechen nennt, die den „Unsinn" des Reuchlinismus einräumten.
Nachträgliche Bemerkung

bungen, mit einem Schein von Recht sich auf ihn berufen können, dürfte für meine Ansicht sprechen, dass hier in keiner Beziehung sonderliche Aufklärung bei ihm zu holen ist. Einer der neuesten Schriftsteller über diesen Gegenstand, der Engländer Pennington (essay on the pronunciation of the greek language, p. 27 sqq.) erklärt, den Definitionen des Dionysios als eines gelehrten und zur Belehrung schreibenden Philosophen, Kritikers und Historikers entscheidendern Werth beizulegen, als allen aus der Analogie des Lateinischen oder aus Inschriften, Thierstimmen und Wortspielen geschöpften Muthmaassungen, und obgleich er sich sonst im Ganzen der nationalgriechischen Aussprache zuneigt, so glaubt er doch aus der verschiedenen Beschreibung, die Dionys von der Function der Sprachorgane bei der Aussprache der Vokale *η*, *ι* und *υ* macht, auf die Verschiedenheit des Lautes dieser Buchstaben, mithin auf die Ausartung desselben bei den Griechen, schliessen zu müssen. Allein abgesehen davon, dass einen feinen Unterschied der I-Laute, besonders des *υ*, auch die Griechen (z. B. Georgiad. p. 97, Ikonom. p. 133 sqq.) zugeben, möchte doch jener Schluss nicht so durchaus nothwendig sein, wenn, wie es mir wenigstens scheint, jede der verschiedenen Beschreibungen an sich so gut auf die eine wie auf die andere Aussprache des betreffenden Vokals passt. Gesetzt auch, es hätte schon zu jener Zeit nur ein sehr subtiler oder, was ich übrigens nicht glaube, gar kein Unterschied stattgefunden, so konnte ein griechischer Grammatiker, der, wie man ohne dem guten Dionys zu nahe zu treten, wohl behaupten darf, von einiger Pedanterei so wenig wie seine Zunftgenossen frei war, eben weil er verschiedene Zeichen vor sich hatte, gar leicht sich für verpflichtet halten, auch einer verschiedenen Beschreibung der Aussprache sich zu unterziehen, so unbedeutend, ja möglicherweise nichtig der Unterschied derselben für das Ohr auch sein mochte. (Umgekehrt, aber analog liess Erasmus durch gleiche Schreibart durchaus verschiedener Laute sich verleiten, dieselben ohne weiteres zu identificiren, nämlich das holländische *ui* in den Wörtern *huis*, *muis*, und das französische in *bruit*, *fruit*; vgl. Haverc. II, p. 90). Am allerwenigsten kann ich mit den Erasmianern aus des Dionys Stillschweigen über den Laut der Diphthonge den Schluss ziehen, dass dadurch der Doppellaut derselben entschieden sei, indem D. die Beschreibung ihrer Aussprache nach der der *στοιχεῖα*, woraus sie beständen, für überflüssig gehalten. Für die Erasmische Aussprache zumal bewiese dies weniger als nichts, da aus der Verschmelzung der Buchstaben *α*, *ε* und *ο* mit *υ* nach jener Aussprache auch nun und nimmer Doppellaute, wie unser *au*, *eu* und *u*, welches beiläufig kein Doppellaut ist, entstehen können.

Um schliesslich noch ein paar Worte von den Zeugnissen über die einzelnen Buchstaben zu sagen, so kann ich zunächst nicht nachdrücklich genug hervorheben, dass die Reuchlinianer durch ihr hartnäckiges Leugnen und die sophistischen vermeinten Beweise dafür, dass das *ἦτα* auch ursprünglich kein langes *e* gewesen sei, gegenüber den unzweideutigsten Zeugnissen hierfür ihrer Sache den grössten Schaden gethan haben. Sehr plausibel scheint mir dagegen die auch von Ross (l. l.) getheilte Ansicht, dass eben aus dem doppelten Grunde, weil einerseits schon sehr früh die Aspiration der Vokale auf

Digitized by Google

das jetzige Minimum reducirt war und anderseits die eben so früh herrschend gewordene Hinneigung des langen ε zum *i* ein besonderes Zeichen dafür wünschenswerth machte, das frühere Aspirationszeichen *H* als ἦτα durch förmlichen Volksbeschluss in das attische Alphabet (nach dem Vorgange des ionischen und dorischen) eingeschaltet wurde. (Vgl. Schol. zu Euripid. Phoeniss. ed. Geel. p. 267.). Ich sagte, dass die Aspiration des Spiritus asper auf ein Minimum reducirt, nicht dass sie gänzlich verschwunden sei. Ross bezeichnet die Sache gewiss ganz richtig, wenn er (l. l.) sagt, „der Hauch quiescire nur zu Anfang der Worte, lebe aber fort im Instinct der Sprachorgane des Volkes, und trete daher sogleich wieder lebendig hervor, wenn vor ein mit einem aspirirten Vokal anfangendes Wort durch Elision ein der Aspiration fähiger Consonant trete.“ Ganz ähnlich verhält es sich mit dem französischen *h* aspirée, wo namentlich die Nicht-Apostrophirung des Artikels vor demselben als Kriterium des Unterschiedes von dem nicht aspirirten h gelten kann, ohne dass jenes aspirirte doch jemals wie unser dickes H hörbar würde. Als Wahrscheinlichkeitsgrund, dass mit letzterm auch das alte πνεῦμα δασὺ nicht zu identificiren ist, kann für diejenigen, welche sonst in dieser Sache so viel Gewicht auf die entsprechende Schreibweise der Namen in den orientalischen Sprachen legen, was ich freilich nicht thue, vielleicht noch der Umstand gelten, dass die Griechen schon in der hellenistischen Zeit nicht bloss das hebräische ח und כ (sowie später das syrische ܚ und ܟ), sondern auch das ה (und das syr. ܗ) durch ihr χ wiedergaben, wie sie noch jetzt unser H in der Regel dadurch ausdrücken, nicht durch den Spiritus.

Das Entstehen des η aus einer Verlängerung oder Verdoppelung des ε beweist wohl so wenig für den reinen E-Laut jenes Vokals in der classischen Zeit, als derselbe für den Diphthong ει, wo er aus der nämlichen Verdoppelung sich bildete, zu demonstriren wäre, was selbst die Erasmianer nicht prätendiren. Die Annahme, dass das η schon zur Zeit seiner Einführung ins attische Alphabet meistens als ein Mittellaut zwischen e und i gesprochen sei und bereits zur Zeit Platon's mehr zum i sich geneigt habe, ist schwerlich durch einen bündigen Beweis zu widerlegen. Ihr widerstreitet auch nicht Sokrates Angabe im Kratylos (ed. Steph. p. 418 c.), dass vor Alters das Wort ἡμέρα von den Einen ἱμέρα, von den Andern ἑμέρα ausgesprochen sei, während es zu seiner Zeit ἡμέρα laute, eine Stelle, die von den Erasmianern mit Hülfe ungenauer Uebersetzung ebenso grundlos gegen den I-Laut des η angeführt wird, als die Reuchlinianer, z. B. Mynas (p. 139) unter Verstümmelung und Missdeutung der Worte: νῦν δὲ ἀντὶ μὲν τοῦ ἰῶτα ἢ ε ἢ ἦτα μεταστρέφουσιν einen (unnützen!) Beweis für diesen Laut daraus machen wollen. Eher wären wohl für letztern in derselben Schrift (p. 404 b) die Worte: Δημήτηρ μὲν φαίνεται, Διδοῦσα ὡς μήτηρ, ΔΗμήτηρ κεκλῆσθαι, geltend zu machen: doch lege ich zu wenig Gewicht auch auf diesen angeblichen Beweis, um eine nähere Prüfung der Behauptung Hrn. Henrichsen's für nöthig zu halten, dass, wie bei den meisten Etymologien im Kratylos, auch hier nicht an einen Gleichlaut, sondern nur an eine entfernte Aehnlichkeit der betreffenden Sylben zu denken sei. Von den für den Gleichlaut des η und ι angeführten Parechesen nenne ich statt der weniger zweifellosen, die Eustathios im Homer findet, nur eine spätere aus dem

Digitized by Google

Zeitalter des Demosthenes in dem Ithyphallikon zum Lobe des Demetrios Poliorketes beim Athenäos, wo Demetrios „nicht als hölzernes oder steinernes Götterbild, sondern als wahrhaft gegenwärtiger Gott" angeredet wird und wo, vs. 19, in den Worten: *οὐδὲ λίθινον, ἀλλ' ἀληθινόν*, die beabsichtigte den Gegensatz markirende Assonanz unverkennbar scheint. — Bei dem von den Erasmianern, z. B. d'Ancillon (l. l. p. 60) erhobenen Einwurfe, dass, wolle man dem *η* den reinen E-Laut absprechen, die griechische Sprache gar kein langes *ε* haben würde, was doch nicht denkbar sei, ist ganz vergessen, dass ja diesen Laut nach der nationalen Aussprache der Diphthong *αι* vertritt. Eben dies scheint von neuern Gelehrten übersehen zu sein, wenn sie bei Bestreitung des I-Lautes für das *η* auf fehlerhafte böotische Inschriften, wo man *χῆρε* für *χαῖρε*, *ἱππότη* für *ἱππόται*, etc. findet, sich beriefen, weil es gegen alle Lautgesetze streite, dass der Laut *αι* bei den Böotern in *ι* solle übergegangen sein. Von *ä* und *ε* aber ist ja der Uebergang in *i* nicht so weit und von jenen, in der von ihnen angenommenen Ausartung der Aussprache des *η* überhaupt, jedenfalls zugestanden. Im Ganzen werden sonst die vielen für den Gleichlaut des *ι*, *η* und des Diphthong *ει* beigebrachten Inschriften, wo diese Zeichen verwechselt sind, von den Erasmianern, namentlich vom Prof. Henrichsen (p. 69 ff.) mit entschiedener Verachtung abgefertigt. Sollten solche Verwechselungen für die Bestimmung der Aussprache maassgebend sein, meint er, so lasse sich beweisen, dass *οι* wie *ε*, *ου* wie *ω*, ja dass *κ* wie *α*, *β* wie *γ* oder wie *δ*, *μ* wie *ν*, *ϑ* wie *σ*, *φ* wie *π* oder *β*, kurz dass jeder Buchstabe wie jeder andere gelautet habe (S. 71). Ob eine derartige Verwechselung einmal oder 100mal vorkommt, scheint demnach für ihn keinen Unterschied zu machen! Hingegen legt er viel Gewicht darauf, dass für die Verwechslung der I-Laute keine attische Inschriften angeführt seien, ein Umstand, der gleichwohl, unbeschadet der aus den übrigen Inschriften der verschiedensten Gegenden und Zeiten gezogenen Folgerungen, sich leicht daraus erklären dürfte, dass in der alten Metropole griechischer Bildung orthographische Schnitzer auch bei ungelehrten Leuten, wie Graveuren und Steinhauern, nicht so leicht vorkommen mochten, als anderer Orten. Ich zweifle sehr, ob gerade bei wirklich unbefangener Auffassung der Sache, wie Hr. Henrichsen sie bei jeder Gelegenheit für sich in Anspruch nimmt, durch Alles, was er in unendlicher Ausführlichkeit hierüber vorbringt, die entgegengesetzten Bemerkungen anderer Forscher über die Inschriften von Salmasius (explicatio inscriptionum Herodis Attici, Par. 1619, p. 16) bis auf Ross (Hellenika, passim, und Inselreisen, l. l.) und Lebas (revue de philologie, 1845, p. 34) aufgewogen werden. — Gegen den I-Laut des *η* wird eingewandt, dass der Uebergang des *α* in einen so wenig verwandten Laut wie *i* in der Flexion der Nenn- und Zeitwörter undenkbar sei. Ich bitte aber, um dies begreiflich zu finden, (der Analogien in orientalischen Sprachen nicht zu gedenken) nur der eben so schroffen Vokalwendlungen in andern lebenden Sprachen, wie z. B. im Deutschen in der Conjugation der Zeitwörter: binden, singen, rathen, sterben, helfen etc. sich zu erinnern, dessgleichen im Lateinischen des Uebergangs von *a* in *i* in den Verbis: *agere, cadere, facere, salire*, etc. in deren Compositis. Was von der Berufung auf die gewöhnliche lateinische Schreibart griechischer Namen und vice versa

Digitized by Google

meines Erachtens zu halten ist, habe ich schon früher angedeutet. Aus ihr liesse sich am Ende mit gleich gutem Grunde beweisen, dass das o wie u gelautet habe; ja wer weiss, ob nicht noch scheinbarere Argumente dafür herbeizuschaffen wären. Mit Recht beklagt sich Greg. Martinus (bei Havercamp, II. p. 591) über die Unbilligkeit der Erasmianer, die, wie es ihnen eben passt, in der Aussprache des einen Wortes *Εἰρηναῖος* in der 2ten Sylbe die lateinische Schreibart für maassgebend erklären, während sie bei der ersten und dritten nichts davon wissen wollen. Wie die Römer das *ε* aussprachen, wissen wir nicht, wohl aber, dass in den römischen Tochtersprachen in unzähligen Wörtern ein i daraus geworden ist. (Vgl. Dietz, Gramm. d. roman. Sprachen, I., 128.)

Diese freilich nur aphoristischen Bemerkungen würden allzuunvollständig sein, wollte ich das Geblök der attischen Schafe gänzlich mit Stillschweigen übergehen, da ja, wie der gute Wetstein mit lächerlich zorniger Emphase sich ausdrückt, „*hoc ipso balatu tanquam durissimo ariete concuti Graecorum sonandi rationem viri maximi tradiderunt.*" Der famose Vers des Kratinos: *Ὁ δ' ἠλίθιος ὥσπερ πρόβατον βῆ βῆ λέγων βαδίζει*, kann allerdings für den stärksten Grundpfeiler des Erasmischen Systems gelten: aber eben dass er von beiden Parteien ziemlich allgemein, einige fanatisch befangene Reuchlinianer ausgenommen, als solcher anerkannt wird, zeigt, auf wie schwachen Fundamenten das ganze Gebäude ruht. Wenn Suidas, der Verfasser des Etymologicum magnum und Eustathios jenes *βῆ* statt des ihnen natürlicher scheinenden *βαῖ* als eine attische Eigenthümlichkeit erwähnen, so beweist das freilich nur, wie man dies dem auch über diesen Punkt äusserst redseligen Hrn. Henrichsen unbedenklich einräumen kann, dass sie keine Etaeisten, nicht aber dass die alten Attiker Itacisten waren. Wenn indessen letztere vielleicht, zu einer Zeit, wo die Orthographie noch nicht völlig festgestellt war, im Gegensatze zu dem, dem *ε* reservirten reinen E-Laut, jeden dumpfen, gemischton, zu irgend einem andern Vocale, sei es zum *ä* (d. i. *αι*) oder zum *i* sich hinneigenden E-Laut durch das neueingeführte, noch vor kurzem nur als Aspirationszeichen dienende *η* ausdrückten, wäre dadurch die Möglichkeit abgeschnitten, dass man bald darauf den Gebrauch dieses Buchstaben für den Mischlaut zwischen e und i fixirt und dass dann in schon nicht viel späterer Zeit dieser Laut mehr und mehr dem reinen i sich zugeneigt hätte? — Es ist übrigens, hiervon ganz abgesehen, um die Bezeichnung der Thierlaute ein missliches und schwankendes Ding. Jeder hört dabei mehr oder weniger, welchen Vokal er will. Hr. Henrichsen erklärt freilich (S. 151) den Laut der Schafe für deutlicher, als die articulirten Töne der Menschen. Mir scheint das ***Miau*** der Katze mindestens eben so deutlich; aber wird wohl, weil Shakspeare dafür ***mew*** schreibt (Henry IV, I, Act 3, sc. 1), jemand im Ernste behaupten, das englische Wort ***new*** müsse ***niau*** lauten oder sei wenigstens zu Shakspeare's Zeit so ausgesprochen? Der Fall ist ganz analog!*)

---

*) Da die grosse Frage: ***to bäh or not to bah***, wie Lichtenberg den Streit über die Pronunciation der griechischen Schöpse unübertrefflich schon bezeichnet hat, in der Untersuchung über die Aussprache des Altgriechischen eine so wichtige, für manche entscheidende Rolle spielte und fast von keinem, der in letzterer überhaupt irgend ein Votum abgegeben, unberührt blieb, so dass ein Verzeichniss der vie-

Ueber das *υ* als Vokal kann ich mich um so kürzer fassen, da ein Unterschied zwischen demselben und dem *ι* von den Griechen selbst (vergl. z. B. *Οἰκονόμος* p. 133 sqq.)

---

len Commentare und Glossen über das unsterbliche *βῆ βῆ* in utramque partem, einschliesslich der **sonstigen gelegentlich bereits angeführten** Autoren, zugleich eine ziemlich vollständige Literatur der wichtigsten Streitschriften der Erasmianer und Reuchlinianer in sich fasst, wie sie sich meines Wissens noch nirgends beisammen findet, so wird, denke ich, eine möglichst chronologisch geordnete Nachweisung der betreffenden Stellen denen, die sich für die ganze Streitfrage interessiren, hier nicht unwillkommen sein.

Für den Laut der Schöpse in seiner breiten Reinheit und für ihre entscheidende Stimme in dieser Sache stritten mit mehr oder weniger Eifer, in grösserer oder geringerer Ausführlichkeit, auf Seiten *Erasmi*, der selbst den Vers des Kratinos noch nicht anführt, 1. *Jac. Ceratinus*, der auch nur von Schafen und Ziegen im Allgemeinen spricht, in seinem *libello de sono literarum praesertim graecorum, 1527*, bei Havercamp, I, p. 364 sq.; 2. *Jo. Checus, de pronunciatione graecae linguae disputationes etc. 1542*, ibid. II, p. 287 sqq.; 3. *Thom. Smith, de recta & emend. gr. ling. pron. etc.* (gegen Gardiner), eod. a., ibid. II, p. 480 (obiter); 4. *Guil. Morelius, alphabetum graecum, Paris. 1550*, p. 12; 5. *Theod. Beza, de germana gr. ling. pronunt. 1554*, bei Havercamp, I, p. 311; 6. *Ad. Mekerchus (Melkerke), de vetere et recta ling. gr. pronunt. 1564.* ib. p. 54 sq.; 7. *Pet. Ramus, grammatica graeca, Paris. 1567*, p. 5 sq.; 8. *Henr. Stephanus, apologeticum pro vet. ac germ. ling. gr. pronunt. 1578*, bei Havercamp, I, p. 444 sq.; 9. *Jul. Caes. Scaliger* (in praxi Reuchlinianer), *de causis linguae latinae, 1584*, I, 10; 10. *Frid. Sylburg, alphab. gr. 1591.* p. 22; 11. *Jac. Gretser* (auch nur in der Theorie für das Erasmische System) c. 1600, *de ling. gr. literis & pronunt. c. 12. opp. t. 16*, p. 284 a; 12. *Andr. Helvigius, demonstr. antiq. & nativ. pronunt. gr.* bei dessen *Etymologiae etc. Francof. 1611, p. 326*; 13. *Adr. de Valois, Valesiana* (opus posthumum), *1695*, p. 206; 14. *C. d'Ancillon* (gegen Wetstein), *de pronuntiatione vocalis ῆτα, in miscell. Lips.* t. VI, 1718, p. 64 sq.; 15. *Mirtilus Sarpedonius (Frid. Reiffenberg, S. J.), de vera Atticorum pronunciatione* (gegen Placentini's erste Edition), *Rom. 1750*, II. §. 2, p. 34; 16. *J. H. Voss im D. Museum*, 1780, II, S. 250, und 1782, I, S. 213 ff. (Vergl. *Lichtenberg im Göttinger Magazin* 1781, S. 454 ff. und 1782, S. 100 ff. und die gegen Letztern gerichtete *Ailurohriomachie etc. Lein-Athen*, 1782); 17. *W. M. Leake, researches in Greece, London 1814*, p. 214; 18. *C. Jac. Chr. Reuvens, de ling. gr. pron.* (gegen Georgiades) *in collect. litt. 1815*, p. 177 sq.; 19. *N. T. Moore* (gegen Pickering), *remarks on the pronunciation of the greek language, New-York 1819*, p. 21; 20. *G. Seyffarth, de sonis literarum graecarum, 1824*, p. 390; 21. *C. A. Böttiger, ein Wort über die Aussprache des Altgriechischen*, im „Wegweiser" etc. zur Abendzeitung, 1824, S. 146; 22. *K. F. S. Liskovius, über die Aussprache des Griechischen etc.* 1825, S. 19, Anm. (obiter); 23. *J. C. L. Hanteschke, de vocal. graec. pronuntiatione, Elberf. 1827*, p. 8, not. 12; 24. *A. Matthiae*, in der Recension über Bloch's Revision etc., in Jahn's Jahrbüchern etc. 1830, Bd 13, S. 392 und Griech. Gramm. 3. Aufl. I. S. 35; 25. *R. J. F. Henrichsen* (gegen Bloch), *über die neugriechische oder sog. Reuchlinische Aussprache* (dänisch 1836), deutsch von *Friedrichsen*, 1839, S. 153 ff. (Unter den Erasmianern des 18. Jahrhunderts zeichnet *J. M. Faber* sich dadurch aus, dass er in seinem Programm, *quomodo graeca in scholis pronuntiari placeat*, Ansbach 1781, der Schafe mit keiner Sylbe gedenkt, wenn er nicht etwa unter den *probatis Graeciae*, welchen er, pag. XII, seine Argumente entlehnt zu haben versichert, die *πρόβατα graeca* verstanden hat.)

Gegen die Competenz der Schöpse, in dem Streite über die Aussprache Platon's und Demosthenes den Ausschlag zu geben, erklärten sich, zum Theil mit fast komischer Erbitterung, folgende Reuchlinianer und Neugriechen: 1. Der Bischof *Stephan Gardiner*, 1542, in seinem ersten Sendschreiben an Cheke, bei Havercamp, II, p. 194 (— „*ridiculum est, quod ad oves et boves confugias ac pecora campi, ut doceas nos" etc.*); 2. *Achill. Statius, c. 1560, observationes difficilium locorum, 24*, in Gruteri thes. crit. II, p. 893; 3. *Greg. Martinus, c. 1570, de gr. litt. pronunt. ad Mekerchum*, bei Haverc. II, p. 585 sq.; 4. *Erasm. Schmid* in Jena, *1615, discurs. de pronunt. gr. ant. advers. νεώτερον, ibid.* p. 660; 5. *Jo. Phil. Pareus, assertio antiquae pronuntiationis ling. gr. etc. Hanoviae 1640*, p. 11 sq.; 6. *Joh. Rod. Wetstenius* in Basel, *pro graeca et genuina ling. gr. pronunciat. orationes apologeticae, Amst. 1681*, p. 61 sqq.; 7. *Wilh. Kirchmaier, dissert. de germana pronunt. gr. ling. vocalium & diphthongorum, Vitemb. 1706*, fol. D 1 sq.; 8. *Joh. Adolph Müller*, Programm *von der allerbilligsten Art, das Griechische auszusprechen, Zerbst 1724*, in Biedermann's *Acta scholastica*, St. 1, 1741, p. 45 sq.; 9. *Greg. Placentini, epit. gr. palaeographiae et de recta gr. sermonis pronunt. dissertatio, Rom. 1735*, p. 124 sqq. und die Umarbeitung der letztern gegen Mirt. Sarpedonius (Reiffenberg), ib. 1751, p. 11 sq.; 10. *Thom. Velasti* von Chios (gegen M. Sarpedon.), *diss. de litt. gr. pron. Rom. 1751*, p. 38 u.

Digitized by Google

eingeräumt wird und sich auch in sehr vielen Gegenden in der lebendigen Sprache erhalten hat. Dass er aber je so gross gewesen, wie die Erasmianer behaupten, ist nicht glaublich. Das ὖ, ὗ, ὖ, ὗ, ὖ, ὗ, im Plutos des Aristophanes (vs. 895), wodurch nach den Einen das Zischen des bratenden Fleisches, nach Andern das Schnüffeln des Parasiten bezeichnet werden soll, beweist in beiden Fällen soviel wie nichts dafür, und die Bemerkung des Scholiasten desselben Komikers über die Verspottung des Archon *Ἀμυνίας* oder *Ἀμεινίας* unter dem veränderten Namen *Ἀμυνίας* in den Wolken (vs. 31) spricht eher gegen, als für eine so bedeutende Verschiedenheit der beiden Laute.

Auch über die Diphthonge nur noch ein paar kurze Bemerkungen. Will man an dem Grundbegriffe des Wortes *δίφθογγος* festhalten, so muss man auch die allgemein angenommene Aussprache des *ου* als eines reinen einfachen *u* verwerfen. Lässt man die Richtigkeit dieser Aussprache für möglich gelten, so darf man consequenter Weise auch der nationalgriechischen Aussprache der übrigen Diphthonge die Möglichkeit eines eben so hohen Alters nicht absprechen. Wird gegen dieselbe u. A. die Unanwendbarkeit dieser Aussprache auf die Diphthonge in der diäretischen Form, wie sie beim Homer und Andern vorkommen, geltend gemacht, so ist diese vermeinte Schwierigkeit leicht gehoben, wenn man (mit vielen Neugriechen) jene Diäresen als eine Verdoppelung oder wenn man lieber will, Spaltung des zweiten Vokals im Diphthong, und zwar wo dieser ein *υ* ist, in dessen doppelter Eigenschaft, einmal als altes Digamma, mithin als Consonant, und einmal als Vocal, auffasst, so dass z. B. die Wörter *πάϊς*, *αὐτός*, *ἐυκλεής* zu lesen wären: pä-is, avvÿtos, evvykle-ïs, etc. Es ist dies natürlich, da in der überlieferten Oralsprache keine solche Diäresen vorkommen, nur eine Conjectur, als solche aber vielleicht in ihrer Art nicht schlechter, als die ganze Conjectur der Erasmischen Aussprache. Ob die Bemerkung Plutarch's (Sympos. IX, 3) über das Consoniren des *υ*, resp. *ι* in den Diphthongen *αυ*, *ευ* und *αι*, die vorhin erwähnte Stelle beim Sextus Empirikus, worauf sich Koraïs bezieht, so wie endlich die Angaben späterer Grammatiker über die Entstehung der Diphthonge und

---

59 sq., *ed. Prag. 1770*, p. 55 u. 83 sq.; 11. *Ἀναστάσιος Γεωργιάδης* von Philippopolis, *περὶ τῆς τῶν ἑλληνικῶν στοιχείων ἐκφωνήσεως*, Paris, 1812, p. 48, § 20; 12. *Herm. Neidlinger* in Molk, dessen „*Ideen üb. unsere Ersm. Auespr. des Altgriechischen, Wien 1818*" mir nur in der neugriechischen Uebersetzung im *λόγιος Ἑρμῆς* ejusd. a. vorliegen, wo die betreffende Anmerkung, S. 452, ein Zusatz des griechischen Herausgebers Anthimos Gasis zu sein scheint; 13. *J. Pickering, essay on the greek language, 1818*, Cambr. in den Memoirs of the American Academy, vol. 4, p. 256 sqq., Separat-Abdr. p. 32; 14. *Minoïdes Mynas, Calliope ou traité sur la véritable prononciation de la langue grècque, Paris 1825*, p. 143 sq.; 15. *S. N. J. Bloch* in Roeskilde, *Revision der — Lehre von der Aussprache des Altgriechischen, Altona 1826*, S. 144 ff., 267 etc., ferner dessen Programm: *Läree om de enkelte Lyd og deres Betegnelser i det gamle graske Sprog etc.* S. 37 etc., endlich (gegen Henrichsen): *Fortsatte Undersögelser om det gamle Helleniske Sprogs rette Udtale, Hefte II, Kjöbenh. 1841*, S. 60 f.; 16. *Konst. Οἰκονόμος* aus Smyrna, *περὶ τῆς γνησίας προφορᾶς τῆς ἑλληνικῆς γλώσσης* Petersb. 1830, pp. 59, 130 sqq., 703 sqq.; 17. *G. J. Pennington, essay on the pronunciation of the greek language, London 1844, p. 22.*

Die Hinweisung auf mehrere der obengenannten, sämmtlich von mir zu Rathe gezogenen Schriftsteller verdanke ich den mir gütigst mitgetheilten Notaten des Hrn. Professor *Hermann*. — Einige andere von den neuern Schriften über diesen Gegenstand, von den Herren *Halbkart* (Schweidnitz 1830), *Specht* (Münnerstadt 1835), *Wannowski* (Posen 1836), *Winkler* (gegen Hrn. Kreuser, Breslau 1842 u. 1844) und Prof. *G. Curtius* in Prag, von Letzterem in der Zeitschrift für österreichische Gymnasien 1852, habe ich mir bis jetzt aller angewandten Mühe ungeachtet leider nicht verschaffen können.

Digitized by Google

ihre dadurch bedingte Eintheilung in *δίφθογγοι κατὰ κρᾶσιν, κατ' ἐπικράτειαν* und *κατὰ διέξοδον* von Mynas und nach ihm von Bloch und Ikonómos mit Recht zur Unterstützung der national-griechischen Aussprache angeführt werden, will ich hier lediglich dahin gestellt sein lassen, genug, dass sie keinenfalls als positive Beweise für die Erasmischen Hypothesen über die Aussprache der Diphthonge dienen können. Und hier wie in der ganzen Frage gilt für die auf Combination sich stützende Thesis gegenüber der lebendig überlieferten alten Aussprache der Satz: ***affirmanti incumbit probatio!***

Was die einzelnen Diphthonge betrifft, so bleibt zuvörderst für den Gleichlaut des *αι* und *ε*, sowie des *ει* und *ι* in der alexandrinischen Zeit, das ob immerhin sehr matte und elende 30ste Epigramm des Kallimachos, wo auf das Wort *ναίχι* der Wiederhall *ἔχει* antwortet, ein ziemlich solider Beweis, wenn es auch Hrn. Henrichsen (S. 135) „beinahe ein Räthsel ist, wie es zu der Ehre gekommen sei," dafür zu gelten. Die umgekehrte Ordnung der Wörter *ναίχι καλός* in dem Nachhall, wie der Dichter ihn referirt: *ἄλλος ἔχει*, ein Umstand, worauf Hr. H. soviel Gewicht legt, erklärt sich aus dem Zwange des Versmaasses sehr einfach und genügend. Würde es desswegen jemanden ein unlösbares Räthsel bleiben, wie man *naichi* und *echei* für kein so wohlconditionirtes Echo will passiren lassen, als *nächi* und *echi*, so könnte das eben nichts weiter beweisen, als dass man bei einer grossen Fülle von Scharfsinn und Gelehrsamkeit doch noch nicht in allen Fällen ein Oedipus zu sein braucht. — Mit dem Worte *bini*, welches nach Cicero's Andeutung (epp. ad fam. XI, 22) als gleichlautend mit dem griechischen *βινεῖ* anzusehen ist, machen es die Erasmianer, wie sonst noch häufig in diesem Streite. Während das Wort als schlagender Beweis für den reinen (neu-europäischen) B-Laut des *β* angeführt wird, hilft man sich hinsichtlich des Vokals der zweiten Sylbe mit der willkürlichen Annahme, dass die Römer hier wohl selbst das *i* wie *ei* ausgesprochen haben möchten. Ist das ehrlich? — In der Frage wegen der Aussprache des *οι* hat bekanntlich das Orakel beim Thukydides (II, 54): *"Ἥξει Δωριακὸς πόλεμος καὶ λοιμὸς* oder *λιμὸς ἅμ' αὐτῷ*, einen noch ärgern Zankapfel, als jener Schafslaut, abgegeben, da beide Parteien es als Argument für sich vindiciren wollten. Gewiss scheint, dass bei der Annahme fast völligen Gleichlauts der ersten Sylbe in beiden fraglichen Wörtern der Streit über den Sinn oder Laut des Orakels leichter erklärlich ist, und dass dieser Streit für die Erasmische Aussprache des *οι* absolut gar nichts beweist. Mit noch weniger Grund berufen sich die Erasmianer (z. B. Böttiger l. l.) zu Gunsten der letztern auf das *κοΐ κοΐ*, womit beim Aristophanes die Töchter des Megarers in den Acharnern (vs. 799 sqq.) das Quiken oder Grunzen der Schweine nachahmen, da hier, wie in dem Zeitworte *κοΐζω*, unbezweifelt eine wirkliche Diäresis stattfand. Bei Gelegenheit dieses Diphthongs ist Hr. Henrichsen (S. 159) so gütig, den Reuchlinianern, da sie, wie er sagt, sehr viel auf Wortspiele halten, „mit einem solchen aufzuwarten." Anaxagoras soll nämlich den Böotern, da sie einem von ihm vorgelesenen Gedichte nicht den erwarteten Beifall zollten, gesagt haben: *εἰκότως καλεῖσθε Βοιωτοί· βοῶν γὰρ ὦτα ἔχετε.* Möchte diese Anekdote unwahr oder später erdichtet sein, heisst es weiter, keinenfalls könne sie von solchen herrühren, welche die Böoter Bioti nannten. Das

lässt sich hören; wie aber, wenn es gerade eine Eigenheit der breiten und keineswegs in allen Punkten vollständig erferschten böetischen Mundart gewesen wäre, auch in Wörtern, wo es von den übrigen Griechen nicht geschah, das *οι* diäretisch auszusprechen, so dass ihnen Anaxagoras mit Hindeutung hierauf in den Worten: „Mit Recht nennt ihr euch *Βοϊωτοί*," etc. einen doppelten Hieb versetzt hätte? — Gegen die von Seyffarth (de sonis etc. p. 404) befürwortete Annahme, dass in manchen Wörtern, we auf das *οι* oder *αι* noch ein Vokal folgt, wie in den Eigennamen *Τροία*, *Βοίοι*, *Δαίος*, *Ἀχαία*, etc. eine Diäresis und damit verhundene Aussprache des *ι* als j, entsprechend der lateinischen Sehreibart dieser Wörter, stattgefunden haben möchte, haba ich bei Hrn. Henrichsen keine durchschlagenden Gründe, sondern nur (S. 131) die Bemerkung gegen Bloch gefunden, dass ihm mit einer solchen Deutung der vorhin erwähnten Plutarchischen Stelle „für die allerbraiteste Aussprache des *αι*," wie Hr. H. sie nennt, wohl nicht gedient sein könne — eine Bemerkung, die auf gänzliches Uebersehen dessen, was Bloch (z. B. Revision, S. 74 ff.) hierüber gesagt hat, schliessen lässt. — Sonst hat man für den gewöhnlichen Gleichlaut des *οι* zunächst mit dem *υ* u. A. noch die Parechesen angeführt, die Eustathius im Homer in den Wörtern: *κοίμησε κύματα*, *Σκύλλη κοίλη*, *Χάρυβδις ἀναρροιβδεῖ*, etc. findet (s. *Οἰκονόμ.* p. 315) und bei denen, so wenig Gewicht ich übrigens darauf legen will, wenigstens nichts der Annahme entgegensteht, dass er in Anmerkung derselben, wie in seiner ganzen Compilation nach seinem bescheidenen Geständniss, der Auterität der alten Commentatoren folgte. — In Betreff der Diphthongen *αυ* und *ευ* kann es wieder genügen, dass für die Erasmische Anssprache derselben auch nicht ein stichhaltiges Zeugniss beigebracht ist. Das *αὖ αὖ* des geprügelten Hundes in Aristephanes Wespen (vs. 903) kann ich wenigstens nicht als ein solches anerkennen, da mir das an das französische *aboyer* erinnernde (vielleicht ursprünglich aspirirt oder mit dem Digamma versehen gewesene) *aw, aw!*" (nicht freilich „af, af!", wie Böttiger willkürlich und nnrichtig daraus macht) den hündischen Laut so gut wie das Erasmische „au, au!" auszudrücken scheint. — Den für die Aussprache *αυ* aus der bekannten Stelle beim Cicero (de divinat. II, 40) entlehnten Beweis, wo das Wort *Καυνέας* des Ausrufers karischer Feigen in Brundisium als eminöse Warnung für den Crassus: *cave ne eas*, verstanden wurde, lasse ich als überflüssig auf sich beruhen, so weit hergeholt und nichtssagend auch Alles ist, was Metkerke, Henrichsen und andere Erasmianer dagegen einwandten.

Dass bei der Aussprache der Mediae *β*, *γ* und *δ* ven jeher eine gewisse Aspiration stattfand, ist schon desshalb wahrscheinlich, weil sie vor einem aspirirten Vokal nicht, wie die Tenues, in die Aspirata übergingen. Gestritten ist eigentlich nur über den Laut des *β*. Bloch gibt davon (Progr. S. 113) eine der Aussprache der Griechen völlig entsprechende und mit den vagen Andeutungen des Dionys v. Halikarnass (l. l.) nicht in Widerspruch stehende Beschreibung, indem er sagt, dass man dabei die Lippen verschliesse, als wenn man *b* sagen welle, aber dann mit unveränderter Stellung der Lippen *w* sage, also nicht ganz wie unser *w*, welches dadurch gebildet werde, dass man die Unterlippe unter die Oberzähne hineinziehe. Ich gestehe, dass bei Gelegenheit dieser sehr deutlichen Beschrei-

Digitized by Google

hung (welche beiläufig euch der spanischen Aussprache des *b* gensu entspricht) mir die Auffassung Hrn. Henrichsen's beinahe ein Räthsel ist, welcher (S. 63) dia „Befürchtung" ausspricht, dass bei jener von der „Aengstlichkeit", etwas von der neugriechischen Aussprache aufzugeben, zeugenden Operation ein Doppellaut *bv* herauskommen würde, während doch, wie spöttisch hinzugefügt wird, die Alten dss *β* bekanntlich nicht zu den Doppellauten gezählt hätten! Ganz ähnlich, wie Bloch hier das *β* von dem lat. *v*, und, wie ich glaube, eben so richtig, unterscheidet Erasmns (l. l. p. 136 sq.) den Laut des *φ* von dem des lateinischen *f*, mit Bezugnahme auf eine Anekdote beim Quintilian, wo von dem Spotte Cicero's über einen Griechen, der den Namen Fundanius nicht richtig ausgesprochen, die Rede ist. — Die ägyptische Ziege Herodot's (II, 2) mit dem *βέκ*, *βέκ*, das die beiden ausgesetzten Kinder von ihr lernten und das dem verewigten Reuvens (l. l. p. 176) als bester Beweis für den reinon B-Laut des *β* zur Zeit Herodot's gilt, kann ich hier, und wäre es auch nur zur Gesellschaft für dia Hämmel des Kratinos, nicht unerwähnt lassen.

Streitig ist unter den Consonanten bekanntlich noch der Laut dea *ζ*, dessen Beschaffenheit nech Entstehung und Aussprache Dionys (l. l. p. 102, cf. 98) in bestimmten Worten von jenor der Doppelconsonanten *ξ* und *ψ* unterscheidet. Ich würde darin nach seiner Beschreibung a priori nicht sowohl einen oigontlichen Doppelconsonanten als einen Mittellaut zwischen dem *σ* (d. i. ss) und dem (wie gesagt, aspirirten) *δ* vermuthen, ein weiches gelinde aspirirtes (*ἡσυχῇ τῷ πνεύματι δασύνεται*) *ς*, einen Laut dam doppelten *δ* ähnlich, welches auch nicht selten dafür steht, und besonders in dieser Rücksicht, wie ich glaube, als Doppelconsonant angesehen und demnach den vorhergehenden Vokal durch Position verlängernd. Kopitar nennt (l. l. p. 149) triumphirend don latoinischen Grammatiker Maximus Victorinus in Bezug auf das *ζ* einen Erasmianer, weil er sage, wenn die Römer das griechische z nicht sngenommen hätten, würden sie das Wort *Ζέφυρος* durch ***Dsephurus*** haben ausdrücken müssen. Bei Putsch (p. 1945) steht hier ***Depherus***, aber gesetzt K.'s Lesart wäre richtig, konnte nicht Victorin damit bloss sagen wollen, die Römer hätten, um das ihnen fehlende weiche s anzudeuten, in jenem Falle dem scharfen s, lediglich zur Milderung der Aussprache, das *δ* vorsetzen müssen, so wie man ja auch bei uns nothgedrungen und freilich unbeholfen genug den Laut des französischen *ji* u. *ge* durch ***dsch*** auszudrücken pflegt? — Für die gonaue Uebereinstimmung der alten Aussprache sowohl des *σ* als des *ζ* mit der heutigen der Griechen, zeugt namentlich die Stelle in Lucian's *δικὴ φωνηέντων* (c. 9), wo das *σ* sich beklagt, dass das *ζ* in Wörtern wie *Σμύρνα* und *σμάραγδος* sein Recht usurpire, mit andern Worten, dass es selbst vor *μ* sich die weiche Aussprache des *ζ*, wie noch jetzt, oder auch die Vertauschung damit müsse gefallen lassen.

Bei Gelegenheit dieses Buchstaben, dessen harter und zischender Laut *ts* im Monde der Erasmianer dae Ohr der Griechen und der an ihre Sprache Gewöhnten besonders widerwärtig afficirt, sei noch eine Bemerkung über den Wohl- odor Missleut beider Arten der Aussprache im Allgemeinen gestattet, worüher von Erasmianern und Reuchlinisnern soviel geredet und noch mehr declamirt worden. Sehr beherzigenswerth schienen mir die Worte, womit der alte hanauische Reuchlinianer Jo. Ph. Psreus (do antiqua pronun-

Digitized by Google

tiatione ling. Gr. p. 7) seine betreffenden Erörterungen eröffnet. Er sagt nämlich u. A.: „quemadmodum non cujuslibet auris est, exigere aut discernere in musicis instrumentis nervorum sonos, ita mea fert opinio, non cujusvis quoque esse, de recta literarum aut vocum pronuntiatione judicare." Die unleugbare Wahrheit dieser Bemerkung lässt jedes Disput nicht etwa bloss über den Wohllaut, nein über die Möglichkeit der Erasmischen Aussprache mit manchen sonst für die Entscheidung jeder rein wissenschaftlichen Frage höchst competenten Sprechforschern von vorn herein als resultatlos erscheinen. Von jemanden, der jenes angeborene musikalische Gehör, nicht bloss für die Harmonie der Töne, sondern für Harmonie und Disharmonie in der Combination der Buchstabenlaute besitzt, kann ich wenigstens mir nicht denken, dass es ihm, einmal an die nationale Aussprache in fliessendem lebendigem Gespräche gewöhnt, jemals möglich sein wird, mit voller Ueberzeugung zu dem breiten, nie lebendig gesprochenen, sondern nur studirten, gelesenen und höchstens geredeten pseud-Erasmischen Jargon zurückzukehren. Nicht grundlos scheint mir desshalb auch die Ansicht des Hrn. Löber in Schwerin (Gymnas.-Progr. 1834, S. 10), dass sich aus der Art, wie Erasmus (unbeschadet seiner später ausgesprochenen Ansicht darüber) das Griechische sich grösstentheils ohne Lehrer angeeignet, vielleicht am besten die Möglichkeit seiner (auch nur theoretischen!) Apostasie von der ächten Aussprache erklären lasse. Die der letztern vorgeworfene Kakophonie beschränkt sich so ziemlich auf die übermässige Häufung des I-Lautes, womit es aber auch bei Licht besehen nicht ärger ist, als in andern Sprachen, wo andere Laute, wie im Französischen der des *e*, gleichfalls durch verschiedene Zeichen ausgedrückt werden. Eine stärkere Häufung des *i*, als z. B. in den lateinischen Wörtern: *initii*, *inquisivisti*, *liquidissimi*, in dem Horazischen: *non audet nisi qui didicit*, etc. wird auch im Homer kaum nachzuweisen sein. Uebrigens dürfte es diesem, hier allerdings am grellsten hervortretenden Uebelstande gegenüber, so wie überhaupt zur Temperirung der zahllosen, bei beiden Arten der Aussprache fest in gleichem Maasse störenden Hiatus nicht zu gewagt sein, einen ausgedehnteren Gebrauch des Digamma in der ältesten Zeit nach Gesetzen, deren gründlichere Erforschung nach Bentley's, Heyne's und Spitzner's vielfach irrendem Vorgange von neuern Gelehrten mit so glücklichem Erfolge angebahnt wurde, anzunehmen — eine Meinung, wobei ich jedoch weit entfernt bin, in so weitschichtige Phantasien über die Anwendung des Digamma zu jenem Behufe, wie z. B. Mynas und Ikonómos, mich versteigen zu wollen, oder gar den maasslosen und willkürlichen Gebrauch, den Payne Knight in seinem Homer davon macht, ohne Weiteres für gerechtfertigt zu halten.

Von dem Eindrucke, den die Erasmische Euphonie auf ein griechisches und fast auf jedes an die griechische Aussprache gewöhnte Ohr macht, hat Ikonómos in einem tragikomischen Verzweiflungsergusse darüber in der Vorrede zu seinem Werke *περὶ τῆς προφορᾶς* (p. 8) ein so bündiges als ergötzliches Zeugniss abgelegt *). Das majestätische:

*) Nach anerkennenden Worten über die Verdienste der abendländischen Hellenisten heisst es: „Aber die Lehre der Erasmischen Philologen über die Aussprache — wir bitten sie desshalb tausend„mal um Verzeihung! — können wir nicht annehmen. Wie wunderbar schön nach ihnen diese Aus-

Digitized by Google

Mänin aëide tea, etc. hat für den Griechen genau dieselbe Wirkung wie für den Franzosen die Recitation eines (alt- oder neu-)französischen Satzes nach den Regeln deutscher Orthoëpie (wie z. B.: *une femme vertueuse vaut mieux qu'une femme spirituelle*, gesprochen: **une fämme fertueuſe faut mieur hune fämme ſpirituelle**, oder noch schöner: **ſchpirituelle**). Und sollte wohl die aus guten Gründen unwandelbar feststehende Ansicht des heutigen Griechenvolkes in dieser Sache weniger Berücksichtigung verdienen, als die durch des letztern Aussprache, wie wir gesehen, noch nicht einmal beeinträchtigten Laute der griechischen Thiere in der classischen Zeit?

„sprache sein soll, wir finden sie nicht schön, wir sind gänzlich gefühllos für ihre Reize; sie ist uns „vielmehr im höchsten Grade widerwärtig, sie zerreisst uns die Ohren und wendet uns die Eingeweide um; sie kommt uns so hart (σκληρόστομος) und rauh und misstönend vor, dass wir meinen, „wenn Orpheus mit solcher Melodie die Steine hätte bezaubern wollen, so würden sie, weit entfernt, „entzückt zu werden, wider ihn in Wuth gerathen sein und ihm die Lyra zerschmettert haben."

In diplomatisch höflichern, mit noch verbindlichern Complimenten eingeleiteten Worten, doch nicht minder entschieden äusserte sich 18 Jahre früher über dasselbe Thema ein anderer gelehrter Grieche, und zwar, vermuthlich in Rücksicht auf Cheke und Th. Smith als die ersten und wirksamsten Apostel der Erasmischen Lehre, zunächst den Engländern gegenüber. Bei einem Gastmahle nämlich, welches im J. 1812 der Fürst der Moldau Alexander Murusis dem nach Jassy gekommenen englischen Gesandten bei der Pforte Lord Drummond zu Ehren gab, veranlasste ein zwischen dem Letztern und seinem Wirthe sich erhebendes freundschaftliches Dispüt über die heutige Aussprache des Griechischen den von dem Fürsten ins Gespräch gezogenen griechischen Schriftsteller Skarlatos Gikas (Γκίκας), aus einer der angesehensten Phanarioten-Familien, aus dem Stegreif (αὐτοσχεδιαστί), wie es heisst, eine poetische oder wenigstens metrische Apologie der nationalen Aussprache an den Gesandten zu richten, die als ein wohl nur wenig bekanntes und Wenigen zugängliches Curiosum hier eine Stelle finden möge. Sie lautet so:

Τίπτ', ὦ ποντομέδοντες ὑπέρβιοι ὄμβριμοι Ἄγγλοι,
Τίπτε Διὸς κρηστῆρα Ποσειδάωνός τε τρίαιναν,
Μουσαγέτου Φοίβοιο λύρην τε καὶ αἰγίδ' Ἀθήνης,
Ἄλλα τ' ἀπαινύμενοι χειρῶν ἀπὸ ἡμετεράων,
Εἰσέτ' ἀπὸ στομάτων προφορὴν βούλεσθε ἑλέσθαι;
Πάτριον, ἱμερόεσσαν, ἐν ᾗ θεὸν Ἑλλὰς ἀείδει,
Ἣν τέκος εἰνὶ γάλακτι ἑῆς ἀπὸ μητρὸς ἀμύζει.
Οὐ θέμις οὖν τεκέεσσι σοφοῖς ἐριδαινέμεν ἄνδρας
Ἑλλάδος ἐνναέταις ἀμφὶ σφετέρῃ διαλέκτῳ
Νήσου ἐξ ἀπίης Βρεταννίδος ὧδε ἰόντας·
Ὡς δ' ὅτε βουκεντρισμὸν ἔχων ἰητρὸς ἰών τε
Πατρίδ' ἐς ὑμετέρην ποτινοφθαλμιζέμεν εἴποι·
Τὸν δ' ἀπαμειβόμενοι εὖ οἶδ' ὅτι καὶ προσερεῖτε·
Βάσκ' ἴθι μηδὲ δίδασκε ἀϊστορίης ἐπιΐστωρ,
Αἰετὸν ἵπτασθαι, καθὰ ἀρχαίη φάτις εἶπεν·
Ὡς δ' αὔτως διδάσκοντα κυβερνέμεν εὖ κατὰ κόσμον
Νῆ' ἑκατοντάβροτον ἐπ' ὠκεανοῖο ῥοάων·
Νίσσοντα δ' ἐκ περάτης ἀντίχθονος αὖτις ἐλαύνειν
Νῆας ἐρευξίφλογας μάστιγας εὐκνημίδων
Γάλλων· οἳ μεμάασι βρεταννικὸν οἶδμα θαλάσσης
Ἐν σχεδίαις περάαν, λαὸν δ' ἀγέρωχον ὀρίνειν·
Ὡς δ' αὔτως καὶ κεῖνον, ὃς εἰδότας ὔμμι διδάσκοι
Ἐκλείψεις προλέγειν, τηλεσκοπίῳ τε δοκεύειν
Ἀστέρα θ' Ἑρσίλεων τόν τ' οὐρανὸν ἄλλος ἔειπεν.
Δεικνύειν ἀστρονόμοις καὶ πρόκλυτα ὄργια πάντα
Ὑψινόου Νεύτωνος, ὅου κλέος οὔποτ' ὀλεῖται,
Ἀλλ' ἔσεται μερόπεσσι φαάντερος ἠΰτε Φοῖβος.
Τὼς οὖν οὐδ' ἐπέοικε διδασκέμεν υἷας Ἀχαιῶν
Γλῶσσαν τε σφετέρην, προφορήν τε, ὅπως τε προσήκει
Ἀλλύειν δίφθογγον, ἀεικελίως τ' ὀαρίζειν
Ἠὲ πλατειάζειν ἐρέειν θ' ἄϊμα τὸ αἷμα,
Τὸν δ' οἶνον γ' ὄϊνον, καὶ αὐτῆμαρ τ' ἀϋτῆμαρ
Ἐν μὲν γραμματικοῖσι διαμπερὲς ἤματα πάντα
Σπονδεῖος τελέθει δισύλλαβος, ὡς ὅδε Οἴμοι·
Τὸν δ' ἄρα Οἴμοϊ τετρασύλλαβον ὔμμες ἐρεῖτε,
Ἀντίβιον κανόνων προφέροντες γραμματικάων
Τοὺς ἑτέρους τε πόδας τῶν δακτύλων ἠδὲ τροχαίων,
Γράμματα ἀλλύοντες ἑτοῖμα λωβάασθε.
Ἴσως τις προφέρεσκε τὸ ἦτα καὶ ὑψιλὸν ἄλλως,
Τὰς δέ γε διφθόγγους οὔποτε· οἱ γὰρ ἀοιδοὶ
Ὁππότε ἀλλύουσι διαίρεσιν ὧδε τίθενται,
Ὡς τὸ ἐϋπρήσσεσκον, ἐΰς, παΐς, ἠΰς, ὄϊα,
Καὶ τότε μέτρα πόδες τε φυλάττονται κατὰ κόσμον.
Εἰ δέ τις ἀλλύει δίφθογγον ἅπασαν ἀτάκτως,
Οὔποτε μετρήσει ἔπος ἔμπεδον, ὡς ἐδιδάχθη·
Ταῦτά σοι οὖν ἀπόχρη εἰρημένα, δῖε Δρουμόνδε,
Πρεσβευτῶν ὄχ' ἄριστε! — ἀτάρ τοι ἔχω καὶ ἄλλα
Εὔτονα ἐξερέειν, καιρὸς δέ μοι οὔτι ἀρήγει.

(Gelegentlich sei hier bemerkt, dass eben dieser Skarlatos Gikas auch die umfangreiche neugriechische Liebes-Idylle: Kleanthes und Abrokome, geschrieben hat, woraus sich nicht uninteressante Bruchstücke in Leake's *Researches in Greece* finden. Ich verdanke die Notiz über seine Autorschaft dieses Gedichts einer Privatmittheilung des Hrn. A. Rhisos Rhankavis in Athen, nachdem ich bei einer andern Gelegenheit als den Verfasser desselben fälschlich, aber durch Leake's positive Angabe darüber, l. l. p. 131, verleitet, den Compilator Konstantin Manu in Konstantinopel genannt hatte.)

Die Thiere spielen in diesem ganzen Streite eine merkwürdig hervorragende Rolle. Den Vortritt hat gleich dem Widder im Zodiakus der Schöps des Kratinos; ihm gesellt sich das Zicklein Herodot's nebst andern Ziegen; es folgen die megarischen Schweinchen und der geprügelte Hund des Aristophanes; auch der Kuckuck lässt, was hier nachträglich bemerkt sei, bei Gelegenheit des *υ* seinen Ruf darein schallen. Und so geht es herunter bis auf den gelehrten Bären des Erasmus, welchem dieser in der Person eines gar gefälligen fügsamen Löwen eine Concedir-Maschine nach dem Muster der Opponenten des Sokrates in den Platonischen Dialogen gegenüber gestellt hat. Alfieri erklärt, im Widerspruche mit den von dem Wohllaute der nationalgriechischen Aussprache entzückten Franzosen Guys und Pouqueville, eben diese Aussprache für eitel Pferde-Gewieher (Vita, c. 25); und erwägt man endlich die Unmasse der in der ganzen Controverse zu Tage geförderten und aber- und abermals durchgedroschenen Wiederholungen, so muss man gestehen, dass noch manche *mammalia ruminantia* die Menagerie vervollständigen halfen; ja ich weiss nicht, ob ich selbst nach den Bemerkungen, die Sie (wenigstens zum Theil!) anzuhören die Geduld hatten, berechtigt bin, mich von dieser letzten Classe auszuschliessen. Aber sollte es nicht endlich Zeit sein, an die Menschen statt an die Thiere zu denken? Sollte es nicht eine würdigere Aufgabe für den deutschen Hellenisten sein, mit den Schülern eines Koraïs, Berdalachos und Bulgaris, mit einem Schinas, Gennadios und Rhisos Rhankavis in deren lebendigen Lauten die Sprache Homers zu lesen und zu sprechen, als mit den Schafen des Alterthums vermeintlich regelrichtiger zu blöken? Ich weiss wohl, dass ich noch mit meinen vielleicht von Manchen verlachten Wünschen ein Prediger in der Wüste bin; aber dieses Bewusstsein raubt mir nicht die Ueberzeugung, dass früher oder später dennoch das im Volke wurzelnde und nie spurlos verloren gewesene Idiom gegen ein wurzelloses Product vielleicht zum Theil ingeniöser, aber darum nicht minder unhaltbarer Combinationen sein Recht behaupten wird. Mit dem immer entschiedenern Erwachen Griechenlands zu griechischem Leben wird auch für uns die Erasmische Sprache sich nicht halten können; sie wird fallen und damit eine wesentliche Scheidewand zwischen der griechischen Nation und der deutschen Wissenschaft, wobei beide Theile nur gewinnen können; denn es ist der Fall einer Scheidewand mehr zwischen dem todten Alterthume und seinen lebendigen Verehrern und Erforschern. Man wird dann, bei allen berechtigten Zweifeln an der völligen Integrität der überlieferten Aussprache, besser als jetzt das verständige Wort Quintilian's würdigen: „*ridiculum foret malle sermonem quo locuti sunt homines, quam quo loquantur.*"

Diesem Vortrage, von welchem übrigens bemerkt werden muss, dass er nicht in vorstehender Form, sondern in freier Erörterung gehalten und von dem Verfasser erst nachträglich für gegenwärtigen Druck ausgearbeitet worden ist, konnte eine Discussion um so weniger folgen, als die Kürze der Zeit den Redner selbst noch vor dem beabsichtigten Endpuncte abzubrechen genöthigt hatte; und der Vicepräsident schloss daher die Versammlung mit folgender Ansprache:

Digitized by Google

Gestatten Sie mir, hochverehrte Herren, ehe wir scheiden, den Blick nochmals auf die nun verlebten Tage zurückzulenken. Spannen wir die Forderungen nicht zu hoch, so haben wir wohl einen Rückblick auf die dreizehnte Versammlung nicht zu scheuen. Schmeichelten wir uns auch der Hoffnung eines zahlreichern Besuches, so haben doch Universitäten und Gymnasien eine nicht geringe Anzahl von Männern gestellt, welche zu den Meistern ihres Faches zählen: manchen alten Theilnehmer unsers Vereins haben wir schmerzlich vermisst.

Die in diesen Tagen gehaltenen Vorträge und die Verhandlungen, welche sich an jene knüpften, haben durch Manchfaltigkeit des Inhalts und Verschiedenheit der Methode angezogen und belehrend und anregend gewirkt. Doch scheinen die wissenschaftlichen Vorträge mir nicht die Hauptsache zu sein: den eigentlichen Segen der Versammlungen möchte ich anderswo suchen. Er liegt in dem, was aus einigem Zusammenleben Gleichgesinnter und Gleichstrebender in der gehobenen Stimmung festlicher Tage Schönes entspringt. Unser Verein ist ein Mittelpunct, alte Verbindungen zu erneuern und enger zu knüpfen, neue zu stiften: der persönliche, durch das Gefühl der geistigen Verbrüderung mit vielen Fachgenossen gewürzte Verkehr ist eine Fundgrube guter Gedanken und heilsamer Anfrischung der Kraft und Lust, eine Herzstärkung und Kräftigung zu ausharrendem Eifer und Begeisterung für den hohen und schweren Beruf unsers Standes.

Wann aber hätten wir Lehrer der Jugend an Gymnasien und Universitäten einer Erfrischung und Ermuthigung dringender bedurft, als in dieser gedrückten, unfrischen, der Begeisterung baren Zeit! Von vielen Seiten wird geeifert gegen die classischen Studien, offen und versteckt: beschränkte Scheinheiligkeit strengt sich in einem Nachbarlande an, diesen vermeinten Urquell aller Unfrommheit, aller Unsitte, alles Unheils zu verbannen, und an der Nordmark unsers deutschen Landes selbst wird die classische Jugendbildung zugleich mit angestammter deutscher Art böswillig verkümmert.

Die Wissenschaft selbst freilich sollen die Feinde schon lassen stan. Da müsste Gott, zu dessen heiligen Ordnungen auch das gehört, dass die spätern Geschlechter mit liebevoller Ehrfurcht zu den frühern hinaufschauen und von ihnen in Bescheidenheit dankbar lernen sollen, — da müsste Gott erst ein ganz anders angethanes Menschengeschlecht schaffen, eine neue Welt ohne Vorzeit oder völlige Barbarei der alten.

Freilich die Wissenschaft allein würde bald siechen und welken, würde sie nicht durch die Schule mit dem Leben und der Bildung unserer Nation verknüpft, gleichwie die practische Anwendung der classischen Studien als Bildungsmittel der Jugend aus lebendigem Wechselverkehre mit der fort und fort sich entwickelnden Wissenschaft frische Kraft schöpfen muss, um sich gegen Verflachung und Schlendrien zu schützen. Gegen jene Basis edler Jugendbildung aber wird jetzt gerade von den verschiedensten Standpuncten aus gekämpft. Freilich sind die Befehdungen nicht neu: von jeher haben Roheit, engherziger Zelotismus, schwächliche Philanthropie ihre Waffen gegen den Humanismus geführt. Er hat ihnen getrotzt und die Kämpfe bestanden. Schlimm ist es allerdings jetzt und sehr bedenklich, dass bei der Richtung gegen alles Altherkömmliche im Ganzen die

Digitized by Google

Angriffe unverschämter und rastloser erneut werden, dass manch Einer von denen, die dem classischen Alterthume ihr Leben geweiht haben, durch das wüste Geschrei und wilde Toben Unkundiger und Unberufener kleinmüthig wenkt und an der guten Sache verzagt und verzweifelt; ja dass gar kraftlose und gefügige Behörden eine unbefugte und nicht wohl berechnete Nachgiebigkeit gegen ein ganz anderes modernes Princip der Jugendbildung an den Tag gelegt haben. Sie werden ihren Verrath zu bereuen haben.

Allerdings sind die classischen Studien mit ihren Hülfsfächern längst nicht mehr das einzige und unvermeidliche Bildungsmittel: die praktischen Wege des Lebens haben ihre Rechte laut geltend gemacht. Aber die Trennung beider, durchaus unverträglicher Principien scheint vielfach nicht durchgeführt. Irren wir nicht, so sind in manchen Ländern die Gymnasien durch die eiteln Versuche, sich in Frieden mit dem Drängen der Neoteristen abzufinden, alterirt worden. Wir müssen aber ohne weichliche und geschmeidige Connivenz unser ganzes Gebiet rein erhalten, um es nicht ganz zu verlieren. Man soll uns die hohe Aufgabe lassen, den eigentlichen künftigen Gelehrtenstand an den Quell edler Bildung, männlicher Gesinnung, einfacher Natürlichkeit heranzuführen, den Zögling mit antikem Geiste zu nähren und zu stählen für die verschlungenen Pfade des modernen Lebens und der modernen Cultur. Mit der unbeugsamen sittlichen Kraft, welche aus der Ueberzeugung des guten Rechts erwächst, wollen wir, ein jeder auf seinem Wege, die Jugend zu treuem Fleisse und Ehrfurcht vor dem Alterthume anleiten als *viri boni antiquitatis periti*, wollen, je stürmischer die Feinde uns angreifen, desto höher halten unser Banner, wollen stets eingedenk sein, dass wir zu Wächtern eines von weisen und tapfern Vorfahren nicht ohne Kampf errungenen unveräusserlichen Gutes unsrer Nation eingesetzt sind. Halten wir nur treu zu einander und stehen fest zusammen; erkennt man an unseren Jüngern die Früchte unserer Bestrebungen, so ist der Sieg unser und den Gymnasien bleibt die Hegemonie, die ihnen gebührt. Nur keine Halbheiten, keine Contaminationen heterogener Principien, keine Allerweltsgymnasien!

Solche Entschliessungen aber zu erneuern und zu festigen, die Ueberzeugung von unserem Rechte und unserer Verpflichtung, wo wir irre werden sollten, neu zu begründen, dazu ist recht unser Verein geschaffen: wir sind unser Viele und, werden wir uns selbst nicht untreu, unvertilgbar. Hat auch unser diesjähriges Zusammensein in diesem Sinne gefruchtet, so können wir uns Glück wünschen und getrost mit frischer Begeisterung zu unserm stillen Tagewerke zurückkehren.

Aber in unserer traurig zerrissenen Zeit ist Alles doppelt hoch zu halten, was auf Einigkeit ruht und nach Einigung strebt. Unsre Panegyris führt zusammen Jung und Alt von Nord und Süd und Ost und West; wir schaffen uns in Eintracht und herzlichem Verkehre unserer *respublica litterata* vorübergehend, was wir draussen schmerzlich vermissen. Denn, leben wir Philologen und Schulmänner immerhin auf Helikon und Parnass, in Olympia und Delphi, auf Athens Akropolis und dem Capitolium Roms, als ächte deutsche Männer schliessen an's Vaterland wir uns an, des halten wir hoch mit unserm ganzen Herzen. —

Digitized by Google

Mögen denn unsre lieben Gäste der Georgia Augusta und unserm Göttingen eine frohe Erinnerung an die festlichen Tage bewahren.

Und somit erkläre ich die dreizehnte Versammlung der Philologen, Schulmänner und Orientalisten für geschlossen.

Freudig stimmten die Anwesenden in die vaterländischen Gesinnungen dieses Abschiedsgrusses ein; und nachdem noch Geheimerrath *Böckh* aus Berlin dem Präsidium und Comité den Dank der Versammlung ausgesprochen hatte, ging man um 1½ Uhr auseinander.

Digitized by Google

V.

Verhandlungen der pädagogischen Section.

(Auf Ersuchen des Präsidiums redigirt von Herrn Director Dr. *Eckstein.*)

Erste Sitzung vom 29. September.

Nach dem Schlusse der ersten vorbereitenden und allgemeinen Sitzung begaben sich die Mitglieder der Section in den von dem Magistrate der Stadt Göttingen gütigst bewilligten grossen Saal des Gymnasiums, wo der Präsident der Versammlung Prof. Dr. *Hermann* die Verhandlungen mit dem Ausdrucke des Bedauerns eröffnete, dass er, trotz des lebhaften Interesses, das er an der Sache nehme und das er auch bei früheren Versammlungen immer bethätigt zu haben glaube, durch die Fürsorge für die allgemeine Versammlung weiteren thätigen Antheil zu nehmen verhindert sei. Derselbe leitete noch die Wahl des Bureau's und schlug vor, um die Wahl kurz und glatt abzumachen, sie *per acclamationem* zu vollziehen. Die Versammlung war einverstanden und es wurde Director Dr. *Geffers* aus Göttingen zum Präses, Director Dr. *Eckstein* aus Halle zum Secretair vorgeschlagen und angenommen.

Geffers sagt der Versammlung den besten Dank für die Ehre, die er von sich auf Würdigere abzulehnen vergebens gesucht, und bittet um Nachsicht bei der Leitung der Verhandlungen, für die er den besten Willen und die herzlichste Theilnahme an allen Gegenständen versprechen könne. Ueber die Zeit der Sitzungen war bereits entschieden durch die Anfangszeit der allgemeinen Versammlungen; es solle um 8 und ausnahmsweise die zweite Sitzung 7½ Uhr begonnen werden. Auf die Aufforderung des Vorsitzenden, Gegenstände der Verhandlung vorzuschlagen, schweigt Alles. Da knüpft *Eckstein* an die in Erlangen abgebrochenen Verhandlungen über den griechischen Unterricht im Allgemeinen, insbesondere über die Schreibübungen, an und fordert *Ahrens* auf, da er mit der dortigen Art der Beendigung der Discussion nicht zufrieden gewesen sei, diesen Gegenstand wieder aufzunehmen. *Geffers* unterstützt den Antrag, der auch von der Versammlung genehmigt wird. Zur Vorberathung wird eine Commission niedergesetzt, bestehend aus *Ahrens, Classen, Halm* und *Krüger*.

Digitized by Google

Als zweiten Gegenstand empfiehlt *Eckstein* eine Besprechung der philologischen und pädagogischen Zeitschriften, um einerseits der immer mehr in denselben einreissenden Anarchie entgegen zu treten, andererseits das Interesse dafür zu wecken und neu zu beleben. Auch hier wird die Vorbereitung einer Commission übertragen, in welche zwei anwesende Journal-Redacteure, *Cäsar* und *Fleckeisen*, und der Antragsteller treten.

Geffers lenkt die Aufmerksamkeit auf die Ausgaben classischer Schriftsteller, in denen deutsche Uebersetzungen dem Texte gegenüber stehn. Wer sollte dieselben gebrauchen? Doch wohl die Schüler. Darin liegen viele Bedenken für das Gedeihen der Alterthumsstudien. Er beabsichtige mehr nach den Erfahrungen zu fragen als eine grosse Verhandlung zu veranlassen. *Krüger* meint, das werde sich mit der ersten Frage leicht verbinden lassen, weil blos Griechen so erschienen seien. Allein es gibt auch Lateiner, Dichter wie Horaz, Historiker wie Sallust u. a. *Rost* hält dafür, dass über die Sache wohl kein Zweifel sein könne, dass es aber darauf ankomme Mittel vorzuschlagen, durch welche nachtheiligere Folgen hintertrieben werden, und fordert Geffers auf, diese Frage als dritten Gegenstand unserer Verhandlungen zu betrachten und das Referat über denselben zu übernehmen.

Zweite Sitzung am 30. September.

Der Vorsitzende ersucht *Ahrens*, der das Referat über die erste Frage übernommen hat, dasselbe zu erstatten. *Ahrens:* Die Commission, welche den ehrenvollen Auftrag erhalten habe Thesen über den ersten Gegenstand aufzustellen, habe denselben besprochen, sich aber bald überzeugt, dass sie in ihrer Gesammtheit die materielle Verantwortung dafür nicht übernehmen könne und daher dieselben mehr als Grundlage und Stoff für die Verhandlungen betrachtet. Ihm sei es übertragen die Thesen aufzustellen. Was ist Zweck und Aufgabe des griechischen Unterrichts; wie viel Zeit haben wir, das Ziel zu erreichen; welchen Weg müssen wir einschlagen, um in der angegebenen Zeit das Ziel zu erreichen? Das seien die Fragen, deren Beantwortung er in den ersten Thesen versucht habe, die für die heutige Verhandlung ausreichenden Stoff darbieten würden.

Da Präjudicialfragen nicht zu erledigen waren, ging die Versammlung sofort zur Discussion über, und *Ahrens* verlas die erste These: Der griechische Unterricht ist ein wesentliches Element des Gymnasial-Unterrichts und deshalb obligatorisch.

Ahrens: Er sei anfänglich nicht der Meinung gewesen diesen Satz vorauszuschicken oder irgendwo einzuschalten; Eckstein habe ihn dazu veranlasst. Wie das Obligatorisch zu verstehen sei, werde Keinem zweifelhaft sein. Es solle keinem Schüler Dispensation von diesem Unterrichte ertheilt werden, wie etwa beim hebräischen. Einer besonderen Motivirung bedürfe die Thesis nicht. *Wagner* erklärt sich ganz mit derselben einverstanden; es ist ein integrirender Theil des Gymnasialunterrichts, die Theilnahme daran ist unerlässlich. Aber Dispensationen müssten doch gestattet werden für künftige Militärs, Forst-

Digitized by Google

leute, Fabricanten und dergleichen, die dafür in der Mathematik und in den Naturwissenschaften Privatstunden nehmen könnten.

Ahrens: Das sei nicht ausgeschlossen, es gebe ja keine Regel ohne Ausnahme. Gelten dürfe es nur für die Schüler des Gymnasiums, insofern sie Gymnasial-Schüler sind. Die Besucher der Realclassen z. B. seien ganz andere Schüler. Diese Erklärung musste bestimmter gefasst werden, daher meinte *Classen:* Gymnasialschüler, die zur Universität vorbereitet werden sollen, und *Halm* schlug den Zusatz vor „die Erlangung eines Maturitätszeugnisses hängt von der Theilnahme an diesem Unterrichte ab". Ein solcher Zusatz würde grossen Missständen abhelfen, wenn anders die Schulbehörden auf unsere Berathungen und Beschlüsse achteten. In Bayern wenigstens seien Fälle vorgekommen, dass Schüler, die an dem griechischen Unterrichte nicht Theil genommen, das Maturitäts-Examen hätten machen wollen. *Wagner* ist nicht geneigt den Begriff des Gymnasiums zu beschränken, weil z. B. in Süddeutschland sehr viele junge Leute das Gymnasium besuchen, die später keinen gelehrten Beruf ergreifen. Diese mussten sonst den Gewerbschulen überwiesen werden, und das sei gewiss zu beklagen, da es oft recht gute Lateiner unter ihnen gegeben habe. O.-Sch.-R. *Kohlrausch* erwähnt die Hannoversche Einrichtung, nach welcher das Lyceum in Hannover und das Pädagogium zu Ilfeld als rein gelehrte Anstalten erhalten, an allen übrigen Gymnasien aber Realclassen errichtet sind. *Eckstein* will nicht gegen die Organisation sprechen, so wenig er sie auch billige, sondern für die strengste Aufrechthaltung des Obligatorisch. Er wolle gar keine Schüler von dem Griechischen dispensirt wissen, am wenigsten mit Rücksicht auf den künftigen Lebensberuf der Schüler und die für denselben sich herausstellende Entbehrlichkeit der Kenntniss jener Sprache. Nur dann wirke man dem Nützlichkeitsprincipe mit Nachdruck entgegen. Sei dieser Unterricht ein wesentliches Element des Gymnasialunterrichts, so müsse auch jeder Schüler daran Theil nehmen. Wer darauf fest halte, werde die Beiläufer der Gymnasien zum grössten Vortheile für seine Schüler bald los werden. *Geffers* ist gleichfalls dafür, dass Gymnasialschüler nicht dispensirt werden. *Ahrens* findet die Angriffe gegen die Thesis nur durch die bisher geführten Erörterungen veranlasst. Man dispensire ja auch von dem Religionsunterrichte die Israeliten. Man dürfe nicht hart gegen die Schüler sein. Wenn die nöthige Vorbereitung auf ein bestimmtes Fach den Wunsch nach Dispensation vom Griechischen bei dem Schüler hervorrufe, so möge man sie ihm gewähren für ein Halbjahr, ein Jahr, dann aber müsse ein solcher abgehen. Für eine Reihe von Classen sie zu gewähren sei um so unzweckmässiger, je enger der griechische Unterricht mit andern Unterrichtsgegenständen in Verbindung stehe. *Kohlrausch* spricht gegen die von Eckstein vertretene rigoristische Ansicht, sich berufend auf das *nulla regula sine exceptione.*

Nachdem *Geffers* aus der Erörterung gefolgert, dass im Principe wohl allgemeines Einverständniss vorhanden sei, fragt er die Versammlung, ob sie für die Annahme der ersten Thesis stimme. Die Majorität ist dafür.

Die Discussion wendet sich hiernächst zu dem von *Halm* beantragten Zusatze. Der

Digitized by Google

Antragsteller fügt zur näheren Begründung desselben hinzu, dass zu manchen Berufsarten kein eigentliches Maturitätszeugniss, wohl aber die Absolvirung des vierten Gymnasialcursus (d. h. Prima norddeutscher Gymnasien) verlangt werde. Solche Schüler verlangten in der Regel die Dispensation vom Griechischen. An seiner Schule wird dieselbe nicht mehr gestattet und die Erfahrung habe gelehrt, dass die Aeltern sich immer mehr daran gewöhnten ihre Kinder auch an diesem Unterrichte Theil nehmen zu lassen. Dieser Grundsatz, mit Consequenz durchgeführt, müsse sehr wohlthätig wirken, selbst für die Schulordnung, da besonders bei grossen Classen immer Störungen im Unterrichte durch die Dispensationen herbeigeführt werden müssten. *Eckstein* kann Aehnliches aus seiner Erfahrung bestätigen. In Preussen bestehe das Recht auf Dispensation Anspruch machen zu können, ja für künftige Militärs sei dieselbe von der Secunda an sogar Vorschrift. In früheren Jahren habe er dieselbe nach einer Berathung mit dem Lehrer-Collegium zuweilen gewährt und die Benutzung der Stunden freigegeben, dann aber die Dispensirten in der Klasse zurückbehalten und sich mit andern Arbeiten beschäftigen lassen. Seitdem habe das Verlangen nach Dispensation aufgehört, und schon seit einigen Jahren sei kein derartiger Antrag an ihn gestellt. Freilich, wenn die Aeltern über die Verweigerung bei der höhern Schulbehörde klagten, so würde ihn diese zur Gewährung nöthigen können; aber eine solche Erfahrung habe er bis jetzt noch nicht gemacht.

Der während dieser Discussion beantragte Zusatz „es ist wünschenswerth, dass die dispensirten Schüler während der Zeit in andern Gegenständen unterrichtet werden" wird zunächst beseitigt, um den Halm'schen zu erledigen, der in seinem Inhalte kein Bedenken fand, wohl aber in seiner Fassung undeutlich erschien. *Geffers* schlug vor „die Theilnahme am Griechischen berechtigt allein zu der Maturitätsprüfung" (natürlich zur Universität, wie *Classen* erläuternd hinzufügte); *Krüger* „die Zulassung zu der Maturitätsprüfung wird durch die Theilnahme an dem griechischen Unterrichte bedingt." Bei der Abstimmung ward Halm's Zusatz von der Majorität angenommen, aber auch die dissentirende Minorität erklärte, dass sie nur formelle Gegner desselben seien, weil sie denselben als überflüssig betrachteten.

Der weitere Zusatz ward von *Eckstein* bekämpft, weil eine solche Einrichtung, namentlich an kleineren Gymnasien mit geringeren Lehrerkräften, grosse Schwierigkeiten mache, das Gymnasium wesentlich alterire und doch nur geringen Nutzen schaffe. Lieber möge man solche Schüler den Realschulen überlassen. *Geffers* erwähnt der in Hannover in dieser Beziehung getroffenen, alle Gymnasien umfassenden Einrichtungen, und fragt, ob dieselben nicht auch anderwärts Nachahmung verdienten. Inzwischen wird auf den Antrag von *Ahrens* von einer weiteren Betrachtung dieser Frage Abstand genommen und in der Tagesordnung fortgefahren.

2. Thesis: Die Hauptaufgabe desselben ist, durch den griechischen Geist, wie er sich in der Litteratur und Sprache offenbart, bildend auf die Jugend einzuwirken.

Ahrens: Es ist als die Aufgabe des griechischen Unterrichts hingestellt, den grie-

Digitized by Google

chischen Geist auf die Bildung der Jugend einwirken zu lassen. Das geschieht auch in der Geschichte und in andern Unterrichtsgegenständen, z. B. im Deutschen, selbst im Lateinischen bei der Lectüre des Horaz. Doch davon kann hier zunächst gar nicht die Rede sein. Die griechischen Lectionen können sich nur um Litteratur und Sprache bekümmern, und darum ist gesagt Hauptaufgabe. *Wagner* fragt an, warum nicht gesagt sei „in der Sprache und Litteratur" worauf *Ahrens* erwiedert, dass gerade seine Fassung, wie sich aus den folgenden Thesen ergeben werde, sehr wesentlich sei; die Sprache werde erst durch die Litteratur bestimmt. Auf *Rost's* Einrede, dass ja die Litteratur das Bezweckte nur wirken könne, wenn man die Sprache verstehe, dass also deren Verständniss vorausgehen müsse, verharrt Ahrens bei seiner Fassung, nur in dem Falle zu einer Aenderung bereit, wenn man die umgekehrte Folge als blos historisch hinstelle. *Wagner* vertheidigt die Umstellung, weil doch die Sprache Form und Träger der Litteratur sei; *Eckstein* warnt vor rascher Zustimmung, weil bei der Schärfe der Argumentation, die der Antragsteller an den Tag überall lege, eine solche zu Consequenzen führen müsse, denen zuzustimmen man Bedenken tragen würde. Bei der Abstimmung wird der Satz im Allgemeinen angenommen, die von *Wagner* beantragte Umstellung „Sprache und Litteratur" von der Majorität genehmigt, die ursprüngliche Fassung dagegen nur von 12 Stimmen gebilligt.

3. Thesis: Zu diesem Zwecke hat sich der Schüler im Wesentlichen nur mit der Litteratur und Sprache vor **300** a. Chr. zu beschäftigen, insbesondere mit folgenden Schriftstellern: Homer, den Ueberresten der Lyrik, den Tragikern, Herodot, Thukydides, Xenophon, Platon, Demosthenes. Die Sprache bildet nur in so weit einen Gegenstand des Schulunterrichtes, als sie dem Kreise der Schullitteratur angehört.

Ahrens zu der ersten Hälfte der Thesis: Der rechte griechische Geist sei hier bis zu dem Untergange der Freiheit gemeint. Der von dem peloponnesischen Kriege bereits beginnende Verfall zeige sich zunächst mehr in dem politischen Leben als in der Litteratur. Was nach dem angegebenen Zeitpuncte komme, sei nicht in das Gebiet der Schule hineinzuziehen. Es gebe allerdings auch in dieser Epoche Ausnahmen, bei denen man den altgriechischen Geist antreffe, z. B. Plutarch, aber ein echter Grieche sei dieser doch nicht, sondern in Gesinnung und Sprache ein Halb-Römer. Die getroffene Auswahl von Schriftstellern möge man nicht bemängeln; andere Schriftsteller sollten ja nicht ausgeschlossen sein. So könnte man Lysias hinzufügen, auch einige Reden des Isokrates, aber als wesentlich für die Schule betrachte er dieselben nicht, ihre Lectüre sei höchstens eine Vorbereitung für Demosthenes. *Rost* erklärt sich gegen die Lectüre der Lyriker gleich nach Homer und meint, dass es überhaupt wenige Gymnasien geben werde, wo Bedeutenderes von diesem Zweige der Litteratur getrieben werde. *Ahrens* verlangt nur eine Blumenlese, in der man Solon, Tyrtäos, Theognis nicht vermissen dürfe. Pindar mache schon grössere Schwierigkeiten, überhaupt sei sehr wenig von ihm zu gebrauchen, aber ganz zu vermeiden sei er nicht. Uebrigens hätten die Lyriker nur mit Rücksicht auf ihre Zeit jenen Platz erhalten. *Kohlrausch* fragt an, ob Hesiod ausgeschlossen sein solle; Einiges aus ihm

Digitized by Google

will Ahrens wohl in einer Sammlung von *poetae minores* gelten lassen, aber zu bedeutend sei dieser Dichter nicht.

Ahrens zu der zweiten Hälfte: Die Sprache kann über die Litteratur hinausgehen. Da aber diese hier auf einen bestimmten Zeitraum beschränkt ist und auf bestimmte Schriftsteller, so ist es nicht gerechtfertigt, wenn Schulgrammatiken auch spätere Schriftsteller berücksichtigen. Dialekte, wie z. B. der böotische, gehören gar nicht dahin. In der Versammlung ward kein Widerspruch gegen diese Ansichten laut.

4. Thesis: An einem Gymnasium mit neunjährigem Gesammtcursus ist der griechische Unterricht mit dem vierten Jahrescurse von unten zu beginnen.

Die Erläuterung dieses Satzes und die Discussion über denselben wurde auf die nächste Sitzung vertagt, nachdem *Halm* das Amendement gestellt, dass bei einem achtjährigen Gesammtcursus dieser Unterricht mit dem dritten Jahrescurse beginnen müsse.

Dritte Sitzung am 1. October.

Bei dem Beginne dieser Sitzung fordert *Geffers* Ahrens auf, die 4. Thesis genauer zu motiviren.

Ahrens: Den Anfang des Gymnasialcursus setze er da an, wo der Unterricht im Latein beginne: sogenannte Vorbereitungsclassen dürften nicht in Betracht kommen. In den meisten Gymnasien seien 3 Klassen mit zweijährigem, 3 mit einjährigem Cursus, man werde also mit Tertia den griechischen Unterricht beginnen und dann 6 Jahre für denselben haben. Gegen einen früheren Anfang müsse er sich erklären, weil erst im Lateinischen ein fester Grund gelegt sein müsse, ehe man die neue Sprache beginnen könne. Die beiden ersten Jahre werde der Schüler das Latein lernen, im dritten das Gelernte verdauen. Erst dann werde es räthlich eine so abweichende und schwierige Sprache wie die griechische anzufangen. Gegen den neunjährigen Cursus ist *Eckstein*; an vielen Gymnasien bestehe der achtjährige Cursus, er komme an seiner Schule sogar mit 7½ Jahren aus, und es werde doch dasselbe erreicht was andere in 9 Jahren erreichen. Der Grund liege in der späteren Aufnahme der Schüler, in der grösseren Zahl der Classen, und der dadurch zu erreichenden grösseren Gleichmässigkeit der Schüler. Darum möge man den achtjährigen Gesammtcursus, den die Erfahrung gut heisse, nicht verwerfen und bei einem solchen den Beginn des griechischen Unterrichts bei dem dritten Jahrescursus belassen. *Ahrens* hält nur 9 Jahre für zweckmässig; unzweckmässig sei 2 Jahre nach dem Anfange des Latein an das Griechische zu gehen. Nachdenken und Erfahrung habe ihn in dieser Ansicht befestigt. Sind nun 6 Jahre für das Griechische erforderlich, der frühere Anfang desselben nicht heilsam, so dürfe eben ein achtjähriger Cursus nicht gestattet werden. *Classen* hebt hervor, dass dies eine reine Erfahrungsfrage sei. In Lübeck seien bei zehnjährigem Cursus 8 Jahre für das Griechische bestimmt, und er halte gerade einen recht frühen Anfang wegen des schweren Gedächtnisswerks für rathsam. Eine Gefahr der Ver-

Digitized by Google

mischung des Lateinischen und des Griechischen sei nicht zu befürchten, wie ihn die Erfahrung gelehrt, und die Gleichzeitigkeit habe ihren grossen Nutzen.

Da der Versitzende zu Mittheilungen über die an den verschiedenen Schulen bestehenden Einrichtungen auffordert, so erfolgen dergleichen aus den verschiedenen Ländern. *Wex* berichtet, dass in Schwerin 6 Jahre für das Griechische bestimmt seien bei einem achtjährigen Gesammtcursus, in den die Schüler etwa mit dem 11. Lebensjahre eintreten, also im 13. das Griechische beginnen. In der Regel falle nun in jene Zeit auch der Anfang des Französischen, so dass die Knaben drei Sprachen in ihren Elementen erlernen müssten.

Lothholz berichtet aus Weimar, dass dort bei einem achtjährigen Cursus das Griechische sonst in IVb. mit 3 Stunden begonnen habe; jene Stunden seien aber jetzt dem Lateinischen und Deutschen zugelegt, und das Griechische beginne erst in IVa. mit 5 wöchentlichen Stunden, welche in den übrigen Classen auf 6 vermehrt werden. So habe man 7 Jahre für das Griechische. Die Einrichtung habe sich bis jetzt bewährt.

Steinhart: Schulpforta habe überhaupt einen sechsjährigen Cursus, aber bei dem Aufzunehmenden werde eine Kenntniss des Griechischen bis zu der Conjugation vorausgesetzt, so dass man genau genommen 7 Jahre für diese Sprache rechnen könne. Allein die meisten Recipienden seien durch Privatunterricht vorbereitet, ihre Kenntnisse daher mangelhaft, und deshalb die Lehrer doch genöthigt mit den Elementen anzufangen. Insofern beginne man mit der Tertia, wie dies die Lehrerconferenz in Berlin angeordnet. Die Lehrer wünschten lieber Schüler ohne alle Vorkenntnisse, mit denen sie dann in 6 oder auch 7 wöchentlichen Stunden den Unterricht beginnen könnten. Die früheste Aufnahmezeit sei das 12, in der Regel das 13. und 14. Lebensjahr.

Schweckendieck: In Emden bestehe der sechsjährige Cursus; das Griechische lasse sich erst in III. beginnen, weil in der IV. wegen der Nicht-Studirenden das Englische anfange. Damit aber die Tertianer dann rascher vorwärts schreiten, so werden in IV. zwei Stunden ausser der Schulzeit für die griechischen Elemente benutzt: was namentlich bei einer geringen Schülerzahl sehr zweckmässig befunden sei. Eckstein hat eine solche Einrichtung in seiner Va. auch einmal getroffen, freilich in der Schulzeit statt zwei naturgeschichtlicher Stunden, aber die Schulbehörde hat es alsbald untersagt, und so sei er der offenbaren Vortheile wieder verlustig gegangen.

Münscher (Marburg): Bei ihm beginne man in V, also im zweiten Jahrescurse, mit 2 wöchentlichen Stunden, in IV. 4, in III. 6 und so fort. So würden 8 Jahre für das Griechische gewonnen. Die frühere Anordnung, nach welcher in IV. begonnen wurde, habe sich mit andern Einrichtungen nicht recht vertragen.

Rein berichtet Aehnliches aus seiner Heimath Eisenach, wo aber seit der Abkürzung des achtjährigen Cursus ein grosser Abfall nicht zu verkennen sei.

Kraft berichtet, an dem Hamburger Johanneum, dieser altehrwürdigen Anstalt, habe er den Anfang des Griechischen in V. vorgefunden und in seinem fünfundzwanzigjährigen Directorate keinen Grund gehabt diese alte Einrichtung aufzuheben. Zur gründlichen Erler-

Digitized by Google

nung der Sprache sei es aber auch nöthig, schon in V. damit zu beginnen, jedoch nicht etwa mit 2 Stunden, das sei zu wenig. In 4 Stunden kämen die Schüler so weit, dass sie die regelmässigen Verba, auch die in $\mu\iota$, kennen und anwenden lernten. In IV. werde dies Pensum wiederholt und weitere Andeutungen träten hinzu. Mit solchen Vorkenntnissen gelangten die Schüler nach III., wo Homer und Xenophon gelesen und gewandt übersetzt werden. In II. und I. werden dann 7 Stunden genommen und bei dem grossen Eifer und der grossen Liebe der Schüler ein recht erfreuliches Ziel erreicht. Da *Eckstein* an dem raschen und doch sichern Fortschreiten der Anfänger zweifelt, so ergänzt *Ullrich*, dass in V. noch nicht volle Sicherheit erreicht werde, darin müsse man später immer noch nachhelfen, aber eine ganz leidliche. Wenn man gar zu spät anfange, so werde keine Vertrautheit mit den Formen erreicht werden: dazu müsse mechanisch conjugirt werden, durchaus mechanisch, das sei seine Methode. Bei der Mannichfaltigkeit der Verhältnisse müsse man nichts Festes bestimmen wollen. Die Vertheilung des Unterrichts habe sich in Hamburg bewährt, und er freue sich, dass Kraft in solchen und andern Dingen conservativ gewesen sei.

Lange berichtet aus Blankenburg, dass man dort Beides versucht habe; man habe in III. und in IV. das Griechische angefangen. Da in Tertia das Französische anfing, nahm man zur Einprägung der Formen 4 St. Griechisch in IV, behandelte in III. die Verba auf $\mu\iota$, in II. die irregulären Verbalflexionen, in I. Syntax. So sei es bis zu dem Reformjahre 1848 gehalten. Da aber die Lehrerconferenz in Wolfenbüttel den Anfang des Griechischen in die III. verlegt habe, so sei jene frühere Einrichtung darnach abgeändert, aber auch die früheren Resultate nicht wieder erreicht.

Kohlrausch erinnert daran, dass das Leben mächtiger sei als die Theorie. In der Theorie würde er ganz mit Ahrens übereinstimmen. Aber es sind nun einmal verschiedene Einrichtungen; in manchen Gymnasien würde 7 Jahre Griechisch getrieben, man könne an manchen einen zehnjährigen Gesammtcursus rechnen, weil die Kinder, namentlich gebildeter Eltern, mit dem 8. oder 9. Lebensjahre in das Gymnasium kämen. Bei beiden Cursen scheinen die Resultate gleich, und so gleiche sich die Verschiedenheit der Theorie in der Praxis aus.

Ahrens knüpft noch an Classen's Bemerkung wegen des Gedächtnisses an. Diese sei ganz richtig, aber es sei doch ein wesentlicher Unterschied von dem Lateinischen; so reines Gedächtnisswerk sei der griechische Unterricht nicht, mit dem blossen Erlernen der Paradigmen sei es nicht gethan. Habe man doch seit Thiersch erkannt, dass die Formenlehre am besten durch scharfe Analyse der Formen erlernt werde; dazu müsse der Verstand schon gereift sein, und was man an Jahren zu spät anfange, werde sich leichter und rascher nachholen lassen.

Geffers wünscht wegen der grossen Verschiedenheit der Jahrescurse die Frage, bei welchem Cursus das Griechische beginnen müsse, ganz fallen zu lassen, wenn nur hinlängliche Festigkeit im Lateinischen und genügende Entwickelung der Verstandeskräfte vorausgesetzt werde. Aber *Ahrens* will wegen der dann entstehenden Ungewissheit nicht gern än-

Digitized by Google

dern an seiner Thesis. *Geffers* erinnert weiter daran, dass man in Preussen gesetzlich im 10. Jahre mit dem Latein beginne. Anderwärts, selbst in Göttingen, beginne man schon im 8. Jahre, weil das Verlangen des Publicums darauf gehe. Wenn das 13. Jahr als Durchschnittsjahr angenommen werde für den Anfang des Griechischen, dann werde man so ziemlich zu einer Einigung kommen.

Da *Ahrens* gerade mit Rücksicht auf die Differenzen die Thesis ganz allgemein gestellt hat und ein bestimmtes Aussprechen für nothwendig in seiner Fassung erachtet, so tritt ihm auch die Majorität der Versammlung bei. Ueber Halm's Antrag, den Eckstein wieder aufnahm, kam es bei der Menge der einzelnen, dankbar entgegengenommenen Mittheilungen gar nicht zu einer Abstimmung.

5. Thesis: Von da an sind durch alle Classen in der Regel 6 Stunden wöchentlich auf diesen Unterrichtszweig zu verwenden.

Ahrens motivirt sein „in der Regel"; vielleicht sei „mindestens" besser, aber er habe sich genirt, weil bei solchen Bestimmungen sehr viel von andern Verhältnissen abhänge. Da müsse man abwägen. Mancher könnte vielleicht gar mit einer geringern Stundenzahl fertig werden. Gegen diese letztere Ansicht ist *Eckstein*, weil eine neue Sprache mit möglichst grosser Stundenzahl begonnen werden muss. *Münscher* führt an, dass es in seinem Lande anders sei, weil IV. bereits viele andere Lehrstoffe habe; deswegen habe man im Griechischen eine Erleichterung eintreten lassen. *Eckstein*: Die V. sei aber dann in Hessen gar nicht als eine griechische Classe zu betrachten, sondern als eine propädeutische. Die Versammlung ist mit dieser Thesis durchaus einverstanden.

Ahrens: Mit dieser Thesis ist ein gewisser Abschnitt in der Erörterung dieser Frage erreicht. Die fünf Thesen sollen den Grund und Boden legen. Es fragt sich zunächst weiter: wie soll der griechische Unterricht gegeben werden? Aber zu dieser Erörterung reicht wohl unsere Zeit nicht aus. Deshalb ist es wünschenswerth zu einer Behandlung der beiden andern aufgestellten Aufgaben überzugehen. Auf den allgemeinen Wunsch der Versammlung und die besonderen Bitten von Geffers und Münscher entschliesst sich Ahrens fortzufahren.

6. Thesis: Die oben bezeichnete griechische Schullitteratur zerfällt in zwei wesentlich getrennte Massen: a) die ältere und, mit Ausnahme des halb-dichterischen Herodot, poetische; b) die jüngere durchaus prosaische und attische.

Der ersten Masse der Litteratur und ihrer Sprache muss vom Schulunterrichte eine gleich gründliche Sorgfalt gewidmet werden wie der zweiten.

Insbesondere ist es von Wichtigkeit, dass der Schüler mit den homerischen Gedichten und ihrer Sprache möglichst vertraut werde.

Ahrens gibt zwar schon in dieser Sitzung eine genaue Motivirung, an die sich auch eine kurze Debatte anknüpft, weil Münscher sofort den letzten Kern der Frage, den Beginn des Unterrichts mit Homer, entwickelt haben will, auch über Krüger's Ansichten von dem

Digitized by Google

Atticismus eine Differenz mit Rost auszugleichen ist. *Rost* mahnt auch mit der Erörterung fortzufahren, da sich dieselbe immer mehr dem praktischen Felde nähere und die Versammlung mit ihren früheren Verhandlungen das Unglück gehabt habe, dass nichts herausgekommen sei. *Gravenhorst* wünscht alle übrigen Thesen in ihrem Zusammenhange zur Debatte gebracht zu sehen, wogegen sich Ahrens um der Klarheit willen erklärt. *Geffers* wünscht wegen der Kürze der Zeit nur die Hauptpuncte hingestellt und diese scharf in's Auge gefasst; wogegen *Ahrens* dringend bittet die Sache nicht über das Knie zu brechen.

Vierte Sitzung am 2. October.

Nachdem der Vorsitzende ermahnt, dass sich Jeder möglichster Kürze befleissige, fordert er Ahrens auf, die übrigen Thesen im Ganzen vorzutragen.

Ahrens: In der sechsten Thesis habe er zwei seines früheren Entwurfs zusammengezogen. Die siebente lautet:

7. Die Beschäftigung mit der griechischen Litteratur kann (abgesehen von etwaigen vorbereitenden Uebungen) naturgemäss mit keinem andern Schriftsteller als Homer begonnen werden.

8. Dem entsprechend hat auch der Elementar-Unterricht zunächst nicht die attische, sondern die homerische Formenlehre in's Auge zu fassen.

Er sei der Sache scharf auf den Leib gegangen, jedoch nicht weiter vorgeschritten. Ist der angegebene Weg zweckmässig, dann werde man fragen müssen, wie ist er zu gehen? Dazu müsste er am Ende sein eigenes Buch empfehlen. Deshalb habe er es für angemessen erachtet hierbei einen Abschnitt zu machen.

Die Erörterung geht zunächst zur sechsten Thesis zurück, deren ersten Satz *Ahrens* genau motivirt. Er erkenne zwei wesentlich geschiedene Massen der griechischen Schullitteratur. Eine bedeutende Kluft zwischen diesen beiden Theilen ist durch den peloponnesischen Krieg gebildet, wo zugleich durch den Einfluss der Sophistik die ganze geistige Richtung nachtheilig afficirt wurde. Die ältere Masse gehöre der Zeit vor dem peloponnesischen Kriege an; Homer, die Lyriker, Tragiker, also das Poetische: auch Herodot, der nach Inhalt und Darstellung ein epischer Dichter in Prosa ist. Zu der jüngeren Masse gehören Thukydides, Plato, Xenophon, Demosthenes, die alle dem vierten Jahrhundert angehören, alle echte Prosaiker und zugleich Attiker sind. Erhebliche Unterschiede zwischen beiden Massen fallen in die Augen. Hier ist alles prosaisch, dort poetisch; hier ist reine attische Prosa, dort grosse Mannichfaltigkeit in der epischen, der lyrischen Sprache mit ihren künstlichen Dialekten, endlich in der poetischen Sprache der Tragiker, die bedeutende Elemente der epischen und der älteren Sprache enthält, aber nicht attisch ist: hier also Einheit des Dialekts, dort Mannichfaltigkeit: hier jüngere, dort ältere Sprache: hier herrscht der Verstand, die Speculation vor, dort die Phantasie, das Gefühl. Warum lege ich einen Werth auf diese Trennung? Das wird sofort klar durch einen Blick auf die lateinische Schullitteratur-

tur. Diese umfasst einen viel geringeren Zeitraum, selbst von Plautus an bis Tacitus sind höchstens 300 Jahre, die griechische erstreckt sich über mindestens 650 Jahre. In der lateinischen Litteratur sind keine Dialekte, sondern die einzige römische Sprache, und in dieser kaum ein Gegensatz von älterer und jüngerer, der überhaupt nicht sehr gross ist. Es ist ferner kein Gegensatz zwischen prosaischer und poetischer Litteratur; die erstere ist das Wesentliche, denn der Charakter des Volks ist ein prosaischer, praktischer; Poesie ist nur schöner Zierrath. In der Prosa bildet wieder *ein* Schriftsteller den Mittelpunct. Dieses Verhältniss verlangt natürlich auch eine ganz andere Art der Behandlung.

Beide Massen der griechischen Litteratur sind also getrennt: beide müssen mit gleicher Gründlichkeit behandelt werden. Dies sei in ältern Zeiten nicht geschehen, geschehe auch jetzt nicht. Sonst kannte man nur die prosaische Litteratur, man lernte Griechisch. um Schreiben und Sprechen zu lernen; auf die Dichter verwendete man geringere Sorgfalt. In neueren Zeiten ist die Ansicht verbreitet, dass die attische Litteratur und Prose vorzugsweise den Gegenstand des Unterrichts bilden müsse, ja man hat, wie den Cicero, Xenophon als Normalschriftsteller aufgestellt, weil er das reinste Attisch geschrieben habe (was beiläufig nicht richtig ist). Die ganze Schuleinrichtung bestätige dies, in der $^2/_3$ der Zeit für die Prosa $^1/_3$ für die Poesie bestimmt werde. Wir sind nun in der Lage beide Massen gleich gründlich betreiben zu können und müssen es auch thun.

Dass eine genaue Bekanntschaft mit Homer und der homerischen Sprache die Grundlage sei, das werde wohl keinen Widerspruch finden, indessen beschäftige man sich damit nicht soviel als er für nothwendig erachte. Wenn es übrigens heisst, dass sich die Beschäftigung mit der griechischen Litteratur auf die obengenannten Schriftsteller beziehen solle, so heisst das nicht, dass wir vorher kein anderes Griechisch treiben dürfen. Die Lectüre eines Elementarbuches ist noch keine Beschäftigung mit griechischer Litteratur.

Geffers macht den Vorschlag die einzelnen Puncte in der Ordnung zu behandeln, in welcher sie von dem Proponenten aufgestellt sind, also zuerst die Forderung gleich gründlicher Behandlung beider Theile der Schullitteratur.

Rost: Ihm sei es zweifelhaft, ob Ahrens etwas Neues beabsichtige oder nur das auch bisher Beobachtete mit Schärfe und principgemäss darlege. Handele es sich um eine frühzeitige Lectüre des Homer, so sei das nicht neu: schon jetzt würden die Schüler zur rechten Zeit und in dem rechten Umfange in den Homer eingeführt. In Gotha beginne der Unterricht in der vierten Klasse von oben mit Einübung der Formenlehre an kurzen Sätzen; in der 3. Klasse seien 3 Stunden für die Lectüre der Odyssee bestimmt, auf die in der 2. Klasse mit einem zweijährigen Cursus die Ilias folge. Die homerische Sprachform als Grundlage der griechischen Formenlehre zu nehmen, das sei vollkommen neu, werde sich aber praktisch schwerlich bewähren. Bei besonderer Thätigkeit der Lehrer und bei guten Köpfen der Schüler sind gute Erfolge möglich; Ahrens werde es erreichen. Wollten wir es probiren, so dürfte es wohl nur Wenigen gelingen. Die Simplicität der attischen Formen ist dem Schüler zugänglicher, die Mannichfaltigkeit der homerischen erschwert die Sache.

Münscher (Marburg): Er für seine Person sei für die bisherige Praxis, aber er wolle

Digitized by Google

wohl etwas für Ahrens sagen. Wie in historischer Entwickelung bei den Griechen sich die Sache gemacht, so solle es auch dem Schüler vorgeführt werden, die Schüler sollen eben so durch die griechische Litteratur und Sprache geführt werden, wie der liebe Gott das griechische Volk geführt hat. Zunächst wünsche er nur eine kurze Antwort, ob sich dieses zunächst nur auf die Entwickelung der Ideen oder auch auf die Formen in ihrer genetischen Entwickelung beziehen solle.

Ahrens: Er müsse in seinem und im Interesse der Sache dringend wünschen, dass die Reihenfolge festgehalten werde. Rost habe bereits vorgegriffen. Auf Münscher's Frage wolle er nur sagen, dass der historische Gang gar nicht beobachtet werden soll. Das würde ebenso verkehrt sein, als wenn man das Lateinische mit Plautus anfangen wollte.

Classen geht auf den eigentlichen Gegenstand tiefer ein. Ihm erscheint die Theilung der Litteratur in zwei Massen höchst bedenklich; zwischen den Tragikern und Homer ist ein grösserer Abstand als zwischen den Tragikern und der prosaischen Litteratur. Nicht der peloponnesische Krieg ist der Entscheidungspunct, sondern die Perserkriege, seit denen das geistige Leben in Athen sich zusammendrängt und alle Strahlen des griechischen Geistes sich concentriren. Der peloponnesische Krieg ist eine Zeit der Krisis, die natürlich Gutes und Böses zu Tage fördert. Platon und Demosthenes gehören zu den edelsten und schönsten Erscheinungen in der Entwickelung Griechenlands; zwischen Platon und Sophokles ist ein inniger Zusammenhang. Die innere Harmonie der Form ist das Band zwischen der prosaischen und poetischen Litteratur. Wie ein glänzender Hintergrund steht Homer da; seine Gedichte in steter Geläufigkeit zu erhalten, darin sind wir einig. Die Odyssee ganz, die Ilias zum grössten Theile gelesen zu sehen, dahin muss unser Streben gehen. Einen andern Dialekt als den attischen bei der Erlernung der Sprache zu Grunde zu legen ist schon darum bedenklich, weil ²/₃ der Litteratur in attischer Sprache geschrieben ist. Eine Entscheidung der Controvers ist nur von der Erfahrung zu erwarten, und zwar von einem Lehrer, der beide Wege eine Reihe von Jahren hindurch verfolgt hat. Die zweite Thesis gebe nur ein schönes Ideal in einem Ziele, das wir absolut doch nicht erreichen.

Geffers: Der Widerspruch gegen die vorgenommene Theilung der Litteratur scheine ihm weniger begründet. Homer sei der Mittelpunct, ihm sei besonderer Fleiss zu widmen, aber mit ihm stünden auch die Tragiker im engsten Zusammenhange. Deshalb erscheine ihm die Theilung nicht so schroff.

Ahrens: Mit Classen stehe er gar nicht im Widerspruche. Dass aber seine Scheidung in Poesie und Prosa nicht die natürlichste sei, davon sei er noch nicht überzeugt. Zunächst biete sich die Frage nach der Sprache dar. Es sei eine sehr verbreitete Meinung, dass die Tragiker attisch geschrieben haben, und dass die attische Prosa auch die Sprache der Tragiker lehre. Das ist ein Irrthum. Der grosse Unterschied ist besonders in Krügers Grammatik hervorgetreten. Die Scheidung ist jedenfalls da, mag man sie auch für mehr oder weniger bedeutend halten. Eine Brücke stelle er gar nicht in Abrede, denn Euripides stehe im Geiste und auch in der Sprache halb auf der andern Seite. Bisher hat

Digitized by Google

das attisch prosaische Element im Unterrichte das Uebergewicht gehabt; warum hat man für die andere Seite nicht dasselbe gethan? Ungerecht sei seine Forderung nicht.

Münscher erinnert, dass auf seine Frage nicht geantwertet sei; er müsse also annehmen, dass sie bejaht werde. *Ahrens* hat dieselbe ganz allgemein verstanden nnd darum auch se geantwertet; in Bezug auf daa Griechische will er sich die Begründung aufsparen.

Münscher: Der gemachte Verschlag hat eine schöne Seite, kann aber aus principiellen Gründen nicht angenommen werden. Wellen wir den griechischen Sprachunterricht nach Ahrens Ansicht ordnen, um besser in die griechischen Ideen einzuführen, so können wir wehl mit Hemer anfangen, aber es geht nicht weiter, sobald wir zu den Lyrikern kemmen. Selbst im Homer kann das Schönste nicht in Tertia abselvirt werden, das geht erst in der Prima. Sedann soll der Gang der Sprachentwickelung festgehalten werden. Das ist sehr schön und ausserordentlich bildend, aber gresse Bedenken stehen dem Verfahren entgegen. Es würde dann die Sprache bei den Schülern in flüssigem Zustande bleiben und Festigkeit in den Formen nicht erreicht werden. Man braucht nur daran zu denken, dasselbe z. B. auf dem Gebiete des Lateinischen und Französischen versuchen zu wellen, und wird die Unzuträglichkeit leicht einsehen. Was auf dem Gebiete der Wissenschaft vortrefflich ist, geht nicht sofort auch in der Schulpraxis. Indessen wird hier das deutsche Sprachgebiet einen Ausweg darbieten, auf dem man den historischen Gang auch in der Schule verfelgen kann.

Ahrens: Auf solche Ansichten und Behauptungen könne er sich noch nicht einlassen, da es sich zunächst nur um die Behauptung handle, dass beide Massen der Litteratur gleich gründlich behandelt worden müssten, und um die grösste Vertrautheit mit Hemer.

Geffers: Im Allgemeinen werde der Ansicht beigestimmt; darüber sei wehl keine Meinungsverschiedenheit. Aber der Punct sei verfänglich. Wegen der Censequenzen werde er die Frage mit Nein beantworten; denn dann müsse ja die homerische Sprache eben se wie die attische in der Schule eingeübt werden, und das halte er weder für nützlich nech für das Verständniss des Homer für nöthig.

Ahrens pretestirt gegen den Verdacht, dass er die Versammlnng captiviren oder gar eine versteckte List anwenden wolle; was aber Geffers auch gar nicht eingefallen ist zu sagen. Ist mein Satz richtig, replicirt Ahrens, se muss er bejaht werden; auf die Consequenzen dürfen wir nicht eingehen, noch weniger darnach das Urtheil abgeben wollen.

G. Curtius kehrt von dieser Abschweifung zu dem Wesentlichen der Hauptfrage zurück. Die Scheidung der zwei Massen könne er nicht nach dem Proponenten auffassen: wir müssten vielmehr das Gemeinschaftliche der beiden Hälften festhalten. Das Attische ist offenbar überwiegend; im Attischen wird auch das Homerische gelernt, wie umgekehrt im Homerischen das Attische. Die Schreib- und andern Uebungen kommen beiden Dialekten zu Gute.

Ahrens: Der gemeinschaftliche Mittelpunct griechischer Litteratur ist an einer andern Stelle zu suchen. Der Quell des Geistes dieser Litteratur, der Schlüssel für alle

Digitized by Google

Zweige derselben ist nicht im Attischen zu finden. Dies ist nur eine einseitige Aeusserung desselben. In der vollsten Vielseitigkeit finde er dies nur im Homer, der der gemeinsame Schatz des ganzen hellenischen Volkes sei. Ganz richtig sei, dass aus Homer Attisches gelernt werde. Das spreche ja gerade für seine Ansicht. Warum machen wir es nicht so?

Geffers: Kaum lässt sich noch etwas Neues über den Gegenstand sagen. Die Gemeinschaft lasse sich nicht verkennen; es könne wohl zur Abstimmung geschritten werden.

Da schlägt *Classen* vor im zweiten Alinea zu setzen „Allen Theilen der Schullitteratur — muss u. s. w." und *Eckstein* empfiehlt diesen Verbesserungsantrag, weil er ihm wenigstens eine grosse Beruhigung gewähre. So gern er es sehe, wenn er der Ahrensschen Forderung entsprechen könnte, so halte er doch die Ausführung in der Schule für eine Unmöglichkeit: gleich gründliche Sorgfalt auf beide Theile verwenden könne er nicht.

Wittich meint, der Widerspruch gegen Ahrens rühre nur daher, dass dieser die Kenntniss des homerischen Dialekts der bisherigen Schulpraxis substituiren und dieselbe vorausgeben lassen wolle. Vielleicht sei auf der Seite der Gegner nur ein Missverständniss. Ahrens habe ja ein Elementarbuch mit einzelnen Sätzen vor jener Praxis zugestanden (*Ahrens* bestreitet, dass dies seine Ansicht sei; nach der Fassung der Thesis würde es allerdings erlaubt sein) und dann bleibe man bei der bisherigen Praxis, sofern nur der poetischen Lectüre gleich viele Stunden zugestanden würden.

Ahrens: Die Schwierigkeit liegt in den Worten „eine gleich gründliche Sorgfalt." Eckstein halte dss nicht für möglich und habe sein Bedenken darin ganz kurz ausgesprochen. Stillschweigend verstehe sich dabei, soweit dies eben möglich ist. Aber auch das sei nicht geschehen, neuerdings sogar weniger als in früherer Zeit. Wir legen grossen Werth auf griechische Scripta und das mit Recht für die Befestigung in der Formenlehre. Für die dichterische Sprache thun wir aber nichts; da wird die Production gar nicht geübt. Sonst habe man Verse gemacht, natürlich in der Sprache des Homer; das erscheine ihm als ein wichtiges Förderungsmittel.

Geffers führt den Schluss der Debatte über diesen Punct herbei und die Majorität genehmigt das zweite Alinea in der Fassung: Allen Theilen der oben bezeichneten griechischen Schullitteratur und ihrer Sprache muss vom Schulunterrichte eine gleich gründliche Sorgfalt gewidmet werden.

Münscher verlangt sofort eine Discussion der Frage, ob der griechische Unterricht mit dem homerischen Dialekte und der Lectüre des Homer begonnen werden solle, und beantragt eine Erklärung, dass dies sich mit der Aufgabe der Schule nicht vertrage, dass es principiell für dieselbe nicht geeignet sei.

Ahrens, der sich anfangs weigert ferner als Referent zu fungiren, will doch nicht eigensinnig erscheinen und fährt in der Begründung fort. Münscher's Ansicht fusse darauf, dass er einen historischen Gang (Homer, Pindar, Tragiker u. s. w.) wolle eintreten lassen; daran habe er nicht denken können noch wollen. Den historischen Gang streng inne halten zu wollen ist nicht möglich. Von Homer lässt sich die Litteratur wegen der

grossen Schwierigkeit nicht weiter verfolgen. Beide Theile der Litteratur müssen nebeneinander getrieben werden und die Endpuncte von beiden fallen in die oberste Classe. Da ihn Classen an die schwankenden Formen der homerischen Sprache erinnert, so geht er sofort darauf ein die daraus befürchteten Gefahren zu beleuchten. Im Griechischen muss der Schüler verschiedene Formen und Dialekte kennen lernen; das ist gar nicht zu vermeiden, auch kein Unglück. Fangen wir nun mit einem andern Dialekte an und gehen dann zur attischen Prosa über, so ist es gerade sehr förderlich, wenn die Schüler immer den Gegensatz auffassen; die Formen prägen sich viel fester ein. Das habe sich ihm durch die Erfahrung bestätigt. Wie beim deutschen Unterrichte der historische Gang der Sprache gezeigt werden solle begreife er nicht; man müsste denn in Hessen in III. Gothisch, in II. Althochdeutsch, in I. Mittelhochdeutsch treiben. (*Münscher* berichtigt, dass dies Alles blos in der Prima gemacht werde.) Dann wird der Gang allerdings sehr rasch gemacht, und dennoch macht der Schüler keine historische Entwickelung durch, weil er sein Neuhochdeutsch zu jenem Unterrichte bereits mitbringt. Im Deutschen seien vier Perioden zu unterscheiden, im Griechischen nur zwei, die ältere und jüngere Sprache, die homerische mit ihren Abzweigungen und die attische Prosa im vierten Jahrhundert. Darnach ist es also hier viel leichter eine Idee der Sprachentwickelung zu geben. Man muss in der Schule nicht nach reinen Theorien gehen, sondern auf die historischen Verhältnisse Rücksicht nehmen. Im Griechischen haben wir nun bereits die historische Entwickelung in der Schule, weil Homer und die Attiker nothwendige Schriftsteller sind; warum wollen wir also nicht den historischen Gang verfolgen? Ursprünglich war das Griechische auch zum Gebrauche bestimmt, sowohl Schreiben als Sprechen wurde erzielt, wie bei der Analogie des Lateinischen ganz natürlich war, das sich als halb-lebendig immer erhalten hatte. Aber eben so war es auch mit dem Griechischen in dem Byzantinischen Reiche, und bei der κοινή ist es im Wesentlichen geblieben.

Classen verweist nochmals auf die vielen verschiedenen Formen des homerischen Dialekts, die aber Ahrens in so grosser Ausdehnung nicht zugibt, weil sie naturgemäss aus einander entstanden sind. Im Atticismus gebe es auch Doppelformen und wir gehen selbst künstlich auf contrahirte und nicht contrahirte Formen zurück. Es komme nur darauf an die Formenlehre ordentlich zu dociren.

Münscher will sich für die neuere Theorie bedanken und lieber die historische Entwickelung an dem Deutschen festhalten. Das Schwanken bringe Gefahr; mit etwas Festem und Bleibendem müsse begonnen werden.

Wolff meint, dass auch bei dem jetzigen Verfahren die historische Entwickelung nicht abgeschnitten werde; denn der Schüler lerne dieselbe freilich später, aber auch auf einem bequemeren und sicherern Wege.

Geffers: Was Ahrens über die Tradition des griechischen Unterrichts gesagt hat ist falsch. Der Grund des bisherigen Verfahrens liegt in der Bedeutung der attischen Litteratur, die keine einseitige, sondern die eigentliche Blüthe ist. Durch einen sichern natürlichen Tact geleitet hat man den bisherigen Gang bei dem Unterrichte eingeschlagen.

Digitized by Google

Doch die Zeit drängte zum Schlusse. Vor der Abstimmung trägt Ahrens an auf eine Erklärung, dahin lautend, dass die Sache noch nicht genügend durchgesprochen sei, und darum auch noch kein Urtheil abgegeben werden könne. Die Abstimmung über diesen präjudiciellen Antrag war zweifelhaft; bei der Zählung ergaben sich 22 Stimmen dafür und 21 dagegen, welche die Sache als bekannt genug durch die Schriften von Ahrens betrachteten. Nach diesem Resultate war es auch nicht räthlich über die sechste Thesis im Ganzen abzustimmen.

Geffers ergreift zum Schlusse das Wort: Gern hätte er die Erörterung noch weiter geführt, aber die Zeit sei abgelaufen. Aber auch so wolle er seine Freude über die Besprechung dieses Gegenstandes aussprechen und darin eine grosse Befriedigung finden, weil ja gerade der griechische Unterricht vielfache Angriffe erfahren habe. Wir müssen das Palladium, das wir in ihm besitzen, festhalten und ihn immer eifriger betreiben. Ahrens gebühre besonderer Dank, denn sein Vortrag werde einen grossen Einfluss auf die Verbesserung und Belebung dieses Unterrichts ausüben. Der Versammlung sage er herzlichen Dank für die Nachsicht, welche sie seiner Leitung habe angedeihen lassen, und er schliesse dieselbe mit dem Wunsche, dass wir uns alle im nächsten Jahre zu Altenburg wieder zusammentreffen mögen.

Auf Classens Antrag erhebt sich die Versammlung, um dem Präsidenten und dem Secretär für ihre Mühwaltung ihre Anerkennung zu bezeugen.

Verzeichniss der Mitglieder der pädagogischen Section.

1. Dr. Alex. Wittich aus Eisenach.
2. Dr. Rost, Oberschulrath aus Gotha.
3. Director Dr. Krüger aus Braunschweig.
4. Professor Dr. Horrmann aus Detmold.
5. Conrector Hausdörffer aus Eutin.
6. Oberlehrer Dr. Lange aus Blankenburg.
7. Director Dr. Schweckendieck aus Emden.
8. Subconrector Vollbrecht aus Clausthal.
9. Gymn.-Lehrer H. Brock aus Hannover.
10. Gymn.-Lehrer Dr. Lehmeyer aus Hannover.
11. Gymn.-Lehrer A. Eheling aus Hannover.
12. Dr. H. A. Koch aus Berlin.
13. Professor Dr. Lothholz aus Weimar.
14. Dr. Chr. Jessen aus Holstein.
15. Director Dr. Ahrens aus Hannover.
16. Professor J. Classen aus Lübeck.
17. Dr. H. Keil aus Halle.
18. Gymn.-Lehrer H. Guthe aus Hannover.
19. Oberschulrath Kohlrausch aus Hannover.
20. Gymn.-Lehrer Fleckeisen aus Dresden.
21. Lehrer L. Ruprecht aus Northeim.
22. Candidat Dr. Hollender aus Hamburg.
23. Rector Gieren aus Northeim.
24. Gymn.-Lehrer Dr. Wolff aus Berlin.
25. Collabor. Bruno aus Harburg.
26. Rector Heins aus Münden.
27. Conrector Heller aus Münden.
28. Oberlehrer Dr. Dryander aus Halle.
29. Director W. Münscher aus Hersfeld.
30. Lehrer Schmeding aus Oldenburg.
31. Schulamtscandidat Lion aus Hildesheim.
32. Collaborator Richard aus Osterode.
33. Dr. Precht aus Bremen.
34. Cand. phil. Volbehr aus Kiel.
35. Dr. Lattmann aus Göttingen.
36. Dr. jur. Aegidi, Privatdocent in Göttingen.

Digitized by Google

37. Schulamtscandidat Schimmelpfeng aus Cassel.
38. Collaborator Müller aus Göttingen.
39. Professor Muhlert aus Clausthal.
40. Cand. theol. Köhler aus Göttingen.
41. Gymn.-Lehrer Runge aus Hildesheim.
42. Gymn.-Lehrer Schmidt aus Göttingen.
43. Conrector Bartelmann aus Oldenburg.
44. Dr. Hummel aus Göttingen.
45. Dr. Muhlert aus Göttingen.
46. Rector Schambach aus Eimbeck.
47. Rector Halm aus München.
48. Professor Gravenhorst aus Hildesheim.
49. Conrector Dr. König aus Jever.
50. Director Dr. Lübker aus Parchim.
51. Dr. Grotefend aus Hannover.
52. Professor Dr. Rein aus Eisenach.
53. Conrector Schöning aus Göttingen.
54. Geh.-Reg.-Rath Dr. Wiese aus Berlin.
55. Director Dr. Wex aus Schwerin.
56. Professor Dr. Haase aus Breslau.
57. Professor Dr. Curtius aus Prag.
58. Schulamtscandidat Meyer aus Göttingen.
59. Professor Dr. Scheibe aus Neustrelitz.
60. Dr. Jul. Wieseler aus Hildesheim.
61. Prof. Dr. Steinhart aus Schulpforte.
62. Director Dr. Münscher aus Marburg.
63. Professor Dr. Ullrich aus Hamburg.
64. Director Dr. Kraft aus Hamburg.
65. Domherr Director Dr. Blume aus Wesel.
66. Director Dr. Geffers aus Göttingen.
67. Director Dr. Eckstein aus Halle.

Digitized by Google

VI.

Auszug aus dem protokollarischen Berichte

über die

Generalversammlung

der

deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Erste Sitzung.

Der Präsident, Prof. Dr. *v. Ewald*, eröffnete die Versammlung mit einer jetzt in der Zeitschrift der Gesellschaft B. VII, S. 1 ff. abgedruckten Rede, worauf zur Wahl des Büreau's geschritten wurde. Auf den Vorschlag des Präsidenten wurden Prof. Dr. *Bertheau* zum Vice-Präsidenten, Prof. Dr. *Wüstenfeld* und Cand. *Blau* zu Schriftführern durch Acclamation bestimmt. Prof. *Flügel* überreichte ein Schreiben der Mechitaristen-Congregation in Wien, worin dieselbe gegen den Austausch unserer Zeitschrift die Ueberreichung einer Anzahl ihrer Publicationen und fortwährende Mittheilung ihrer Zeitschriften anbietet. Dieses Erbieten wurde dankbar angenommen und das Secretariat mit der Beantwortung beauftragt.

In die Commission zur Prüfung der Rechnungen und der darauf bezüglichen Monita wurden der Präsident, der Vice-Präsident und Dr. *Olshausen* gewählt. Hierauf wurden die Geschäftsberichte erstattet: zuerst der des Secretariats von Dr. *Arnold*, eine Zusammenstellung der in den „Nachrichten über Angelegenheiten der D. M. G.“ gemachten Mittheilungen enthaltend, dann der Redactionsbericht des Prof. *Anger* und der Bibliotheksbericht, welcher für den abwesenden Bibliothekar Prof. *Rödiger* durch Cand. *Blau* erstattet wurde.

Mit Feststellung der Tagesordnung für den nächsten Tag wurde 12½ Uhr die erste Sitzung geschlossen.

Zweite Sitzung.

Bevor zur Tagesordnung übergegangen wurde, machte der Präsident den Vorschlag,

Digitized by Google

den Herrn Schulrath Dr. *G. Fr. Grotefend,* welcher in diesem Monate vor 50 Jahren die ersten Versuche seiner Entzifferung der Persepolitanischen Keilschrift der hiesigen K. Gesellschaft der Wissenschaften vorgelegt hatte, durch eine Adresse zu begrüssen. Dieser Vorschlag wurde mit allgemeiner Zustimmung aufgenommen und beschlossen, dass dieselbe nach dem vom Präsidenten gemachten und in der Versammlung berathenen Entwurfe gedruckt, in der morgenden Sitzung überreicht und in einer hinreichenden Anzahl von Exemplaren der allgemeinen Versammlung mitgetheilt werden sollte. Der Tagesordnung gemäss folgten jetzt die Vorträge des Präsidenten: „Ueber die Entzifferung der Neukarthagischen Inschriften," des Prof. *Wüstenfeld:* „Ueber Hâschim und Abd-el-Muttalib, die Verfahren Muhammed's, und über den Ursprung des Familienhasses zwischen den Abbasiden und Omajjaden," und des Prof. *Stähelin:* „Beiträge zu den Untersuchungen über die Chronik, Esra und Nehemia". Mit Vorlesung der auf die morgende Tagesordnung gesetzten Anträge von *Arnold*, *Blau*, *Weber*, und eines Gesuches des Cassirers wurde die Sitzung um $11^3/_4$ Uhr geschlossen.

Dritte Sitzung.

Der Tagesordnung gemäss wurde zuerst der in der vorjährigen Versammlung angekündigte Antrag des Dr. *Arnold*, die Abänderung des Zusatzes der Berliner Generalversammlung zu § 5. der Statuten betreffend, zur Discussion gebracht und nach einer Debatte, an welcher sich ausser dem Antragsteller die Herren *Olshausen*, *Schleiermacher*, *Anger*, *Fleischer*, und der Vice-Präsident betheiligten, in der von letzterem vorgeschlagenen Fassung angenommen, so dass der zweite Zusatz zu § 5. der Statuten nunmehr wie folgt lautet:

„Beschlüsse, welche statutarische Bestimmungen ändern, können nur in regelmässig zusammenberufener allgemeiner Versammlung gefasst werden, nachdem die Aenderung in der vorhergehenden regelmässigen allgem. Versammlung beantragt war oder der Antrag auf Veränderung in dem zuletzt vor dem 1. August versandten Hefte der Zeitschrift bekannt gemacht ist. Ist der Antrag auf Veränderung in letzterer Weise bekannt gemacht, so muss die Versammlung sich über die Vorfrage entscheiden, ob Berathung des Antrags und Beschlussfassung gleich vorgenommen oder der regelmässigen Versammlung des folgenden Jahres vorbehalten bleiben soll".

Die nun eröffnete Debatte über den Antrag von *Blau* wurde durch die Ankunft des Schulraths *Grotefend* unterbrochen, welchem der Präsident unter feierlicher Ansprache die gestern beschlossene Adresse überreichte, worauf der Gefeierte herzliche Worte des Dankes erwiederte. Es wurde sodann die angefangene Debatte fortgesetzt. Hr. *Blau* hatte beantragt:

„Die Versammlung wolle einen Wunsch nach Erweiterung der Zeitschrift der D. M. G. dahin zu erkennen geben, dass der bisher für die Gesellschaftsnachrichten und Bibliotheksverzeichnisse benutzte Raum dem wissenschaftlichen Theile der Zeitschrift zu Gute

Digitized by Google

komme, jene Nachrichten und Verzeichnisse aber als besondere Beigaben der Zeitschrift den Mitgliedern zugestellt werden".

Die Versammlung beschloss nach längerer Debatte, dieses dem Vorstande dringend zur Erwägung zu empfehlen. Hierauf kam der von Dr. *Weber* in der Erlanger Versammlung angekündigte Antrag zur Discussion. Prof. *Fleischer* bevorwortete aus einer schriftlichen Mittheilung des Dr. *Weber*, dass derselbe seinen Antrag in der zu Erlangen gegebenen Fassung fallen lasse und nur den eine Entschädigung der Geschäftsführer betreffenden Punct festhalte. Der Antrag selbst in seiner modificirten Fassung lautet so:

„Als eine Vergütung für die aufzuwendende Zeit und Mühe erhält der geschäftsführende engere Vorstand jährlich aus der Gesellschaftscasse 200 Thlr., deren Vertheilung dem jedesmaligen Uebereinkommen seiner Mitglieder überlassen bleibt."

Die Berechtigung, über den so veränderten Antrag jetzt schon Beschluss zu fassen, wurde nach Maassgabe der 1. Berliner Resolution beanstandet, nach längerer Debatte jedoch ein von *Blau* zu dem ursprünglichen Antrage gestelltes Amendement zugelassen und genehmigt, nach welchem in § 8. der Statuten statt der Worte: „Die Mitglieder des Vorstandes" bis „Kraftaufwandes" und: „Nur für die Redaction der Zeitschrift" bis „als Honorar gezahlt" gesetzt werden soll:

„Dem geschäftsleitenden Vorstande wird eine jährliche Summe von 200 Thlr. als Vergütung ausgeworfen."

Hieran schloss sich ein durch Prof. *Fleischer* eingebrachtes Gesuch des Cassirers, ihm eine jährliche Zulage von 10 Thlr. zu seinem Gehalte zu gewähren, was als billig erkannt und dem Vorstande zur Berücksichtigung empfohlen wurde. Ebenso erkannte die Versammlung einen Antrag des Präsidenten auf Unterstützung der Herausgabe des Aethiopischen Pentateuchs von Dillmann, falls eine solche nöthig werden sollte, als zweckmässig und wünschenswerth an, und ermächtigte den Antragsteller, dem Herausgeber und Verleger dies mitzutheilen und sie aufzufordern, seiner Zeit dem Vorstande die nöthigen Vorlagen zu machen.

Dr. *Olshausen* schlug hierauf vor, zur Wahl des Vorstandes überzugehen, bei welcher Gelegenheit Dr. *Arnold* für die nächste Versammlung folgenden Antrag ankündigte:

„Die Gesellschaft wolle als Zusatz zu §. 7. der Statuten beschliessen: dass die Hrn. Proff. Fleischer und Rödiger auf ihre Lebenszeit zu beständigen Ehrensecretären der Gesellschaft ernannt und ihnen als solchen die Rechte der übrigen Vorstandsmitglieder eingeräumt werden."

Nach einigen die Sachlage betreffenden Vorbemerkungen des Prof. *Fleischer* wurde zur Wahl geschritten. Es traten diesmal gesetzlich aus die vier Geschäftsführer *Fleischer*, *Rödiger*, *Anger* und *Arnold*, von welchen Prof. *Fleischer* zugleich im Namen des Prof. *Rödiger* erklärte, eine etwaige Wiederwahl jetzt nicht annehmen zu können. In Folge davon wurden von 19 Stimmgebern in den geschäftsleitenden Vorstand gewählt: *Arnold* und *Haarbrücker* mit je 19 Stimmen, *Anger* mit 18, *Blau* mit 17 Stimmen. Die übrigen Stimmen erhielten *Tuck* und *Jellinek*, je 1 Stimme. Die neugewählten gegenwärtigen

Digitized by Google

Mitglieder erklärten sich zur Annahme der Wahl bereit, und es besteht somit der Gesammt-Vorstand aus den Herren:

gewählt in Berlin 1850	in Erlangen 1851	in Göttingen 1852
Flügel.	Brockhaus.	Anger.
Hupfeld.	v. d. Gabelentz.	Arnold.
Rouss.	Hoffmann.	Blau.
Wüstenfeld.		Hearbrücker.

Nach Abwickelung dieser Geschäftsangelegenheiten folgten noch die Vorträge von Prof. *Flügel:* „Ueber arabische und persische vorzüglich in der Mystik u. s. w. vorkommende Wortabkürzungen," und von Prof. *Redslob* „über die Handelsverbindungen der westlichen Phönicier mit dem Zinn- und Bernsteinlande." Die Sitzung wurde um $12^3/_4$ Uhr geschlossen.

Vierte Sitzung.

An die Verlesung des Protokolls der vorigen Sitzung knüpfte der Präsident die von Seiten des Präsidiums der allgemeinen Versammlung brieflich eingegangene Mittheilung, dass als nächster Versammlungsort Altenburg gewählt sei. Die Versammlung stimmte dieser Wahl bei, ernannte auf Vorschlag des Präsidenten den Geh.-Rath *v. d. Gabelentz* zu ihrem nächstjährigen Präsidenten, und ersuchte den Präsidenten, dies dem Erwählten mitzutheilen. Hierauf folgte das Referat des Prof. *Anger* über die Monita der Cassenabrechnung der Gesellschaft, in Folge dessen dem Cassirer Décharge ertheilt wurde. Der gestrige Veränderungsvorschlag des Vicepräsidenten zu §. 5 der Statuten wurde noch einmal besprochen und beschlossen, statt des 1. August den 1. Juli als Termin festzusetzen. Den nach der Tagesordnung jetzt folgenden wissenschaftlichen Vorträgen wurde ein Bericht des Prof. *Robinson* über seine neueste Reise in Palästina, vorgetragen von Prof. *Fleischer*, vorausgeschickt. Der Letztere machte hierauf Mittheilungen aus einigen für die Zeitschrift aus Damascus und Beirut eingesandten Schriften, woran sich kurze Erörterungen über einzelne Puncte der Topographie, angeregt durch Prof. *Stähelin*, knüpften. Auch aus einem Briefe von Dr. *Sprenger* las Prof. *Fleischer* einiges auf arabische und persische Werke Bezügliche vor, deren Veröffentlichung nächstens bevorsteht. Es folgte der Vortrag des Vicepräsidenten über J. Grimms „Ursprung der Sprache." Der Präsident überreicht die zwei neuesten Schriften von Schulrath *Grotefend*. Zuletzt sprach Dr. *Olshausen* im Namen der Versammlung dem Präsidium den Dank für die umsichtige Leitung der Sitzungen aus. Mit einer Ansprache, welche das Bestehen und die Zukunft der D.-M.-G. zum Gegenstande hatte, schloss der Präsident um $11^1/_2$ Uhr die diesjährige Generalversammlung.

Druck der Univ.-Buchdruckerei v. E. A. Huth in Göttingen.

Digitized by Google

VERHANDLUNGEN

DER VIERZEHNTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN, SCHULMÄNNER UND ORIENTALISTEN

IN

ALTENBURG

VOM 25. BIS 28. SEPTEMBER 1854.

ALTENBURG,

VERLAG VON H. A. PIERER.

1855.

Digitized by Google

063
VE
v.14

Inhalt.

Seite

I. Ursprüngliche und revidirte Statuten . . . . 1—4.
II. Bekanntmachungen . . . . 4—8.
Programm . . . . 7—8.
III. Verzeichniss der Mitglieder . . . . 9—14.
IV. Protokolle der allgemeinen Sitzungen . . . . 15—106.
Erste, vorbereitende Sitzung . . . . 15—33.
Eröffnungsrede des Präsidenten . . . . 15—31.
Constituirung der Versammlung und sonstige Verhandlungen . . 31—33.
Zweite Sitzung . . . . 34—66.
Bericht des Vicepräsidenten über das Denkmal für F. A. Wolf . 34—36.
Hermann, Ueber die dorischen Könige von Argos . . . . . 36—50.
Bemerkung zu diesem Vortrage von Weissenhorn . . . . . 50.
Gerlach, Ueber Mommsen's Römische Geschichte . . . . . 50—62.
Discussion über diesen Vortrag . . . . 62—66.
Dritte Sitzung . . . . 67—86.
Verhandlung über die Wahl des nächstjährigen Versammlungsortes 67—68.
Vischer, Skizze des Parnass und seiner Umgebung . . . . . 69—85.
Gravenhorst, Vorlesung einer Uebersetzung von Aeschylus' Agamemnon . . . . 85—86.
Vierte Sitzung . . . . 87—106.
Petersen, Ueber das Verhältniss der älteren Vasenbilder attischen Ursprungs zum troischen Sagenkreise und Homer . . 87—95.
Discussion über diesen Vortrag . . . . 95.
Döderlein, Ueber Horat. A. P. v. 366—407 . . . . 96—99.
Discussion über diesen Vortrag . . . . 99—102.
Forchhammer, Ueber die Thore von Theben . . . . 102—104.
Schlusswort des Vicepräsidenten . . . . 104—105.
Erwiederung darauf von Hermann . . . . 105—106.
V. Protokolle der Sitzungen der pädagogischen Section . 107—129.
Erste, constituirende Sitzung . . . . 107—108.

unacc

Digitized by Google

	Seite
Zweite Sitzung	109—115.
Dritte Sitzung	116—123.
Vierte Sitzung	124—129.
Schlusswort des Präsidenten	128—129.
VI. Protokollarischer Bericht über die Sitzungen der Orientalisten	130—134.
Erste Sitzung	130.
Zweite Sitzung	131.
Dritte Sitzung	132—133.
Vierte Sitzung	133—134.
VII. Beilagen	135—164.
A. Lothholz, F. A. Wolf und W. v. Göthe	135—147.
B. Hertzberg, Die Hebung des spartanischen Königthums durch Agesilaus	148—155.
C. Berechnung der Einnahmen und Ausgaben zur Beschaffung einer Marmorbüste F. A. Wolf's	156—157.
D. Alphabetisches Verzeichniss der auswärtigen Mitglieder	158—160.
E. Verzeichniss der auswärtigen Mitglieder nach ihren Wohnorten	161—162.
F. Verzeichniss der Mitglieder der pädagogischen Section	163.
G. Verzeichniss der Orientalisten	164.

Digitized by Google

I.

Ursprüngliche und revidirte Statuten

des

Vereins deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten.

A. Nach der Göttinger Fassung vom 20. September 1837.

§. 1.

Die Unterzeichneten vereinigen sich zu einer philologischen Gesellschaft, welche zum Zwecke hat,

a) das Studinm der Philologie in der Art zu befördern, dass es die Sprachen (Grammatik, Kritik, Metrik) und die Sachen (den in den schriftlichen und artistischen Denkmälern niedergelegten Inhalt) mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfasst,

b) die Methoden des Unterrichts mehr und mehr bildend und fruchtbringend zu machen, so wie den doctrinellen Widerstreit der Systeme und Richtungen auf den verschiedenen Stufen des öffentlichen Unterrichts nach Möglichkeit auszugleichen,

c) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, so wie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren,

d) grössere philologische Unternehmungen, welche die vereinigten Kräfte oder die Hülfe einer grösseren Anzahl in Anspruch nehmen, zu befördern.

§. 2.

Zu diesem Zwecke achten sie für nöthig:

a) sich gegenseitig durch Rath und Mittheilung nach Möglichkeit zu unterstützen;

b) in einem schon bestehenden oder neuzubegründenden philologischen Journale Anzeigen und Beurtheilungen neu erschienener Schriften und Abhandlungen in dem oben bezeichneten Sinne niederzulegen;

c) in ihren umfassendern Arbeiten nach denselben Grundsätzen zu verfahren, und sie unter ihren Freunden nach Möglichkeit zu verbreiten;

Digitized by Google

d) sich an bestimmten Orten und in noch zu bestimmenden ein- oder zweijährigen Zeiträumen zu gegenseitigen Besprechungen und Mittheilungen zu vereinigen.

§. 3.

In jenen Versammlungen finden statt:

a) Mittheilungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie;

b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung;

c) conversatorische Behandlung schwieriger Punkte im Gebiete der Philologie und der Methodik des Unterrichts;

d) zusammenhängende Vorträge, jedoch nur über Gegenstände, über welche die Gesellschaft die Ansicht eines ihrer Mitglieder zu hören im Voraus beschlossen, oder welche der jeweilige Vorstand genehmigt hat;

e) Berathungen über den Ort, die Zeit und den Vorstand der nächsten Vereinigung und über die Punkte, welche in ihr etwa zur besondern Berathung gebracht werden sollen.

§. 4.

Ein jeder Philolog kann der Gesellschaft als Mitglied beitreten, welcher dem Staate, dem er angehört, die nöthige Gewähr seiner Kenntnisse und Gesinnungen dadurch gibt, dass er an Gymnasien oder Universitäten lehrt, oder gelehrt hat, oder in einem andern öffentlichen Amte steht.

Auch Schulmänner, welche die übrigen Zweige des höheren öffentlichen Unterrichts, als Mathematik, Physik, Geschichte und Geographie besorgen, sind eingeladen, an den Versammlungen Theil zu nehmen. Sie vertreten dort die von ihnen gelehrten Gegenstände.

Die Mitglieder des Vereins der Schulmänner des nördlichen Deutschlands sind eingeladen, sich auch dieser Vereinigung anzuschliessen.

§. 5.

Kein dem Vereine Beigetretener ist zu irgend einer Dauer seines Beitritts, noch zu irgend einer Leistung für die Gesellschaft verpflichtet. Jede Theilnahme ist eine freiwillige

§. 6.

Dem für den nächsten Zusammentritt bestimmten Vorstande liegt jedes Mal ob, für diesen Zusammentritt die Genehmigung derjenigen deutschen Regierung zu suchen, in deren Gebiete die Versammlung Statt finden soll.

§. 7.

Für die erste Zusammenkunft wird Nürnberg und der Michaelistag des Jahres 1838 bestimmt.

Digitized by Google

B. Nach der Berliner Fassung vom 3. October 1850.

§. 1.

Der Verein der deutschen Philologen, Schulmänner und Orientalisten hat den Zweck:

a) das Studium der Philologie in der Art zu fördern, dass es alle Theile derselben mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfasst;

b) die Methode des höheren Unterrichts mehr und mehr bildend zu machen;

c) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, so wie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren;

d) grössere philologische Unternehmungen, welche vereinigte Kräfte in Anspruch nehmen, zu befördern.

§. 2.

Zu diesem Zwecke versammelt sich derselbe jährlich einmal auf die Dauer von vier Tagen an einem vorher zu bestimmenden Orte.

§. 3.

In diesen Versammlungen finden Statt:

a) Mittheilungen und Besprechungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie;

b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung;

c) zusammenhängende Vorträge und Besprechungen theils über den Inhalt dieser Vorträge, theils über ausgewählte Fragen und Aufgaben, welche einige Monate vor der Versammlung durch das erwählte Präsidium derselben bekannt gemacht werden;

d) Bestimmung des Ortes und des Vorstandes der nächsten Versammlung.

§. 4.

Jeder Philologe und Schulmann, welcher durch bestandene Prüfungen, durch ein öffentliches Amt oder durch litterarische Leistungen dem Vereine die nöthige Gewähr gibt, ist zur Mitgliedschaft berechtigt.

§. 5.

Der Verein hält dreierlei Versammlungen: 1) allgemeine philologische und 2) Sectionsversammlungen a) für die Behandlung pädagogisch-didactischer Gegenstände und b) Sectionsversammlungen der Orientalisten.

§. 6.

Dem Vereine steht ein Präsident und ein Vice-Präsident vor (§. 3.). Den Sectionsversammlungen bleibt die Wahl ihrer Vorstände überlassen.

Digitized by Google

§. 7.

Dem für die nächstjährige Versammlung bestimmten Vorstande liegt es ob, für diese Versammlung die Genehmigung derjenigen Regierung nachzusuchen, in deren Gebiete die Versammlung Statt finden soll.

Anm. Obige Fassung der Statuten ging aus den Beschlüssen der eilften Versammlung zu Berlin (s. Verhandl. S. 105 ff.) hervor, durch welche die ursprünglichen zu Göttingen d. d. 20. Sept. 1837 festgestellten Statuten abgeändert wurden.

II.

Bekanntmachungen.

Einladung*).

Mit höchster Genehmigung wird die vierzehnte Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten in den Tagen vom 25. bis 28. September d. J. zu Altenburg stattfinden. Indem die Unterzeichneten sich beehren, zu derselben hiermit ganz ergebenst einzuladen, erklären sie sich gern bereit, Anfragen und Wünsche, die sich auf die Theilnahme an der Versammlung beziehen, entgegenzunehmen und zu erledigen.

Altenburg, Halle und Poschwitz bei Altenburg, im Juli 1854.

Foss. Eckstein. v. d. Gabelentz.

---

*) Diese Einladung erschien in der Deutschen Allgemeinen, der Leipziger, der Augsburger Allgemeinen, der Berliner Vossischen Zeitung, der Frankfurter Post-Zeitung, der Weser-Zeitung, in dem Altenburger Amts- und Nachrichtsblatte, in der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft, in den Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik, in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen, in der Zeitschrift für die Oesterreichischen Gymnasien und in den pädagogischen Blättern aus Thüringen. Mit besonderem Danke muss es anerkannt werden, dass, ausser den pädagogischen und philologischen Zeitschriften, die Deutsche Allgemeine, die Vossische und die Weser-Zeitung dieselbe ganz unentgeltlich aufnahmen, die Frankfurter Post-Zeitung für die Hälfte der Insertionsgebühren. In das Altenburger Amts- und Nachrichtsblatt wurden durch die Liberalität der Herzogl. Landesregierung sämmtliche die Versammlung betreffende Bekanntmachungen unentgeltlich aufgenommen.

Digitized by Google

Aufruf des Local-Comité's an die Bewohner Altenburg's.

Es ist uns wesentlich daran gelegen, möglichst bald mit Zuverlässigkeit zu erfahren, über wie viele Wohnungen für die im gestrigen Amts- und Nachrichtsblatte als hier bevorstehend angezeigte 14. Versammlung der deutschen Philologen, Schulmänner und Orientalisten wohl verfügt werden könne. Neben der mit den betreffenden hiesigen Gasthofsbesitzern hierüber eingeleiteten Verhandlung, veranlassen wir daher hiermit alle diejenigen Privatpersonen, welche besonders in den gesuchteren hiesigen Stadttheilen anständige Räumlichkeiten an die bezeichneten Herren gegen Bezahlung ablassen können und wollen, ihre diesfallsigen Angaben bald, mindestens im Laufe der nächsten Wochen, bei Einem der Unterzeichneten zu bewirken. Gleichzeitig bitten wir Diejenigen, welche, die alte Gastfreundlichkeit Altenburgs bethätigend, überhaupt einen oder einige Fremde bei sich aufzunehmen geneigt sein dürften, sowie Diejenigen, welche solche Gäste bereits eingeladen haben oder als bereits angemeldet bestimmt erwarten, dies gleichfalls Einem von uns gefälligst mitzutheilen, damit auch in dieser Beziehung die betreffenden Listen vervollständigt werden können.

Altenburg, den 2. August 1854.

Dr. Apetz, Professor. *Dr. Back*, Geh. Regier. Rath. *Hager*, Postrath.
Dr. Hase, Appell. Ger. Ass. *Hempel*, Oberbürgermeister.

Rundschreiben des Präsidium's*).

P. P.

Indem wir uns beehren, Ew. Hochwohlgeboren zu der vierzehnten Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten, welche, unserer öffentlichen Einladung vom Juli d. J. gemäss, in den Tagen vom 25. bis 28. d. M. in Altenburg stattfinden wird, hierdurch noch besonders einzuladen, erlauben wir uns, Sie davon in Kenntniss zu setzen,

1) dass ein Empfangsbüreau, wo die Mitgliederkarten und Programme ausgehändigt**), sowie die gewünschten Nachweisungen wegen der Wohnungen gegeben werden, auf dem Rathhause (in der Nähe der Post) eingerichtet und vom Nachmittage des 23. d. M. an geöffnet sein wird;

2) dass von demselben Tage an jedesmal bei Ankunft eines Bahnzuges einige Lohndiener — kenntlich an einer auf der Brust befestigten grün und weissen Schleife —

---

*) Dieses Rundschreiben wurde in 250 Exemplaren verbreitet.

**) Ausser der Mitgliedskarte und dem Programme erhielt jedes auswärtige Mitglied auf dem Büreau auch noch ein Exemplar von Löbe's Beschreibung von Altenburg.

Digitized by Google

auf dem Bahnhofe anwesend sein werden, um den ankommenden geehrten Gästen jede erforderliche Auskunft zu ertheilen und sie nöthigenfalls nach dem Empfangsbüreau zu führen;

3) dass Anträge wegen Besorgung oder Nachweisung von Wohnungen möglichst bald an den mitunterzeichneten Schulrath Dr. Foss zu richten sind, der sie dem betreffenden Localcomité zur Erledigung übergehen wird.

Wir ersuchen Sie, den Inhalt dieses Schreibens Ihren Herren Collegen, namentlich denjenigen unter ihnen, welche an der Versammlung Theil zu nehmen beabsichtigen, gefälligst mittheilen zu wollen.

Altenburg, Halle und Poschwitz bei Altenburg, September 1854.

Foss. Eckstein. v. d. Gabelentz.

Ankündigung für Einheimische.

In den Tagen vom 25. bis 28. September wird mit höchster Genehmigung in hiesiger Stadt die vierzehnte Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten stattfinden.

Die Anmeldungen zur Mitgliedschaft, sowie die Einzeichnung in das Album und Empfangnahme der Mitgliedskarten geschieht auf dem in der Commissionsstube des Rathhauses errichteten Empfangsbüreau. Ebendaselbst werden auch für Nichtmitglieder, welche den Verhandlungen beizuwohnen wünschen, Eintrittskarten unentgeltlich ausgegeben.

Die Einladung zu den gemeinschaftlichen Festmahlen geschieht durch besonderes Circular; doch werden wir Anmeldungen zur Theilnahme von Solchen, denen etwa der Umlauf nicht eingehändigt sein sollte, gern auf unserem Büreau entgegennehmen.

Die näheren Anordnungen, sowie Zeit und Ort der Versammlungen sind aus dem erscheinenden Programme zu ersehen.

Altenburg, den 20. September 1854.

H. E. Foss. v. d. Gabelentz.

Digitized by Google

Programm.

Sonnabend den 23. September.

Abendversammlung im Gasthause zum Preussischen Hof.

Sonntag den 24. September.

Abendversammlung im Gasthause zum Preussischen Hof.

Montag den 25. September.

Erste, vorbereitende und allgemeine Sitzung im Saale des Schützenhauses, um 10 Uhr Vormittags. Der Eintritt in den Sitzungssaal findet gegen Vorzeigung der Mitgliedskarten Statt. Nichtmitglieder erhalten auf ihren Wunsch besondere Eintrittskarten, so weit der Raum es gestattet.

Gemeinschaftliches Mittagsmahl um 1 Uhr in der Schützenloge (Couvert zu 20 Ngr.).

Nachmittags 4 Uhr Orgelconcert in der Schlosskirche, durch Herrn Hoforganist Reichardt zu Ehren der Versammlung veranstaltet.

Abendversammlung im Locale der Casino-Gesellschaft.

Dienstag den 26. September.

Vorm. 8—10 Uhr Sitzung der pädagogischen Section.
10—1 Uhr zweite allgemeine Sitzung.
10—1 Uhr Sitzung der Orientalisten.

Um 1 Uhr gemeinschaftliches Mittagsessen in der Schützenloge (Couvert zu 25 Ngr.).

5 Uhr Nachm. Gesangvorträge auf dem Plateau, zu welchen die hiesige Liedertafel freundlichst einladet.

Abendversammlung im Preussischen Hof.

Mittwoch den 27. September.

Vorm. 8—10 Uhr Sitzung der pädagogischen Section.
10—1 Uhr dritte allgemeine Sitzung.
10—1 Uhr Sitzung der Orientalisten.

Mittagsessen um 2 Uhr, worüber noch weitere Mittheilung erfolgen wird.

Nachm. 4½ Uhr Concert des Hautboistencorps auf dem Plateau.

Abends 8 Uhr Ball im Casino, zu welchem die Mitglieder der Versammlung von der Casino-Gesellschaft freundlichst eingeladen werden.

Donnerstag den 28. September.

Vorm. 7½ Uhr Sitzung der pädagogischen Section.
9 Uhr vierte allgemeine und Schluss-Sitzung.
10 Uhr Sitzung der Orientalisten.

Digitized by Google

Die allgemeinen Sitzungen werden im Saale des Schützenhauses, die der pädagogischen Section in der Aula des Josephinum, die der Orientalisten in der Freimaurerloge gehalten.

Der Zutritt zu den Concerten am Montag, Dienstag und Mittwoch findet nur gegen Vorzeigung der Mitgliedskarten Statt, weshalb die geehrten Mitglieder gebeten werden, dieselben stets bei sich zu führen.

Die öffentlichen Sammlungen in hiesiger Stadt, namentlich das v. Lindenau'sche Museum im Pohlhofe, die Sammlungen der Naturforschenden Gesellschaft des Osterlandes in dem Landesbankgebäude und die Herzogliche Rüstkammer nebst der Sammlung chinesischer und japanischer Gefässe im Herzogl. Residenzschlosse sind für die Mitglieder der Versammlung gegen Vorzeigung ihrer Mitgliedskarten jeden Tag in den Stunden von 8 bis 10 Uhr Vorm. geöffnet.

Altenburg, den 21. September 1854.

Das Präsidium der Versammlung.
Foss. v. d. Gabelentz.

III.

Verzeichniss der Mitglieder.

1. Dr. Heinrich Eduard Foss, Schulrath und Gymnasialdirector in Altenburg, Präsident.
2. Dr. Friedr. August Eckstein, Gymn.-Director in Halle, Vicepräsident.
3. H. C. v. d. Gabelentz, Geheimerath, in Poschwitz, Präsident der orientalischen Section.
4. Professor Dr. Apetz in Altenburg.
5. J. E. Pilling, Auditor in Altenburg.
6. Dr. F. Frank, Lic. Theol., Professor in Altenburg.
7. Dr. Jul. Denschle, Gymnasial-Lehrer in Hanau.
8. Dr. Gustav Schmidt, Lehrer in Altenburg.
9. Joh. Heinr. Jacob, Buchhändler in Altenburg.
10. Herm. Voigt, Archidiakonus in Altenburg.
11. Joh. Heinr. Hoff, Collab. rev. min. in Altenburg.
12. Gustav Leschke, Cand. rev. min. in Altenburg.
13. Karl Runkwitz, Cand. rev. min. in Altenburg.
14. Bernh. Immisch, Cand. rev. min. in Altenburg.
15. Otto Hesekiel, Director der Carolinenschule in Altenburg.
16. Heinr. Mörlin, Collab. rev. min. in Altenburg.
17. Christian Friedrich Sehrwald, Dr. ph. und Gymnasiallehrer in Altenburg.
18. Joh. Gottfr. Höfler, Institutsgeistlicher und Rector der Töchterschule in Altenburg.
19. Dr. Friedrich Sachse, Consistorialrath und Hofprediger in Altenburg.
20. Dr. Karl Back, Geh. Regierungsrath in Altenburg.
21. C. W. Lorentz, Gymn. Prof. in Altenburg.
22. G. Fr. Löbe, Oberlehrer an der Bürgerschule in Altenburg.
23. Chr. Theodor Wolf, Dr. ph. in Altenburg.
24. Herm. Alex. Wagner, Appellations-Gerichts-Secretär in Altenburg.
25. C. Herm. Beisser, Candidat in Altenburg.
26. Friedr. Gustav Wagner, Dr. med., Medicinalrath in Altenburg.
27. J. J. Stähelin, Theol. Doct. u. Prof. in Basel.
28. Dr. W. Matthiae in Altenburg.
29. Prof. Dr. Mützell aus Berlin.
30. Dr. E. F. Wüstemann, Hofrath aus Gotha.
31. Karl v. Wüstemann, Geh. Rath in Altenburg.
32. Dr. Karl Pabst, Medicinalrath in Altenburg.

33. E. Schneider, Pfarrer aus dem Nassauischen.
34. R. Sachse aus Leipzig, Lehrer an der Bürgerschule daselbst.
35. Dr. Stickel aus Jena, Professor.
36. K. Schenk, Auditor in Altenburg.
37. Fr. Otto Hase, Notar in Altenburg.
38. J. G. Zetzsche, Professor am Gymnasium in Altenburg.
39. Jul. Dietrich, Professor in Altenburg.
40. Joh. Sim. Braun, Professor am Gymnasium in Altenburg.
41. Fr. Schlegel, Dr. med. in Altenburg.
42. Karl Tomaschek, k. k. Gymnasialprofessor am Theresianum in Wien.
43. Franz Moritz Gerth, Lehrer in Altenburg.
44. Joh. Ernst Huth, Stiftsprediger in Altenburg.
45. Gustav Moritz Redslob, Professor aus Hamburg.
46. A. Holtzmann, Professor und Hofrath aus Heidelberg.
47. K. G. Helbig, Oberlehrer und Coll. IV. an der Kreuzschule in Dresden.
48. C. Th. Gravenhorst, Professor aus Hildesheim.
49. Weiske, Collaborator der lat. Hauptschule zu Halle.
50. J. Back, Gerichtsamtsactuar in Altenburg.
51. Dr. Schmid, Justizrath in Altenburg.
52. Dr. Schenk, Appellationsgerichtspräsident in Altenburg.
53. Dr. Grosse, Geh. Consistorialrath in Altenburg.
54. Edler v. Braun, wirkl. Geh. Rath und Minister a. D. in Altenburg.
55. K. Fr. Hempel, Kirchenrath in Altenburg.
56. Dr. J. Gersdorf, Prof. in Altenburg.
57. C. R. Stauffer, Buchhändler in Altenburg.
58. Chr. Fr. Sachse, Kanzleirath in Altenburg.
59. Melchior Schlenzig, Appellationsgerichts-Kanzlist in Altenburg.
60. Ferd. Hempel, Oberbürgermeister in Altenburg.
61. Dr. Senff aus Kalbe a. S.
62. Joh. Heinr. Klügel, Diakonus in Altenburg.
63. Ed. Theod. Lange, Dirigent der Bürgerknabenschule in Altenburg.
64. Dr. Karl Aug. Rüdiger, Oberlehrer aus Zwickau.
65. Dr. Fr. Gottfr. Wilh. Hertel, Rector aus Zwickau.
66. Lic. Dr. Fr. Ad. Heinichen, Prorector in Zwickau.
67. Dr. L. Wiese, Geh. Reg. Rath in Berlin.
68. Dr. Rudolph Dietsch, Professor aus Grimma.
69. Professor Hermann Brockhaus aus Leipzig.
70. Dr. Krebl, Bibliothek-Secretär aus Dresden.
71. Dr. Keil, Gymnasiallehrer und Privatdocent aus Halle.
72. Dr. Döderlein, Prof. in Erlangen.
73. Goettling, Professor in Jena.
74. Nipperdey, Professor in Jena.
75. Cäsar, Professor in Marburg.
76. Hermann Sauppe, Dr., Director in Weimar.
77. E. Weber Dr., Prof. in Weimar.
78. Dr. Ernst Lieberkühn, Professor in Weimar.
79. Dr. Const. Scharff, Prof. in Weimar.
80. Professor Dr. Lothholz in Weimar.
81. Conrector E. Hansdörffer aus Eutin.

Digitized by Google

82. Prof. Dr. Arndt aus Torgau.
83. Prof. Rothmann aus Torgau.
84. Kleinschmidt, Gymnasiallehrer aus Torgau.
85. Prof. Fleischer aus Leipzig.
86. Prof. Dr. Scheibe aus Neustrelitz.
87. Prof. Dr. Schneidewin aus Göttingen.
88. Schulrath und Gymnasialdirector Ritter aus Dessau.
89. Prof. Dr. Wüstenfeld aus Göttingen.
90. Dr. Arnold, Oberlehrer und Docent aus Halle.
91. Dr. Knoche, Oberlehrer aus Herford in Westfalen.
92. Conrector Jahn aus Dessau.
93. Dr. Grotefend aus Hannover.
94. Dr. F. V. Fritzsche, Professor in Rostock.
95. Christian Petersen, Professor am akad. Gymnasium in Hamburg.
96. Dr. G. C. H. Raspe, Gymn.-Director in Güstrow.
97. Dr. Th. Ladewig, Gymnasialprof. in Neu-Strelitz.
98. Stier, Gymnasiallehrer in Wittenberg.
99. Dr. Hertz, Privatdocent in Berlin.
100. Dr. Oehler, Gymnasial-Oberlehrer in Halle.
101. Dr. Voigt, Gymnasial-Oberlehrer in Halle.
102. Latendorf, Cand. phil. in Neu-Strelitz.
103. M. Lechner, Gymnasial-Assistent in Bayreuth.
104. Bernhardy, Prof. in Halle.
105. Dr. Matthiae, Gymnasial-Oberlehrer in Quedlinburg.
106. W. Schlippe, Advokat in Altenburg.
107. Dr. B. Stark, Prof. aus Jena.
108. Dr. Herm. Weissenborn aus Erfurt.
109. Dr. Ameis, Prof. aus Mühlhausen.
110. Dr. Delitzsch, Prof. aus Erlangen.
111. Fr. Dor. Gerlach, Prof. in Basel.
112. Karl Moser, Pfarrer in Serba.
113. Prof. Dr. Arn. Schaefer aus Grimma.
114. Moritz Vater, Student aus Berlin.
115. J. J. Merian, Dr. phil. aus Basel.
116. A. L. Back, Pfarrer in Lohma a. d. L.
117. M. Baumbach, Stud. aus Jena.
118. Dr. Hammer, Oberlehrer in Zerbst.
119. Inspector Th. Schulze aus Zerbst.
120. Gerhard, Professor aus Berlin.
121. Prof. Dr. Heerwagen aus Bayreuth.
122. Dr. Carl Heraeus aus Kassel.
123. B. Erdmannsdörffer, stud. philol. aus Altenburg.
124. Dr. J. Löbe, Pfarrer aus Rasephas.
125. K. Fr. Weber, Pfarrer aus Rositz.
126. Dr. A. G. Hoffmann, Geh. Kirchenrath und Prof. zu Jena.
127. Dr. Fr. C. Geyer, Cand. theol. u. Lehrer aus Leipzig.
128. J. A. E. Geyer aus Trehen, Lehrer.
129. Wilh. Vischer, Professor aus Basel.
130. Wilh. Vischer, Cand. phil. aus Basel.
131. Rud. Hercher, Prof. aus Rudolstadt.
132. Dr. K. W. Müller, Prof. und Director des Gymnasiums in Rudolstadt.
133. Prof. Dr. Sauppe, Director d. K. Ritterakademie in Liegnitz.
134. Prof. Dr. Kraner in Meissen.
135. Dr. Doehner, Oberlehrer in Meissen.
136. Dr. Graf, Professor in Meissen.
137. Prof. Dr. Westermann aus Leipzig.
138. Prof. Dr. Nitzsch aus Leipzig.
139. Prof. Dr. Anger aus Leipzig.
140. Prof. Dr. Overbeck aus Leipzig.
141. Gymnasiallehrer F. Giesel aus Torgau.
142. Gymnasiallehrer A. Preime aus Hessen-Cassel.

143. N. Petris, Candidat der Philologie aus Griechenland.
144. Gymnasiallehrer G. Michael aus Torgau.
145. Dr. A. Weber aus Berlin.
146. Gymnasial-Rector Dr. Wehrmann aus Zeitz.
147. Professor Schwalbe aus Magdeburg.
148. Dr. H. Langguth aus Zeitz.
149. Oberlehrer Dr. C. Feldhügel aus Zeitz.
150. Prof. Dr. Heinr. Wuttke aus Leipzig.
151. Fr. Köhler, Professor in Altenburg.
152. Dr. Zenker aus Leipzig.
153. Pfarrer Franke aus Oberlödla.
154. Wüstemann, Registrator aus Altenburg.
155. Dr. Ed. Hase, Appellationsgerichtsassessor in Altenburg.
156. Dr. Sintenis, Gymnasialdirector in Zerbst.
157. Pastor Nürnberger aus Nöhdenitz.
158. L. Löwe, studiosus iuris aus Breslau.
159. Löher, Moritz Theodor, Vicestaatsanwalt in Altenburg.
160. Bonin, Friedr. Aug., Pastor subst. zu Stünzhain.
161. Reichardt, Carl Aug., Hoforganist zu Altenburg.
162. Elle, Heinr. Jul., Stadtgerichtsactuar in Altenburg.
163. Mahn, Aug. Bruno, Criminalgerichtsauditor in Altenburg.
164. Wagner, Carl Theodor, stud. jur. aus Altenburg.
165. Geutebrück, Richard, Student aus Altenburg.
166. Laurentius, Moritz, Staatsanwalt in Altenburg.
167. Staude, Friedr. Karl, Secretär in Altenburg.
168. Reuter, Carl, Auditor in Altenburg.
169. Ludw. Finsterbusch, cand. philol. aus Halle.
170. v. Hopffgarten-Heidler, Kriminalgerichts-Assessor in Altenburg.
171. Ernst Theodor Göpel, Notar in Altenburg.
172. Friedr. Hieron. Müller, Adjunct in Schulpforta.
173. William Loth, Auditor in Altenburg.
174. Ernst Aug. Frank, Criminalgerichtsactuar in Altenburg.
175. Louis v. Schulzendorff, Artillerie-Officier in Danzig.
176. Adolph Louis Schönherr, Regierungsrath in Altenburg.
177. Bruno Lommer, Regierungsrath in Altenburg.
178. Jul. Zinkeisen, Rath u. Finanzverwalter in Altenburg.
179. Carl Wille, Dr. med. in Altenburg.
180. B. Tanner, Schullehrer in Grossröda.
181. Carl Gleissner, Cantor in Rositz.
182. Rud. Wilh. Schulze, stud. phil. in Altenburg.
183. Gottfr. Herold, Prof. in Nürnberg.
184. v. Pläncker, A.-G.-Auditor in Altenburg.
185. Ferdinand Pierer, Crim.-Ger.-Actuar in Altenburg.
186. Otto Blumtritt, Auditor in Altenburg.
187. Bruno Göpel, Rechtscandidat in Altenburg.
188. Aug. Blumtritt, Student in Altenburg.
189. Otto Rudolph Erler, Candidat d. Theol. in Altenburg.
190. Aug. Vogel, Oberlehrer am Gymnasium zu Plauen.
191. Theod. Vogel, stud. phil. in Leipzig.
192. Mart. Wohlrab, stud. phil. in Leipzig.

193. Wilhelm Steinhart, Dr. phil. aus Schönburg.
194. C. G. Lange, stud. jur. aus Altenburg.
195. Fr. Albin Ranft, Collaborator in Treben.
196. August Ludwig Francke, Dr. phil., Oberlehrer in Torgau.
197. Eduard Handriek, Dr. phil., Oberlehrer aus Torgau.
198. Gustav Döllen, Dr. phil. aus Berlin.
199. Robert Puls, Dr. phil. aus Torgau.
200. E. J. Sanpe, Subconrector aus Gera.
201. Hoepfner, cand. theol. in Jena.
202. F. W. Stoltze, stud. theol. in Jena.
203. M. Herzog, Schulrath u. Director aus Gera.
204. Dr. Mayer, Professor aus Gera.
205. Hofr. u. Prof. Dr. K. Fr. Hermann aus Göttingen.
206. Director Dr. Th. Schmid aus Halberstadt.
207. Consistorialrath Dr. Käuffer aus Dresden.
208. G. Hertzberg, Dr. phil. aus Halle a. S.
209. G. Flügel, Professor aus Meissen.
210. Dr. Freytag, Archidiakonus aus Meissen.
211. Hofr. Dr. Preller, Oberbibliothekar in Weimar.
212. Hofr. Dr. Gersdorf, Oberbibliothekar in Leipzig.
213. Thd. Möbius, Bibliothekar u. Privatdocent in Leipzig.
214. F. Riedel, Studienlehrer in Hof.
215. M. Otto Kreussler, Gymnasiallehrer zu Leipzig.
216. Dr. Cramer, Schulrath in Cöthen.
217. W. L. Bosse, Conrector in Cöthen.
218. Dr. H. Purmann aus Schulpforta.
219. E. Theodor Apetz, stud. med. in Altenburg.
220. A. W. Rohn, Cand. Theol. in Altenburg.
221. B. Kögler, Lehrer in Altenburg.
222. A. Bretschneider, Conrector in Gera.
223. Dr. Döhner, Kirchenrath aus Zwickau.
224. Dr. Palm, Prof. und Director des Gymnas. zu Plauen.
225. M. Mich. Heinr. Ferd. Ranft, Pfarrer u. Adjunct in Treben.
226. Dr. Reinhardt, Oberlehrer am Gymnasium zu Frankfurt a. O.
227. Hammer, Landesbankprocurator in Altenburg.
228. B. G. Teubner, Verlagsbuchhändler aus Leipzig.
229. Dr. R. Kühner aus Hannover.
230. M. Haberland, Conrector am Lyceum in Eisenberg.
231. K. Keil, Professor in Schulpforta.
232. Dr. Friedr. Tuch, Professor d. Theologie in Leipzig.
233. K. Graul, Director der Missions-Anstalt in Leipzig.
234. Dr. G. Dietzel, Docent an der Universität Leipzig.
235. C. Scherber, Stud. phil. in Leipzig.
236. F. A. Münzer, Rector in Altenburg.
237. G. A. Osswald, Pfarrer in Gr. Görschen.
238. Dr. Tittmann, Lehrer am Nicolaigymnasium in Leipzig.
239. G. E. Wagner, Pfarrer in Windischleuba.
240. Dr. Nobbe, Professor u. zu St. Nicolai Gymnasialrector in Leipzig.
241. Dr. Forbiger, Conrector am Gymnasium zu St. Nicolai in Leipzig.
242. Dr. Naumann aus Leipzig.
243. Eugen Pierer, Verlagsbuchhändler in Altenburg.

Digitized by Google

244. Julius Kircheisen, Notar in Altenburg.
245. Max Müller, Professor an der Universität zu Oxford.
246. Christ. Heinr. Schreyer, Pastor in Saara.
247. Carl Theod. Erler, Polizei-Actuar.
248. Gustav Graf, Pfarrer zu Rüdersdorf.
249. Const. Schöne, Stiftspfarrer in Altenburg.
250. Friedr. Kersten, Lehrer in Altenburg.
251. Carl Bonde, Bacc. jur. in Leipzig.
252. Dr. med. Timmler in Altenburg.
253. A. E. Kertscher, cand. theol. u. stud. phil. in Berlin.
254. C. Dörstling, Garnisonprediger in Altenburg.
255. A. Findeisen, stud. theol. in Berlin.
256. G. Gerlach, Stadtsyndikus in Altenburg.
257. H. Hannss, stud. med. in Leipzig.
258. Dr. G. Kramer, Director der Franckeschen Stiftungen in Halle.
259. Dr. R. Geier, Oberlehrer an der latein. Hauptschule zu Halle.
260. Dr. W. Corssen, Gymn. Lehrer in Pforta.
261. Carl Friedr. Wolf, Pfarrer zu Langenscheihe.
262. Carl August Wolf, Pfarr-Vicar zu Langenscheihe.
263. Arthur Dölitzsch, Advokat zu Altenburg.
264. Friedr. Heilmann, Cand. rev. min. in Altenburg.
265. Theod. Hase, Advocat zu Altenburg.
266. Ernst Kühn, Notar zu Altenburg.
267. Otto Treusch v. Buttlar, Adjutant in Altenburg.
268. Thilo Frhr. v. Beust, Premierlieutenant in Altenburg.
269. Friedr. Herm. Werner, stud. theol. in Jena.
270. Friedr. Rieck, Director des Gymnasiums in Zwickau.
271. Dr. Forchhammer, Prof. in Kiel.
272. Wilh. Rein, Professor in Eisenach.
273. Dr. A. Rein, Rector der Realschule zu Crefeld.
274. Wilh. Weissenhorn, Professor in Eisenach.
275. Dr. K. Fr. G. Meutzner aus Plauen.
276. Dr. Lic. theol. L. A. Koch aus Braunschweig.
277. G. Thomas, stud. med. aus Lohma bei Schmölln.
278. Jul. Hermann Back, Diakonus zu Lucka.
279. Karl Hermann Sängewald, Diakonus subst. aus Monstah.
280. Friedr. Jul. Hempel, Superintendent aus Schmölln.
281. Karl Friedrich Matthes, Pfarrer in Oberarnsdorf.
282. Carl Baumbach, Premierlieutenant in Altenburg.
283. Ferd. Neefe, Polizeicommissär.
284. Theod. Götze, Pfarrer in Hirschfeld.
285. Franz Schmöller, Lehrer in Cosma.
286. Wilh. Wachsmuth, Prof. zu Leipzig.
287. Otto, Pastor zu Breitingen.
288. E. Otto, stud. jur. zu Leipzig.
289. B. Otto, past. subst. zu Eschefeld.
290. Gustav Gebhardt, Professor in Hof.
291. Ernst Danz, Collaborator in Halle.
292. Ed. Pertbel, Pfarrer in Weissbach.
293. Carl H. G. Weise, Pfarrer und Adjunct in Cosma bei Altenburg.

Digitized by Google

IV.

Protokolle der allgemeinen Sitzungen.

Erste, vorbereitende Sitzung.

Altenburg, den 25. September 1854.

Die vierzehnte Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten wurde in Gegenwart der Herren Minister v. Larisch Exc. und Pierer, mehrerer Mitglieder der Hohen Landescollegien, der städtischen Behörden und vieler Einwohner der Stadt nach 10 Uhr Vormittags im Saale des hiesigen Schützenhauses durch den in Göttingen erwählten ersten Präsidenten, Schulrath Dr. Foss, mit folgender Rede eröffnet:

Hochzuverehrende Herren!

Das erste Wort, das ich zu Ihnen rede, ist eine Bitte um Verzeihung, die ich in meinem und meiner beiden geehrten Herren Collegen Namen an Sie richte. Die dreizehnte Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten, die im Jahre 1852 zu Göttingen tagte, beschloss, dass in dem nächstfolgenden Jahre die vierzehnte Versammlung in Altenburg stattfinden sollte. Wir erhielten den ehrenvollen Auftrag und übernahmen ihn, diesen Beschluss auszuführen. Dennoch sahen wir im vorigen Jahre uns veranlasst, Sie nicht zu berufen, sondern Ihre Zusammenkunft bis jetzt zu verschieben. Wir konnten uns nicht verhehlen, dass unser Verfahren so manche verwunderte Frage, so manche tadelnde Bemerkung hervorrufen würde; doch übernahmen wir die Verantwortlichkeit eines Schrittes, den, wie wir uns sagten, vor billigen Richtern wir ohne Schwierigkeit würden rechtfertigen können. Und solche billige Richter hoffen wir in Ihnen zu finden. Meine Herren, wären Sie im vorigen Jahre zu uns gekommen, Sie wären in ein Trauerhaus gekommen. Ein trefflicher Fürst war wenige Wochen vor der Zeit, wo Sie zusammentreten sollten, diesem Lande durch den Tod entrissen worden, ein Fürst, der trotz der Kürze seiner Regierung durch ungeheuchelte Frömmigkeit, durch Lauterkeit des Wollens und des Thuns, durch unbestechliche Gerechtigkeit, durch Herzensgüte und Milde sich die Liebe seiner Unterthanen in einem Grade zu erwerben gewusst hatte, dass sein Andenken in ihnen unauslöschlich und im Segen fortleben wird. Der Schmerz über seinen Verlust lebte, waren auch die äussern Zeichen der Trauer zum Theil nicht

Digitized by Google

mehr sichtbar, noch lebendig in Aller Herzen, und es fehlte an der Stimmung, um geehrte, liebe Gäste so, wie wir selbst es wünschten, aufzunehmen. Zwar sind die Verhandlungen, deretwegen wir uns vereinen, ernster Natur und andern ernsten Stimmungen nicht entgegen; aber es folgen ihnen auch Stunden der Erholung, in denen Lust und Heiterkeit herrschen sollen; ein fröhliches, ungezwungenes Zusammensein mit alten und mit neuen Freunden gehört mit zu den Zwecken dieser Versammlung. Solche trauliche Stunden sollen ihre Würze bilden und einen Genuss gewähren, der noch in der Erinnerung lebt und für die folgenden Tage der Arbeit neuen Muth und neue Spannkraft verleiht. Auch wir, auch die Bewohner dieser Stadt wünschten, dass dieses heitere Zusammensein nicht gestört oder unmöglich würde, und dass Sie kein trübes Bild von unserm Altenburg mit sich in die Heimath nehmen möchten. Dies war das Gefühl, das uns zu unserm Beschlusse bestimmte; wir fürchten nicht, uns in demselben getäuscht zu haben.

Auch in diesem Jahre mussten wir uns fragen, ob wir unser Wort würden einlösen und Sie berufen können, oder ob wir nochmals gezwungen sein würden, die Versammlung, nach dem Vorgange Anderer, zu vertagen. Die herrschende Theuerung, welche Jedem die Beschränkung der Ausgaben auf das Nothwendigste räthlich erscheinen lässt, konnte Manchen, den wir als werthen Gast bei uns zu sehen wünschten, fern halten; drohend waren die Zeitverhältnisse, und Niemand konnte vorherbestimmen, ob und wann unser deutsches Vaterland in den begonnenen Kampf hineingezogen werden würde. War auch der Krieg noch weit von uns in fernem Lande, so hielt er doch ganz Europa in einer Spannung, welche lähmend auf jede Thätigkeit einwirkte. Die furchtbare Krankheit endlich, die in mehreren Theilen Deutschlands mit ungewohnter und erschreckender Heftigkeit ausbrach, liess ebenfalls befürchten, dass wir nicht auf eine zahlreiche Versammlung würden rechnen können. Dennoch, trotz aller dieser Hindernisse, Befürchtungen und Bedenken stand unser Entschluss fest, nur im äussersten Falle die Versammlung wieder zu verschieben. Wir durften und mochten nicht den Argwohn auf uns laden, als fehlte es uns an dem Willen, die uns gewordene Aufgabe zu erfüllen; wir durften und mochten nicht den Vorwurf uns zuziehen, durch unsere Lauheit der Sache des Vereins geschadet und der unbegründeten Meinung Vorschub geleistet zu haben, als wäre das Interesse der deutschen Philologen, Schulmänner und Orientalisten selbst nur ein laues. Darum haben wir Sie berufen, und Ihre zahlreiche Anwesenheit gibt uns die erfreuliche Gewissheit, dass wir daran recht gethan haben.

Noch eine Rechtfertigung bin ich mir, bin ich Ihnen schuldig darüber, dass ich an Ihrer Spitze stehe. Als mir die hohe Ehre angetragen wurde, das Präsidium dieser Versammlung zu übernehmen, da musste ich mich zweifelnd selber fragen, ob ich diese Ehre annehmen könnte, ob ich sie annehmen dürfte. Mein erster Gedanke war und musste sein, das Anerbieten, so ehrenvoll, so erfreulich es für mich sein mochte, dennoch abzulehnen. Blickte ich hin auf die Reihe der Männer, die bisher den Vorsitz in diesen Versammlungen geführt haben, dachte ich daran, dass, um nur einiger

der Todten zu gedenken, ein Hermann, ein Jacobs unter diesen Männern sich befunden hatten, wie konnte ich da es wagen, mich an einen Platz zu stellen, wo so ausgezeichnete, so grosse, so berühmte Männer gestanden hatten! Aber ich bedachte, dass es sich um eine Sache handelt, die auch mir eine wichtige, eine heilige ist, und dass da, wo es das Interesse einer solchen Sache fordert, der Einzelne nicht zaghaft zurücktreten, nicht hinter die Sorge für seinen wissenschaftlichen Ruf sich verschanzen, sondern seine Persönlichkeit preisgeben und mit ihr einstehen muss. Und so habe ich Ihrem Rufe Folge geleistet, ohne Rücksicht auf mich selbst. Sie werden mir Ihre Nachsicht und eine milde Beurtheilung nicht versagen. Hätte ich der Anmassung mich schuldig gemacht, mich zu der Ehre, die mir zu Theil geworden, selbst zu drängen, so würden Sie mit Recht strenge Anforderungen an mich stellen. So aber kann niemand inniger und tiefer, als ich selbst, überzeugt sein, dass es Viele, Viele gibt, die berufener sind, als ich, diesen Platz einzunehmen. Sie werden darum auch mir milde Beurtheiler sein, Sie werden den guten Willen für die That nehmen und mir glauben, dass ich nur hier stehe, um der Sache, für die wir Alle glühen, wenn auch mit schwacher, ungenügender Kraft, zu dienen. Und so begrüsse ich Sie, deutsche Philologen, Schulmänner und Orientalisten, mit herzlichem Willkommen. Willkommen in unserm Altenburg, das Sie mit Freuden als hochgeehrte Gäste in seinen Mauern sieht! Es wird Ihnen freilich nicht die Genüsse darbieten, die Sie in andern, grössern und glänzenderen Städten in Fülle genossen; doch hoffe ich, dass Sie darin sich wohl fühlen werden. Als Ihnen in Göttingen Altenburg als nächstjähriger Versammlungsort vorgeschlagen wurde, nannte man es Ihnen das freundliche. Und in der That verdient es diesen Namen, nicht blos wegen der Freundlichkeit seiner Lage und seines Aeussern, sondern in vorzüglich hohem Grade — ich darf dies aussprechen, da ich nicht selbst geborner Altenburger bin, — wegen der Freundlichkeit seiner Bewohner. Sie wird auch Ihnen entgegenkommen und Alles aufbieten, Ihnen den Aufenthalt bei uns angenehm und gemüthlich zu machen. Ist ein freundliches Gesicht die angenehmste Gabe, die dem Gaste werden kann, so wird diese Gabe Ihnen nicht fehlen; und so rufe ich Ihnen in der Zuversicht, dass die Rückerinnerung an die hier verlebten Tage Ihnen einst eine freundliche und heitere sein werde, nochmals von Herzen ein frohes Willkommen zu.

Wenn ich vorher die gegenwärtigen Zeitverhältnisse als ungünstig für unsere Versammlung bezeichnete, so konnte ich unsere Zeit überhaupt wohl eine den classischen Studien, die wir vertreten, ungünstige und unholde nennen. Man wiederholt von so vielen Seiten, dass das Interesse und die Vorliebe für diese Studien abgenommen habe, ja, dass es ganz geschwunden sei, dass es scheinen könnte, als müsste dieser Satz als unumstössliches Axiom betrachtet werden. Nahe liegen daher wohl die Fragen: Ist diese Erscheinung wirklich vorhanden, und, wenn sie es ist, welches sind die Ursachen, die sie hervorrufen, welches die Mittel, um ihr mit Erfolg entgegenzutreten? Gestatten Sie mir, hochverehrte Versammlung, diese Fragen, soweit es in der kurzen Zeit, die ich, um Ihre Geduld nicht zu sehr

Digitized by Google

zu ermüden, nur in Anspruch nehmen darf, möglich ist, in flüchtigen Andeutungen zu beantworten.

Das Interesse und die Vorliebe für die classischen Studien sind geschwunden, sagt man. Und welches sind die Beweise, welche für diese Behauptung angeführt werden? Die Angriffe, welche diese Studien in neuerer Zeit von den verschiedensten Seiten erfahren haben, kann man für einen Beweis nicht gelten lassen. Sie sind nicht gegen die Wissenschaft der Philologie, nicht gegen die classischen Studien an sich, sondern gegen ihre Herrschaft in den Schulen als hauptsächlichstes Bildungsmittel der Jugend gerichtet. Es lässt sich als möglich denken, dass man bei aller Anerkennung derselben, bei aller Achtung, bei allem Interesse für sie doch der Meinung sein könnte, so unrichtig und verkehrt dieselbe auch wäre, sie seien aus den Gymnasien zu verbannen; man könnte aus politischen oder religiösen Gründen, vom nationalen oder christlichen Standpuncte aus sie als Bildungsmittel für die Jugend verwerfen. Je erbitterter diese Angriffe wären, um so weniger würden sie von Gleichgültigkeit oder Geringschätzung zeugen. Sie sind daher auch nicht zu fürchten, denn Angriffe erbitterter Gegner haben die classischen Studien oft und lange schon zu bekämpfen gehabt und sind bis jetzt noch immer siegreich aus diesen Kämpfen hervorgegangen. Wo Kampf ist, da ist Leben und Kraft; nicht ihn haben wir zu scheuen, sondern die bleiche, schlaffe Gleichgültigkeit, dieses schleichende Gift, das langsam, aber sicher tödtet.

Diese Gleichgültigkeit, sagt man, zeigt sich bei der Jugend; Fleiss und Liebe für den Unterricht in den alten Sprachen haben unverkennbar auf den Gymnasien abgenommen. Mögen die hierüber gemachten Erfahrungen verschieden sein, ich denke nicht so gering von unserer Jugend, — und habe nach meinen Erfahrungen keinen Grund dazu, — um zu glauben, dass ihr der Sinn und das Verständniss für die Studien verloren gegangen sein sollte, welche Jahrhunderte lang unsere grössten Männer, Deutschlands Stolz und Zierde, gross gezogen haben, die den Gegenstand ihrer Liebe und Bewunderung bildeten, die sie erheiterten und stärkten, sie erquickten und trösteten. Mag auch bei der Menge von Lehrgegenständen, die jetzt mit grösserm Fleiss und Eifer, als je zuvor, auf unsern Gymnasien betrieben werden, mancher Jüngling sich einer andern Wissenschaft mit grösserer Neigung nach dem Verhältnisse der Begabung zuwenden, — im Allgemeinen wird man schwerlich irgend ein Fach benennen können, dem die Jugend sich mit grösserer Liebe hingibt, als den classischen Studien.

Von Jahr zu Jahr, sagt man ferner, nimmt die Zahl derer, die sich dem Studium der Philologie widmen, ab. Ich mag in diesem Augenblicke nicht untersuchen, in wie weit diese Behauptung gegründet ist: aber wäre sie es, nimmer würde sie die daraus gefolgerte Gleichgültigkeit beweisen. Ist es nicht bekannt genug, in einer wie auffallenden, Besorgniss erregenden Weise die Zahl der Theologie Studirenden abnimmt, und doch — wer wollte behaupten, dass Gleichgültigkeit gegen Religion und Kirche die Ursache davon sei, jetzt, wo ein reges kirchliches und religiöses Leben überall erwacht ist? Noch hat es, so weit meine Kenntniss reicht, nicht an

Digitized by Google

der ausreichenden Zahl von Jünglingen gefehlt, die sich dem Studium der Philologie widmeten, und wohl lässt sich in Wahrheit sagen, dass jeder Jüngling, der dieses Studium zur Aufgabe seines Lebens macht, ein lebendiges und redendes Zeugniss von Liebe für die classischen Studien ist. Ihm winkt nicht Ehre und äusserer Glanz, nicht Reichthum und müheloses Wohlleben, was alles manchen andern Jünglingen bei der Wahl ihres Berufes wohl vor Augen schwebt und entgegenlächelt, ihn erwartet ein mühe- und arbeitsvolles Leben ohne blendenden Glanz und Auszeichnung, ein Leben, das ihm genau bekannt ist, da er es täglich vor Augen gehabt hat. Wer es dennoch wählt, muss wohl einen innern Drang und Trieb dazu in sich fühlen; er muss von der Erhabenheit des Berufs eines Jugendbildners eine Ahnung haben, aber er muss auch für die Studien Liebe und Begeisterung empfinden, die ihm als Mittel dienen sollen, seinen Beruf zu erfüllen.

Immer geringer, sagt man endlich, wird der Absatz philologischer Werke, immer mehr mindert sich die Herausgabe, die Anfertigung, der Verlag derselben. Es genügt, um diese Behauptung zu widerlegen, auf die Menge philologischer Werke hinzuweisen, die noch fortwährend erscheinen. Noch hat es wahrhaft tüchtigen und bedeutenden Werken — und ihre Zahl ist gross — nicht an Verlegern, noch hat es ihnen nicht an Absatz gefehlt.

Dürfen wir hiernach jene Erscheinung wegläugnen, dürfen wir behaupten, dass noch immer die frühere Liebe und Zuneigung zu den classischen Studien vorhanden sei? Leider! dürfen wir dies nicht. Zu oft und zu bestimmt ward selbst von warmen Freunden des classischen Alterthums, selbst von angesehenen Philologen, selbst in diesen Versammlungen es ausgesprochen, dass das Interesse an diesen Studien sich gemindert habe, zu oft haben wir selbst wohl Aehnliches beobachtet, als dass wir nicht zugestehen müssten, dass in vielen und weiten Kreisen Sinn und Interesse für die classischen Studien nicht vorhanden sind; dass nicht mehr so häufig, wie sonst, die Lectüre der Classiker eine Erholung von den Arbeiten des Berufes ist, dass bedeutende Werke selbst grosser Philologen nicht mehr, wie ehemals, die Augen der ganzen gelehrten und gebildeten Welt auf sich ziehen, sondern mehr auf den engern Kreis der Fachgenossen beschränkt bleiben. Allein das dürfen wir offenen und versteckten Gegnern gegenüber mit Zuversicht behaupten: so schlimm, wie Ihr es meint und triumphirend verkündet, steht es mit diesen Studien nicht; noch sind sie geachtet und geliebt von der grossen Mehrzahl aller wahrhaft Gebildeten, noch erfreut sich die Jugend an ihnen, die ihren wohlthätigen Einfluss täglich an sich erfährt, noch darf man sich nicht erkühnen, von ihnen mit einer Art mitleidigen Bedauerns sprechen zu wollen.

Fragt man nach den Ursachen der veränderten Stimmung, die sich den classischen Studien gegenüber kundgibt, so ist es eine gewöhnliche Antwort, dass die Vertreter derselben selbst, namentlich die Lehrer an den Gymnasien, die Schuld davon tragen, da ihre Behandlungsweise der Alten eine veraltete und unrichtige sei. Es liegt in der That ein auffallender Widerspruch darin, einerseits die Methode an-

Digitized by Google

zuklagen, als veranlasse sie die jetzt herrschende Gleichgültigkeit, und andrerseits zu behaupten, sie sei noch die frühere. Wäre sie unverändert geblieben, läge darin nicht der deutlichste Beweis, dass in den Menschen, in den Verhältnissen, in der Zeit die Ursachen zu suchen sind, weshalb die classischen Studien nicht mehr ihre frühere Stellung einnehmen? Doch wer, der die Geschichte der Pädagogik kennt, wird zu behaupten wagen, dass die Behandlungsweise der alten Classiker noch jetzt dieselbe sei, wie früher? Waren es nicht die anerkannt grossen und schreienden Mängel der herrschenden Methode, welche im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert einen Ratich, einen Comenius, einen Basedow veranlassten, neue Methoden zu erfinden und in dem Abgehen von der alten Methode alles Heil zu suchen? Und doch herrschten damals die classischen Studien fast allein nicht nur in den Schulen, sondern auch in der Wissenschaft und Litteratur. Wer kann behaupten, dass ähnliche Mängel auch jetzt noch in der Behandlungsweise der alten Schriftsteller herrschend sind? Wo sind die Lehrer, die bei der Lectüre nur Varianten durchgehen und critisiren, die den Text nur benutzen, um Excurse über grammatische Spitzfindigkeiten daran zu knüpfen, ohne auf den Inhalt, den Character der Darstellung, die Schönheit der Form Rücksicht zu nehmen? Wer kann behaupten, dass die Jugend auf den Gymnasien jetzt weniger mit dem Geiste des Alterthums vertraut werde, wie sonst?

Nein! nicht darin liegt der Grund, wenn das Interesse für die classischen Studien in manchen Kreisen jetzt nur ein geringes ist, sondern hauptsächlich in der Ausdehnung, dem Umfang, der Selbständigkeit, welche die Wissenschaften, namentlich die Naturwissenschaften, gewonnen haben, in dem Einflusse der letztern auf die Zeit und die Menschen in derselben, in der veränderten Stellung, welche den classischen Studien durch dieses alles angewiesen worden ist. Das Wiederaufblühen der Wissenschaften wurde durch das erwachende Studium der alten Classiker hervorgerufen. Die classischen Studien gingen siegreich aus dem Kampfe mit der mittelalterlichen Scholastik hervor und wurden das bedeutungsvollste Moment für eine der wichtigsten Entwickelungsphasen der Menschheit. Je grösser der Druck gewesen war, den die scholastische Afterweisheit auf den Geist geübt hatte, um so feuriger wurde die Bewunderung für die grossen Alten, welche Befreiung von diesem Drucke brachten. Mehrere Jahrhunderte hindurch behaupteten die classischen Studien siegreich und fast unangefochten das Feld. Sie waren nicht nur das Fundament, sondern fast der Inbegriff aller Geistesbildung; alle Wissenschaften beruhten auf ihnen. Jurisprudenz und Theologie wurden schon durch ihre Quellen auf das Studium der alten Sprachen gewiesen. Die Jurisprudenz wurzelte beinahe ganz in dem römischen Rechte; Theologie und Philologie waren im innigsten Verein, und die classischen Studien galten als nothwendiges Erforderniss und Attribut, gewissermassen als eigenstes Eigenthum des Theologen, die aus ihnen gewonnenen Früchte als Gewinn für seine Wissenschaft. In diesem Sinne sprach Luther in seinem Sendschreiben an die Bürgermeister

Digitized by Google

und Rathsherren allerlei Städte in deutschen Landen die bezeichnenden Worte: „Niemand hat gewusst, warum Gott die Sprachen hervor liess kommen, bis dass man nun allererst siehet, dass es um des Evangelii willen geschehen ist. — So lieb nun als uns das Evangelium ist, so hart lasset uns über den Sprachen halten.“ Selbst die Medicin und die Naturwissenschaften fanden in den Alten ihre Quellen, und an den Universitäten las man Physik nach Aristoteles, für die Mediciner erklärte man, nachdem das Ansehen der arabischen Aerzte erschüttert worden war, den Hippocrates und Galenus. Die philosophischen Facultäten waren in ihren Vorlesungen beinahe ganz auf die Alten hingewiesen. Bei der Rhetorik, die besonders fleissig in Schulen und auf Universitäten betrieben wurde, legte man die Lehrbücher alter Schriftsteller zu Grunde; Mathematik wurde nach Euclides, Philosophie nach Aristoteles gelehrt. Allmählig suchte der menschliche Geist, dem natürlichen Bildungsgange gemäss, sich zur Selbständigkeit emporzuarbeiten. Hatte man zuerst, was man bewunderte, sich begnügt sclavisch nachzuahmen, so versuchte man später, Eigenes zu schaffen. Man that einige furchtsame Schritte, ohne die Stütze der Alten zu benutzen, die Kraft erstarkte unter diesen Versuchen, und so gelangte man endlich zu einer Selbständigkeit, welche der früheren Stütze ganz entbehren zu können vermeinte. Franz Baco war es, der die Naturwissenschaften zuerst auf die Natur als auf ihre wahre Quelle hinwies, der von dem blossen Wiedergeben dessen, was von Naturbeobachtungen sich bei den Alten vorfindet, zur eigenen Beobachtung und Erforschung der Natur hinführte. Auf dem von ihm vorgezeichneten Wege gelangten die Naturwissenschaften zur Selbständigkeit und schritten, anfangs langsam, dann mit immer reissenderer Schnelligkeit vorwärts, bis sie in unserm Jahrhunderte zu einer Höhe gelangt sind, die riesenhaft und wunderbar genannt werden muss. Aber auch die übrigen Wissenschaften blieben nicht zurück. Auch sie emancipirten sich mehr und mehr von den Alten und gelangten auf selbständigem Wege zu grosser, früher ungeahnter Entwickelung. Die Medicin wendete sich immer mehr den Naturwissenschaften zu und schloss in neuester Zeit mit ihnen ein festes Bündniss ab. In der Jurisprudenz nimmt das römische Recht, — eine so wichtige Grundlage für jede wissenschaftliche Behandlung des Rechts es auch noch bildet und immer bilden wird, — doch nicht mehr die hohe Stelle ein, die es früher behauptete. Selbst in der Theologie haben sich mehrere wichtige Zweige in selbständiger Weise entwickelt und wenigstens einigermassen das Band gelockert, welches sie mit der Philologie verbindet, wenn auch der Natur der Sache nach die Verbindung zwischen diesen beiden Wissenschaften stets eine sehr innige sein und bleiben wird. Berücksichtigen wir diese ausserordentliche selbständige Entwickelung der genannten und aller andern Wissenschaften, wie der Geschichte, Geographie, Philosophie, so müssen wir es schon dadurch erklärlich finden, dass Zeit und Interesse für die classischen Studien, deren Bedeutung und Einfluss auf diese Wissenschaften nicht mehr der frühere ist, selbst bei manchem wissenschaftlich Gebildeten nicht mehr in dem früheren Masse vorhanden sind. Jede Wissenschaft nimmt für sich allein ein Leben in Anspruch.

Digitized by Google

Immer neue, bedeutende Erscheinungen folgen sich auf ihrem Gebiete, so dass es selbst denen, die nur der Wissenschaft zu leben berufen sind, schwer fällt, jedem neuen Fortschritte zu folgen. Die Jugend auf der Universität bedarf selbst bei regem Streben und Fleiss ihrer ganzen Kraft und Zeit, um die Fülle des neuen ihr gebotenen Stoffes zu bewältigen, und nur wenigen, besonders Begabten ist es vergönnt, sich mit den auf der Schule liebgewonnenen Studien auch ferner zu beschäftigen. Die spätere Praxis macht ebenfalls gegen sonst gesteigerte Ansprüche, und so mindert sich allmählig Sinn und Verständniss für die grossen Alten, so wahr und innig auch früher die Zuneigung zu ihnen gewesen sein mag. Wie sehr die Fülle des Stoffs, den die eigene Wissenschaft einem Jeden zu bewältigen gibt, das wissenschaftliche Interesse einseitig macht und von andern Studien ablenkt, auch von denen, die früher als das Gemeingut aller wissenschaftlich Gebildeten betrachtet wurden, dafür ist ein deutlicher Beweis wohl der, dass die allgemeinen Litteraturzeitungen, die früher einen bedeutenden Einfluss ausübten, zum grossen Theil wegen Mangels an Theilnahme eingegangen sind und nur wenige noch mit Mühe ihr Dasein fristen.

Von bei weitem wichtigeren Folgen jedoch, als die Ausdehnung der Wissenschaften, die mit den altclassischen Studien auf gleichem Boden stehen, für diese war und jemals werden konnte, war die schon erwähnte ausserordentliche Entwickelung und Ausbildung der Naturwissenschaften, zu denen die classischen Studien in einem principiellen Gegensatze stehen. Sie beschäftigen sich mit den Werken des Geistes, jene, wie ihr Name anzeigt, mit den Werken der Natur; sie wenden sich der Vergangenheit zu, um sie mit der Gegenwart zu vermitteln, jene gehören allein der Gegenwart an; ihre Richtung ist eine ideelle, die Richtung jener eine materielle. Characteristisch war es, dass schon Franz Baco, der Schöpfer der neuern Naturwissenschaften, ein Gegner und Verächter der Alten war, deren naturwissenschaftliche Kenntnisse er gering achtete, und für deren geistige Grösse ihm der Sinn abging. In der That machten die Naturwissenschaften bald solche Fortschritte, dass sie die Alten weit überflügelten, und viele Naturforscher mit einer Geringschätzung auf diese herabsahen, die sie unvermerkt auf die classischen Studien übertrugen. Je weiter die Naturwissenschaften sich ausbildeten und fortschritten, je grösser ihr Einfluss auf die allgemeine Bildung wurde, um so mehr beschränkten sie das Gebiet, auf dem früher die classischen Studien geherrscht hatten. Dieser Einfluss auf die allgemeine Bildung wurde besonders in den vierzig Jahren ungestörten Friedens, die den Befreiungskriegen folgten, ein ausserordentlicher. Ueberall, in allen Gebieten und Kreisen des Lebens übten die Naturwissenschaften ihren Einfluss aus, und überall wurde das Bedürfniss gefühlt, eine Bildung zu erwerben, die von den Fortschritten derselben Nutzen ziehen könnte. So wurden Realschulen, die im vorigen Jahrhunderte noch vereinzelte Erscheinungen waren, die nicht recht gedeihen wollten, zahlreich gegründet; es wurden Berufsschulen errichtet, die auf ähnlichem Grunde beruheten; es wurde das niedere Volksschulwesen, welches früher sehr darniederlag, bedeutend verbessert und gehoben. So trat in dem verhältnissmässig kur-

zen Zeitraume eines halben Jahrhunderts ein Umschwung in dem Stande der Bildung ein, der die Gestalt unseres ganzen Lebens vollständig zu verändern berufen war. Gab es früher nur eine Art höherer Bildung, die auf classischem Grunde beruhende gelehrte, so erhob jetzt eine neue, von der gelehrten verschiedene, ihr in manchen Beziehungen entgegengesetzte Bildung ihr Haupt, die zu ihrem Fundamente die Realien, hauptsächlich die Naturwissenschaften, machte, während die gelehrte Bildung ihre frühere Grundlage beibehielt. Die Zeit wurde practischer, sie wurde realer; ob reeller, das ist eine andere Frage, deren Beantwortung ich nicht zu unternehmen wage. Die, welche mit Selbstzufriedenheit sich im Besitze dieser neuen Bildung sehen, sind es vornehmlich, bei welchen Gleichgültigkeit gegen die classischen Studien, deren Ziel und Nutzen sie von ihrem Standpuncte aus nicht verstehen können, vorherrschend ist.

Nicht zu läugnen ist es, dass, was die Erweckung eines allgemeinen, die verschiedensten Schichten und Kreise des Lebens berührenden Interesses betrifft, die Naturwissenschaften der Philologie, wie überhaupt den Wissenschaften des Geistes gegenüber, im Vortheil sind. Das Erste, worauf der Mensch seinen Blick und sein Nachdenken richtet, ist die ihn umgebende Natur. Die Natur mit Allem, was sie belebt und schmückt, der Himmel mit seiner erhabenen Pracht, die Erde mit ihren verborgenen Schätzen, — das ist es, was den Sinn selbst des Ungebildeten fesselt und seine Aufmerksamkeit erregt; erst die höhere Bildung wendet sich der Betrachtung des Geistes, seiner Eigenschaften, seiner schaffenden Kraft, seiner Werke zu. Wenn der Naturforscher seine mühsamen und scharfsichtigen Beobachtungen der Thierwelt mittheilt, wenn er von ihren oft so merkwürdigen Eigenthümlichkeiten erzählt, wenn er die wunderbaren Kräfte der Natur schildert und ihre Wirkungen darstellt, wenn er die Körper scheiden lehrt und die Stoffe verbinden, — immer wird er eines aufmerksamen und dankbaren Zuhörerkreises gewiss sein. Gebildete, wie Ungebildete werden seinen Worten mit freudiger Spannung lauschen, erstere freilich um so mehr, wenn die Darstellung selbst durch Geist belebt und gehoben wird. Und wie könnte dies auch anders sein, da durch die Naturwissenschaften die todte Natur Leben und Sprache erhält, da sie für alles, was uns umgibt, den Blick schärft und erhellt, unzählige Erscheinungen, die ohne sie uns dunkel und unverständlich wären, erklärt und in ihren Ursachen, ihren Wirkungen und Folgen deutlich macht? Wie müssen sie nicht um so leichter Eingang finden und Interesse erregen, da sie in wichtigen und bedeutenden Theilen ohne grosse Vorkenntnisse, ohne lange vorhergegangenes Studium verstanden werden können. Anders ist es, wie bei den Wissenschaften des Geistes überhaupt, so insbesondere bei den classischen Studien. Der Weg, den sie ihre Jünger führen, ist ein langer, mühsamer, beschwerlicher; das Ziel, das sie ihnen vorhalten, ist hoch und hehr, der Genuss, den sie verheissen, ist süss und erhaben, aber nur der kann jenes Ziel erreichen, nur der jenes Genusses theilhaftig werden, der beharrliche, schwere Anstrengung nicht scheut. Wer die oft dornenvolle Bahn, die dahin führt, nicht gewandelt ist, dem fehlt Sinn

Digitized by Google

und Verständniss sowohl für den Genuss, den sie bereiten, als für den Nutzen, den sie gewähren. Erinnern wir uns der Zeit, in welcher auf Veranlassung eines hochherzigen Monarchen griechische Tragödien, die Meisterwerke dramatischer Kunst, auf deutschen Bühnen aufgeführt wurden. Das erste dieser Stücke war die Antigone, die durch die Darstellung rein menschlicher Gefühle unserer Zeit am nächsten steht; und doch — wer möchte zu behaupten wagen, dass sie mit vollem Verständnisse und wahrem Genusse von denen geschaut worden ist, denen es an aller classischen Vorbildung fehlte? Um ein Dichterwerk des Alterthums ganz zu verstehen und zu geniessen, werden Anschauungen erfordert, die nur der classisch Gebildete besitzt.

Aehnlich verhält es sich mit der Erkenntniss des Nutzens, den die verschiedenen Gattungen der Wissenschaften gewähren. Unermesslich sind die Vortheile, welche die Naturwissenschaften dem Leben gewähren. Wohin wir unser Auge richten, erkennen wir ihren mächtigen, gewaltigen Einfluss. Keine Kunst gibt es, kein Handwerk, das nicht von demselben berührt wird; in allen Lebenskreisen macht er sich geltend; unzählige Lebensgenüsse, Annehmlichkeiten, Bequemlichkeiten haben sie geschaffen, und in wenigen Jahren Umgestaltungen hervorgebracht, wie sie früher, bevor der menschliche Geist diese Bahnen betreten hatte, nicht durch Jahrhunderte erzeugt wurden. Dieser Art von Erfolgen können die classischen Studien sich nicht rühmen. Zwar haben sie Grösseres wohl und Wunderbareres bewirkt, aber was sie gewirkt und geschaffen haben, es lässt sich nicht mit Händen greifen und betasten, es lässt sich nicht mit den Augen des Körpers wahrnehmen, sondern es ist nur dem Auge des Geistes sichtbar, es lässt sich nur begreifen mit dem höheren Sinne, den die höhere Bildung verleiht. Sie lehren nicht den electrischen Strom mit Gedankenschnelle bestimmte Bahnen durcheilen, aber es gab eine Zeit, wo sie durch die Geister einen electrischen Strom leiteten, der zu Grossem begeisterte; sie verstehen nicht ein electrisches Licht hervorzubringen, das durch seine Helle den Tag beschämt, aber es gab eine Zeit, wo sie ein Licht in den Geistern der Menschen entzündeten, welches die Nacht langer Finsterniss verscheuchte und noch heute seine wohlthätigen Strahlen aussendet; sie vermögen nicht dem Landmann Patentdünger für seinen Acker zu bereiten, aber sie befruchten den Geist mit dem Samen, aus dem edle Humanität und wahre Wissenschaftlichkeit emporwächst; sie lehren nicht durch die Kraft des Dampfes Lasten bewegen, aber sie beschwingen den Geist, dass er zu einer Höhe sich zu erheben vermag, von welcher aus er Jahrtausende mit klarem Blicke überschaut. Solche Erfolge bleiben, wie gesagt, dem ungebildeten Auge unsichtbar, während der wohlthätige Einfluss der Naturwissenschaften selbst dem blödesten Auge nicht verborgen bleiben kann. Den Nutzen, den die classischen Studien gewähren, kann derjenige, der sie selbst nicht kennt, nimmer ganz ermessen; wer sie kennt, dem braucht er nicht bewiesen zu werden.

Nothwendige Folge des Aufschwungs, den die Naturwissenschaften nahmen, so wie des mächtigen Einflusses, den sie auf das gesammte Leben ausübten, war die Verfeinerung des Lebensgenusses und der materielle Sinn, der, durch

Digitized by Google

vierzig Friedensjahre grossgezogen und gehegt, in immer weitern Kreisen seine Herrschaft ausdehnt. Für ihn hat nur das Bedeutung, was das materielle Wohlsein fördert; das Mass, mit dem er die Dinge misst, ist das des materiellen Nutzens; er muss seiner Natur nach auf die classischen Studien, wie auf alle Wissenschaften des Geistes, mit Gleichgültigkeit, mit einer gewissen Geringachtung blicken, da sie in Sphären sich bewegen, wohin er weder dringen kann noch mag.

Dem allgemeinen Zuge, welcher den Geist der Gegenwart zuführte, folgte auch die poetische Litteratur. Während im vorigen Jahrhunderte der Einfluss der Antike auf dieselbe überall erkennbar war, und man allenthalben den Anklängen aus dem Alterthume begegnete, trat in diesem Jahrhundert die romantische Schule der classischen Richtung entgegen. Sie rief auch, unterstützt durch den nationalen Aufschwung der Befreiungskriege, einen erhöheten Eifer für das Studium der altdeutschen Litteratur hervor, durch welches manche treffliche Kraft dem Studium der Alten zwar nicht entfremdet, aber doch entzogen wurde. Denn diese Studien sind keineswegs einander principiell entgegengesetzt, sondern sie wurzeln auf demselben Boden, und es ist durch glänzende Beispiele bewiesen, dass sie von denselben Männern mit gleicher Auszeichnung und gleicher Liebe gepflegt werden können.

Der Einfluss, den alle diese Erscheinungen wie auf die Philologie als Wissenschaft, so auf die classischen Studien an den Gymnasien und auf die ganze Organisation dieser Anstalten ausübten, war unverkennbar und bedeutend. Wollten die Gymnasien nicht in wichtigen Beziehungen hinter dem allgemeinen Bildungsstande zurückbleiben, wollten sie nicht durch die Bildung, die sie ihren Zöglingen gewährten, mit dem grösseren Theile der Nation in den schroffsten Gegensatz gerathen, wollten sie ihre Zöglinge für die Zukunft dadurch nicht in Nachtheil bringen und falscher Beurtheilung aussetzen, so mussten sie manches in den Kreis ihrer Unterrichtsgegenstände aufnehmen, was bis dahin ganz darin gefehlt hatte, anderes mit grösserem Fleisse und in grösserem Umfange, als bisher, betreiben. Auch hierin hat das neunzehnte Jahrhundert einen unglaublichen Umschwung hervorgerufen. Ein Beispiel, welches auf den mathematischen Gymnasialunterricht früherer Zeiten einen Schluss gestattet, möge genügen, dies zu zeigen. Vor dreihundert Jahren hat ein Professor der Mathematik an der Universität Wittenberg „in seiner Einladungsrede die Studirenden, sich durch die Schwierigkeit dieser Disciplin nicht zurückschrecken zu lassen. Die ersten Elemente seien leicht, die Lehre von der Multiplication und Division verlange etwas mehr Fleiss.“ *) Mathematik, Physik, Astronomie fanden sich hier und da in den Schulplänen jener Zeit, aber man gelangte nicht über die ersten Anfangsgründe hinaus, die jetzt in den untersten Classen gelehrt werden. Die spätern Jahrhunderte änderten manches darin, aber immer hatten die classischen Studien ein solches Uebergewicht, dass die andern Fächer von geringer Bedeutung waren. In unserm Jahrhundert sollten die Realien in verhältnissmässig gleichem Grade, wie

*) v. Raumer. Gesch. d. Pädag. I. S. 319.

die classischen Studien, berücksichtigt werden. Es konnte dies nicht geschehen, ohne dass den letztern Zeit entzogen wurde. Die Folge davon war, dass sie in den Augen Unkundiger etwas an ihrer Bedeutung verloren; die Folge davon, dass auf die Realien unendlich mehr Zeit und Fleiss, wie früher, verwendet wird, ist zwar eine unendlich grössere, umfassendere Ausbildung des Geistes, aber auch eine gewisse Ermattung desselben, welche auf die spätere Werthschätzung und Zuneigung zu den classischen Studien nicht ohne Einfluss bleiben kann.

So wurde in unserm Jahrhundert die Stellung der classischen Studien gegen früher gänzlich verändert. Der Umfang, den alle Wissenschaften, namentlich auch die Fachwissenschaften, erhielten, die erhöheten Ansprüche, welche die Praxis machte, entzogen den classischen Studien viel von der Zeit und Kraft derer, die durch sie ihre erste Bildung empfangen und die Liebe zu ihnen sich bewahrt hatten. Die selbständige Ausbildung eben dieser Wissenschaften lockerte das Band, das sie früher mit den classischen Studien verbunden hatte, und minderte ihren directen Einfluss. Die Naturwissenschaften durchrissen dieses Band, das auch sie früher an dieselben geknüpft hatte, und betraten einen selbständigen Weg der Entwickelung. Sie schufen eine neue Art der Bildung, die der bisherigen direct entgegen war und in weiten Kreisen sich verbreitete, wohin bis dahin die Bildung nur wenige ihrer Strahlen ausgesendet hatte. In diesen Kreisen nahm materieller Sinn immer mehr überhand und setzte sich eine Ansicht von dem Werthe und der Nothwendigkeit der classischen Studien fest, die das Interesse und die Zuneigung zu ihnen beeinträchtigen musste und nicht ohne einigen Einfluss selbst auf solche Kreise blieb, denen der Sinn und das Verständniss für diese Studien nicht fehlte.

Rechnen wir hierzu, dass die critische Richtung der Zeit, welche die Gründe alles Bestehenden einer Prüfung unterwarf und geneigt war, alles Alte zu beseitigen und ein Neues an seine Stelle zu setzen, auch die classischen Studien nicht verschonte, dass die Bemühungen oberflächlicher Litteraten, die, ohne eigene gediegene Bildung zu besitzen, durch stets erneuerte Angriffe auf die classischen Studien den Beifall der Massen zu erhaschen hofften, doch auch manchen Freund derselben zweifelhaft machten, dass endlich das neu erwachte politische Leben zu Zeiten alles Interesse für sich in Anspruch nahm, so ist es wahrlich ein sprechender Beweis des hohen, unvergänglichen Werthes der classischen Studien, dass sie noch immer, wenn auch in veränderter Stellung, doch fest und unerschütterlich dastehen.

Aber immer erscheint die Frage gerechtfertigt: was haben diejenigen, die diese edlen Studien vertreten, unter so bewandten Umständen zu thun? Es hat nicht meine Absicht sein können, irgend eine Besorgniss für das Bestehen der classischen Studien aussprechen, noch weniger, eine solche erregen zu wollen. Sie sind zu sehr mit unserer ganzen Bildung verwachsen, als dass es möglich wäre, sie zu beseitigen; ihr Nutzen, ihre Nothwendigkeit für die Gegenwart sind so oft, so unbestreitbar, sind namentlich in diesen Versammlungen so gründlich, mit so viel

Digitized by Google

Einsicht, so viel Geist bewiesen worden, dass es eben so überflüssig, als anmassend von mir erscheinen müsste, wollte ich diesen Beweis hier nochmals zu führen mir erlauben. Allein sollen wir im Vertrauen auf diese Nothwendigkeit, im Vertrauen auf die innere Vortrefflichkeit und Tüchtigkeit der Studien glauben, nichts thun zu dürfen? Gewiss nicht. Es gilt nicht, den classischen Studien die Stellung wieder zu erobern, die sie in frühern Jahrhunderten inne hatten. Die Wissenschaften, die Litteratur, die ganze Bildung lassen sich nicht wieder auf den früheren Standpunct zurückdrängen, und wer wäre so thöricht, auch nur zu wünschen, dass dies geschehen könnte? Allein es gilt, der Einseitigkeit entgegenzuwirken, in welche die Bildung bei dem stets weiter um sich greifenden Materialismus, bei dem immer zunehmenden Uebergewicht der realen, namentlich der Naturwissenschaften, bei der immer entschiedeneren Richtung des Geistes auf die Gegenwart und das Reale zu verfallen droht; es gilt zu zeigen, dass es auch noch etwas Anderes, noch etwas Höheres und Edleres gibt, als das materielle Wohlsein, dass es auch eine ideelle Wirklichkeit gibt, die ihr Recht hat, dass ein Volk, dem die Idee nichts, das materielle Wohlbefinden alles ist, in Gefahr geräth, trotz aller Civilisation einer geistigen Barbarei zu verfallen, dass eine solche Zeit, ein solches Volk niemals etwas wahrhaft Grosses, aus Begeisterung Entsprungenes vollbringen, sondern in Thatenlosigkeit und Unentschiedenheit ein unrühmliches Dasein führen wird. Die Tochter des Materialismus ist geistige Feigheit; geistiger Muth, wahre Tapferkeit ist nur da, wo die Idee herrscht und Gewalt über die Seelen hat.

Es gilt also jetzt nicht zu erobern, sondern zu erhalten. Die Philologie als Wissenschaft hat nichts zu besorgen, so lange überhaupt noch Sinn für Wissenschaft besteht. Sie würde, selbst wenn der classische Unterricht aus den Schulen verbannt wäre, ihre Jünger finden; sie würde ein friedliches, von der Masse unbefeindetes und unbeneidetes Stillleben führen. Aber es gilt zu verhüten, dass die Angriffe gegen die classischen Studien in den Gymnasien noch weitere Erfolge erzielen, dass noch weitere Concessionen ihnen abgerungen werden, dass auch sie mit dem Masstabe des materiellen Nutzens gemessen und auf das Nothdürftigste beschränkt werden; dass der Jurist soviel Latein lernt, um das Corpus juris, der Theolog soviel Griechisch, um das Neue Testament zu verstehen, der Naturforscher höchstens soweit die alten Sprachen treibt, um sich die technischen Ausdrücke seiner Wissenschaft zu enträthseln. Es gilt endlich, das Interesse für die classischen Studien neu zu beleben und ihnen neue Anhänger zu gewinnen. Dazu bedarf es der einmüthigen Bestrebungen derer, die zunächst berufen sind, diese Studien zu vertreten. Man sage nicht kleinmüthig, dass solche Bestrebungen nicht vermögen, dem Strome der Zeit erfolgreich entgegenzutreten. Was beherzte, energische, gemeinsame Thätigkeit selbst gegen gewaltige Strömungen der Zeit vermag, das lehren die Erscheinungen der neuesten Zeit auf dem kirchlichen und religiösen Gebiete.

Fragt man, was zu thun sei, welcher Art diese Thätigkeit sein müsse, so lässt sich zuerst antworten: man muss im Allgemeinen auf dem jetzigen

Digitized by Google

Wege beharren, man muss nicht aufhören, vorwärts zu schreiten, zum Bessern hinzustreben. Man muss leidenschaftlichen Angriffen mit Würde und Festigkeit begegnen, man muss belehren, wo man Empfänglichkeit dafür, wo man blossen Irrthum gewahrt; dann wird man der Zeit vertrauen können, die das wahrhaft Tüchtige und Gediegene zu Ehren bringen wird auch da, wo es der Anerkennung noch entbehrt. Die Philologie als Wissenschaft wird demnach fortfahren, das Alterthum mit Geist und Gründlichkeit zu erforschen und die Wichtigkeit der Antike für wissenschaftliche Bildung klar zu machen; sie wird ihren Einfluss auf die andern Wissenschaften, mit denen sie auf gleichem Boden steht, zu erhalten und zu erweitern suchen dadurch, dass sie die gewonnenen eigenen Resultate auch für sie fruchtbar zu machen strebt; es werden diejenigen, die durch Geist und Talent dazu berufen sind, durch edelpopuläre Darstellungen das Interesse für das Alterthum, seinen Geist und seine Kunst in weiteren Kreisen zu wecken und dadurch auch diejenigen zu gewinnen suchen, die der neuen, realen Bildung zugewendet sind.

Grösser und erfolgreicher noch wird die Wirksamkeit derer sein können, deren Lebensaufgabe es ist, die classischen Studien an den Gymnasien zu vertreten. Manche geistreiche Andeutungen über Reform des classischen Unterrichts, um denselben zu heben und ihm neues Leben einzuhauchen, haben wir von verschiedenen Seiten neuerer Zeit erhalten, doch ist es dem Practiker schwer, sich daraus ein klares Bild zu entwerfen. Die wichtigste Aufgabe für den Lehrer der classischen Studien wird sein, fest das Ziel und den Zweck des classischen Unterrichts, so wie den Unterschied, der zwischen der Wissenschaft der Philologie und den classischen Studien als Bildungsmittel besteht, im Auge zu behalten. So wichtig dieser Punct ist, so schwierig ist er auch. Der Grundsatz, dass der Unterschied gross und bedeutend ist, wird wohl von Allen zugestanden, aber im Einzelnen denselben nachzuweisen, die Gränze anzugeben, welche die beiden Gebiete scheidet, ist schwierig; sie zu finden, wird meist dem Tacte des geübten Lehrers überlassen bleiben müssen.

Die Stellung der Philologie zur Schule ist jetzt eine andere, wie sonst. Die Philologie entsprach früher ihrem Namen mehr, als jetzt; sie war wesentlich ein Studium der Sprachen der Alten und ihrer Werke, und als solches Hauptbestandtheil aller höheren wissenschaftlichen Bildung. Der Schmuck und die Zierde des Gelehrten war die Kunst, die Sprache Latiums wie eine Muttersprache zu gebrauchen. Die reale Seite des Alterthums wurde in so weit berücksichtigt, als sie aus den Schriften der Alten sich ermitteln liess und wiederum zum Verständniss derselben erforderlich schien; die Schriften, welche dieselbe behandelten, waren zum bei weitem grössern Theil Compilationen aus den alten Autoren. Diesem Zustande der Philologie entsprach der Stand des classischen Unterrichts in den Schulen. Das Ziel desselben war Kenntniss der alten Sprachen, insbesondere der lateinischen, und Kenntniss der alten Autoren. Das Lateinische, als allgemeine Gelehrtensprache, war die Grundlage des ganzen Unterrichts; genaue Kenntniss der Grammatik, Fertigkeit im Latein-Schreiben und Sprechen wurde erstrebt, daher Cicero und Terentius, als diejenigen

Schriftsteller, die zur Erlangung dieser Fertigkeit am geeignetsten schienen, vorzugsweise gelesen. Jetzt ist die Philologie im Laufe der Jahrhunderte zu einer selbständigen Wissenschaft geworden, die sich zur Aufgabe macht, das Alterthum in seinen verschiedenen Beziehungen zu erforschen und darzustellen, es geistig zu erneuern; sie hat aufgehört, nur Sprachwissenschaft zu sein, und hat sich zur Alterthumswissenschaft, wie sie häufig sich auch nennt, umgestaltet. Die realen Seiten des Alterthums, die sonst beiläufig beleuchtet wurden, werden von ihr selbständig erforscht, und so hat sie unwillkührlich dem zum Realen hindrängenden Zuge der Zeit auch ihrerseits gehuldigt. Die Theile, die sie umfasst, sind zu eigenen, umfangreichen Wissenschaften herangewachsen, welche alle mit gleicher Gründlichkeit zu erforschen nur wenigen Meistern vergönnt ist; sie ist zu einem riesigen Baume emporgewachsen, der nach allen Richtungen hin seine mächtigen Aeste aussendet. Durch diese gänzliche Umgestaltung, die hauptsächlich seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts die Philologie erfahren hat, ist der Unterschied zwischen ihr und den classischen Studien auf den Gymnasien ein grosser, ein specifischer geworden.

Der Zweck dieser Studien in der Schule, wie sie gegenwärtig sich gestaltet haben, ist zunächst Uebung der geistigen Kräfte. Der formale Gewinn, den sie gewähren, ist so lange anerkannt, so oft hervorgehoben worden, dass man jetzt sich fast zu scheuen scheint, ihn als besonders wichtig hinzustellen. Aber die Wahrheit wird dadurch, dass sie eine alte Wahrheit wird, nicht zur Unwahrheit, und noch ist der Beweis der oft gewagten Behauptung nicht gelungen, dass jeder andere wissenschaftliche Unterricht in gleichem Grade die geistigen Kräfte übe. Zweck des classischen Unterrichts ist ferner, durch Einführung in den Geist des Alterthums wissenschaftlichen Sinn zu wecken, durch das Studium der Vergangenheit den Blick zu schärfen und zu erweitern, zum richtigen Verständniss der Gegenwart zu führen; durch die Kenntniss der alten Classiker, ihres Geistes und ihrer Kunst, durch die in ihnen liegenden Bildungselemente bildend und veredelnd auf Geist und Gemüth einzuwirken. Zu diesem Ziele stimmt die Wissenschaft der Philologie in ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit weder nach Zweck, noch Umfang, und darum ist es gegenwärtig besondere Pflicht der Schule, aus dem überreichen Stoffe, den die heutige Philologie ihr bietet, nur das für sie Geeignete sorgfältig auszuwählen und das Ausgewählte in solcher Weise auszubeuten und methodisch zu benutzen, wie es ihrem Bildungsziele angemessen ist. Sie wird sich auf das Studium der Sprachen und auf die Lectüre der edelsten und vorzüglichsten Schriftsteller der Hellenen und Römer beschränken, aus der übrigen Fülle des Stoffs alles fern halten, was der Philologie als Wissenschaft allein von Wichtigkeit ist; sie darf nicht vergessen, dass sie Menschen bilden will, nicht Philologen.

Man hat, um die Lust der Jugend an den classischen Studien zu beleben, eine massenhafte Lectüre angerathen, um eine möglichst vollständige Kenntniss der Classiker zu erzielen; doch ist dieser Rath ein gefährlicher, da er zur Ungründlichkeit und Halbheit verführen kann. Hat auch die neuere Gestaltung der Philologie

Digitized by Google

den wohlthätigen Einfluss auf die Schulen geübt, dass auf den Inhalt der Schriftsteller die gebührende Rücksicht genommen wird, so darf doch der classische Unterricht seine bewährte, strenge Methode, die einen seiner grössten Vorzüge bildet, unter keinen Umständen aufgeben. Das Studium der alten Sprachen, der alten Classiker ist schwierig, und schwierig soll es sein. Der jugendliche Geist soll an Ueberwindung von Schwierigkeiten gewöhnt, daran soll er geübt und gekräftigt werden, darin liegt ein ethisches Element, das nicht gering angeschlagen werden darf. Darum durfte ich vorher sagen, die Philologie sowohl als die classischen Studien der Gymnasien sollten auf dem Wege beharren, auf dem sie jetzo wandeln; dann könnten sie den gerechten Richterspruch der Zeit in Ruhe erwarten. Irre ich nicht, so machen hier und da schon einzelne Symptome sich bemerkbar, dass die Zeit gerecht richten wird, dass die Gymnasien schon jetzt wieder in der öffentlichen Meinung an Werthschätzung gewonnen haben, dass man die Früchte einer classischen Bildung wieder richtiger zu beurtheilen beginnt. Wie kann es auch fehlen, dass der classische Unterricht, wenn er sich in den bezeichneten Schranken hält und in dem angegebenen Sinne geleitet wird, sich als fruchtbar für Geist, Gemüth und Character bewährt und für die grossen Alten eine Liebe in der Jugend entzündet, die die Schulzeit weit überdauert.

Aber um solche Liebe zu entzünden, dazu gehört die eigene, begeisterte Liebe. Es ist ein altes Wort: was von Herzen kommt, das geht zu Herzen. Wem wahre Begeisterung für die reine Schönheit der Antike tief im Innern glüht, dem wird es auch gelingen, die Flamme der Begeisterung in seinen Schülern zu entzünden. Das begeisterte Wort des geachteten und geliebten Lehrers wirkt gewaltig auf den empfänglichen Sinn der Jugend und findet darin einen mächtigen Wiederhall. Wollen wir darauf hinwirken, dass das Interesse für die classischen Studien wieder reger werde, so versäumen wir es nicht, der Liebe, die wir selbst für sie empfinden, begeisterten Ausdruck zu geben, sie einströmen zu lassen in die Herzen der Jugend; hüten wir uns, durch überhebende, tadelnde Critik den Sinn derselben zu erkälten. Die Jugend ist extrem in der Liebe, wie im Hass, in der Begeisterung, wie in der Verachtung.

Wollen wir ferner der Gleichgültigkeit gegen die classischen Studien mit Erfolg begegnen, so bedürfen wir dazu des Muthes der Ueberzeugung, welche sich nicht scheut, überall, wo es Noth thut, den Angriff abzuschlagen, den Spott zu demüthigen, die Gleichgültigkeit zu strafen, die eigene Liebe zu bekennen. Wohl ist es nicht leicht, vielleicht allein in grosser Menge diesen Muth der Ueberzeugung zu bewähren, doch wie wollen wir den erhebenden, veredelnden, kräftigenden Einfluss der classischen Studien darthun, wenn wir ihn nicht an uns selbst beweisen, wenn wir uns scheuen, das zu preisen, was wir verehren, wenn uns jeder Angriff, jeder Spott in unserer Ueberzeugung wankend macht? Das kräftige Wort wahrer Ueberzeugung pflegt seines Eindrucks selten zu verfehlen. In dieser Weise müssen alle, die zur Vertretung der classischen Studien berufen sind, wirken, wirken in Einig-

keit. In der Liebe zu den classischen Studien müssen und werden alle einig sein; herrscht im eigenen Lager Uneinigkeit, dann ist die Gefahr nahe. Verderblicher wirken die unentschiedenen, schwankenden, halben Freunde, als die entschiedenen Feinde.

Ist irgend etwas dazu geeignet, diese Einigkeit zu bewirken und dadurch indirect das Interesse der classischen Studien zu fördern, so sind es diese Versammlungen. Die Gemeinschaft giht Selbstvertrauen, das Beispiel erweckt Nachfolge. So mögen denn vor Allen die grossen Meister der Wissenschaft, ausgerüstet mit dem Schwerte des Geistes, hintreten und mit der Zunge der Begeisterung sprechen, auf dass bei Jeglichem unter uns die Ueberzeugung befestigt, der Muth gestählt, die Liebe entflammt, die Einigkeit gefördert werde. Mit dem innigen Wunsche, dass diese vierzehnte Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten in solchem Sinne wirksam sein möge, erkläre ich dieselbe hiermit für eröffnet.

Nach Beendigung dieser Rede wurden durch den Präsidenten zunächst die Statuten des Vereins nach der Berliner Fassung vom 3. October 1850 vorgelesen und darauf zur Bildung des Büreau's geschritten. Der Präsident schlug zu Secretairen der Versammlung aus der Zahl der auswärtigen Mitglieder die Professoren Julius Cäsar aus Marburg und Hermann Weissenborn aus Erfurt, von den einheimischen den Professor Zetzsche und den designirten Gymnasiallehrer Dr. Sehrwald vor. Die Versammlung ertheilte diesen Vorschlägen ihre Zustimmung.

Hierauf verlas der Vicepräsident, Director Dr. Eckstein aus Halle, das Verzeichniss der bereits eingeschriebenen 160 Mitglieder. Auf Ersuchen des Präsidenten erhob sich jeder bei Nennung seines Namens von seinem Platze.

Nachdem die Versammlung somit constituirt war, theilte der Präsident derselben folgendes Schreiben der hiesigen städtischen Behörde mit:

Die Kunde, dass die Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten für dieses Jahr in unserer Stadt Mauern gehalten werden soll, hat die Einwohnerschaft der hiesigen Haupt- und Residenzstadt mit der lebhaftesten Freude erfüllt.

Dieser Freude Worte zu verleihen, ist für uns eine so angenehme, als unerlässliche Pflicht; wir ersuchen den geehrten Vorstand, der Versammlung unseren und unserer Mitbürger freundlichsten Gruss auszusprechen und damit die Versicherung zu verbinden, dass wir den schönsten Lohn unseres vereinten Bestrebens, unseren verehrten Gästen ihren Aufenthalt hier möglichst angenehm zu machen, in der Hoffnung finden, dass in deren Herzen uns, unserer Stadt und ihren Einwohnern ein freundliches Andenken bewahrt bleibt.

Altenburg, am 21. September 1854.

In aufrichtigster Hochachtung und Ergebenheit
Der Stadtrath.
F. Hempel.

Digitized by Google

Die Versammlung gab ihre dankbare Anerkennung für diese freundliche Begrüssung durch Aufstehen zu erkennen und beauftragte das Präsidium, dem Stadtrathe ihren Dank dafür auszudrücken.

Demnächst gab der Präsident den Gefühlen der wärmsten und ehrfurchtsvollsten Dankbarkeit gegen Se. Hoheit den regierenden Herzog Ernst für die Huld, welche Höchstderselbe dem Vereine durch Gestattung der gegenwärtigen Versammlung und durch Gewährung der für dieselbe erforderlichen Mittel bewiesen hatte, in angemessenen Worten Ausdruck, sprach ferner dem Herzoglichen Ministerium für die mannichfache Förderung und Unterstützung, welche dasselbe den Zwecken des Vereins hatte angedeihen lassen, den aufrichtigsten und ehrerbietigsten Dank aus, und dankte endlich den Mitgliedern des Local-Comité's*) für die vielfache und aufopfernde Thätigkeit, mit welcher dieselben die Bemühungen des Präsidiums unterstützt hatten, in eben so anerkennender als herzlicher Weise.

In Folge der Aufforderung ihres Präsidenten, des Geheimeraths Dr. v. d. Gabelentz, entfernten sich hierauf die Mitglieder der orientalischen Section, um sich in ihrem Sitznngslocale, dem Saale der hiesigen Freimaurerloge, zu constituiren.

Nach der kurzen, hierdurch eingetretenen Panse las der Präsident ein bereits im vorigen Jahre eingegangenes Schreiben des Geh. Hofrath Dr. E. Kärcher in Karlsruhe vor, mit welchem derselbe der Versammlung als ein Zeichen seiner Hochachtung eine grössere Anzahl Exemplare des Herbstprogrammes des Karlsruher Lycenms vom J. 1853 und der demselben beigegebenen Abhandlung: Horaz. Dritte Lieferung. 8. Karlsruhe 1853. überreicht hatte, und bemerkte, dass die Exemplare des Programmes sowohl als der Abhandlung zur Vertheilnng unter die Mitglieder auslägen. Desgleichen theilte er mit, dass ein Exemplar von Emil Braun's Vorschule der Kunstmythologie, Gotha 1854, welches durch Vermittelung des Hofrath Wüstemann aus Gotha dem Präsidium zugegangen und aus Anlass der gegenwärtigen Versammlung von dem Verleger der hiesigen Herzoglichen Bibliothek verehrt worden war, zur Ansicht angelegt sei, und empfahl, dem Wunsche des Verlegers gemäss, dieses vorzügliche Werk denjenigen Mitgliedern der Versammlung, denen dasselbe etwa noch unbekannt sein möchte.

Man ging sodann zur Wahl der Commission über, welche über den für das nächste Jahr zu wählenden Versammlungsort zu berathen und in der dritten öffentlichen Sitzung Bericht zu erstatten hat. Dem bisher in dieser Hinsicht beobachteten Verfahren gemäss wurden in diese Commission, ausser dem Präsidium der diesmaligen Versammlung, die anwesenden Präsidenten und Vicepräsidenten der früheren

*) Ausser den S. 5 namentlich verzeichneten Mitgliedern gehörten noch Hr. Prof. Zetzsche und Hr. Zeichenlehrer Mossdorf zum Local-Comité. Ausserdem waren noch die Herren Reg. Rath Lommer, Prof. Braun, Prof. Lorentz, Prof. Frenk, Prof. Köhler, Prof. Gersdorf, Dr. Matthiä, Dr. Schmidt, Stud. Erdmannsdörffer und eine grosse Anzahl Gymnasiasten theils beim Empfange der Gäste auf dem Bahnhofe und dem Empfangsbüreau, theils in anderer Art thätig und behülflich.

Digitized by Google

Versammlungen, Geb. Hofrath Göttling aus Jena, Prof. Gerlach und Prof. Vischer aus Basel, Hofrath Hermann und Prof. Schneidewin aus Göttingen berufen; ausserdem wurden auf den Vorschlag des Präsidenten noch Geh. Rath Wiese aus Berlin, Hofrath Wüstemann aus Gotha und Prof. Petersen aus Hamburg zu Mitgliedern gewählt Die Orientalisten sollten durch das Präsidium ersucht werden, ihrerseits ebenfalls ein Mitglied in die Commission zu ernennen. Die Commissionsmitglieder wurden sofort durch den Präsidenten ersucht, sich heute Abend 5 Uhr zu einer Sitzung auf dem Plateau einzufinden.

Hierauf theilte der Vorsitzende die bis dahin angemeldeten Vorträge mit:

1) von Hofrath und Prof. Dr. Hermann aus Göttingen über einen noch zu bestimmenden Gegenstand;
2) von Prof. Dr. Gerlach aus Basel: Ueber Mommsen's Römische Geschichte;
3) von Prof. Dr. Stark aus Jena: Ueber die ursprüngliche Bedeutung des Niobe-Mythus;
4) von Prof. Dr. Petersen aus Hamburg: Ueber das Verhältniss der älteren attischen Vasenbilder zum troischen Sagenkreise und Homer;
5) von Prof. Dr. Vischer aus Basel: Skizze des Parnass und seiner Umgebung;
6) von Prof. Dr. Lothholz aus Weimar: F. A. Wolf, W. v. Goethe und W. v. Humboldt;
7) von Prof. Dr. Gravenhorst aus Hildesheim: Vorlesung einer neuen Uebersetzung von Aeschylus' Agamemnon;
8) von Prof. Dr. Döderlein aus Erlangen: Anfrage über zwei Stellen lateinischer Schriftsteller;
9) von Prof. Dr. Forchhammer aus Kiel: Vorlegung eines neuen Planes von Theben und Bemerkungen darüber mit besonderer Rücksicht auf die Tragiker;
10) von Dr. Hertzberg aus Halle: Ueber die Hebung des Königthums unter Agesilaos.

Der Vorsitzende machte den Vorschlag, dass die Vorträge unter 1—4 Dienstag den 26., die unter 5—7 Mittwoch den 27., die unter 8—10 Donnerstag den 28. September gehalten werden möchten. Die Versammlung erklärte sich damit einverstanden.

Nachdem die Mitglieder der pädagogischen Section noch ersucht worden waren, sich behufs der Constituirung und Feststellung der Berathungsgegenstände in die Aula des Josephinums zu begeben, schloss der Präsident die Sitzung kurz vor 12 Uhr.

Digitized by Google

Zweite Sitzung.

Altenburg, den 26. September 1854.

Nachdem der Vice-Präsident, Director Dr. Eckstein, welcher in der heutigen, nach 10 Uhr Vorm. eröffneten, zweiten allgemeinen Sitzung den Vorsitz übernommen hatte, die Liste der seit gestern angemeldeten Mitglieder verlesen und über die eingegangenen Geschenke (zwei Schriften von Prof. Vischer aus Basel) der Versammlung Mittheilung gemacht hatte, erstattete derselbe über die zu Erlangen im J. 1851 beschlossene Errichtung eines Denkmals für F. A. Wolf folgenden Bericht:

Meine Herren! Es war auf der Versammlung zu Berlin, wo Director Dr. Wex aus Schwerin in Anregung brachte, dass es Pflicht deutscher Philologen sei die Grabstätte Friedrich August Wolfs in Marseille aufzusuchen und mit einem Denkmale zu schmücken. Aber in Marseille ergab sich sehr bald, dass für Wolf keine Concession zu einer bleibenden Grabstätte erlangt war. Den eifrigen Nachforschungen seiner Tochter an Ort und Stelle ist es gelungen wenigstens zu der Gewissheit zu gelangen, dass von drei in einer Ecke des Kirchhofs liegenden Gräbern eines das ihres Vaters sei; welches von den dreien aber, hat auch der protestantische Prediger Sautter nicht anzugeben vermocht. Als diese Mittheilungen von dem verehrten Präsidenten Prof. Döderlein auf der Erlanger Versammlung gemacht wurden, machte Geheimerath Böckh darauf aufmerksam, dass, da wir nicht einmal sicher das richtige Grab wüssten und noch weniger eine Garantie für den Bestand eines auf demselben errichteten Denkmals hätten, Wolf in Halle ein Denkmal errichtet werden müsse, dem Sitze seiner vorzüglichsten Wirksamkeit. Damit war jene Versammlung ganz einverstanden und beschloss, dass in Halle oder Berlin ein Comité zusammentrete zur weiteren Berathung über jenes Denkmal. Soweit war die Angelegenheit eingeleitet. Prof. Döderlein übersandte bald darauf mir die betreffenden Papiere und die bereits eingezahlten 8 Gulden und übertrug mir die weitere Fortführung der Sache. Die Professoren Bernhardy, Meier und Ross traten alsbald zusammen, und Geheimerath Böckh erklärte sich mit Vergnügen bereit dem in Halle gebildeten Comité als Berliner Mitglied beizutreten. Wir einigten uns rasch, dass es am geeignetsten sein würde in der Aula des Halleschen Universitätsgebäudes eine Marmorbüste aufzustellen und übertrugen die Anfertigung derselben nach dem vorhandenen Werke von Fr. Tiek dem Bildhauer H. Heidel in Berlin, der kurz vorher eine vortreffliche Büste C. Lachmanns für die Berliner Universität geliefert hatte. Das General-Concil der Halleschen Universität

Digitized by Google

genehmigte am 19. Juli 1852 einstimmig die Aufstellung der Büste und des Herrn Ministers der geistlichen u. s. w. Angelegenheiten Exc. gab durch Rescript vom 24. Juli desselben Jahres seine Zustimmung. Bereits im April hatten wir einen öffentlichen Aufruf erlassen, um Beiträge zu den Kosten zu erhalten, und dieselben kamen auch aus den preussischen Provinzen Sachsen, Brandenburg und Pommern (wo sich die Schulräthe Kiessling und Wendt für die Sache lebhaft interessirt hatten), aus Preussen und Schlesien sehr reichlich. Aus der Rheinprovinz und aus Posen ist kein Beitrag eingegangen und auch in Westfalen hat sich nur das Gymnasium zu Minden bei der Sammlung betheiligt. Aus dem Königreiche Hannover erhielten wir 14 Thlr. von Göttingen und Ilfeld, in Baiern haben die Philologen in München und Erlangen, die Gymnasien zu Augsburg, Baireuth und Bamberg, in Sachsen Leipzig und Dresden (das Blochmannsche Institut und die Kreuzschule), in den Thüringischen Landen besonders Weimar und Jena, in Mecklenburg Schwerin und Friedland, in Nassau Wiesbaden, in Baden Wertheim, in Hessen Giessen und Braunschweig sich betheiligt; aus Frankfurt am Main sandte Dr. Voemel über 18 Thlr. und aus Hamburg sind mir erst am gestrigen Tage 10 Thlr. übergeben. Die noch lebenden Schüler Wolfs (Geheimerath Föhlisch in Wertheim, Director Haacke in Stendal, Consistorialrath Funk in Magdeburg, Regierungsrath Seebode in Wiesbaden, Geheimer Ober-Regierungsrath J. Schulze in Berlin) haben besonderes Interesse an dem Unternehmen genommen. So ist es uns gelungen 337 Thlr. 12 Sgr. 8 Pf. zusammenzubringen, mit denen das Honorar des Künstlers (275 Thlr.), die erforderlichen Transportkosten (7 Thlr. 4 Sgr.), die Kosten der Aufstellung (4 Thlr.) und die nicht unansehnlichen Portoauslagen bestritten werden konnten. Am 18. August ist die Büste aufgestellt und Alle, welche den grossen Mann im Leben gekannt haben, versichern einstimmig, dass sie ganz vorzüglich gelungen sei.

Somit haben wir den ehrenvollen Auftrag, welchen die Erlanger Versammlung uns gegeben hat, erfüllt; ich muss es Ihnen, m. H., überlassen, ob Sie aus Ihrer Mitte Einige ernennen und mit der Revision der Rechnung beauftragen wollen. (Mehrere Stimmen aus der Versammlung erklären das für nicht erforderlich). So lassen Sie mich wenigstens Ihnen herzlichst danken für das Vertrauen, welches Sie dadurch dem Comité und speziell mir als dem Rechnungsführer bewiesen, gestatten Sie aber, dass eine Uebersicht der Rechnung als Beilage zu dem Berichte über die diesjährige Versammlung gedruckt werde. — Aber noch ist weiter Beschluss zu fassen über die Verwendung des Ueberschusses von etwa 40 Thlrn. Darf ich mir einen Vorschlag erlauben, so würde derselbe dahin gehen, dass dieses Geld einem tüchtigen, aber bedürftigen Studiosus der Philologie in Halle zugewendet, die Wahl desselben aber den drei Halleschen Universitätsprofessoren im Comité überlassen würde.

Die Versammlung beschloss auf die hiernächst von dem Vorsitzenden und Berichterstatter gestellten Fragen: 1) dass ein Rechnungsauszug als Beilage in die Verhandlungen der diesjährigen Versammlung aufgenommen, dagegen 2) ein besonderes

Digitized by Google

Comité zur Prüfung der Rechnungen nicht ernannt werden solle; 3) dass der Ueberschuss einem tüchtigen, aber bedürftigen Studiosus der Philologie in Halle zu überlassen, die Wahl desselben aber den drei Universitätsprofessoren im Comité anheimzugeben sei.

Der Tagesordnung gemäss ersuchte nun der Vorsitzende den Hofrath und Professor Dr. **Hermann** aus Göttingen, seinen Vortrag **über die dorischen Könige von Argos** zu beginnen.

Hofrath Dr. **Hermann**: Der ehrenden Aufforderung, diese Versammlung mit einem Vortrage aus dem engeren Kreise meiner wissenschaftlichen Beschäftigungen zu eröffnen, kann ich in diesem Augenblicke nicht besser entsprechen, als indem ich Ihre Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand der älteren griechischen Geschichte lenke, der trotz seiner scheinbaren Specialität für die ganze Entwickelung derselben wichtig genug ist, um eine nähere Erörterung zu verlangen, als ihm die Geschichtschreiber des griechischen Volkes selbst in händereichen Werken bisher haben angedeihen lassen. Ganz ist derselbe allerdings von dem deutschen Fleisse auch nicht unberührt geblieben; der verewigte **Otfr. Müller** hat bereits in seinem Erstlingswerke, den *Aegineticis* [1]), und später auch in einer Anmerkung seiner Dorier [2]) den Weg dazu gebahnt, und einen seiner wichtigsten Theile hat ein Mitglied unserer gegenwärtigen Versammlung selbst, Hr. Prof. **Weissenborn**, in seiner Abhandlung über den König Pheidon von Argos [3]) dergestalt aufgehellt und von verjährten Irrthümern gereinigt, dass ich dessen Untersuchungen hier im Wesentlichen als Grundlage der meinigen voraussetzen kann; je leichtfertiger aber noch ganz neuerdings der Engländer **Grote** in seinem vielfach überschätzten Geschichtswerke die Ergebnisse dieser Forschungen in den Wind geschlagen hat [4]), desto nöthiger scheint es nicht bloss wiederholt auf ihre Verdienste aufmerksam zu machen, sondern sie geradezu zu einem Versuche über die Geschichte der dorischen Könige von Argos zu erweitern, wovon jenem Geschichtschreiber Griechenlands mitten unter den mehreren hundert Seiten, die er den Medern, Assyriern, Babyloniern, Kimmeriern gewidmet hat, auch nicht einmal ein ungefähres Bild zu gewinnen eingefallen ist! Und doch fehlt es dazu weder an Material noch an Aufforderung, zumal seit die Entdeckung eines neuen Titels der Excerpte des Constantin Porphyrogenetes im Escurial, *περὶ ἐπιβουλῶν*, uns in den Besitz einiger sehr interessanter Bruchstücke des Nicolaus von Damaskus und Diodor von Sicilien aus der Geschichte jener älteren Zeit gesetzt hat [5]); — bedarf es also auch immer noch mancher Vermuthungen und gewagter Combinationen, um die zerstreuten Reste jener Erinnerungen zu einem historischen Organismus zu

---

1) *Aegin.* p. 31—63. — 2) Dor. II. S. 108. — 3) Hellen, Beiträge zur genauern Erforschung der altgriechischen Geschichte, Jena 1844. 8. S. 1—86. — 4) *Hist. of Greece II.* p. 611. — 5) *Excerpta e Polybio, Diodoro etc. ed. Feder*, Darmst. 1849. 8, oder C. Müllers *Historic. gr. fragmenta.* T. II u. III.

vereinigen, so möchte es gleichwohl endlich einmal Zeit sein, zur Beantwortung der grossen, ich darf wohl sagen, welthistorischen Frage, wie die Hegemonie des dorischen Peloponnes und mit ihm des gesammten früheren Griechenlands dem Hause des ältesten Herakliden verloren gegangen sei, neben dem bisher fast allein betrachteten spartanischen Factor auch den des argivischen Königshauses selbst in den Kreis der Betrachtung zu ziehen; und dazu bitte ich Ihnen in diesem Vortrage wenigstens eine Vorarbeit vorlegen zu dürfen.

Ueber die Anfänge der Heraklidenherrschaft nach der Eroberung des Peloponnes und die Theilung des Eroberten unter die drei Stämme der Söhne des Aristomachos will ich Bekanntes nicht wiederholen; nur über einen Punct, das Verfahren des Temenos als Aeltesten gegen die unmündigen Söhne des Jüngsten, Aristodemos, die er zu Gunsten seines Bruders Kresphontes übervortheilt und mit dem magersten Loose, Lakonika, abgefunden haben soll[6]), will ich hier beiläufig die Vermuthung hinstellen, dass diese Sage aus den genealogischen Gedichten des Lacedämoniers Kinäthon in die Mythengeschichte geflossen seyn möge. O. Müller[7]) leitet sie aus den Tragikern und schreibt namentlich athenischer Erfindung auch den Zug derselben zu, dass auf den Altären, auf welchen die Brüder dem Ahnherrn Zeus geopfert, als Wahrzeichen für Sparta eine Schlange, für Messenien ein Fuchs, für Argos eine Kröte sich gefunden habe, welche letztere man auf die daheim sitzende Unthätigkeit der Argiver deutete[8]); ich kann aber für solchen Unglimpf gegen Argos weit eher die Quelle in Lacedämon als in Athen suchen, und wenn auch unter Euripides verlornen Dramen sowohl ein Kresphontes als ein Temenos genannt wird, so wissen wir doch von beiden Süjets wenigstens so viel, dass ihre Scene nicht sowohl vor die Theilung, als nach derselben unter die besonderen Schicksale beider Häuser zu verlegen ist. Um nun aber diese für Argos weiter zu verfolgen und zu verstehen, bedarf es der Erinnerung, dass die Bevölkerung des Peloponnes, welche die Dorier bei ihrem siegreichen Eindringen vorfanden, mindestens aus zwei Schichten bestand, die sich selbst wieder als Herrschende und Beherrschte zu einander verhielten, und wo es in ähnlicher Art, wie solches den Spaniern bei der Eroberung von Mexico zu Statten kam, in der Natur der Sache lag, dass die neuen Eroberer gegen ihre eigentlichen Feinde, die Achäer, die aber selbst erst seit wenigen Generationen in diesen Gegenden herrschten, an den früheren Besiegten die bereitesten Bundesgenossen finden mussten. Hinsichtlich der lacedämonischen Heloten hat schon der Engländer Lewis[9]) scharfsinnig daran erinnert, dass vor den Achäern Leleger in jenem Lande wohnten, die folglich mit der dorischen Eroberung nur die Herren wechselten; und wenn deren spätere gedrückte Lage als Folge einer misslungenen Empörung dargestellt wird, so dürfen wir mit Recht annehmen, wie es ja auch Ephorus geradezu bezeugt[10]), dass sie anfänglich von den Eroberern begünstigt worden waren;

---

6) *Paus. IV.* 3. 3. — 7) Dor. I. S. 63; vgl. 79. — 8) *Apollod. II.* 8. 5. — 9) *Mus. Philol. Cantabr. II.* p. 45 fgg. — 10) Bei Strabo VIII. 5. 4. p. 365.

Digitized by Google

für Argos aber prägt sich ein ähnliches Verhältniss, nur mit verschiedenem Erfolge, in demjenigen aus, was uns von Deiphontes, dem Herrscher von Epidaurus, erzählt wird. Freilich setzt auch diesen eine mythische Genealogie mit dem Hause der Herakliden in Blutsverwandtschaft [11]; aber sein Name klingt nichts weniger als dorisch, sondern erinnert vielmehr entschieden an die Ionier, die wir als älteste Bewohner des ganzen östlichen Küstenvorsprungs von Argolis kennen; und wenn er Temenos Eidam heisst, so führt gerade der Name seiner Gattin Hyrnetho direct auf die Phyle der Hyrnethier [12], die uns noch später in Argolis als vierte neben den drei dorischen der Hylleer, Dymaner und Pamphyler begegnet und demgemäss eben sowohl als Inbegriff der älteren Landeseinwohner wird gelten können, wie dieses von der ähnlichen Erscheinung der Aegialeer in Sikyon [13] gewiss ist. Sei also auch, was ich vollkommen annehme, Deiphontes eine historische Person, so wird das Verhältniss, worein ihn die Sage zu dieser offenbaren Personification eines örtlichen Stammes Eingeborener setzt, auch die Hülfe, die er vor Allen dem Temenos bei der Eroberung von Argos leistet [14], ebenso als den Ausdruck des Beistandes betrachten lassen, welchen die dorischen Eroberer bei der vorachäischen Bevölkerung fanden, wie andererseits die Kämpfe, in welche ihn Temenos Tod sofort mit dessen Söhnen verwickelt, ihr entschiedenes Gegenbild, wenn gleich mit entgegengesetztem Ausgange, in der so eben erwähnten sogenannten Empörung der späteren Heloten in Lakonika finden. Es ist überhaupt, wie ich schon anderwärts weiter nachgewiesen habe [15], eine gemeinschaftliche Erscheinung in allen drei dorischen Reichen, dass gerade die ersten Könige sich in den besiegten Landeseinwohnern gleichsam eine Hausmacht zu bilden suchen, auf die sie, wie Tarquinius Superbus auf Latium, ihre gesteigerten Herrscheransprüche gegen ihr eigenes Stammvolk stützen und durch die Begünstigungen, welche sie zu diesem Ende ersteren zuwenden, mit letzteren in die ernstesten Conflicte gerathen, deren Erinnerungen und Nachwirkungen wir volle historische Wahrheit beizulegen berechtigt sind. In Lakonika hören wir [16], dass Eurysthenes und Prokles das neu eroberte Land in sechs gleichberechtigte Bezirke theilen, deren jedem ein Vicekönig vorsteht, und zwar darunter wenigstens einer, Philonomos in Amyklae, gleichfalls aus den Reihen der älteren Bevölkerung hervorgegangen, zum Danke für den Vorschub, den er der dorischen Eroberung geleistet hatte; kaum aber sind jene todt, so muss diese ganze Einrichtung der ausschliesslichen Dorierherrschaft weichen, die namentlich unter Soos Anführung die Wider-

---

11) *Paus. II.* 19. 1; *Nic. Damasc.* p. 376. Müll. — 12) *Steph. Byz. v. Δυμᾶν; Böckh C. Inscr. I.* p. 579; *Schneidewin Philol. IX.* S. 182. — 13) *Her. V.* 68; vgl. Staatsalt. §. 20 n. 11. — 14) *Polyaen. Strateg. II.* 12; vgl. *Diodor. Sic. Exc.* p. VIII. Müll. — 15) *Antiqu. Lac.* p. 23 fgg. — 16) *Strabo l. c.*; vgl. *Plut. V. Lycurg. c.* 2 und *Paus. III.* 7, die vielleicht nicht hatten Soos als König zwischen Prokles und Eurypon einschieben sollen. Bei *Her. VIII.* 113 folgen letztere unmittelbar auf einander und Soos ganze Erscheinung ist mehr die eines *ἀνὴρ εὐδόκιμος*, wie ihn auch Plato *Cratyl.* p. 412 nennt, der, wo die Könige das dorische Princip aufgaben, als Kämpfer für dasselbe eintritt; vgl. *Valcken. ad Theocrit. Adon.* p. 260 fgg.

Digitized by Google

spänstigen mit Gewalt unterwirft, und der Hass gegen die ersten Könige geht so weit, die Dynastien selbst fortan nicht mehr mit ihren, sondern mit den Namen ihrer Nachfolger Agis und Eurypon zu bezeichnen. Dasselbe wiederholt sich in Messenien[17]), wo Kresphontes eine ähnliche Eintheilung des Landes in fünf Districte gemacht hat, von welchen das den Doriern angewiesene Gebiet von Stenyklaros nur einen ausmacht; dafür wird er mit dem grössten Theile seines Hauses erschlagen, und nachdem die Arkadier unter Beihülfe seiner königlichen Vettern von Argos und Lacedämon den letzten Spross desselben Aepytos zurückgeführt haben, von welchem fortan das Königshaus Aepytiden heisst, bleibt Stenyklaros alleinige Landeshauptstadt, in die die Berechtigung aller übrigen zusammenfliessen soll[18]). Hiernach wird es nicht schwer seyn, auch die Nachrichten über Temenos Schicksale in ihr rechtes Licht zu setzen. Bleibt gleich noch Einzelnes dunkel, so bemerken wir doch auch hier eine Spaltung des Landes, das erst später Pheidon als Temenos Antheil wieder zu vereinigen sucht, in eine Anzahl von Stadtbezirken, deren Landesheroen die Sage theilweise gleichfalls von dem dorischen Herakles abzuleiten bemüht ist[19]), wo sich aber vielmehr von vorn herein eine friedliche und gleichberechtigte Mischung von Doriern und älteren Landeseinwohnern kund gibt[20]); wir bemerken ferner die Bevorzugung, die Temenos selbst seinem Eidam Deiphontes vor allen seinen Söhnen angedeihen lässt, und mögen nun diese Söhne, deren Namen ohnehin in den Quellen ausserordentlich abweichen[21]), im natürlichen oder figürlichen Sinne zu verstehen sein, jedenfalls repräsentiren sie im Gegensatze mit Deiphontes das specifisch dorische Princip, das dann auch hier wie in Messenien so weit geht, das Leben des Königs selbst seiner Rache oder Eifersucht zu opfern[22]). Die näheren Umstände dieser Katastrophe, bei der nur der jüngste Sohn Agräos unbetheiligt erscheint[23]), sind ohne historische Bedeutung; und eben so irrelevant ist mir hier die Frage, ob Temenos bereits die Eroberung der Stadt Argos erlebt habe oder nicht, wie dieses letztere E. Curtius[24]) aus der Angabe folgert, dass er im Lager gestorben und in dem sogenannten Temenion begraben worden sei, welches die Dorier zwischen der Stadt und dem Meere als Stützpunct ihrer Belagerungsoperationen befestigt hatten[25]); obgleich es immerhin der Bemerkung werth ist, wie wir hier bereits dasselbe Auskunftsmittel der dorischen Kriegskunst erkennen, durch das sie noch bis in die Zeiten des peloponnesischen Kriegs ihre Unfähigkeit, befestigte Plätze zu berennen[26]), ersetzt: sie verschanzen sich an einem gelegenen Puncte in der Nähe und

---

17) *Paus. IV.* 3. 7. — 18) *Strabo VIII.* 4. 7. p. 361. — 19) Phästos in Sikyon *Paus. II.* 6; Phlias das. II. 12 u. s. w. — 20) Korinth *Paus. II.* 4. 3; Sikyon das. II. 6 extr. — 21) S. C. Müller l. c. II. p. VIII. — 22) *Apollod. II.* 8. 3, wo natürlich für *τιτᾶνας* mit Westermann *τινὰς* zu schreiben ist; vgl. *Diodor. l. c. τινὰς κακούργους*, und *Nic. Damasc.* p. 376. — 23) *Paus. II.* 28. 3. vgl. Ephorus b. *Strabo VIII extr.* oder *Scymnus Ch.* 532, die ihn Agäos nennen und mit Deiphontes zusammen die Akte (Trözen) beherrschen lassen. — 24) Peloponn. II. S. 346. 384. — 25) *Paus. II.* 38; vgl. *Strabo VIII.* 6. 2. p. 368 und Ross griech. Reiserouten S. 149. — 26) *Ὥστε οὐκ ἐπισταμένων τειχομαχέειν*, *Her. IX.* 70.

machen diesen zum *ὁρμητήριον*, von welchem aus sie die feindliche Stadt im Schach halten, beunruhigen und einen günstigen Augenblick erlauern, wo sie mit Gewalt oder List — gerade wie es auch hier von Deiphontes berichtet wird [27]) — die Einwohner zur Uebergabe bringen können. So zeigte man später noch bei Korinth den Hügel Solygios als alte Dorierschanze [28]), so beginnt der messenische Krieg mit der Einnahme von Ampheia [29]), und wenn auch zu Anfange des peloponnesischen Kriegs ein ähnlicher Versuch auf das attische Oenoe misslang [30]), so ist doch noch in dessen zweiter Hälfte die Besetzung von Dekeleia aus keinem andern Gesichtspuncte zu betrachten; so langwierig aber auch unter solchen Umständen eine Belagerung ausfallen konnte, so ist gleichwohl im vorliegenden Falle kein genügender Grund vorhanden, aus dem Begräbnissplatze, der ja doch ausserhalb der Stadt gewählt werden musste, auf die Nichteroberung der letzteren zu schliessen, und noch weniger darf man mit O. Müller [31]) aus der Unabhängigkeit, in welcher wir zur Zeit der Perserkriege Mykenä und Tiryns finden, sich die Vorstellung bilden, als ob diese Orte, die sich wahrscheinlich erst um 520 wieder frei gemacht hatten [32]), in solcher Nähe der Hauptstadt Jahrhunderte lang von den Doriern unbezwungen geblieben wären. Im Gegentheil scheint es nach den oben angedeuteten Umständen den ersten Eroberern verhältnissmässig leicht geworden zu sein, sich in den Besitz des ganzen Landes zu setzen und die Anerkennung ihrer Herrschaft von demselben zu erlangen; erst nach ihrem Tode entspann sich der Kampf zwischen dem dorischen und dem einheimischen Elemente, als dessen Ausdruck ich auch in Argolis die Angriffe betrachte, welche Temenos Söhne Keisos, Phalkes und Kerynes gegen Deiphontes richten, dem ihr Vater noch sterbend die Orakel anvertraut hat, auf welchen die Erhaltung der Eroberung beruht [33]): sie wollen ihm die Hyrnetho entführen, an deren Besitz seine Rechte sich zunächst anknüpfen [34]), und so symbolisch auch dieser Raub und ihr Tod bei dieser Gelegenheit zu nehmen sein mag [35]), so viel bleibt immerhin als historische Thatsache übrig, dass Deiphontes sich nicht nur selbst jener Angriffe glücklich erwehrt, sondern dabei zugleich auf die Trözenier, Hermionenser und Asinäer, also auf die ionische und dryopische Bevölkerung stützt und glücklicher als die lakonischen und messenischen Landbezirke ihr Aufgehen in dem dorischen Gesammtstaate verhindert [36]). In diesem Scheitern des ersten Centralisationsversuchs liegt nun aber das Signal zu der völligen Decentralisation des argivischen Antheils enthalten, die uns zeigt, wohin es auch in Sparta und Messenien hätte kommen können, wenn dort gleichfalls die dorische Reaction gegen die Gleichstellung des einheimi-

27) *Polyaen. II.* 12; vgl. Grote II. p. 412, der nur daraus keinen Seezog der Herakliden selbst folgern durfte, wenn gleich dieses Beispiel wie das des Kleomenes bei *Her. VI.* 76 zeigt, dass ein Angriff von der Seeseite den meisten Erfolg versprach. — 28) *Thuc. IV.* 42. — 29) *Paus. IV.* 5. 9. — 30) *Thuc. II.* 18. — 31) Dor. I. S. 83; II. S. 56; vgl. Curtius II. S. 348. — 32) *Her. VI.* 83; vgl. Staatsalt. §. 18. n. 15; 33. n. 15. — 33) *Nic. Damasc.* p. 376; vgl. *Apollod.* und *Diodor. ll. cc.* — 34) *Paus. II.* 28. — 35) Zusammenhängend mit dem Hyrnethion auf dem Wege vom Asklepiostempel nach Epidaorus, Curtius II. S. 425. — 36) *Nic. Damasc. l. c.*

Digitized by Google

schen Elementes gescheitert wäre; Temenos eigene Söhne und Enkel gründen besondere Staaten, Phalkes in Sikyon, Rhegnidas in Phlius u. s. w., nnd wenn diese auch gleichwie Trözen nnd Epidaurus selbst[37]) nach und nach dorisirt wurden, so ist es doch eine ganz richtige Bemerkung von E. Curtins[38]), dass durch solche Vertheilung der dorischen Geschlechter die Macht der Hauptstadt nur noch mehr geschwächt werden konnte; in letzterer endlich musste in demselben Maasse mit der Verringerung der äusseren Macht auch das Ansehen des Königshauses, der Eifersucht des dorischen Demos gegenüber, immer tiefer sinken, wie dieses bereits für die Zeit seit Keisos Sohn Medon urkundlich bezeugt ist[39]); und so sehen wir bereits in den ersten Generationen nach der Begründung der dorischen Herrschaft im Peloponnes gerade ihren ältesten nnd der ursprünglichen Absicht nach hegemonischen Zweig[40]) dergestalt gebrochen, dass der spätere Verlust dieses seines Erstgeburtsrechtes uns schon jetzt kaum mehr Wnnder nehmen kann.

In den nächsten Zeiten übrigens, auf die wir jetzt übergehen, kündigt sich auch jener Verlust znerst nur in der Nachbarfeindschaft an, mit welcher Sparta sich allerdings schon frühe von der stammverwandtschaftlichen Rücksicht auf diesen Bruderstaat, wie später auf Messenien, lossagt, ohne dass darum seine Feindseligkeiten gegen Argos geraume Zeit hindurch mit solchen Erfolgen, wie die gegen seine westlichen Nachbarn, begleitet gewesen wären; im Gegentheil hält Argos über vier Jahrhunderte hindurch das Kriegsglück mindestens im Gleichgewicht und unterliegt, wie es scheint, erst nachdem es sich, wie wir später sehen werden, seines Königthums völlig entledigt hat, während eine vorübergehende Kräftigung desselben in der Zwischenzeit sofort auch mit einer neuen Verstärkung seiner äusseren Machtstellung verbunden ist. Im Laufe jener Jahrhunderte aber können wir, ehe der Entscheidungskampf der Dreihundert bei Thyrea um 550 den ersten Ausschlag für Lacedämon gibt[41]), wenigstens vier argivisch-spartanische Kriege unterscheiden, von welchen unsere Geschichtsbücher so gut wie nichts melden, deren Verfolgung jedoch nicht nur auf manche sonstige Erscheinungen der peloponnesischen Geschichte ein helleres Licht werfen, sondern nns namentlich auch Anknüpfungspuncte darbieten wird, um die argivische Königsreihe zusammenhängender zn combiniren, als es den bisherigen Forschern hat gelingen wollen. Der erste jener Kriege begegnet uns schon unter den spartanischen Königen Labotas und Prytanis, deren Regierungszeit nicht lange nach 1000 a. Chr. beginnt und wohl noch mit dem vorhin erwähnten Argiver Medon gleichzeitig gesetzt werden kann; und zwar gibt dieser Krieg, so wenig wir sonst von ihm wissen, bereits eine Probe der zweideutigen und selbstsüchtigen Politik, welche auch die spätere Geschichte fortwährend an den Spartanern zu rügen findet[42]). Die Ky-

37) Deiphontes Tochter Orsobia heirathet Aegimios Sohn Pamphylos, die Personification einer der drei dorischen Phylen, *Paus. II.* 28. 6. — 38) Pelop. II. S. 346. — 39) *Paus. II.* 19. 2; vgl. *Plut. V. Lycurg. c.* 7 und über das Ringen beider Gewalten *Plat. Legg. III*, p. 690 und *Epist. VIII*, p. 352. — 40) Staatsalt. §. 18. n. 3. — 41) *Her. I.* 82; *Strabo VIII.* 6. 17. — 42) Staatsalt. §. 39 n. 10.

nureer, autochthonische Bewohner des gebirgigen Landstrichs, der Argolis und Lakonika trennt[43]), haben — vielleicht während der vorher erwähnten Wirren nach Temenos Tode — räuberische Streifzüge gegen die Argiver gemacht; davon nehmen die Spartaner bereits unter Labotas Vorgänger Echestratos, Agis Sohn, Anlass, ihre lieben Stammesvettern an den Kynureern zu rächen[44]); als aber die Argiver nun ihrerseits ihre Ansprüche an das von den Spartanern besetzte Kynuria behaupten, fangen diese sofort mit jenen selbst Krieg an[45]) und beginnen damit die Reihe der Kämpfe, die nunmehr, wie gesagt, vierhundert Jahre lang mit wechselndem Erfolge sich zunächst um jenes bestrittene Gränzland drehen. Welchen Ausgang jener erste Krieg gehabt habe, wissen wir nicht; entscheidend war er auf keinen Fall; denn etwa hundert Jahre später hören wir zum zweitenmale, dass Charilaos, Lykurgs Neffe, nach spartanischer Sitte verheerend in Argolis einfällt[46]); und da Pausanias diesen Einfall nur um wenige Jahre früher als die auch aus Herodot bekannte Niederlage setzt, welche die Spartaner in jener Zeit bei einem Angriffe auf Tegea in Arkadien erlitten[47]), so glaube ich nicht zu kühn zu sein, wenn ich damit den Inhalt eines kürzlich entdeckten Bruchstücks von Diodor verbinde[48]), das zugleich einen charakteristischen Blick in die argivische Königsgeschichte öffnet. Die Argiver, heisst es hier, haben im Kriege mit Lacedämon viel gelitten, zugleich aber die Arkadier unterstützt und denselben wieder zu ihren (an die Lacedämonier) verlorenen Besitzungen verholfen; darüber gerathen aber die Argiver mit ihrem eigenen Könige in Streit, dem sie vorwerfen, das von ihnen eroberte Land den arkadischen Flüchtlingen wiedergegeben zu haben, statt es zur Entschädigung unter sie selbst zu vertheilen; sie gehen in ihrem Wahnsinne so weit — sagt der Geschichtschreiber — dass sie Hand an ihn legen, worauf er nach Tegea flieht und den Rest seines Lebens dort zubringt, hochgeehrt von denjenigen, um die er sich auf die angegebene Art verdient gemacht hat. Feder, der Herausgeber jenes Bruchstücks, in dem leider des Königs Name fehlt, hat es auf den letzten der argivischen Könige, Meltas, Lakedas Sohn, bezogen, mit dessen Absetzung die Argiver dem Königthume selbst ein Ende gemacht haben sollen[49]); zu dessen Zeit aber, die wir gewiss nicht vor 600 a. Chr. setzen dürfen, ist Tegea selbst bereits im festen Bunde mit Lacedämon[50]); ich bringe es daher lieber mit einem Zeitpuncte in Verbindung, in welchem es sicher ist, dass Argos und Tegea gleichzeitig mit Sparta Krieg führten, und combinire damit zugleich eine Anzahl anderer Züge aus der argivischen Königsgeschichte, die bisher vereinzelt, ja scheinbar unter sich widersprechend dagestanden haben, die sich aber an dem Faden jener Begebenheit vielleicht zu einer zusammenhängenden Kette wohlmotivirter Thatsachen aufreihen lassen. Dieselbe fällt nach meiner Annahme, wie

43) Müller *Aegin.* p. 46 fgg. — 44) *Paus. III.* 2. 2. — 45) *Paus. III.* 2. 3; 7. 2. — 46) *Paus. III.* 7. 3. — 47) *Her. I.* 66. Charilaos selbst Gefangener der Tegeaten, *Paus. VIII.* 48. — 48) Bei Müller *Histor. fragm. II*, p. VIII. — 49) *Paus. II.* 19. 2. — 50) *Plut. Qu. graec. c.* 5. Die Schlacht bei *Her. IX.* 35 ist natürlich wieder viel später.

gesagt, unter die Regierung des spartanischen Königs Charilaos, der mit seinem Mitregenten Archelaos die siebente Generation nach den Eroberern Prokles und Eurysthenes oder die zwölfte nach dem gemeinschaftlichen Stammvater Herakles repräsentirt; fragen wir nun, welche Namen die Tradition um dieselbe Zeit in der argivischen Geschichte kennt, so begegnet uns hier als eilfter von Herakles [51]) oder siebenter von Temenos **Pheidon**, der durch Thestios, Merops und Aristodamidas von Medon, Temenos Enkel, abstammt [52]), und neben diesem wieder als Zeitgenoss der bekannte Ahnherr des macedonischen Königshauses **Karanos**, den die meisten Zeugen zwar zum Bruder des Pheidon selbst machten, andere aber durch eine unabhängige Genealogie von sechs Zwischengliedern mit Temenos verbanden [53]); und hier möge nun die, wenn gleich kühne, doch, wie ich glaube, nicht unkritische Vermuthung gewagt werden, dass der nach Tegea vertriebene König eben jener Pheidon gewesen sei, nach dessen Vertreibung Karanos Ansprüche auf den Thron erhoben und, in diesen gescheitert, seinen Weg nach Macedonien genommen habe. Ich weiss wohl, dass die neueste Kritik diesen Karanos nicht viel besser als eine mythische Person behandelt und jedenfalls allen Zusammenhang zwischen den argivischen und macedonischen Herakliden geleugnet hat [54]); wir brauchen aber nur der einfachen Geschichtserzählung bei Eusebius zu folgen, um die Sage von Karanos mit der geschichtlichen Gründung des macedonischen Königshauses durch Perdikkas wohl vereinbar zu finden [55]); und was die anscheinende Schwierigkeit der örtlichen Entfernung betrifft, so ist es eine überraschende Parallele, dass noch im J. 468 nach der Eroberung von Mykenä durch die Argiver eine Hälfte der Einwohner sich nach Kleonä oder Keryneia, die andere zu dem Könige Alexander dem Philhellenen nach Macedonien wendet [56]); ja auch sonst ist Auswanderung zurückgesetzter Thronprätendenten in den älteren griechischen Geschichten nichts unerhörtes, — man denke an Neleus nach Kodrus Tode [57]), an den Spartaner Dorieus [58]) — und können wir folglich im argivischen Königshause ein ähnliches Motiv auffinden, so wird auch Karanos abenteuernder Zug in weite Ferne nicht ohne Analogie sein. Ein solches aber glaube ich wiederum durch Combination mit einer vereinzelten Thatsache zu gewinnen, die zwar auch von den neueren Forschern vielmehr nach Meltas schon erwähnter Absetzung gelegt wird [59]), mir jedoch gleichfalls besser in die Zeit, von der ich hier

51) *Chron. Par. epoch.* 30; vgl. *C. Inscr. II*, p. 335. — 52) Wenn wir nämlich die Vorfahren, die Karanos als seinem Bruder beigelegt werden, auf ihn übertragen; was aber eben so unbedenklich ist, als den *Μάρων* bei *Theophil. ad Autolyc. II.* 7, p. 94 mit dem *Μήδων* des Pausanias zu identificiren; s. Weissenborn S. 5 fgg. — 53) *Syncell.* p. 499: Temenos, Lachares, Deballos, Eurybiades, Kleodäos, Krösos, Pöas, Karanos. — 54) Müller ält. Gesch. d. maked. Volks, Berl. 1825. 8. S. 25; Abel Makedonien vor Philipp, Lpz. 1847. 8. S. 99 fgg. — 55) *Euseb. Chron. Armen.* p. 169. Dass auch Euripides in seinem Archelaos (*Hygin.* 219; Welcker griech. Trag. S. 699) die Karanossage nur auf einen älteren Temeniden übergetragen hatte, ist klar, und so wird bei Agatharchides (*Phot. Bibl.* 250, p. 444 b 30 *Bekk.*) wohl einfach *Καράνου* für *Τημένου* zu lesen sein. — 56) *Paus. VII.* 25. — 57) *Paus. VII.* 2; *Strabo XIV.* 1. 3. — 58) *Her. V.* 42 fgg. VII. 158. — 59) Müller Dor. II. S. 109; *Clinton Fast. Hell. I*, p. 250. Grote II, p. 611.

spreche, zu gehören scheint: die von Plutarch erwähnte[60]) Besetzung der erledigten Königswürde durch Aegon, den den Argivern auf Grund eines Orakels ein Götterzeichen zugewiesen habe. Die Sache ist allerdings ziemlich apokryph, da Plutarch von einem Erlöschen des heraklidischen Königshauses spricht, von dem es sicher ist, dass noch Meltas, der letzte argivische König, ihm angehörte; aber eben weil es auch mit diesem letzten nicht sowohl ausstirbt, als vielmehr nur des Thrones beraubt wird, und seine Absetzung selbst nicht etwa als ein blosser Dynastienwechsel, sondern entschieden als Uebergang zur republikanischen Regierungsform erscheint, kann ich Plutarchs Erzählung auf letztere nicht deuten, sondern verstehe darunter lieber eine Unterbrechung der directen Succession in dem regierenden Zweige des königlichen Hauses, von welchem sich nach der Flucht seines letzten Sprösslings, des genannten Pheidon, die Blicke der Argiver nach den Seitenlinien gewendet und unter deren Vertretern eben Aegon vor Karanos den Vorzug gegeben hätten. Denn wenn O. Müller aus einer sehr beiläufigen Aeusserung bei Herodot[61]) schliesst, dass die Argiver noch zur Zeit des Perserkriegs Könige gehabt hätten, die dann allerdings einer andern Dynastie als Meltas, der zehnte Abkömmling des Medon[62]), angehört haben müssten, so kann ich dieses einzige Zeugniss auch aus anderen Gründen nicht für beweisend halten; haben die Spartaner zwei Drittheile der Hegemonie für sich verlangt und den Argivern nur ein Drittheil lassen wollen, so konnten sie diesen Anspruch schon darum nicht auf die Zweizahl ihrer Könige stützen, weil diese damals nie mehr zugleich an der Spitze ihrer Heere standen[63]), sondern doch immer nur einer in's Feld rückte; und in so weit ein solches Verlangen überall gestellt worden ist, konnte es weit eher darauf gestützt werden, dass Lacedämon nach der Eroberung Messeniens zwei Antheile des dorischen Peloponnes beherrschte, was Herodot mit jener andern Zweizahl verwechselt haben mag. Unter diesen Umständen glaube ich also, dass die Erhebung des Aegon auf den argivischen Thron vielmehr mit der jetzt aus Diodor bekannt gewordenen Vertreibung eines früheren Königs zusammenhängt, durch welche nicht etwa eine neue Dynastie, sondern nur eine Seitenlinie der bisherigen zur Regierung gelangte, die wir, weil, wie eben bemerkt, auch der letzte Spross derselben ein Abkömmling des Medon heisst, nicht ohne Wahrscheinlichkeit von einem jüngeren Sohne dieses Enkels des Temenos abzuleiten berechtigt sind, während für Karanos wohl die Genealogie, die ihn erst durch den Ahnherrn Temenos mit dem Heraklidenhause verbindet, vor der andern, die ihn mit leicht zu durchschauender Absicht zum nächsten Thronerben macht, den Vorzug verdienen dürfte; fällt aber Diodors Erzählung aus den angegebenen Gründen in dieselbe Zeit, welcher die überlieferte Chronologie den Zug des Karanos zutheilt, das heisst jedenfalls in die Mitte des neunten Jahrhunderts a. Chr.[64]), so liegt es wenigstens sehr nahe,

60) *Plut. Fort. Alex. II. c.* 8.; vgl. *Pyth. Orac. c.* 5., wo auch die *φαυλότης καὶ εὐτέλεια* des Orakelspruchs auf eine ältere Zeit als die von Müller angenommene deutet. — 61) *Her. VII.* 149. — 62) Nach Schubarts neuester glücklicher Verbesserung bei *Paus. II.* 19. 2. — 63) *Her. V.* 75. — 64) *Clinton I.* p. 247.

Digitized by Google

auch den Pheidon, der mit letzterem gleichzeitig gesetzt wird, für den Vertriebenen bei Diodor und folglich nach meiner Vermuthung den Vorgänger des Aegon zu halten.

Nur versteht es sich von selbst und bedarf für den, der mit dem Stande dieser Fragen etwas näher vertrant ist, kaum der Erinnerung, dass ich weit entfernt bin, darum, weil ich mit der parischen Chronik einen König des Namens Pheidon bereits gleichzeitig mit Karanos etwa hundert Jahre vor den Aufang der Olympiadenrechnung setze, die weitere Verwechselung zu theilen, die jenen nun zugleich mit dem ungleich berühmteren Herrscher dieses Namens identificirt, von dem wir hören[65], dass er den ganzen Antheil des Temenos wieder unter seinem Scepter vereinigt, gleiches Maass und Gewicht im ganzen Peloponnes eingeführt, auf Aegina das erste Geld gemünzt und seine Macht bis zum Vorsitze in den olympischen Spielen erstreckt habe. Ich habe mich zwar noch in der neuesten Auflage meiner Staatsalterthümer dafür erklärt, nur einen einzigen Pheidon von Argos anzunehmen, und halte dieses auch jetzt noch in dem Sinne fest, wie schon Larcher geschrieben hat[66]: *qu'il n' y a eu qu'un seul Phidon, qui ait eu de la célébrité, et que, s'il y en a eu un autre, il ne s'est distingué par aucune action d'éclat*, das heisst, dass alle Verdienste und Auszeichnungen, welche die griechische Geschichte an den Namen eines Argivers Pheidon knüpft, einzig dem zukommen, den ich so eben von dem Zeitgenossen des Karanos unterschieden habe; das kann jedoch nicht hindern, wo chronologisch-genealogische Gründe darauf führen, denselben Namen auch schon vorher einmal in die Königsliste aufzunehmen und selbst Namenloses, was in dieselbe Zeit fällt, an jenen anzuknüpfen, ohne dass darum die Resultate, die so eben erst für die Zeitbestimmung des berühmteren Namensgenossen gewonnen worden sind, umgestossen oder gar dieser selbst wieder, wie Fréret[67] und neuerdings Plass[68] gethan haben, in mehre Personen zerrissen werden sollte. Nur vermuthungsweise habe ich auf den Grund meiner obigen Combinationen mehr als den Namen eines Pheidon I, ja diesen selbst in die ältere argivische Königsliste aufgenommen; alles, was mit geschichtlicher Sicherheit von einem Pheidon überliefert ist, fällt um mehr als ein, nach Weissenborn um volle zwei Jahrhunderte später, und mag man also auch diesen dem vorigen gegenüber Pheidon II. nennen, so kann dieses nur als Warnung dienen, die Thaten, die seinen Namen verewigt haben, nicht um zufälliger Spuren desselben Namens in früherer Zeit willen aus derjenigen Reihe von Begebenheiten loszureissen, in welcher sie allein eine organische Bedeutung für die Geschichte des Peloponnes erhalten. Dieses sind aber zunächst die fortgesetzten Kämpfe der Argiver mit Sparta, an deren Spitze also jetzt nach meiner Vermuthung die Nachfolger des Aegon stehen und die jedenfalls eben so sehr eine bedeutende Machtvergrösserung des Staats selbst, als einen erneuerten Aufschwung seiner Königsgewalt wahrnehmen lassen, bis beides dann eben

65) *Strabo VIII.* 3. 33, p. 358. — 66) *Mém. de l'Acad. d. Inscr. XLVI*, p. 27; wobei freilich sein eigener Versuch, die chronologische Einheit zu begründen, ganz misslungen ist. — 67) *Défense de la Chronologie* p. 100. — 68) Urgesch. d. Hellenen II. S. 178; griech. Tyrannis I. S. 169 fgg.

in dem grossen Pheidon einen Culminationspunct erreicht, dessen unnatürliche Höhe bald einen um so jäheren Sturz herbeiführt. Den dritten Einfall der Spartaner in Argolis befehligt Nikander, der Sohn des vorher erwähnten Charilaos, den die überlieferte Zeitrechnung um und nach 800 a. Chr., also kurz vor den Anfang der Olympiadenrechnung setzt; dieser verwüstet einen grossen Theil des Argiverlandes [69]) und wird dabei von den Asinäern unterstützt, die wir oben unter den Dryopern haben kennen lernen, die mit Deiphontes verbunden ihre Unabhängigkeit von den Argivern behauptet hatten; nachdem aber die Spartaner wieder abgezogen sind, greift der Argiverkönig Eratos [70]) seinerseits Asine an, erobert und zerstört es bis auf den Tempel des Apollon Pythaeus, dessen Cultus auch nach der Trennung von Temenos Reiche allen ehemaligen Gliedern desselben gemeinschaftlich geblieben zu sein scheint [71]); während die Asinäer sich mit Weib und Kind nach Lacedämon flüchten und ein Menschenalter später [72]) von den Spartanern an der Küste des inzwischen unterworfenen Messeniens neue Sitze erhalten [73]). Der erste messenische Krieg währt bekanntlich von Ol. 9—14 oder 743—723 a. Chr.; rechnen wir davon acht Olympiaden zurück, so fällt Eratos Regierung in die Zeit der Begründung dieser Rechnung selbst, bis um 770 oder 760 a. Chr., und kann also wohl als Nachfolgerin der vorhin unterstellten des Aegon betrachtet werden, die nichts hindert in runder Zahl bis 800 herunter zu datiren; Eratos Nachfolger aber ist dann wahrscheinlich Damokratidas, dessen Namen wir bei Gelegenheit eines ähnlichen Ereignisses, der Zerstörung von Nauplia, kennen lernen [74]), die gleichfalls unter dem Vorwurfe der Parteinahme für Lacedämon erfolgt und für welche die vertriebenen Nauplienser später von den Spartanern nach dem zweiten messenischen Kriege durch das eroberte Mothone entschädigt werden [75]). Diese Begebenheit sammt der Regierung des Königs, an dessen Namen sie sich knüpft, muss also zwischen den ersten und zweiten messenischen Krieg fallen; gerade in dieser Zeit aber hören wir auch sonst von einem vierten Kampfe zwischen Argos und Sparta um die Thyreatis, das heisst um die vorher bereits erwähnte Landschaft Kynuria, wo Solin [76]) im 17., richtiger wohl Eusebius im 25. Jahre des Romulus [77]), mithin 718 a. Chr. von einem *memorabile bellum inter Argivos et Laconas* weiss; und eben dahin führt auch die Erzählung des Pausanias [78]), dass in der letzten Regierungszeit des spartanischen Königs Theopompos (770—718?) ein neuer Krieg mit den Argivern entbrannt sei, an dem aber jener König aus Altersschwäche keinen persönlichen Antheil mehr genommen habe. Es scheint, dass Lacedämon, sobald es im J. 723 den zwanzigjährigen Kampf mit Messenien glücklich beendigt hatte, seine Waffen sofort wieder gegen den östlichen Nachbarstaat wandte; dass dieses jedoch nicht mit demselben Erfolge wie in dem zuerst genannten Kampfe geschah, zeigt schon das erwähnte Schicksal seiner Verbündeten

69) *Paus. III.* 7. 3. — 70) *Paus. II.* 36. 4. — 71) Curtius Pelop. II. S. 347. 427. — 72) *Paus. IV.* 8. 3. — 73) *Paus. III.* 7. 4; *IV.* 34. 9. — 74) *Paus. IV.* 35. 2. — 75) *Paus. IV.* 24. 4. — 76) *Polyhist. VII.* 9. — 77) *Chron. Olymp.* 15. 3. — 78) *Paus. III.* 7. 5.

Digitized by Google

in Nauplia und mehr noch, wenn mich nicht alles täuscht, der von Herodot[79]) bezeugte Umstand, dass bis zu der Heldenthat des Othryades, das heisst, nach der angenommenen Chronologie, bis in die Mitte des sechsten Jahrhunderts a. Chr., die ganze Küste von Lakonika bis nach dem Vorgebirge Malea sammt der Insel Kythera im Besitze der Argiver war, was spätestens von der grossen Niederlage abgeleitet werden kann, die, wie wir lesen, die Argiver Ol. 27. 4 = 669 a. Chr. den Spartanern bei dem Gränzorte Hysiae beibrachten[80]). Nur darüber sind wir leider nicht unterrichtet, welcher König damals die Argiver zu diesem entscheidenden Siege führte; wenn aber Clinton und nach ihm Grote denselben dem vorhin erwähnten Damokratidas beilegen[81]), so trage ich hier, wo Alles auf Vermuthungen ankommt, kein Bedenken, mich vielmehr Herrn Weissenborn anzuschliessen[82]), der gerade in diesem wichtigen chronologischen Anhaltspuncte keine der geringsten Stützen seiner Ansicht findet, nach welcher er den berühmten Pheidon aus der 8. in die 28. Olympiade heruntergerückt und, indem er ihm auch jenen Sieg zuschreibt, darin ein sehr willkommenes Moment des überwiegenden Einflusses gewonnen hat, den jedenfalls Pheidon in seiner ganzen Regierungszeit auf den Peloponnes ausübt. Nach der gewöhnlichen Annahme wird bekanntlich Pheidon in die 8. Olympiade gesetzt, in der er nach Pausanias die Eleer aus dem Besitze des olympischen Heiligthums verdrängt und hier die Spiele selbst gefeiert haben soll[83]); da inzwischen seine Lebenszeit auf dieser einzigen Stelle eines höchst verdorbenen Schriftstellers beruht, so ist es gewiss keine tadelnswerthe Willkür, jener Ziffer eine andere zu substituiren, mit welcher alles, was sonst von dem Manne bekannt ist, weit besser harmonirt: um aller übrigen Gründe, womit unser verehrter College seine scharfsinnige Verbesserung unterstützt, zu geschweigen, will ich hier nur darauf aufmerksam machen, dass, wenn Pheidon zwischen Eratos und Damokratidas regiert und letzterer die Schlacht bei Hysiae gewonnen hätte, die Höhe, auf welche Pheidon die argivische Macht gehoben hatte, doch schwerlich als eine so vorübergehende hätte dargestellt werden können, wie sie bei Strabo und überall in der griechischen Geschichte erscheint. Ueberhaupt meine ich, dass Pheidon doch vor allen Dingen die Lacedämonier geschlagen haben musste, ehe er an eine weitere Ausdehnung seiner Herrschaft denken konnte; in der 8. Olympiade aber standen diese so mächtig da, dass sie bald nachher den Offensivkrieg gegen Messenien anheben konnten, während man anderseits eben so schwer begreift, wie sie, ohne Messenien zu besitzen, die Eleer gegen Pheidon hätten schützen können; setzen wir dagegen die 28. Olympiade = 668 a. Chr. an deren Stelle, so geht nicht nur der Sieg bei Hysiae der Eroberung von Olympia voraus, sondern wir sehen auch nach der gewöhnlichen Zeitrechnung die Lacedämonier noch durch den zweiten messenischen Krieg (685—668) beschäftigt; — oder wollen wir letztern, wie es durch

---

79) *Her. I.* 82; vgl. Müller *Aegin.* p. 54. — 80) *Paus. II.* 24. 8. Ueber die Lage vgl. Ross Reiserouten S. 147. — 81) *Clinton I.* p. 188; *Grote II.* p. 611. — 82) Eben so Curtius Pelop. II. S. 347 und Abel Maked. S. 100. — 83) *Paus. VI.* 22. 2.

die neueren Forschungen allerdings wahrscheinlicher geworden ist [84]), in die dreissiger Olympiaden heruntersetzen, so erklärt es sich wiederum vortrefflich, wie die Lacedämonier theils noch vor dessen Ausbruche Ol. 29 die Eleer gegen Pheidon unterstützen, theils, nachdem letztere, wie Strabo ausdrücklich sagt, bei dieser Veranlassung zum ersten Male die Waffen geführt hatten, jene nachher zum Danke ihren Beistand gegen die empörten Messenier geniessen konnten [85]), während uns neben Pisaten und Arkadiern geradezu auch Argiver als Bundesgenossen der Messenier genannt werden [86]). Dazu kommt, dass Pheidon der zehnte im Gliede nach Temenos [87]), gleichwie sein Enkel, der Sohn seines Sohnes Lakedas, Meltas, nach einer höchst wahrscheinlichen Conjectur [88]) der zehnte von Temenos Enkel Medon genannt wird; demnach bleibt also nach Pheidon für einen König Damokratidas kaum mehr Platz, während dieser sehr willkommen ist, um nebst Eratos die Lücke nach Aegon zu füllen, welchen letzteren ich oben, freilich auch nur vermuthend, als Medon's Urenkel gefasst habe, so dass wir hiernach folgende ununterbrochene Königsliste der Temeniden gewinnen würden: Temenos — Keisos — Medon — Thestios — Merops (bei andern Akros; vielleicht Aerops?) — Aristodamidas — Pheidon I; nach dessen Flucht aus parallellaufender Seitenlinie Aegon — Eratos — Damokratidas — Pheidon II — Lakedas — Meltas. Wie ausserdem Pheidons ganzes Auftreten mit dem Auftauchen der Tyrannenherrschaften im Peloponnes, von welchen die achte Olympiade noch nichts weiss, zusammenhängt, hat, wenn ich nicht irre, Hr. Weissenborn schon richtig angedeutet; er selbst, obgleich rechtmässiger Erbe des Königsthrons, heisst in seiner eigenen Heimath Tyrann [89]), wie früher Charilaos in Sparta [90]), vielleicht eben weil er wieder sein Königthum lieber auf unterwürfige Periöken als auf eifersüchtige Dorier stützt und letztere, sein eigenes Volk, in ihrem nationalen Herkommen verletzt; jedenfalls aber ist es klar, dass, wohin er seine Herrschaft ausdehnte, die Aristokratie, welche bis dahin in den Städten des Peloponnes geherrscht hatte, ihm weichen musste, und wenn er sich, um dieses zu bewerkstelligen, wohl gar selbst schon auf entgegengesetzte Parteien in jenen Städten gestützt hatte, so mussten diese entschieden die Oberhand gewinnen, sobald das Aufhören seiner vorübergehenden Herrschaft die letzteren als Beute der Parteiungen und inneren Zwistigkeiten zurückliess. In Sikyon hat der Gründer der Orthagoriden-Dynastie, wofern wir deren Beginn auf 673 a. Chr. setzen dürfen [91]), vielleicht anfänglich unter seinem Schutze regiert, wie denn auch den empörten Messeniern gleichzeitig Argiver und Sikyonier Beistand leisten [92]); mit den Bewegungen in Korinth aber, aus welchen die Vertreibung der Bakchiaden und zuletzt 657 die Tyrannis des Kypselos hervorging, ist

84) Müller Dor. I. S. 150; Krebs *Lect. Diodor.* p. 255; vgl. Staatsalt. §. 31. n. 7. — 85) *Strabo VIII.* 3. 30, p. 355. Wenn derselbe p. 362 Eleer unter den Bundesgenossen der Messenier nennt, so vermuthet Kramer p. 154 mit Recht eine Verwechselung mit Arkadiern, gleichwie auch bei *Paus. IV.* 15. 7. unter demselben Namen die Pisaten zu verstehen sein werden. — 86) *Strabo VIII.* 4. 10. — 87) *Strabo VIII.* 3. 33. — 88) S. oben Note 62. — 89) *Aristot. Politic. V.* 8. 4; vgl. *Her. VI.* 127 und *Paus. VI.* 22. 2. — 90) *Heraclid. Pol.* 2. — 91) Staatsalt. §. 65. — 92) *Paus. IV.* 15. 7.

Digitized by Google

Pheidon ganz entschieden verwickelt; und wenn auch die Spuren, die wir früher davon besassen, in sich und mit der übrigen Geschichte fast unauflösliche Schwierigkeiten und Widersprüche darbieten[93]), so haben wir neuerdings in einem Bruchstücke des Nikolaos von Damaskos[94]) die überraschende Ergänzung unserer bisherigen Kenntnisse von seinen Thaten und Schicksalen erhalten, dass er selbst seinen Tod bei der Gelegenheit gefunden habe, als er den Korinthiern, richtiger natürlich einer Partei derselben, bei ihren inneren Zwistigkeiten aus Freundschaft Hülfe leistete und ἐκ τῶν ἑταίρων, das heisst wohl aus der Mitte einer anderen Hetärie oder Partei, ein Angriff auf ihn gemacht wurde. Damit gewinnen wir zugleich auch für das Ende seiner Regierung einen ziemlich festen Punct, insofern dieselbe auf keinen Fall über die dreissigste Olympiade hinaus gewährt haben kann; freilich aber muss er alsdann auch seinen Sohn **Lakedas** oder **Leokedes** noch in sehr zartem Alter hinterlassen haben, da wir dessen Namen frühestens funfzig Jahre nachher unter den Freiern der Agariste, der Tochter des Tyrannen Klisthenes von Sikyon, finden[95]), die bekanntlich der Alkmäonide Megakles, des Atheners Klisthenes Vater, heimführte; und schon dieser Umstand reicht für sich allein hin zu erklären, wie seit Pheidons Tode die argivische Königsmacht, gerade je mehr sie wieder in ihr früheres Bette zurückgeleitet worden sein mochte, desto schneller abzunehmen und zu sinken anfing. Zum Ueberfluss hören wir übrigens auch noch, dass Lakedas in seinem persönlichen Auftreten nur ein weichlicher und gefallsüchtiger Mensch gewesen sei[96]), dem es an aller Kraft gebrochen zu haben scheint, um in seines Vaters Fusstapfen zu treten; weitere Unternehmungen als jene noch dazu missglückte Freierei werden von ihm nicht berichtet, und unter seinem Sohne **Meltas** gingen dann die Herrscherrechte seines Hauses völlig verloren, ohne dass wir aus der dürftigen Notiz des einzigen Zeugen entnehmen könnten, ob dieser Verlust eine Folge der zunehmenden Altersschwäche der Dynastie oder aber eines verunglückten Versuchs, sie wieder zu verjüngen, gewesen sein möge.

Hiermit habe ich also, wenn gleich nicht ohne manchen gewagten Sprung, doch im Ganzen nach Möglichkeit dem Laufe der spärlichen Quellen folgend, das Haus des ältesten Herakliden im Peloponnes von seiner Wiege bis zu seinem Grabe verfolgt und danke Ihnen für die Geduld, mit der Sie meinen Versuch begleitet und beehrt haben. Bin ich auch weit entfernt, die Richtigkeit aller meiner Combinationen verbürgen zu wollen, bedarf auch mancher einzelne Zug noch kritischer Sichtung oder erläuternder Ausführung, so glaube ich doch den Beweis geführt zu haben, dass in

93) *Plut. Amat. narr. c.* 2; *Schol. Apoll. Rhod. IV.* 1212. — 94) *Exc.* p. 378 *Müll.*, welche Stelle Mähly im Rhein. Mus. IX. S. 614 übersehen hat, wenn er Pheidon sogar noch tiefer als wir in Ol. 34 herunterrückt. — 95) *Her. VI.* 127, wo freilich Klisthenes olympischer Sieg auch grosse chronologische Schwierigkeiten darbietet; inzwischen glaube ich doch, dass die Freiwerbung schon um desswillen nicht erst gegen das Ende seiner Regierung fallen könne, weil die Feindseligkeit, die er nach *Her. V.* 67 gegen Argos an den Tag legte, später einen argivischen König überhaupt von seinem Hofe fern halten musste. — 96) *Plut. util. ex host. c.* 6.

den zerstreuten Nachrichten über die Zeit zwischen dem Herakliden zuge und den Pisistratiden, die man noch neuerdings als eine halbmythische aus dem Bereiche historischer Forschung anszuscheiden vermeint hat, Reste wahrhaft geschichtlicher Organismen verborgen liegen, die nur des Forschers warten, um sie wieder zu beleben und für das geistige Auge zu reproduciren; und je wichtiger jene Periode für das Werden und Wachsthum des griechischen Staatensystems ist, desto weniger sollte sich die Geschichtschreibung hinsichtlich ihrer mit der einseitigen Verfolgung der spartanischen Entwickelung begnügen, die zwar die wichtigste von allen, aber ohne gleichzeitige Betrachtung der übrigen selbst nicht einmal in ihrem ganzen Reichthume zu verstehen ist. Man hat kürzlich meine *Antiquitates Laconicae*, worin ich diese Entwickelung selbst in ihren Keimen und Verzweigungen unter der Oberfläche weiter zu verfolgen gesucht habe, ein bahnbrechendes Buch genannt — die höchste Anerkennung, die ich dafür beanspruchen konnte; möchte auch diesem Vortrage bei allen seinen Unvollkommenheiten das gleiche Prädicat zu verdienen gelungen sein!

Nachdem der Vorsitzende die Debatte über diesen Vortrag eröffnet hat, macht Prof. Weissenborn aus Erfurt eine kurze Bemerkung zu demselben, indem er dem Vorredner für die anerkennende Erwähnung und Bestätigung der Ergebnisse seiner Forschung über das Zeitalter Pheidon's dankt, seine Zustimmung zu der Annahme eines doppelten Pheidon nach solcher Auffassung ausspricht, wenn man nur den berühmten und mächtigen König, den Erfinder der Münzprägung, als den zweiten annehme und in die zwanziger Olympiaden setze. Er wolle sich wegen der Kürze der Zeit nicht auf weitere Discussion einlassen, wolle aber den Wunsch aussprechen, dass der geehrte Redner recht bald durch Ausführung dieser Untersuchung diese grosse Lücke in den hellenischen Specialgeschichten ausfüllen möge.

Da sich niemand weiter zum Worte meldet, ersucht der Vicepräsident Dr. Eckstein den Prof. Gerlach aus Basel, seinen Vortrag über Mommsen's Römische Geschichte zu halten.

Prof. Gerlach: Wenn ich diesmahl vor einer geehrten Versammlung aufzutreten wage, so mögte ich die Verantwortung nicht gern allein auf mich nehmen. Ich hoffe, das verehrliche Präsidium wird nicht widersprechen, wenn ich einen Theil der Bürde ihm auflege und durch seinen mächtigen Schild mich decke. Da nämlich dasselbe nicht nur einen Vortrag von mir gefordert, sondern auch als wünschbaren Gegenstand die neueste römische Geschichte bezeichnet hatte, so schien mir in dieser ehrenvollen Aufforderung zugleich eine Art Misstrauen ausgesprochen, ob ich wohl Unbefangenheit des Urtheils und Wahrheitsliebe genug besässe, um eine auf jeden Fall höchst merkwürdige Erscheinung auf dem Felde der Litteratur zur öffentlichen Besprechung zu bringen. Angenehm ist eine solche Zumuthung nicht, darin werden wir hoffentlich alle übereinstimmen; aber deswegen soll sich keiner einer solchen Anforderung entziehen, dem es um die Förderung der Wissenschaft zu thun ist. Wenn extreme

Digitized by Google

oder extravagante Richtungen in der Wissenschaft hervortreten, dann ist es gewiss in der Pflicht eines wissenschaftlichen Conventes, dieselben seiner Prüfung zu unterwerfen. Ich werde mich glücklich schätzen, wenn das Wenige, was ich zu sagen habe, die zufällige Veranlassung dazu bieten mag.

Dass von Theodor Mommsen kein gewöhnliches Buch erwartet werden durfte, darin werden alle mit mir übereinstimmen, welche die bisherige Laufbahn desselben mit aufmerksamem Blicke verfolgt haben. Diese Voraussetzung wird beim ersten flüchtigen Anschauen des Buches aufs glänzendste gerechtfertigt. Denn trotz der Menge neuer Ansichten und abweichender Urtheile sucht das verwöhnte Auge vergebens nach den Stützen dieser neuen Entdeckungen, besonders wenn die Entwickelung gerade nicht immer die Begründung enthält oder das Ausgesprochene zu rechtfertigen vermag. Da der Wissenschaft mit dem pythagoreischen αὐτὸς ἔφα gerade kein grosser Dienst geschieht, so vermissen die Freunde einer mehr demokratischen Behandlung der Wissenschaft nur ungern die Zeugen und Eideshelfer, die wir in sogenannten Anmerkungen und Noten gruppirt zu finden pflegen. Wahrscheinlich ist diess eine Probe der neuen Art von Geschichtschreibung, mit der wir beschenkt werden sollen, und die also charakterisirt wird: „Die Sonderung des gemeinsamen Erbgutes von dem wohlerworbenen Eigen jeder Nation in Sitte und Sprache vollkommen durchzuführen, bleibt einer Zeit vorbehalten, wo die Geschichtschreibung ihre grossartige Aufgabe tiefer, als es die unsrige thut, erfassen und es auch hier verschmähen wird „in Ketten zu reden."" Hoffentlich liegt diese Zukunft noch in weiter Ferne, wenn wir nicht annehmen wollen, dass ein neuer Tages aus der Erde sich erheben und uns das Geheimniss offenbaren wird, die Geschichte nicht sowohl a priori zu construiren, sondern an der Hand der neuesten Sprachforschung sie rückwärts zu erfinden.

Ein anderes Curiosum kann noch weniger verfehlen, die allgemeine Aufmerksamkeit dem neuen Geistesproducte zuzuwenden.

Während nämlich das erste Buch den Zeitraum bis zur Abschaffung des Königthums behandelt, suchen wir vergebens nach den Repräsentanten dieser Periode. Mit Staunen bemerken wir, dass eben von den Königen nirgends die Rede ist, ja dass geflissentlich vermieden worden ist, auch nur ihre Namen zu erwähnen. Uebelwollende mögten diess vielleicht als eine Einwirkung republikanischer Constellationen deuten wollen, unter deren Einwirkung das Werk zu Stande gekommen sei, und den Verfasser als rächenden Brutus des alten Aberglaubens bezeichnen. Aber für diese Annahme hat man keinen einzigen haltbaren Grund angeführt. Andere haben diese Art der Behandlung mit der gewaltsamen Trennung des gordischen Knoten vergleichen wollen, indem die Erledigung mancher Controverse durch diese Keckheit glücklich vermieden worden sei. Doch das hiesse an der Geschicklichkeit und dem Scharfsinn des Verfassers zweifeln. So mögte vielleicht eine dritte Ansicht sich geltend machen, welche in der angedeuteten Auslassung die glückliche Anwendung einer rhetorischen Figur erkennt. Nirgends konnte die Aposiopese besser angewendet wer-

Digitized by Google

den. Und die Wahrheit des französischen Witzworts: „ils brillent par leur absence“ scheint an dieser Stelle treffend, und demnach die Existenz der römischen Könige auf diese Weise gar nicht bedroht, sondern indirekt hervorgehoben zu sein.

Dem sei nun, wie ihm wolle, auf jeden Fall werden wir Anderes zu nennen haben, um ein günstiges Vorurtheil für dieses Werk zu begründen, und hier, um mit der Form zu beginnen, möchten wir zuerst die Bündigkeit des Ausdrucks geltend machen, welches ein entschiedener Vorzug zu nennen ist. Das Streben, den reichen Stoff mit scharfen Umrissen zu begränzen, verdient alle Anerkennung; und, wenn ein eben nicht wissenschaftliches Publicum zum voreiligen Abschluss drängt, so ist das Streben nach inhaltsreicher Kürze ein entschiedener Gewinn, wodurch ernste, umsichtige Forschung keineswegs ausgeschlossen ist. Als zweiter Vorzug ist zu nennen das Bestreben, die Geschichte dem Partheistreite zu entheben und den Gegenstand selbstständig und mit freiem Blicke zu verfolgen. Wenn dadurch die Darstellung zuweilen eine gewisse Schroffheit annimmt, und eingehender Prüfung auszuweichen scheint, so mag die Entschiedenheit des Ausdrucks und ein gewisses Gefühl der Sicherheit schwache Gemüther um so leichter fesseln und Vertrauen und Glauben um so eher sichern, als der jetzige Standpunkt der Forschung nicht gerade Jedem gegenwärtig ist.

Aber offenbar ist die wesentlich verschiedene Auffassung der Rechtsverhältnisse des römischen Staates das eigentlich Charakteristische des Buches, wie denn auch unwillkürlich die Rechtsgeschichte von Puchta als eine verwandte Erscheinung uns entgegentritt, wo durch die gläubige Aufnahme der Niebuhrischen Hypothesen ein ganz stattliches Gebäude hergestellt wurde, welches man vortrefflich finden konnte, sobald man über die Grundlagen sich verständigt hatte. Diess ist nun aber bei der neuen Bearbeitung noch in viel ausgedehnterem Sinne nothwendig, weil wir eine Menge Behauptungen ohne allen Beweiss hingestellt finden, wiewohl sie mit dem bisher Angenommenen geradezu in Widerspruch stehen. Aber trotz einer Menge Paradoxien bleibt selbst die Consequenz der Entwickelung oft hinter den bescheidensten Erwartungen zurück. Betrachten wir z. B. die neue Theorie über die Entstehung des Staats durch die Verbindung der Geschlechter und die unbeschränkte Königsmacht, so werden wir die Vergangenheit auf eine Weise durch die Gegenwart beleuchtet finden, welche sich von der Verwirrung verschiedener Zeiten, ich weiss nicht wodurch, unterscheidet. Nämlich die Rechtsanschauungen für die Königszeit werden vorzugsweise durch Aufsuchung der Principien des spätern römischen Rechts rückwärts construirt, durch welches Verfahren wir denn wirklich erstaunliche Dinge vernehmen. „Die Form des Staats, heisst es, ist der Familie nachgebildet p. 53. Diese wird geleitet durch den einen allmächtigen Willen des Vaters. Allerdings sind die Frau und die Kinder Inhaber eigner Rechte, (welcher, wird nicht gesagt,) aber die Einheit des Hauses verlangt, dass sie alle vertreten werden durch einen einheitlichen Repräsentanten, den Hausvater und Herrn. Auf diesem römischen Hause beruht der römische Staat sowohl den Elementen als der Form nach. Dem Hause

gibt die Natur selbst den Vater, mit dem dasselbe entsteht und vergeht; in der Volksgemeinde, die unvergänglich bestehen soll (?), findet sich kein natürlieher Herr, wenigstens in der römischen nicht, die aus freien und gleichen Bauern bestand und keines Adels von Gottes Gnaden sich zu rühmen vermogte. Darum setzt sie sich aus ihrer Mitte einen Herrn und Gebieter, einen Meister des Volks, welcher der Herr im Hause der römischen Gemeinde ist etc."

Diess ist nun eine sogenannte philosophische Entwickelung. Das Haus ist das Bild des Staats. Dort herrscht unbeschränkt der Hausvater, der Schöpfer, Gründer, Erzeuger und Erhalter der Familie, hier der König von seinen Schützlingen freigewählt, die, man weiss nicht warum, weil sie doch unvergänglich bestehen soll, sich einen Herrn mit der Macht über Leben und Tod setzt, während die ausgesprochene Mündigkeit den entschiedensten Gegensatz zu solcher Herrschermacht bildet. Da sind also die Kinder nicht nur der Zeit nach vor dem Vater, sondern auch dem Rang nach über dem Vater, und sie wählen, trotz ihrer Selbstständigkeit, sich einen unumschränkten Gebieter, nur um der Analogie mit der Familie zu genügen.

Aber umgekehrt ist wiederum im Widerspruch mit der souverainen Volksgemeinde, welche zugleich die Familie der Könige bildet, der Umstand, dass beim Ableben des Königs der Senat einen Interrex, und dieser den König ohne formelle Genehmigung des Senats oder des Volkes erwählt. Darauf fährt der Verfasser fort: So wird der hohe Göttersegen von dem ersten königlichen Empfänger auf die Nachfolger übertragen. Ein bedeutendes So, dessen folgernde Kraft aber durch Nichts begründet ist. Einer der tiefsinnigsten Kenner des römischen Rechts, dem der Herr Verfasser sich schwerlich an die Seite stellen wird, hatte den römischen König als Stellvertreter des höchsten Gottes nach den Zeugnissen der Alten dargestellt. Daranf wird entgegnet: „Die Einheit des römischen Volkes, die im religiösen Gebiet der römische Diovis darstellt, repräsentirt rechtlich der Fürst." Vergebens hatte Cicero behauptet: Sed Jovis optimi nomine reges malunt adpellari, umsonst der stehende Ausdruck διογενεῖς βασιλῆες, umsonst hatte Callimachus gesungen ἐκ δὲ Διὸς βασιλῆες, umsonst repräsentirte der römische König auch in seinem Aeussern den Stellvertreter Gottes, umsonst kehrte das römische Volk mit dem Untergang der Republik zu dieser Anschauung zurück — sie ist gegen die republikanischen Anschauungen des Verf. und somit ist willkührliche Interpretation der historischen Zeugnisse gerechtfertigt. In dieser Weise ist nun Alles. Ueberall dieselbe Willkühr, dasselbe Auflehnen gegen das Zeugniss der Geschichte, dieselbe einseitige Durchführung von Lieblingsvorstellungen ohne Rücksicht auf innere Consequenz. Die Berechtigung eines solchen Verfahrens ist enthalten in dem Satze: „dass wir die römische Geschichte nicht kennen durch historische Ueberlieferung, sondern durch Rückschlüsse aus den spätern Institutionen." Dasselbe Recht nimmt er denn ebenfalls in Anspruch und da er dabei von der unmittelbaren Gegenwart ausgegangen ist und, wie es scheint, unter dem Einfluss bestimmter Verhältnisse seine Gedanken ent-

Digitized by Google

wickelt hat, so dürfen wir im Fortgang der Entwickelung vielleicht noch einer wesentlich verschiedenen Anschauungsweise entgegensehen.

Doch wir würden gegen unsere eigenen Grundsätze verstossen, wenn wir so entschieden ausgesprochenen Tadel ohne alle Beweise lassen wollten; wiewohl die Menge der unbegründeten Sätze und die Schwierigkeit bisher unbestrittene Wahrheiten gegen kecken Widerspruch zu behaupten, ohne zu ermüden, uns ein Maass und eine gewisse Beschränkung auferlegt. Auch wird Niemand von uns fordern, dass wir in eine ausführliche Kritik jedes flüchtigen Einfalls eingehen sollen.

Wenn Sikuler mit Schnitter, Opici Feldarbeiter, Hercules Beschliesser, flamen Zünder übersetzt wird, so sind diess Einfälle, um welche Niemand den Urheber beneiden wird. Wenn die Kyklopischen Mauern und die Ueberreste von 120 Pelasgischen Bauten, welche noch jetzt das Staunen der Welt erregen, als blosse Zufluchtsstätten der Markgenossen gedeutet werden, so verdient diese Erklärung wenigstens der Neuheit wegen Erwähnung, so widersinnig sie auch dem Kundigen erscheinen mag. Dass die Plebejer mit den Klienten, die Patricier durchgängig mit freien Bürgern gleichbedeutend betrachtet, und diess für die ganze Königszeit festgehalten wird, wiewohl Rom eine der jüngsten Schöpfungen der Latiner genannt wird, kann nur einem Manne begegnen, der alle Abstufungen der Kultur unter einander wirft. Dass mit solchen Ansichten ein richtiges Verständniss der Servianischen Verfassung unvereinbar ist, ergibt sich von selbst; daher dieselbe nicht aus politischen Gründen, sondern aus militairischen Zwecken hergeleitet wird, um die Schlagfertigkeit der Bürger durch Beiziehung der Insassen zu steigern. Als wenn je Bürgerrecht und Dienstpflicht im Alterthum getrennt gewesen wären. Ferner wenn der König nur ein gewöhnlicher Bürger, die alte römische Verfassung eine umgekehrte constitutionelle Monarchie genannt, wenn vom klaren Rationalismus der Römer in der Religion geredet, wenn endlich die Vereinigung verschiedener Nationalitäten in Rom als „ein wüstes Gerölle Etruskischer und Sabinischer, Hellenischer und leider! sogar pelasgischer Elemente“ bezeichnet wird, da weiss man in der That nicht, ob diess Missverständniss der Absichtlichkeit oder einer blinden Leidenschaftlichkeit zuzuschreiben ist; doch wenn alle Schiefheiten, Entstellungen, halbwahren Wendungen und Aeusserungen gerügt werden sollten, würde die Geduld zu sehr in Anspruch genommen werden. Daher wir uns auf zwei der kühnsten Neuerungen beschränken, die eine, dass Rom eine Handelsstadt gewesen, die den Anfang ihrer Bedeutung dem internationalen Verkehr verdankte, die zweite, dass uns die Sprachforschung drei Italische Urstämme unterscheiden lehrt, den Japygischen, Etruskischen und Italischen.

Auf die mannigfaltigste Weise hat die Sage den Ursprung Roms verherrlicht, oder die Forschung ihn erklärt. Es ward die älteste Staatengründung darin abgeschildert; rohe Hirten und die *Colluvies gentium* hatten um den Palatinus sich versammelt; die unmittelbare Einwirkung der Götter hatte bei der neuen Schöpfung gewaltet, oder der blinde Zufall hatte die Entscheidung herbeigeführt; die tiefsinnige Weisheit etruskischer Priester hatte die Niederlassung herbeigeführt; staatsmännischen Planen und Herr-

Digitized by Google

scher-Entwürfen hatte die Colonie von Alba ihren Ursprung verdankt, oder innere Spaltungen im fürstlichen Hause hatten die neue Niederlassung herbeigeführt; — Eins blieb noch übrig und war noch nicht gesagt, — Rom eine Handelsstadt zu nennen. Wir erfahren, dass zum Grenzkastell und zum Emporium für die Fluss- und Seeschifffahrt der latinischen Landschaft sich kein Platz besser als Rom geeignet. Ferner: eine Gemeinde mit dieser Hauptstadt und diesem Gebiet muss gegründet worden sein als Entrepot für den latinischen See- und Flusshandel und maritime Grenzfestung Latiums.

Ueber die maritime Grenzfestung wird ohne Zweifel das Gutachten grosser Strategen, wie sie in der nächsten Nähe zu haben waren, eingeholt worden sein; wir Andern erlauben uns einstweilen bescheidene Zweifel an der Zweckmässigkeit einer Anlage, welche, 6 Stunden von der Küste entfernt, diese unmöglich schützen konnte. Für diesen Zweck, meinen wir, wurde etwa 120 Jahre nach Gründung der Stadt Ostia angelegt. Also Handel wurde damals sicherlich getrieben, ja vielleicht schon ein Jahrhundert früher, möglicher Weise auch in Rom. Wenn aber diess so gedeutet werden will, dass Handelszwecke die eigentliche Veranlassung zur Erbauung der Stadt gewesen und diess deren Charakter bestimmt hat, so ist diess eine Abgeschmacktheit sonder Gleichen. Also so viele Jahrhunderte sind im Irrthum gewesen, welche die Römer für eine Ackerbau treibende Bevölkerung angesehen und das ganze Leben des Staats darauf gegründet geglaubt haben? Hoffentlich wird Niemand nach Beweisen fragen; denn was dem Forscherblick sich in dem Dunkel der Zeiten offenbart, das steht fest und unerschütterlich. Aber was wird durch die neue Hypothese klar, oder in helleres Licht gesetzt? Ist etwa das unumschränkte Wahlkönigthum, das sich selbst ergänzt, im Geiste einer Handelsstadt? Steht die *patria potestas* im Einklang mit den Begriffen eines Handelsvolkes, welches in consequenter Entwickelung alle Banden der Familie löst? Oder lässt die Klientel sich denken, wo die Laune der Fortuna jeden Augenblick die Verhältnisse ändern kann? Die Ausbildung des römischen Schuldrechts steht mit allen Begriffen eines handeltreibenden Volkes in schreiendem Widerspruch. Oder wie will der Verfasser es erklären, dass der Handel grösstentheils in den Händen der Libertiner war, und dass diese in den verachteten städtischen Tribus eingeschrieben waren? Und warum hat bei dem Ueberwiegen des Handels keine mächtige Handelsflotte sich gebildet? Kurz, ich wünschte nur eine einzige geschichtliche Thatsache angeführt, welche durch die kecke Annahme begründet wird. Doch wenn wir weiter lesen, dass Feldbau der Grundpfeiler aller italischen Staaten gewesen, was freilich in dieser Ausdehnung Niemand glauben wird; wenn wir hören, dass Latium alle hauptsächlichen Ausfuhrmittel fehlten, dass in Rom nie ein höherer Kaufmannstand sich gebildet, dass den Senatoren verboten war, irgend welche Handelschiffe zu besitzen, dass Rom nie eine Handelstadt wie Caere und Tarent gewesen, dass die Gewerbe politisch immer eine sehr untergeordnete Stellung hatten; wenn wir erwägen, dass das höchste Lob in Rom war, ein guter Landmann und ein braver Bauer zu heissen, dass der Handel bei Cato ein gefährliches

Digitized by Google

und unheilbringendes Gewerbe heisst; so wird wohl Niemand durch einen so flüchtigen Einfall in der Beurtheilung römischer Zustände sich beirren lassen, sondern das Ausgesprochene für die Aeusserung eines Forschers halten, der von dem Wunsche beseelt, Neues zu offenbaren, in der Wahl des Gegenstandes einen Fehlgriff that.

Weit mehr Anspruch auf wissenschaftliche Begründung macht die neue Lehre, dass als die drei Urstämme Italiens Italer, Etrusker und Japyger anzusehen seien.

Hier nämlich werden die Resultate einer sehr tief eingehenden, aber freilich nicht sehr fruchtbaren Sprachforschung zum Grunde gelegt und aus dem Vorhandensein einer Anzahl nicht zu enträthselnder Inschriften, die wesentliche Verschiedenheit von allen andern italischen und eine gewisse Analogie mit dem Griechischen zeigten, die Existenz eines wesentlich verschiedenen Urstammes der Japyger gefolgert. Dass nun die verschiedenen italischen Stämme im höhern Sinne als eine Einheit gefasst werden können, wird Niemand widerstreiten, ebenso wenig, dass von diesen die Etrusker sich wesentlich unterscheiden. Ob diese streng genommen eine italische Völkerschaft genannt werden können, bleibt selbst nach dem Verfasser dahingestellt. Weder die ursprüngliche Heimath, noch das Sprachgebiet ist ausgemittelt, und die Sage von der Einwanderung aus Asien wird mit den Worten beseitigt: es ist möglich, dass ein vereinzelter kleinasiatischer Völkerschwarm nach Etrurien gekommen ist etc. Zu dieser westlichen, fremden, in Italien acclimatisirten Nationalität würde nun eine im gleichen Verhältniss stehende östliche eine gute Parallele bilden, und in soweit scheint, um der Parisosis willen, die Vermuthung einer dritten Stammverschiedenheit in den Japygiern recht plausibel. Aber hier entsteht die Frage, ob eine solche Hypothese auf die noch nicht realisirte Deutung einer Anzahl Inschriften begründet werden kann? Wie würde es wohl um die Erklärung des Gothischen und des Angelsächsichen stehen, wenn nicht die Forschung von bekannten Uebersetzungen den Ausgang genommen hätte? Und dennoch kann die Verwandtschaft mit dem Altgermanischen Idiome nicht bezweifelt werden. Doch abgesehen von dieser Frage, wollen wir die Sagengeschichte befragen, ob sie uns eine Antwort auf unsere Frage gibt. Freilich wird sich der Verfasser dagegen verwahren; denn also steht bei ihm zu lesen: „Wären wir dabei einzig angewiesen auf den wirren Wust der Völkernamen und der zerrütteten, angeblich geschichtlichen Ueberlieferung, welche aus wenigen brauchbaren Notizen civilisirter Reisender und einer Masse meistens geringhaltiger Sagen, gewöhnlich ohne Sinn für Sage wie für Geschichte zusammengesetzt und conventionell fixirt ist, so müsste man die Aufgabe als eine hoffnungslose abweisen.“ Noch bezeichnender indessen ist folgende Stelle: „Unsere Ueberlieferung mit ihren verwirrten Völkernamen und getrübten Sagen ist wie die dürren Blätter, von denen wir mühsam begreifen, dass sie einst grün gewesen sind; statt die unerquickliche Rede durch diese säuseln zu lassen und die Schnitzel der Menschheit, die Choner und Oenotrer, die Siculer und Pelasger zu classificiren, wird es sich besser schicken zu fragen, wie denn das reale Volksleben des alten Italien im Rechtsverkehr, das ideale in der Religion sich ausgeprägt haben“ u. s. w.

Digitized by Google

Und das sagt ein Mann, der selbst ein neues System über Völkerverhältnisse auf einigen unverständlichen Sprachtrümmern construirt!!

Nach diesen Bemerkungen müssten wir freilich verzichten, irgend etwas durch die Sage zu vernehmen; indessen zum Glück sind die Ansichten über diesen Gegenstand verschieden, und viele sind sogar der Meinung, dass in diesen Sagen viel mehr Gehalt sei, als in einer Masse verstümmelter Inschriften, welche die Mühe des Suchens weder durch sprachliche noch sachliche Ausbeute belohnen.

Dass die Südostküste von Italien, das gesegnete öl-, korn- und weinreiche Apulien, bis zum Japygischen Vorgebirge, hinsichtlich der Bevölkerung von dem übrigen Italien nicht wesentlich verschieden gewesen sei, mogte man schon daraus entnehmen, dass der älteste römische Dichter, so wie der grösste römische Lyriker, ein Epiker und ein Dramatiker diesem Lande entstammen, und Livius Andronicus, Ennius, Pacuvius, Horatius uns auf die Städte Tarent, Rudiae, Brundusium und Venusia verweisen. Denn wenn auch in jenen Gegenden theilweise das Griechische überwog, in andern die Sprachgebiete gemischt waren, wie die Cannsini und Brutates bilingues beweisen, so scheint doch das italische Element keineswegs unterdrückt, sondern durch den griechischen Einfluss nur zur raschern Entwickelung gekommen zu sein. Diess ist auch offenbar die Ueberzeugung des Ennius gewesen, wenn er sich wegen seiner Kenntniss des Oscischen, Lateinischen und Griechischen einen dreifachen Geist beilegte, zum sichern Beweis, dass damals schon die Volkssprache, dialektische Verschiedenheiten abgerechnet, den gleichen Grundcharakter mit dem Westen hatte. Wie denn auch Plinius ganz allgemein von den Urbewohnern von Grossgriechenland sagt: *Ausones tenuere primi*, was in Beziehung auf Japygien durch Nicander Bestätigung erhält, wie denn selbst das uralte Temesa eine Gründung desselben Volkes genannt wird. Fassen wir die Lage des Landes ins Auge, so leuchtet einem Jeglichen ein, dass die Bevölkerung nicht wesentlich verschieden sein konnte von der des gegenüberliegenden Epirus, Aetolien und Akarnanien, von der es durch eine Meerenge von kaum zehn geographischen Meilen getrennt ist, so dass Pyrrhus und Terentius Varro sich mit dem Gedanken der Verbindung beider Länder durch eine Brücke beschäftigen konnten. Ein solcher Uebergang der Bevölkerung, schon durch die Gleichheit mehrerer Namen in beiden Ländern, wie der Choner von Pandosia und Acheron, angedeutet, welche dem Molosserfürsten Alexandros verderblich war, wie denn auch ein Japygien in Italien und in Illyrien erscheint, wird nun noch durch die Sage und die beglaubigte Ueberlieferung bestätigt.

Der mythische König Daunus wird ein Fürst der Illyrier genannt; daher wird Diomedes, der Schwiegersohn des Daunus, von den Illyriern erschlagen, Virg. Aen. XI. 271. Die drei Söhne des Lykaon, Japyx, Daunus und Peuketios, sind mit Illyriern und Messapiern eingewandert. Nicander ap. Anton. Lib. 31. Und nach Plinius H. N. III. 16. 9. haben neun Jünglinge und eben so viel Jungfrauen aus Illyrien 13 Völker im Lande Japygien erzeugt, offenbar die dreizehn Städte, deren Strabo noch Erwähnung thut.

Digitized by Google

Mit diesem Sagenkreise steht in engster Verbindung der Kretische Sagencyclus, welcher eine Verbindung der Kreter mit dem fernen Westen auf den Minos selber zurückbezieht. Bei der Einwanderung des Idomeneus wird geradezu von Kretern und Illyriern als Betheiligten geredet; ja der Name der Salentiner wird von dieser Verbindung verschiedener Völker hergeleitet. In demselben Sinne wird Japyx ein Sohn des Daedalus genannt, und Nichts anderes kann die Angabe des Cornificius Longus sagen wollen, dass die Auswanderung aus Kreta unter dem Japydes erfolgt sei. Endlich der Zug des Minos nach dem Westen führt auf dieselbe Quelle hin. Die Ausdehnung der Kretischen Thalassokatie nach den westlichen Meeren wird nach den mannigfaltigen Sagen Niemand in Abrede stellen wollen. Der den Athenern auferlegte Tribut, die Eroberung von Megara, der Zug nach Sicilien, an welchen Aristoteles nicht gezweifelt hat, bestätigen die Ueberlieferung. Leleger, Karier und Kureten werden die von Minos beherrschten Völker genannt. Dass diese dieselben waren, welche später Lokrer und Aetoler hiessen, sagt mit klaren Worten Dionysius, welches noch obendrein dadurch bestätigt wird, dass mit der Hülfe der Leleger und Kureten Deukalion die Pelasger aus Thessalien vertrieb. Dadurch werden aber diese Völker ausdrücklich als ursprüngliche Bewohner des Landes Thesprotien bezeichnet, welches recht eigentlich als Ursitz des Hellenischen Stammes von Aristoteles angesehen worden ist. Meteor. I. 14. Dadurch treten endlich dieselben Völker, die Leleger, in die engste Beziehung zu den Pelasgern, denen sie auch in ihren Irrfahrten gleichen, daher πλάνητες von Aristoteles genannt. So erscheinen sie in Lakedämon als Autochthonen; aus Messenien werden sie von Neleus ausgetrieben; in Phokis und Lokris, in Böotien und Euböa, in Megara und Elis werden sie erwähnt, und Teleboer, Kaukonen, Taphier und Epeier ihnen stammverwandt genannt; ja Ninoe in Karien soll nach Steph. Byz. von Pelasgischen Lelegern gegründet worden sein.

Sind so die Leleger im eigentlichen Hellas von den Pelasgern kaum zu trennen, so begegnen wir derselben Verschmelzung in Grossgriechenland. Diess wird schon durch die drei Söhne des Lykaon, Japyx, Daunus und Peuketios, angedeutet; in diesem Sinne wird Pandosia der Herrschersitz der Oenotrischen Könige genannt; darum hatte Ephoros von den Japygiern, als den ältesten Bewohnern von Kroton, zu berichten; aus demselben Grunde hatte Skymnus Chius hinter die Japygier die Oenotrer gesetzt, und das Land Chaonien wird bis nach Tarent, Basta und Hydruntum ausgedehnt.

Wenn nun die Sagen von Minos, Theseus, Dädalus und noch früher von Lykaons Söhnen die Einwanderung von Osten für die fernsten Zeiten festzustellen scheinen, so wird dieselbe Ueberlieferung namentlich durch die Diomedessage aufs neue bekräftigt und bestätigt.

Es ist durchaus in dem Wesen der historischen Mythen begründet, dass dieselbe Thatsache auf verschiedene Zeiten und auf mehrere gefeierte Namen bezogen wird, um dadurch die Nachhaltigkeit und ununterbrochene Wirkung derselben Erschei-

Digitized by Google

nung darzuthun. Wie nach einander Saturnus, Evander, Hercules, Aeneas dem Latinerlande als die Gründer milder Sitte erscheinen, so im Osten Minos, Theseus, Idomeneus, Diomedes, der dann selber wieder mit Aeneas in eine räthselhafte Verbindung tritt. Von dem innersten Busen des Adriatischen Meeres bis an das Japygische Vorgebirge hat Diomedes Spuren seines Daseins hinterlassen. Atria war der Hauptsitz seiner Verehrung, welches er zur Erinnerung an den bestandenen Sturm und die wiedergekehrte Heiterkeit des Himmels *αἴϑρια* benennt; auch Spina war sein Werk und ein weisses Ross wird von den Venetern als Opfergabe ihm dargebracht; in Luceria legt er das Palladium nieder; Venusia erbaut er, um die Venus zu versöhnen; Canusium ist von den Hunden, seinen Begleitern auf der Jagd, genannt; bei den Peuketiern legt er der Hirschkuh den goldenen Halsschmuck an, den nachher Agathokles wiederfindet; in Salapia sind seine Waffen aufbewahrt; Ancona, Sipontum, Arpi, Brundusium, Venafrum verehrten ihn als Gründer. Denn er hat dem Lande den Frieden durch Erlegung des furchtbaren Drachen gegeben, er hat dem Daunus gegen seine Feinde Hülfe gebracht, der ihn zum Danke um seinen Antheil an der Messapischen Beute bringt, ja ihn hinterlistig ermorden lässt. Darum ist ein Fluch über das Land ausgesprochen, wenn nicht ein Mann aus Aetolischem Stamme das Land beherrscht; darum erheben sich die umgestürzten Standbilder des Diomedes immer aufs neue aus den Wogen, und kehren auf ihre Piedestale zurück, aus Steinen von den Poseidonischen Mauern Iliums erbaut; die daunischen Hunde schmeicheln den Hellenen, und die Vögel, welche des Diomedes Tod beklagen, wenn sie die Barbaren fliehen, nähern sich vertrauensvoll dem verwandten Stamme aus Aetolien und nehmen Futter aus seiner Hand. Als kühner Jäger, als Rossebändiger, des Aeneas Schirmer hat Diomedes göttliche Ehre sich errungen, und seine Herrlichkeit haben Ibykos und Pindaros im Liede gefeiert. Ja noch im zweiten punischen Kriege hat Dasius Altinius, der Verräther von Clastidium, auf den Minos sein Geschlecht zurückgeführt.

Wenn nun Jemand gerade aus dieser Sage den Kampf zweier feindlicher Elemente, somit verschiedener Nationalitäten entnehmen wollte, so ist darauf zu erwiedern, dass eben jene Leleger, Kureten, Karier bei den Griechen ganz gewöhnlich unter der Benennung Barbaren begriffen werden, wie selbst die Italischen Urbewohner der gleiche Vorwurf trifft. Die Aetoler namentlich bildeten noch in den Zeiten des peloponnesischen Krieges einen solchen Gegensatz gegenüber den Hellenen; während gerade diese am spätesten zur Entwickelung gekommenen Stämme der Aetoler, Epiroten, Makedonier am längsten die Ehre des Hellenischen Namens den Feinden gegenüber vertheidigt hatten. Auf jeden Fall aber waren jene Einwanderungen der Illyrier, Leleger, Kureten in eine Zeit gefallen, wo an eine Entwickelung der Volksthümlichkeit noch gar nicht zu denken ist, sondern wo nur in der unverdorbenen Kraft die Möglichkeit einer weitern Ausbildung gesichert ist. Daher an die Begründung eines wesentlich verschiedenen Volksstammes, gegenüber den weitverbreiteten hellenischen Elementen, auch nicht von Ferne zu denken ist.

Digitized by Google

Es bliebe übrig, aus den Ortsnamen der Gegenden, welche der dritte vermeinte Urstamm bewohnte, eine Schlussfolge für die Volksthümlichkeit zu ziehen. Aber auch dieser Versuch will uns kein neues Licht gewähren. Denn wir begegnen überall dem Hellenischen oder dem Oscischen Element. Nicht einmahl die später erwähnten Japodes oder Japydes stehen mit dem Japygiern in irgend einem historischen oder etymologischen Zusammenhang, — denn Japyx ist offenbar eine griechische Form — und es bliebe nur der Name *Βρεντέσιον* oder *Βρεντήσιον*, der in der Messapischen Sprache Hirschkopf bezeichnet haben soll, der auf einen verschiedenen Sprachstamm führen könnte. Ich will nicht anführen, dass *Βρέντης* ein Sohn des Hercules genannt, *Βρένθη* eine Stadt Arkadiens genannt wird, Paus. V. 7. 1. VIII. 28. 7; wohl aber ist die vielfache Verwechselung von *Βρέντιοι* und *Βρέττιοι* in den Mscptt. zu bemerken Dion. Perieg. 362, weil sie die oben angeführte Thatsache bestätigt, dass die westliche und östliche Italische Halbinsel nicht erst durch die Griechen zu einem politischen Ganzen vereinigt wurde, sondern dass die Vereinigung bereits durch die ältesten Landesbewohner begründet war. Ebenso dient der Name der M e s s a p i e r zur Bestätigung des Gesagten. *Μέσσαβα* ist eine Stadt in Karien gelegen; *Μεσσαπέαι* wird ein Landstrich Lakoniens genannt, und der Zeus Messapios war für die Sparter ein Gegenstand der Verehrung. Ausserdem wird ein *Μεσσάπιον ὄρος* in Euboea und Böotien genannt; der frühere Name von Metapontion war nach Antiochos Metabos gewesen, und Metabos wurde als Heros verehrt, offenbar derselbe mit Messapos, der als Führer der Auswanderung nach Japygien bezeichnet wird, und von welchem Ennius abzustammen sich gerühmt. Nehmen wir hinzu, dass Messapus auch als Herrscher von Fescennium und Falerii erscheint, und, weil ein Sohn Neptuns, als ein fremder Einwanderer, der übers Meer gekommen, gedeutet wird; dass derselbe Metabos, welcher Metapontion erbaut, auch Vater der Camilla und Herrscher von Privernum von Virgil genannt worden ist; dass Glaucus, der Sohn des Minos, einen Anspruch auf die Herrschaft Latiums begründet durch die Verdienste seines Vaters um das Land; dass Minos Kreter nach Latium gesendet, um den verlornen Sohn zu suchen; dass man von einer Einwanderung von Korybanten zu erzählen wusste; dass von der Flucht des Daedalus nach Cumae selbst Sallustius berichtet; dass Daunus auch der Sohn der Danae, die in Ardea regierte, genannt wurde; dass Diomedes selber das Palladium sowie die Asche des Anchises zu Aeneas nach Latium gebracht, um den Fluch der Götter von sich abzuwenden, und dass er durch seine Ankunft den Betenden gestört, ja dass er sogar Lanuvium gegründet haben sollte, Appian. b. c. 11. 20., so ist doch wohl Jeglichem verständlich, dass die Alten an eine Verschiedenheit der Abstammung bei den Bewohnern Apuliens und Calabriens niemals gedacht, sondern dieselbe Mischung der Bevölkerung am Aufidus, am Lirisfluss und an der Tiber angenommen haben. Aber allerdings mag die Apulische Ebene, welche, wie Argolis dem Orient, so dem gegenüberliegenden Hellas eine offene Küste bot, vielleicht am frühesten bevölkert worden sein; während es aus eben diesem Grunde, ohne eine natürliche Landesfeste, leicht eine Beute jeglichen Eroberers

Digitized by Google

ward, so dass von einer Selbstständigkeit dieses Landes in der Geschichte niemals die Rede ist.

Wir haben diese Sagen ausführlicher mitgetheilt, weil, abgesehen von dem geschichtlichen Gehalt, darin das Bewusstsein des Volkes sich ausgesprochen hat, welches der Geschichtschreiber zu ehren und zu achten hat. Wer die unendliche Mannigfaltigkeit in der Sagenbildung als einen Grund der Nichtachtung betrachtet, der begibt sich selbst des Vorzugs im Sinn und Geist des Alterthums zu denken. Denn in den Mythen sind die ältesten Anschauungen, Ahnungen, Gedanken der Völker niedergelegt und den Sinn dieser Symbolik kann ein Versenken in jene alterthümliche Vorstellungsweise enthüllen. Wer aus wenigen Trümmern untergegangener Sprachen, deren genauere Betrachtung so arm an Resultaten ist, die Geschichte der Völker zu enträthseln und ihre Verwandtschaft zu bestimmen sich vermisst, der legt gerade das zum Grunde, was die wenigste Sicherheit gewährt. Eine reiche Litteratur, die sich durch Jahrhunderte entwickelt hat und in Meisterwerken uns erhalten ist, wird ein klares und treues Bild von dem Charakter eines Volkes geben; die abgerissenen Notizen von einzelnen Wörtern, Wortformen, Bildungsgesetzen sind für die Geschichte von sehr zweideutigem Werth und als Fackel der Kritik um so weniger zu gebrauchen, als sie selber voller Dunkelheiten sind.

Vielleicht wird Jemand uns entgegnen, man könne die Auswüchse dieses Buches gar wohl auf sich beruhen lassen; die Zeit werde ihren correktiven oder corrosiven Einfluss äussern, und die Wahrheit werde endlich auch auf diesem Wege gefördert werden. Allerdings hege ich dieselbe Ueberzeugung, wenn nämlich Jeder, der die Wahrheit sucht, sich zu gründlicher und wissenschaftlicher Forschung getrieben fühlt, um die darin ausgesprochene Richtung in allen Theilen zu bekämpfen. Wir können uns nämlich nicht verhehlen, dass in neuerer Zeit eine der Sophistik verwandte Behandlungsweise der Geschichte sich geltend machen will. Wohl hat man gesagt: die Wahrheit ist ewig, aber die Form der Erkenntniss wechselt mit der Zeit. Wir wissen es. Hat man früher die Ueberlieferung der Vorwelt gläubig aufgenommen, so legt man gegenwärtig an Alles den Prüfstein der Kritik. Und man thut recht daran. Denn Niemand kann für wahr halten, was nicht mit seinem innersten Bewusstsein im Einklang steht. Darum sollen wir darnach trachten, unsern Geist mit dem alterthümlichen Leben vertraut zu machen, und mit dem Glauben, Wissen, Denken der edelsten Völker des Alterthums unsere Seele erfüllen, damit wir durch das Anschauen des Vortrefflichsten zu wahrer Erkenntniss menschlichen Wesens und Seins gelangen. Wenn dagegen die höchste Einseitigkeit als Maasstab der Wahrheit genommen wird, weil doch ein enger Horizont mehr Klarheit und Bestimmtheit hat; wenn die grosse Vergangenheit nicht nach ihrem volksthümlichen Gepräge gewürdigt, sondern nach dem engen Rahmen der Gegenwart bemessen und jede Besonderheit und Eigenthümlichkeit in Abstractionen zersetzt und aufgefasst wird, da muss, je weniger Tiefe der Anschauung und freie Anerkennung des Alterthums gefunden wird, desto mehr eine Methode Geltung finden, welche aus wenigen allgemeinen Sätzen

Digitized by Google

mit Hülfe der Logik und Dialektik eine Menge Folgerungen entwickelt, welche, statt die Kenntniss des Alterthums zu fördern, die Gedankenverwirrung nur vermehren. Wenn nun Jemand in ungetheilter Selbstbewunderung diese Hirngespinnste für Zauberformeln gibt, um das Siegel der Vergangenheit zu lösen, so werden solche Ansprüche bei verwandten Seelen immer Beifall finden, schon wegen der Leichtigkeit, mit welcher diese Resultate gewonnen werden. Man ist des langen Weges durch eine Menge von Einzelheiten müde, man will endlich einmal zum Abschluss kommen. So viel ist schon übers Alterthum geforscht, man will endlich das Ergebniss der langen Arbeit in die neue Begriffswelt übertragen. Dazu bietet Selbstvertrauen und eine bequeme Philosophie die Hand. Daher freudiges Entgegenkommen überall.

Aber wen wahre Liebe für die Wissenschaft beseelt, der wird nicht um die Gunst der Menge buhlen. Nicht einem durch materialistische Richtungen und allerlei Gelüste aufgeblähten und in eitler Selbstbewunderung befangenen Geschlechte zu schmeicheln sind wir da, sondern den Sinn für Wahrheit sollen wir im Busen wahren und das Palladium, das von Ilium nach Rom gerettet ward, in die deutschen Gauen tragen. Grossartige und tiefe Auffassung des Alterthums hat in Deutschland immer das Leben des Volks erfasst, hat aus dem Schlummer der Selbstliebe aufgeschreckt und zu ernster That die Lässigen gespornt Hoffen wir, dass nicht ein Trugbild statt der Göttin uns geboten werde, sondern dass das Kleinod ächter Forschung des Alterthums dem Vaterlande erhalten bleibe.

Ich habe frei und offen meine Ueberzeugung ausgesprochen, Niemand zu Lieb, Niemand zu Leid. Habe ich geirrt, so soll man mich des Irrthums zeihen; mir genügt es, die Aufmerksamkeit auf den Gegenstand zu lenken.

Vicepräsident Dr. Eckstein: Sie haben einen Vortrag vernommen, der zum Kampfe herausfordert. Ehe ich zu einer Discussion über denselben auffordere, spreche ich die herzliche Bitte aus, frei von Persönlichkeiten, suaviter in modo, zu reden, damit unser guter Ruf, dass wir in unserer Polemik immer milder werden, und dass dieses gerade ein Verdienst dieser Versammlungen sei, nicht zu Schanden werde.

Hofrath Dr. Preller aus Weimar: Der angehörte Vortrag erregte schon insofern ein ungewöhnliches Interesse, als er einen persönlichen Gegensatz zweier Männer aufdeckt, welche bei grundverschiedenen Geistesrichtungen einen und denselben Gegenstand in so ganz verschiedener Weise zur Sprache bringen konnten.

Ein Zug geht durch den ganzen Vortrag, der, ich gestehe es, mich nicht wenig verletzt hat und viele unter den Anwesenden gleichfalls verletzt haben wird. Warum den Character, das sittliche Streben eines Mannes verdächtigen, der hier nicht anwesend ist und sonst durchaus unbescholten dasteht? Ich begreife nicht, wie eine bestimmte Person oder Partei gewissen Gesinnungen zu Liebe in wissenschaft-

Digitized by Google

lichen Dingen einen so ganz specifischen Geist der Wahrheitsliebe und der tieferen Forschung und Beseelung in Anspruch nehmen mag, wie es doch jetzt nicht selten geschieht und auch von dem Vorredner geschehen ist. Sollte Mommsen, er, der in kurzer Zeit der Wissenschaft so ausserordentliche Dienste geleistet hat, nicht auch von der Liebe zur Wahrheit beseelt sein? Und wie kommt Herr Gerlach dazu, im voraus seinen Abfall von freieren Ansichten in Aussicht zu stellen? Es ist wahr, dass M. seine Meinungen bisweilen auf die Spitze treibt und mit einer gewissen schroffen Keckheit hinstellt. Doch werden seine Freunde dieses bei der grossen Schärfe seiner Urtheilskraft und der Lebendigkeit seiner Empfindungen gerne mit in den Kauf nehmen, wie es denn im Grunde nur ein besonderes Merkmal von der scharf ausgeprägten Individualität und Eigenthümlichkeit seiner Ansichten von der Geschichte des römischen Volkes und Staates ist, welche ohne Zweifel eben deshalb bei Vielen einen entsprechend lebhaften Anklang gefunden hat.

Uebrigens ist M. tapfer genug, sein Schwerdt scharf genug, dass er den hingeworfenen Handschuh aufzunehmen und sich selbst zu vertheidigen wissen wird. Die nachfolgenden Bemerkungen sollen eben nur von einzelnen Punkten zeigen, wie hier sehr gut verschiedene Meinungen neben einander bestehen können.

Dass Rom gleich ursprünglich eine Handelsstadt gewesen sein soll, klingt ziemlich wunderlich, ist aber nicht so paradox, wenn man auf den Zusammenhang, wie M. sich darüber äussert, näher eingeht. Er will damit andeuten, dass Rom und die gleichzeitigen Latiner schon in sehr früher Zeit nicht blos die Agricultur und den inländischen Verkehr, sondern auch die See, den Verkehr übers Meer, mit den civilisirten Völkern des Auslandes ins Auge gefasst haben, und zwar mit Bewusstsein, weil Rom nicht zufällig grade an dieser Stelle gegründet sein kann. Lag Alba Longa, das frühere Haupt des latinischen Bundes, noch oben auf dem Berge, so wurde Rom ohne Zweifel mit Absicht (auch Cicero und Livius erkennen die Vortheile dieser Lage) in der Ebene, an dem bedeutenden und bis dahin schiffbaren Strome, in dieser Entfernung und doch auch wieder in dieser Nähe vom Meere gegründet. Dazu kommt die frühe Gründung von Ostia, der frühe Verkehr mit Cumä, mit Karthago, ja selbst mit Massilia, was auf eine viel weitere Ausdehnung und lebendigere Bewegung der damaligen Schiffahrt und des damaligen Handels deutet, als gewöhnlich hervorgehoben wird. Ich meinestheils bin überzeugt, dass grade diese grösseren Vortheile der Lage Roms für den Weltverkehr sein Uebergewicht über Alba Longa schon in so früher Zeit entschieden haben, wie sich das neue Haupt des latinischen Bundes denn auch eben deshalb und mit Rücksicht auf die Herrschaft über das benachbarte Küstengebiet sehr bald zum Nachtheile von Veji, von Antium geltend machte. — Ich selbst habe diese Verhältnisse in einer Abhandlung über Rom und Ostia ziemlich ausführlich besprochen *). Ist es zu weit gegangen, wenn man

*) Berichte über die Verh. der Königl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig 1848. 1849.

Digitized by Google

deshalb Rom einen Handelsstaat nennen oder **nur** in diesem Lichte auffassen wollte, so darf man diese Gesichtspunkte jedenfalls bei seiner ältesten Geschichte nicht ausser Acht lassen, da sich grade unter den Königen weit mehr Bewegung und weit mehr ausländisches Wesen zeigt, als es der conservativen Schule einer altherkömmlichen Tradition lieb und recht ist.

Der zweite Punkt, den ich aber nur mit einigem Bedenken berühre, betrifft die Entstehung des Königthums, ob es durch Wahl und Uebertragung vom Volke (*populi*, der bürgerlichen Gemeinde) oder durch göttliche Einsetzung entstanden sei. Der Vorredner macht es Hrn. M. zum Vorwurf, dass er die letztere Ansicht nicht hervorgehoben habe, da doch auch die Alten so geglaubt hätten. Ich denke, dass wir es hier mit zwei verschiedenen Auffassungen zu thun haben, einer juristisch-politischen und einer mythisch-religiösen, und dass in einer Geschichte des römischen Volkes und Staates, so wie Mommsen sie schreiben wollte, nur die erstere eine Stelle finden konnte. Herr G. citirte Kallimachus und andere Dichter, aber was sollen die hier, wo es sich von politischen, von historischen Entwickelungen handelt? Ueberall hat es der Historiker ja nicht mit der religiösen Idee des Königthums, sondern mit den einzelnen Königen, ihrer Entstehung, ihrer Wahl, ihrem Wechsel zu thun, der sich grade in der römischen Geschichte als ein häufig unterbrochener, durch viele gewaltsame Ereignisse bestimmter darstellt. Stimmen wir Alle darin überein, dass das Königthum von Gott sei, das Recht, die Ordnung und höchste Gewalt, welche das Recht und die Ordnung zu vertreten hat: so werden wir doch, wenn wir die Geschichte über die einzelnen Könige vernehmen, nicht anders sagen können, als dass sich das Princip der Wahl, der zufälligen Entstehung, der gewaltsamen Einsetzung in den Dynastieen sowohl, als in ihrer jedesmaligen Folge überall und bis auf die neueste Zeit geltend gemacht hat. Auch werden wir uns, was die mythische und religiöse Ansicht der Alten betrifft, mit dieser nicht einmal einverstanden erklären können. Denn die Alten glaubten an eine wirkliche Abkunft ihrer alten Königsgeschlechter von den Göttern, an eine specifische Verwandtschaft der Könige mit dem Geschlechte der Götter, wie sich z. B. die spartanischen und macedonischen Herakliden durch Herakles, die epirotischen Aeaciden durch Aeakos vom Zeus ableiteten, der einst mit der Alkmene den Herakles, mit der Aegina den Aeakos gezeugt habe: ein Glaube, welcher mit unsrer Art zu denken doch auch nicht mehr übereinstimmen will.

Was ferner die von Hrn. G. angeführten weitläufigen Genealogieen und fabelhaften Geschichten von Diomedes, Aeneas, Odysseus, ihrer Ankunft in Italien und ihren dortigen Niederlassungen betrifft, so würde es viel zu weit führen, wenn ich im Einzelnen darauf näher eingehen wollte. Nur im Allgemeinen sei meine Ueberzeugung, und es ist ohne Zweifel auch die von Mommsen, dahin ausgesprochen, dass alle diese Dinge in der Geschichte ganz und gar nicht zu brauchen sind. In mythischer und poetischer Hinsicht mögen sie interessant sein, der Historiker wird am besten thun, einen breiten Strich durch diese Fabeleien zu ziehen und sein Ge-

Digitized by Google

biet von dem der mythischen Ueberlieferung weislich und mit entschlossener Hand abzugrenzen, wie dieses schon unter den Alten Thukydides und alle besseren Historiker gethan haben. Es sind eben spätere Nachklänge der griechischen Nostendichtung, in welchen sich wieder nur ein späterer Glaube über internationalen Verkehr des höheren Alterthums und über die Wege der menschlichen Cultur darstellt. Ziehen sich diese willkürlichen Combinationen der mythischen Völkergeschichte doch selbst bis in die Geschichte des Mittelalters hinüber, da z. B. unsre Chroniken von der Abkunft der Franken von Troja, die nordischen von Kämpfen mit den Amazonen berichten.

Endlich erinnere ich mich der Ansicht, dass in dem Vaterlande z. B. des Ennius, da dieser ein so vorzügliches Latein geschrieben, doch auch schon früher und im höchsten Alterthum eine homogene Bevölkerung ansässig gewesen sein müsse. Mit demselben Rechte könnte man daraus, dass Ausonius, der aus Bordeaux gebürtige, ein so guter lateinischer Dichter war, die Folgerung ziehen, dass schon die älteste Bevölkerung von Aquitanien eine der lateinischen verwandte gewesen sei.

So lassen sich über diese und andere Punkte entgegengesetzte Behauptungen aufstellen, unter denen die Unbefangenen wählen mögen. Hier ist nicht der Ort, diesen Streit zu Ende zu bringen. Worauf ich vor allen Dingen hinweisen wollte, das ist dieses: der Antagonismus der Meinungen ist in der Wissenschaft förderlich und heilsam, (wie er zu allen Zeiten nothwendig und herkömmlich gewesen ist), so lange er mit Liebe und Schonung, mit persönlicher Achtung vor dem anders Denkenden geführt wird. Wo dagegen mit Empfindlichkeit, wo gar mit Verdächtigungen gestritten wird, da wird nur der böse Streit gesäet, den schon der alte Hesiod so schön von dem guten unterschieden hat. Da ist das alte Wort an seiner Stelle, dass aus der bösen Saat nur böse Frucht aufspriessen kann.

Prof. Gerlach: Ich protestire gegen eine solche Auffassung meines Vortrags, ich protestire gegen die Behauptung, dass ich einen Character habe verdächtigen wollen. Ich glaube, dass ein jeder Mensch von Einflüssen bestimmt werden kann, — die Erfahrung spricht dafür, — so wie auch ich unter solchen Einflüssen stehe. Das Buch Mommsen's ist von mir rein als Erzeugniss einer gewissen Richtung hingestellt worden, von der ich entschieden abweiche. Ich habe nicht von eigner Ueberzeugung geredet, wie ich das Königthum auffasse, sondern wie das römische Volk sich die Entstehung des Königthums gedacht hat; es ist hier die Rede von einem Volke, welches auch fern ist und sich nicht vertheidigen kann. In der Art, wie der Verfasser die Entstehung aufgefasst hat, tadle ich nur die logische Consequenz: der Hausherr ist Schöpfer Aller und Vater Aller und hat unumschränkte Gewalt über die Hausgenossen; aber die freien Landeigenthümer, die jenen verglichen werden, und deren Bestimmung ist, eine freie Gemeinde zu bleiben, treten zusammen und wählen sich ebenfalls einen solchen unumschränkten Herrn.

Wenn Mommsen als Zweck bei der Gründung Roms ausspricht, dass es eine

Digitized by Google

maritime Grenzfestung, ein Entrepôt sein sollte, welches den Verkehr mit dem Meere vermitteln sollte, so halte ich das für irrig, aber dem stimme ich bei, dass es schon frühzeitig Handel getrieben habe; auch ich halte es für eine der spätesten Niederlassungen in Latium. Aber wie kann eine Stadt, die 7 Stunden vom Meere liegt, eine Seestadt genannt werden?

Dass Rom früh einen Seehandel besessen haben muss, habe ich schon vor längerer Zeit gegen die Untersuchung Nitzsch's über die Gracchen bemerkt.

Was die mythische Auffassung betrifft, so trenne auch ich das mythische und das historische Gebiet, aber ich halte die Mythen nicht für absoluten Unsinn, sondern ich meine, ein historischer Kern müsse ihnen zu Grunde liegen. Sollte in den Nosten nichts auf die Landessage bezügliches gestanden haben? Diese Sagen beweisen, dass Bewohner dieses Landes sich für jenen Heros interessirt haben, also standen doch diese Völkerschaften Italiens mit den Hellenen in Beziehung. Schon die geographische Landesbeschaffenheit giebt davon Beweis.

Dies Alles ist doch gewiss nichts Zufälliges.

Hofrath Dr. Preller: Die Zeit erlaubt nicht, auf die einzelnen Punkte nochmals einzugehen. Ich beruhige mich bei der Erklärung, die Hr. Prof. Gerlach so eben abgegeben hat, dass er den Character seines Gegners nicht habe verdächtigen wollen. Aus seinem Vortrage selbst, wie ich ihn vorhin gehört und wie ihn mit mir viele Andere verstanden haben, konnte ich diese Ueberzeugung nicht gewinnen.

Vicepräsident Dr. Eckstein: Meine Herren! In lebhafter Discussion haben wir gestern Abend eine bekannte Horazische Stelle verhandelt und unser verehrter Freund Döderlein hat dabei, wie immer, scharf eingehend auf die sittliche Bedeutung, eine andere Interpunction vorgeschlagen, als sie bis jetzt in allen Büchern steht. Er unterscheidet (Sat. I, 4, 81.)

absentem qui rodit, amicum
qui non defendit alio culpante u. s. w.

und wie es dereinst heissen wird *hoc comma primus posuit Doederlinus*, so werden wir, auf die Auctorität unseres Döderlein gestützt, Herrn Hofrath Preller, der sich des abwesenden Freundes mit solcher Wärme angenommen hat, unsere Anerkennung nicht versagen, andererseits aber auch nach der offenen, unumwundenen Erklärung des Herrn Prof. Gerlach jeden Gedanken an irgend ein *culpari* unterdrücken und damit diese Sache als abgethan betrachten.

Hiermit war die Discussion geschlossen. Da die Zeit nicht ausreichte, die beiden noch auf der Tagesordnung befindlichen Vorträge der Professoren Dr. Stark aus Jena und Dr. Lothholz aus Weimar anzuhören*), so wurde die Sitzung gegen 1 Uhr geschlossen.

*) Der Vortrag von Prof. Lothholz ist diesen Verhandlungen als Beilage beigegeben; Prof. Stark hat den Abdruck des seinigen nicht gewunscht.

Digitized by Google

D r i t t e   S i t z u n g.

Altenburg, den 27. September 1854.

Der Präsident Dr. Foss eröffnete nach 10 Uhr Vorm. die heutige Sitzung, welche Ihre Hoheiten der regierende Herzog Ernst, Herzog Joseph und Prinz Moritz mit Höchstihrer Gegenwart zu beehren geruhten, und las zunächst ein zweites von dem Geh. Hofrath Dr. Kärcher in Karlsruhe eingegangenes Schreiben vor, mit welchem derselbe das Programm des dortigen Lyceums vom J. 1854 und die dazu gehörige Abhandlung: „Beiträge zur lateinischen Etymologie und Lexikographie, vierte Lieferung,“ als ein Zeichen wärmster Theilnahme an diesen Versammlungen eingesendet hat.

Nachdem der Präsident hierauf noch darauf aufmerksam gemacht hatte, dass die Liste zur Unterzeichnung auf die Verhandlungen der gegenwärtigen Versammlung im Vorzimmer aufliege, forderte er den Vicepräsidenten Dr. Eckstein auf, über die Wahl des nächstjährigen Versammlungsortes Namens der in der ersten Sitzung zur Berathung über diesen Gegenstand gewählten Commission Bericht zu erstatten.

Vicepräsident Dr. Eckstein: Nach altem Brauche wird in der dritten Sitzung die Wahl des nächsten Versammlungsortes vorgenommen; mir ist von dem zu einer Berathung darüber zusammengetretenen Comité der ehrenvolle Auftrag ertheilt, Bericht zu erstatten. Ueber die Frage, ob wir im nächsten Jahre unsern Fuss nach Nord- oder Süd-Deutschland zu wenden haben, ist bereits in Göttingen entschieden; durch eine geographische Fiction hat man dort Altenburg zu Süd-Deutschland gerechnet. Haben nun auch die rauhen Winde und der kalte Regen in den jüngsten Tagen uns das hiesige Clima als nichts weniger denn südlich gezeigt, so ist uns doch jene Kälte durch desto wärmere Theilnahme in allen Kreisen dieser Stadt ersetzt und durch edle Gastlichkeit und herzliches Entgegenkommen die Göttinger Fiction gerechtfertigt. Darum konnten wir auf Heidelberg, Stuttgart, Frankfurt a. M., Wiesbaden keine Rücksicht nehmen; nach dem Norden mussten wir unsere Blicke wenden. Schon seit Jahren ist davon die Rede gewesen, eine Versammlung in dem freundlichen Dessau zu halten, auch Weimar würde uns nach thüringischer Weise willkommen heissen; allein beide Städte liegen Altenburg zu nahe. Deshalb ist unsere Wahl auf Hamburg gefallen. Wenn diese Stadt nicht schon früher als Versammlungsort in Frage gekommen ist, so war dies durch den norddeutschen Schulmänner-Verein verhindert, der gerade in den Städten jenes Theils vom nördlichen Deutschland seine

Digitized by Google

Versammlungen gleichzeitig mit den unsrigen zu halten pflegte. Jener Verein bat bereits in Göttingen sich uns angeschlossen, auch hier sehen wir mehrere seiner eifrigsten Mitglieder in unserer Mitte; gehen wir daher jetzt in sein früberes Gebiet, um die Vereinigung vollständig zu machen. Der bohe Senat jener freien Stadt hat anf eine vorläufig gestellte Anfrage ein förmliches Conclusum gefasst, in welchem erklärt wird, dass dieser Versammlung nicht nur nichts im Wege stehe, sondern dass es der Senat auch gern sehen werde, wenn sich die Herren Philologen in Hamburg versammeln wollten. Bei diesem freundlichen Entgegenkommen glauben wir Ihnen gar keine Wahl aufbürden zu dürfen und schlagen einfach Hamburg als den nächsten Versammlungsort vor. Ich ersuche den Herrn Präsidenten die Discussion darüber zu eröffnen und dann die Abstimmung zu veranlassen.

Präsident: Die Frage über die Wahl des nächstjährigen Versammlungsortes bängt mit der Frage über die Wahl des Präsidenten so genau zusammen, dass die Discussion und Abstimmung darüber sich nicht wohl wird trennen lassen. Ich ersuche daber den Herren Referenten, falls derselbe damit übereinstimmt, fortzufahren und seinen Bericht zu beendigen.

Vicepräsident Dr. Eckstein: In Bezug auf die Wahl des Präsidenten haben wir uns streng an die Statuten gehalten, in deren sechstem Paragraphen nach der Berliner Fassung vorgeschrieben ist: „Dem Vereine steht ein Präsident vor.“ Der unter uns anwesende Professor Petersen bat entschieden erklärt, die Wahl zum Vorsitzenden, falls dieselbe ihn treffen sollte, ablehnen zu müssen. Von dem Herrn Director Kraft, der leider durch einen Trauerfall in seinem Hause verhindert ist seinen Vorsatz bierher zu kommen auszuführen, desgleichen von dem Herrn Professor Ullrich wissen wir nicht, ob sie zur Annahme der Wahl bereit sind. Darum wollen wir Ihnen blos einen Präsidenten vorschlagen und es diesem überlassen sich einen Vicepräsidenten selbst zu wählen. Dieser von uns ausersehene Präsident ist der Senator und Protoscholarch Dr. Hudtwalcker, ein vollberechtigtes Mitglied unseres Vereins. Er bat nicht blos schon auf dem *Gymnasium illustre* zu Gotha unter Jacobs und Döring den Grund zu einer tüchtigen philologischen Bildung gelegt, sondern auch als eine reife Frucht seiner academischen Studien die Schriften *de arbitris Atheniensibus* und die Abhandlung über die öffentlichen und Privat-Schiedsrichter in Athen herausgegeben; er ist aber auch Schulmann, und hat sich in seiner hohen amtlichen Stellung als Protoscholarch um das gesammte Schulwesen jener freien Stadt grosse Verdienste erworben.

Auf die Frage des Präsidenten wurde die Wahl Hamburg's zum Versammlungsorte für das nächste Jahr und die Wahl des Senator Dr. Hudtwalcker zum Präsidenten der funfzehnten Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten einstimmig genehmigt. Das Präsidium übernahm es, letzteren alsbald hiervon in Kenntniss zu setzen.

Uebergehend zum nächsten Gegenstande der Tagesordnung ersuchte der Präsident den Professor Dr. Visober aus Basel die Rednerbühne zu besteigen und die

Digitized by Google

verheissene Skizze des Parnass und seiner Umgebung der Versammlung vorzutragen.

Professor Vischer: Die Aufforderung unseres verehrten zweiten Präsidenten, der Versammlung einige Mittheilungen über meine im Frühling 1853 durch Griechenland gemachte Reise vorzutragen, brachte mich in nicht geringe Verlegenheit. Griechenland ist in neuerer Zeit ein viel bereistes Land geworden; in dieser Versammlung selbst befinden sich Mitglieder, welche länger daselbst verweilt, es gründlicher kennen gelernt haben, als mir bei einer verhältnissmässig kurzen Wanderung vergönnt worden ist, und bei den übrigen kann ich eine solche Kenntniss aus Büchern voraussetzen, dass auch ihnen ich kaum etwas neues zu bieten vermag. Ueberdies ist es schwierig, aus einer längeren Reise einen einzelnen Gegenstand so herauszugreifen, dass er ein einigermassen abgerundetes, in sich geschlossenes Ganze bildet und sich zugleich in die engen Zeitgränzen fügt, die uns hier gezogen sind. Wenn ich dennoch der Aufforderung Folge leiste, so geschieht es, weil ich schon oft diese Versammlungen besucht, verhältnissmässig selten aber gesprochen habe und es als eine Pflicht der Mitglieder ansehe, hie und da wenigstens, das Ihrige zu den Verhandlungen beizutragen, weil ich ferner weiss, dass man selbst von Reisen durch bekannte Gegenden den frisch Heimgekehrten gerne erzählen hört, ohne gerade nur Neues zu verlangen, und endlich weil mir selbst jede Erinnerung an jenes herrliche Land immer neue Freude bringt, jenes Land, das, wie mir gestern ein Freund treffend bemerkte, jedem, der es bereist, „es anthut.“

Zum Gegenstande des Vortrages habe ich nicht eine specielle Untersuchung über eine topographische oder archäologische Frage gewählt, so lockend es sein mochte, gerade jetzt über die durch die vorjährigen Ausgrabungen blossgelegten westlichen Abhänge der Akropolis von Athen zu sprechen, oder über die Pnyx und das Pelasgikon. Eine solche Untersuchung bedarf zu eingehender Erörterung, um sich für eine grössere Versammlung zu eignen. Ueberdies steht nächstens eine genaue, an Ort und Stelle verfasste Kritik der Beuléschen Leistungen von meinem verehrten Freunde, Herrn Legationssecretär A. von Velsen in Athen zu erwarten. Ich will Sie auch nicht von den gegenwärtigen Zuständen des Königreiches, seinen Aussichten, Hoffnungen und Befürchtungen unterhalten; das Urtheil darüber ist jetzt zu sehr abhängig von politischen Sympathieen und Antipathieen, und es ist schwer sich bitterer Bemerkungen zu enthalten, wenn man sieht, wie fast das ganze sogenannte liberale Europa, „um die Civilisation zu schützen,“ die Herrschaft der Barbaren in Schutz nimmt, wie jede nationale Regung der Griechen nur als ein Produkt russischen Geldes dargestellt werden will und daher auch die schnödeste Misshandlung eines der Hülfe bedürftigen Volkes und des seine Gefühle theilenden Fürsten auf den unbedingten Beifall des grössten Theils der Presse rechnen darf. Wenden wir uns von diesen peinlichen Betrachtungen ab und folgen Sie mir in einen Theil Griechenlands, der ebenso sehr durch die reichen Erinnerungen aus dem Alterthume, als

Digitized by Google

durch die grossartige Erhabenheit seiner Natur einen unbeschreiblichen Reiz hat und wiederholte Betrachtung verdient, wobei ich im voraus bemerke, dass meine Darstellung nicht auf Neuheit Anspruch macht, sondern nur als Ausdruck eigener Anschauung Ihre Aufmerksamkeit auf einige Augenblicke in Anspruch nehmen möchte.

Es ist bekannt, dass kaum ein anderes Land so sehr wie Griechenland durch die Gestaltung seiner Gebirge, den Lauf der Gewässer und die tief einschneidenden Buchten des Meeres in eine grosse Zahl fest abgeschlossener Gebiete geschieden ist, welche neben anderen Ursachen die reiche Mannichfaltigkeit seines gesammten Lebens im Alterthume bedingt haben. Am stärksten ist diese Eigenthümlichkeit in dem Peloponnese ausgeprägt, wie das in dem vortrefflichen Werke von E. Curtius, dessen Vorzüge man erst an Ort und Stelle recht würdigen lernt, meisterhaft ausgeführt ist. Während aber im Peloponnese die Gebirge gleichsam nur als die mächtigen Gränzwälle der einzelnen Landschaften erscheinen und die Landschaften selbst durch die von ihnen umschlossenen Becken gebildet werden, tritt in dem mittleren Griechenland ein gewaltiger Gebirgsstock selbständig hervor und bildet den beherrschenden Mittelpunkt mehrerer sich an seine Abhänge lehnender Landschaften. Es ist das der Parnass, jetzt der Liákoura genannt, dessen fast das ganze Jahr durch schneebedecktes Haupt über die meisten umliegenden Berge stolz hervorragt und aus einem grossen Theile Griechenlands gesehen wird. Er bildet nicht, wie die hohen Gebirge des Peloponnesos, besonders der Taygetos und das Nordgebirge Arkadiens, und wie die meisten bedeutendern Berge des nördlichen Griechenlands, eine längere Kette mit einzelnen hervortretenden Spitzen, sondern erscheint als eine breite, fast viereckige, nach allen Seiten bestimmt abgeschlossene Gebirgsmasse, die nur nach Westen mit den hohen Gebirgen Aetoliens durch ein Joch zusammenhängt und fast überall steil abfällt. Eine fast gerade Linie bildet seine Südseite, die sich in einer Länge von ungefähr sieben bis acht Stunden von Osten nach Westen erstreckt, etwa von der Schiste bis über das Dorf Chrysó hinaus gegen Sálona zu. Nicht viel kürzer ist die fast in rechtem Winkel sich anschliessende Westseite, von der Ebene von Sálona bis zu dem Chane von Graviá oder dem alten Kytinion. Die nördlichen Abhänge bilden eine weniger gerade Linie, treten vielmehr in ihrem östlichen Theile in der Gegend von Velitza nach Süden zurück und gehen in stark geschweiftem Bogen in die südliche Richtung über, so dass die Ostseite des Gebirges bedeutend kürzer ist als die übrigen. Aber was an Längenausdehnung hier fehlt, ist reichlich durch die Höhe ersetzt, indem die Massen sich mächtiger zusammendrängen und die höchsten Gipfel hier emporsteigen lassen. Der Charakter des ganzen Gebirges ist vorherrschend rauh und erhaben, obwohl wir auch am Parnass Mannichfaltigkeit und überraschende Abwechselung nicht vermissen. Die Ueppigkeit der Vegetation, wie sie am Taygetos und in den Gebirgen des nördlichen Euböa den Wanderer in Entzücken setzt, kommt freilich am Parnass nirgend vor, aber doch wechseln mit schroffen Felsabhängen, schneebedeckten Gipfeln und ganz öden Schluchten wohlcultivirte, sanftere Abhänge, liebliche, reichbewässerte Gründe und schattenreiche Thäler, wie

Digitized by Google

Sie sehen werden, wenn Sie mich bei der Wanderung um und auf das Gebirge begleiten wollen.

Es war gegen Ende Mai's des vorigen Jahres, als ich von Böotien her mich dem Parnasse näherte, der von dort angeschaut einen sehr imposanten Anblick gewährt. Von dem Gipfel ziehen sich zwei auseinanderlaufende Grate steil nach der Ebene hinab, die fast wie zwei besondere Berge aussehen, und es drängte sich mir auf diesem Wege mehr als einmal der Gedanke auf, ob etwa das Epitheton „des zweigipfligen", das Ulrichs *) von den zwei Felswänden bei Delphi hergeleitet hat, auf die Gestalt zu beziehen sei, in der der Berg dem auf der heiligen Strasse von Böotien Herannahenden erscheint. Streng genommen sind es freilich nicht zwei Gipfel, *κορυφαί*, aber der älteste Ausdruck *δίλοφος*, bei Sophokles in der Antigone, würde so übel nicht passen, und es ist vielleicht nicht zufällig, dass die Tragödien, in denen Sophokles und Euripides den Berg zweigipflig nennen, in Theben spielen. Wenn aber auch wirklich ursprünglich jene zwei Felsen gemeint sind, so mag doch der Anblick des Berges von dieser Seite zu der spätern Uebertragung der zwei Gipfel auf den ganzen Berg mitgewirkt haben. Nachdem man von der letzten böotischen Stadt Chäroneia, dem heutigen Kaprena, auf dem sich Abends sehr früh die Schatten des Parnasses lagern, etwa eine halbe Stunde westwärts im Kephissosthale gegangen ist, wendet sich der Weg links nach Süden, und man tritt in das Thal des von Süden herkommenden Flüsschens Platania, das Helikon und Parnass trennt. Anfangs hat es eine ansehnliche Breite von wohl einer Stunde. Links vom Wege auf zwei kahlen Hügeln, den letzten westlichen Ausläufern des Helikon, zeugen hellenische Ruinen von der einstigen Stadt Panopeus. Sie war zur Zeit des Pausanias so heruntergekommen, dass er sie kaum Stadt nennen mag, und das Interessanteste, was er dort sah, waren einige Klumpen von dem Lehme, aus dem Prometheus die Menschen geformt hatte. Der vortreffliche, aber unglaublich abergläubische Mann fand denn auch, dass sie den Geruch von Menschenhaut hatten. Die ausgedehnten, bis in das Thal herablaufenden Mauern von Panopeus sind besser erhalten, als die mancher damals noch glänzenden Stadt, und erinnern an ihre Bedeutung in der ältesten Zeit. Um so elender sind aber die Hütten, die am Fusse des Hügels bei der Kirche des heiligen Blasios liegen. Einen angenehmen Contrast bildet das gegenüber auf einer vom Parnasse vorspringenden sanften Höhe liegende Dorf Dávlia, von allerlei Bäumen und fruchtbaren Geländen umgeben. Südlich wird es von einem steilern Hügel überragt, auf dem die weithin sichtbaren Mauern des alten Daulis oder Daulia stehen, einst des Sitzes der bis in den spätern Mittelpunkt des hellenischen Lebens vorgedrungenen Thraker und der Mythen von Tereus, Philomele und Prokne. Hinter den beiden Hügeln des alten und neuen Daulia bedecken dunkle Tannenwälder die Abhänge des Parnasses. Bald nach Panopeus aber zieht sich das Thal enger zusammen, die Vegetation ist ziemlich dürftig, die Gegend fast unbebaut. Neue, aber verfallene

*) Reisen und Forschungen in Griechenland. S. 48 ff.

Digitized by Google

Mauern, die den Weg fast verschliessen, erinnern an die Kämpfe mit den Türken im Befreiungskriege. Nachdem man einige Stunden in südwestlicher Richtung dem Thale gefolgt ist, das weiterhin sich nach Distomo, dem alten Ambrysos, hinaufzieht, fällt von der linken Seite die gerade von Livadia kommende Strasse ein. Wer nach Delphi will, wendet sich rechts ein immer einsamer sich gestaltendes Thal hinauf, das sich zwischen den Parnass und den niedrigern, südlich gelegenen Xerovuni, den alten Kirphis, hineinzieht, wo man bald an die berühmte Stelle kommt, wo „der Scheideweg von Delphi und von Daulia zusammentrifft." (*σχιστὴ δ' ὁδὸς ἐς ταὐτὸ Δελφῶν κἀπὸ Δαυλίας ἄγει* Soph. Oed. Tyr. 734.) Es ist ein von der Natur gemachter Dreiweg, indem drei Thäler zusammenstossen, oder, wie man sich richtiger ausdrückt, das von Delphi kommende Thal sich links und rechts in zwei andere spaltet, in denen die Wege ihre von der Natur vorgeschriebene Richtung verfolgen. Es ist einer der wildesten, einsamsten Punkte in Griechenland. Nirgend ist eine menschliche Wohnung sichtbar, in der nächsten Umgebung keine Spur menschlicher Cultur, die Bergabhänge sind fast nackt, nur da und dort mit spärlichem Gebüsche bewachsen. Gerade wo die Wege zusammentreffen, erinnern einige krüpplichte Stacheleichen an den Eichenhain des Sophokles, und mehrere Steinhaufen erlauben der Phantasie sich den Grabhügel des Lajos und seines Wagenlenkers zu vergegenwärtigen. Die Poesie konnte kaum einen trefflicheren Ort wählen, als sie den Schauplatz des verhängnissvollen Vatermordes aus der Nähe von Theben hieher verlegte. Der Eindruck der Lokalität ist noch jetzt der Sage ganz entsprechend, nur vielleicht noch trauriger als im Alterthum. Der Eichenwald, wie gesagt, ist grossen Theils verschwunden, statt der *τριπλαῖ ἀμαξιτοί*, des dreifachen Fahrweges, sind nur Pferden gangbare Wege da, und selbst das ehemals in der Nähe gelegene türkische Dörfchen Bárdana, nach dem der Scheideweg den Namen *τὸ σταυροδρόμι τῆς Μπάρδανας* gehabt haben soll, ist jetzt so vergessen, dass mehrere Leute der Umgegend, die ich deshalb befragte, von dem Namen nichts wussten, sondern den Ort nur Steno, den Engpass, nannten. Denn von der Schiste an steigt der Weg in einer engen Schlucht ziemlich steil, und nicht weit oberhalb derselben laufen von beiden Seiten rohe Mauern von zusammengelesenen Steinen zusammen, wie man sie in vielen Engpässen Griechenlands findet, in Eile aufgeführt, um den Schützen gegen den andringenden Feind zu decken. Diese hier hatte Odysseus 1823 gegen die von Böotien herkommenden Türken errichtet. Erst eine halbe Stunde aufwärts liegt ganz einsam der Chan von Zémeno mit einem reichlichen Brunnen. Wie die Ermordung des Lajos in dieser Gegend unbedenklich Räubern zugeschrieben wurde, so ist sie auch gegenwärtig nicht selten von solchen unsicher gemacht. Wenige Tage, ehe ich durchkam, hatte sich eine Bande dort festgesetzt und zahlreiche Reisende beraubt, bis die wackern Arachoviten dem Unwesen ein Ende machten. Sie griffen die Wegelagerer an, verwundeten einen und nahmen ihn gefangen, die übrigen flüchteten sich nach der Küste und setzten in einem Boote über den Meerbusen von Korinth nach dem Peloponnese. Noch steigt man eine geraume Strecke, bis man die Höhe des Passes erreicht, von der das Wasser ostwärts

Digitized by Google

dem Kephissosgebiete zufliesst, westwärts aber der Ebene von Sálona. Diese Wasserscheide verbindet die Südabhänge des Parnasses mit dem viel niedrigern, dürren Kirphis, der, eigentlich nur der südliche Ausläufer des Parnasses, sich bis an die Küste erstreckt. Aus einer Schlucht des Parnasses kommt der Pleistos herab, der damals ziemlich wasserreich war, und wo der Weg ihn überschreitet, liegen theils rechts auf einem Plateau, theils dicht am Bache selbst allerlei ziemlich unansehnliche Ruinen, vielleicht die von Kyparissos oder Aeolidae, denn es mit Bestimmtheit zu entscheiden ist bei den dürftigen Nachrichten unmöglich. Der Ort muss einst den Pass vollständig beherrscht haben. Ein Weg führt dem in tiefer Schlucht hinfliessenden Pleistos folgend unmittelbar nach Sálona, während rechts ein anderer sich an den Höhen des Parnasses nach Arachova hinaufwindet. Die steilen Abhänge sind, oft terrassirt, sorgsam mit Reben bepflanzt, die einen vortrefflichen Wein liefern und für den Fleiss der „gräcisirten Slaven“ von Arachova, wie sie Fallmerayer nennt, ein sehr günstiges Zeugniss ablegen. Der Flecken liegt mehr als dreitausend Fuss über der Meeresfläche, höchst malerisch amphitheatralisch an der Höhe sich hinaufziehend, zu oberst die Kirche, bei der im Befreiungskriege Karaiskakis aus türkischen Köpfen eine Pyramide errichtet hatte. Arachova macht nicht weniger durch das saubere, hübsche Ansehen seiner Häuser, als die kräftigen, schönen Gestalten der Bewohner einen angenehmen Eindruck auf den aus den Niederungen Böotiens kommenden Wanderer. Gleich beim Eintritte in den Ort begegneten mir drei Mädchen, so schön, wie ich sie selten in Griechenland getroffen habe. Mögen daher die Arachoviten wirklich, wie der Name ihres Ortes, der aber keinen vollständigen Beweis geben kann, slavischen Ursprungs sein, oder sich hier, wie ohne Zweifel auch in anderen Theilen des Gebirges, Reste der alten Phokier erhalten haben, was ich nicht zu entscheiden vermag und auch für höchst gleichgültig ansehe, wir finden jedenfalls in ihnen einen jetzt ganz griechischen, tüchtigen, arbeitsamen Menschenschlag, einen Schlag, der namentlich auch den Landbau mit Ausdauer und Erfolg betreibt, was ich oft den heutigen Griechen mit Unrecht habe absprechen hören. Denn hoch auf dem Parnasse werden wir später die Felder und Wiesen der Arachoviten nicht weniger wohl besorgt finden, als hier die Weinberge. In dem Chane, wo ich eine Stunde Mittagsrast hielt, brachte der Besitzer, als ich kaum eingetreten war, mit einem eigenthümlichen Zug von Theilnahme ich weiss nicht mehr welche athenische Zeitung, in der ein langer Leitartikel die damals von König Leopold von Belgien nach Berlin und Wien gemachte Reise besprach und diesem Fürsten reichliches Lob spendete. Mehr als einmal habe ich in verschiedenen Gegenden Griechenlands die Wahrnehmung gemacht, dass Leopold, den ja einst die Griechen sich zum Könige erkoren hatten, von einer fast mythischen Glorie umflossen ist. Das Gedeihen Belgiens, von dem wohl auch Kunde nach Griechenland dringt, wird mit den eigenen, nicht allzu erquicklichen Zuständen verglichen und, was von den verschiedensten, nicht in eines Einzigen Hand liegenden Verhältnissen abhängt, der Persönlichkeit des Herrschers zugeschrieben. Wie unklar aber die Vorstellungen gelegentlich sind, mögen Sie dar-

Digitized by Google

aus abnebmen, dass einmal mir zu Ehren eine Gesundheit ausgebracht wurde auf die Schweiz und — ihren Fürsten Leopold!

Obwohl Spuren einer alten Ansiedlung in Arachova selbst ganz fehlen, so vermuthet doch ungefähr an dieser Stelle Ulrichs das alte Anemoreia nnd führt einige Mauerreste westlich vom Flecken an. Ich sah in dem Hofe des Chanes eine antike Säule, die aber anderswoher gebracht sein kann. Von Arachova führt ein steiler Weg über den schroffen Petritisberg zu den Hocbebenen des Parnasses und den Kalyvien der Arachoviten. Wiewohl ich diesen einschlug, wollen wir doch einstweilen am Fusse bleiben und dem Wege folgen, der unter den schroffen Wänden des genannten Bergs und der Phädriadischen Felsen nach Delphi führt. Ueber die alte Begräbnissstätte, auf der zahlreiche Felsengräber offen stehen und Sarkophage umberliegen, vorbei an der sogenannten Marmariá mit den Grundmauern des Tempels der Athene Pronoia und einigen anderen Heiligthümern, dann am Kloster der Panagia, erreicht man in etwa zwei Stunden das in die Trümmer der alten Stadt gebaute unansehnliche Dorf Kastrí. War das Thal schon früher imposant nnd wild, so steigert sich hier der Charakter zur grossartigsten, feierlichen Erhabenheit, an der kaum eine andere Gegend Griechenlands sich mit Delphi messen kann, und wer auch jetzt die Thalschlucht gesehen hat, begreift leicht, wie gerade hier man einst die göttliche Offenbarung zu vernehmen glanbte. Senkrecht steigen über dem Orte die Felsen empor, die im Alterthume die Phädriaden hiessen, jetzt Phlempukos der östliche, Rhodinî der westliche. Wo sie in scharfem Winkel zusammenstossen, stürzt von der Höhe ein Giessbach herab und eilt, nachdem er das Wasser der am Fusse des Phlempukos hervorsprudelnden Kastalia aufgenommen hat, in jähem Bette dem tief unten vorbeifliessenden Pleistos zu. Auf dem abhängigen Gelände zwischen den Felsen und dem Pleistos lag halbkreisförmig die alte Stadt mit ihren vielen heiligen und profanen Gebäuden, der Apollotempel, die Lesche, das Theater und Stadion westlich von dem vorher erwähnten Bache unter dem Felsen Rhodinî, das Gymnasium, der Tempel der Athene Pronoia und mehrere andere östlich, unter dem Phlempukos. Jenseits des Pleistos erhebt sich nur mässig und sanfter der Kirphis, mit seinen zum Theil grünen Abhängen einen schönen Contrast zu den glänzenden Felswänden des Parnasses bildend. Aufwärts sieht man bis zu der Kirche von Arachova, abwärts ist der Blick durch den felsigen Vorsprung beschränkt, auf dem sich die Mauern des Philomelos herabziehen. Das delphische Felsenthal ist ein abgeschlossenes Heiligthum, wie ein hellenisches Kunstwerk an Umfang klein, aber in seinen Formen vollendet. Geht man aber bis zu den heutigen Tennen der Kastriten und der Kirche des h. Elias vor, wo ohne Zweifel einst der Versammlungsplatz der Amphiktyonen war, so überblickt man die fruchtbare Krisäische Ebene, und der Blick reicht über das Meer zu den Bergen des Peloponneses. Die nicht unbedeutenden, aber zum grossen Theil unter dem Schutte und den Häusern der Kastriten verdeckten Ueberreste zu beschreiben werden Sie mir um so eher erlassen, als nach den überaus sorgfältigen Untersuchungen meines verstorbenen Freundes Ulrichs wenig

Digitized by Google

neues zu sagen ist, und neuerdings mein ehemaliger Schüler und jetziger College Dr. Merian auch nach eigener Anschauung in einer fleissigen Monographie Alles zusammengestellt hat. Am lebendigsten vergegenwärtigt man sich das Alterthum an den bekannten Quellen. Noch spendet der eigentliche Stadtbrunnen, die alte Delphusa, jetzt Kerná, reichliches Wasser, noch befeuchtet die Kassotis, die einst den heiligen Lorbeer tränkte, das Gärtchen bei der Kirche des h. Nikolaos, wo bis vor zwei Jahren der einzige Lorbeerbaum des delphischen Thales grünte. Ich habe ihn noch gesehen, aber dürr und abgestorben. Am schönsten aber und am wenigsten verändert sieht man die mächtige kastalische Quelle aus den Spalten des Phlempukos in das gleiche Bassin sprudeln, in welchem einst die sich zu reinigen hatten, welche den Tempel betreten wollten, um die Stimme des Gottes zu vernehmen. Bis vor wenigen Jahren stand einige Schritte von der Kastalia, an dem Brunnen, in den ihr Wasser geleitet wird, eine uralte Platane, von der Ulrichs schon beklagte, dass sie der Aeste beraubt sei. Seitdem ist die Zerstörung weiter gegangen. Wie man mir in Kastrí erzählte, fand vor wenigen Jahren ein utilitarisch gesinnter Dimarch, sie nütze nichts, und liess sie umhauen und aus dem Holze Fässer machen. Auch dieser Baum war der einzige seiner Art im Thale. Die Umgebung von Kastrí ist jetzt fast baumlos. Getreidefelder bedecken die culturfähigen Abhänge, deren eben eingeerndtete Garben bei meiner Anwesenheit auf den Tennen aufgehäuft wurden, um ausgetreten zu werden. Nur das östlich von der Kastalia auf dem Platze des alten Gymnasiums gelegene Kloster der Panagia ist von schönen Oel- und Maulbeerbäumen umgeben.

Dass unter dem Schutte noch reiche Entdeckungen zu machen sind, ist kaum zu bezweifeln. Doch verlassen wir jetzt Delphi und wenden uns, vorerst die Höhe des Gebirgs noch bei Seite lassend, weiter nach Westen. Keine Stunde gebraucht man, um auf dem felsigen und theilweise steilen Wege nach der Ebene hinabzusteigen, wo zur Rechten das stattliche Dorf Chrysó zwischen Bäumen am Abhange des Parnasses liegt, zur Linken ein kahler, von uraltem Mauerwerk umgebener Hügel schroff in die Ebene vorspringt. Es ist das sogenannte Stephani, die Ruine des alten Krisa, das von dieser Seite vollständig den Zugang zum delphischen Thale beherrschte, wie jene oben erwähnte alte Stadt am Pleistos von der andern. Hier fand sich bis vor nicht langer Zeit jene vielbesprochene, ehrwürdige Inschrift, n. 1 im *Corpus Inscriptionum*, deren Verschwinden zuerst Welcker berichtet hat. Auch ich habe nach langem Suchen mich überzeugt, dass wenigstens an dem von Ulrichs genau bezeichneten Platze sie nicht mehr existirt. Nur fand ich den von Welcker noch gesehenen Altar selbst auch nicht mehr *). Unter dem Stephani dehnt sich von Chrysó bis nach Sálona und vom Parnass bis ans Meer die schöne Krisäische Ebene

*) Dagegen bemerkte ich einige hundert Schritte ausserhalb des Stephani gegen Chrysó zu bei der Kirche der Panagia einen grossen, altarartig bearbeiteten Felsblock mit der halbkugelförmigen Vertiefung der Eschara. Eine Inschrift ist aber hier nicht.

Digitized by Google

aus. Sie gehört jetzt mit Ausnahme des dem Meere zunächst gelegenen Striches zu den fruchtbarsten und bestbebauten Theilen des Königreiches, und man begreift leicht, dass es die Umwohner einst schwer ankommen musste, auch nur einen Theil davon als verfluchtes Land unbebaut zu lassen *). Ein prachtvoller Olivenwald bedeckt jetzt einen grossen Theil derselben, gegen dessen bläuliches Grün die an feuchten Stellen üppig wuchernden Oleander und Granaten mit ihren rothen Blüthen zierlich abstachen. Auf den anstossenden Feldern stand das Getreide in üppigster Pracht, was aber meinen Courier nicht hinderte, mitten durch zu sprengen. Gegen Sálona zu treten an die Stelle der Oelbäume und des Getreides meist Weinpflanzungen, vor denen gemauerte Keltern angebracht sind, aus denen der ausgepresste Traubensaft in cisternenartige Behälter läuft.

Die Stadt Sálona liegt im nordwestlichen Winkel der Ebene weitläufig zwischen Gärten an den sanft ansteigenden ersten Höhen des lokrisch-ätolischen Gebirges, nur etwa eine halbe Stunde von dem westlichen Fusse des Parnasses. Die Häuser, obwohl meist nur aus Lehm gebaut (einer Art *πλίνθος ὠμή*), sind hübsch und ziemlich gross, und über der Stadt thronen auf einem steilen Hügel die malerischen Ruinen der mittelalterigen Burg der Herren von Sálona, die auf die festen Reste der alten Akropolis von Amphissa gebaut war. Unter und zwischen dem fränkischen Gemäuer stehen grosse Stücke hellenischer Mauern theils aus Quadern, theils aus grossen Polygonen aufgeführt; auch zwei alte Thore sind noch erhalten und ein Wasserbehälter. Aus dem Burgfelsen sprudelt nach der Stadtseite hin in einer Reihe von Brunnen eine ausserordentlich reiche Quelle hervor.

Aus der Ebene von Sálona führt der Weg nach Doris fast in gerader nördlicher Richtung zwischen dem Parnass und Koraxgebirge durch. Die Gegend hat einen ganz alpinen Charakter und ausser dem Dorfe Topolia, das ich rechts liess, trifft man keine Wohnung an; nur da und dort sieht man auf den Berghöhen einen kleinen Weiler. Anfangs zieht sich der Weg an den westlichen Abhängen des Parnasses hin, von dem mehrere kleine Bäche herabkommen; links unter sich hat man ein schmales Thal, in welchem der Lauf des fast trockenen Baches durch die rothen Oleanderblüthen weithin bezeichnet war. Ueber demselben erhebt der höchste Berg des mittleren Griechenlandes, der Kionia, sein mehr als achttausend Fuss über das Meer aufsteigendes, am Ende Mai's noch weithinab mit Schnee bedecktes Haupt,

---

*) Forchhammer machte mir nach dem Vortrage die Bemerkung, die Verfluchung des Kirrhäischen Gebietes habe nur den ohnedies zur Beackerung untauglichen Theil der Ebene zunächst dem Meere betroffen. Allein aus *Aeschin.* 3, §. 119 ff. und *Demosth.* 18, 150 ff. geht deutlich hervor, dass die Amphissäer nicht nur durch Benutzung des Hafens und Errichtung von Ziegelbrennereien, sondern auch durch eigentliche Beackerung (*γεωργεῖν*) und Erbauen von Wirthschaftsgebäuden (*οἰκία*) die angebliche Versündigung begangen hatten. Wie weit aufwärts das Kirrhäische Gebiet gereicht habe, wissen wir freilich nicht, bestimmt aber doch über jenen unfruchtbaren Küstenstrich und ohne Zweifel ziemlich weit, da die Amphissäer behaupten konnten, das bebaute Land gehöre zu ihrem Gebiete. *Demosth.* a. a. O. Vgl. auch *Strabo* p. 419. *C.*

Digitized by Google

hinter dem sich der fast gleich hohe, lange Rücken des Vardusia von Norden nach Süden hinstreckt. Der schönste Punkt des Weges ist an einer frischen Quelle, auf der Höhe des Passes, welche den Parnass mit dem ätolischen Gebirge verbindet. Von dieser Höhe aus senkt sich der Weg nach Norden, das Thal wird enger und die Schneegipfel des Korax*) verschwinden, aber seine Vorberge bilden mit dem Westabhange des Parnasses einen engen Pass Ambleni, wo wieder an zwei Stellen Mauern aus dem griechischen Befreiungskriege von beiden Seiten bis an den Weg zusammenlaufen. Ein Bach plätschert in der Mitte über Steine und Felsen hinab, von Platanen dicht beschattet. Tannen und verschiedene Eichenarten, besonders eine sehr schöne mit tief eingeschnittenen Blättern, bilden mit den jäh aufsteigenden Felsen und buschigen Abhängen eine angenehme Abwechselung, dazwischen kommt hie und da eine kleine, mit Gras oder Getreide bewachsene, grüne Fläche. Es ist eine fast schweizerische Gegend, und ich hätte mich in mein Vaterland versetzt geglaubt, hätten nicht die Stacheleichen und orientalischen Platanen mich erinnert, dass ich mich im Süden befinde. So geht man auf steilem, schlechtem Wege abwärts, bis man das etwa fünf Stunden von Sálona entfernte Graviá erreicht. Dieser Ort besteht nur aus wenigen Hütten und zwei Chan's, hat aber eine gewisse Bedeutung durch seine Lage am Eingange des Passes und einen Namen durch den tapferen Widerstand, den hier im Jahre 1821 Odysseus und Guras den überlegenen Schaaren des Omer Vriones und Mehemet Pascha leisteten. Das abgelegene Bergdörfchen hat vor kurzem eine Schule erhalten, wo bei meiner Anwesenheit ein junger, eifriger Lehrer die neudorische Jugend eben unterrichtete. Unter kleinen Jungen bemerkte ich einen fast erwachsenen Burschen, der sich nicht scheute, in einer Elementarschule die früher versäumten Kenntnisse nachzuholen, eine Erscheinung, die in Griechenland nicht selten ist und für die Lernbegierde des Volkes kein schlimmes Zeugniss ablegt. Der muntere Lehrer, den ich einen Augenblick störte, um unter dem natürlich glaslosen Fenster ein Gespräch anzuknüpfen, zeigte wenigstens mehr geographische Kenntnisse, als ich sonst oft fand. Denn als ich ihm auf die Frage nach meinem Vaterlande die Schweiz nannte, antwortete er mit einer gewissen Befriedigung: Ja, das kenne ich aus der Geographie.

Bei Graviá ändert sich mit einem Male die ganze Physiognomie der Gegend. Man tritt in das grosse Becken des obern Kephissos, das sich von dem Punkte, wo das ätolische Gebirge mit dem Oeta zusammenstösst, in südöstlicher Richtung bis zu dem alten Parapotamioi hinzieht. Denn hier treten von beiden Seiten die Berge ganz

---

*) Ich habe den alten Namen Korax für das ganze westlich vom Parnass gelegene Gebirge gebraucht, wie Strabo thut. L. IX. p. 417. C. vergl. L. VII. p. 329. fragm. 6. und L. IX. p. 450. Bei Steph. Byz. s. v. *Κόραξ* scheint der Name in etwas engerem Sinne verstanden, wenn es heisst: *ὄρος μεταξὺ Καλλιπόλεως καὶ Ναυπάκτου. Πολύβιος εἰκοστῷ*, wonach der Kionia ausgeschlossen wäre. Aber es kann in der Stelle des Polybius nur von dem zwischen Naupaktos und Kallipolis gelegenen Theil des Gebirges die Rede gewesen sein, ohne dass er darum den östlicher gelegenen Theil ausschliessen wollte.

Digitized by Google

nahe zusammen, nördlich das Hedylion, südlich die letzten Ausläufer des Parnasses, und schliessen das Thal so, dass der Kephissos kaum Raum findet, um sich nach der Ebene von Chäronea durchzuwinden. Bei einer sehr ansehnlichen Länge von mehr als 10 Stunden wechselt die Breite dieses obern Kephissosbeckens, je nachdem der Fuss der Gebirge vortritt, zwischen etwa einer halben und zwei Stunden. Der Nordabhang des Parnasses, der es von der einen Seite einschliesst, ist viel gewundener als die andern Seiten dieses Gebirges. Zwischen tiefen Einschnitten springen mehr oder weniger steile Anhöhen weit in die Ebene vor, am weitesten ungefähr in der Mitte bei dem grossen Dorfe Dadí, dem alten Amphikaia. Gegenüber dem Parnass erhebt sich im Norden der schönbewaldete Oeta. Die Thalfläche selbst überrascht, wenn man bei Graviá aus dem Gebirge hervortritt, durch ihr frisches Grün, das durch reichliche Quellen und Flüsse genährt wird. Zunächst Graviá fliesst längs dem Fuss des Parnasses zwischen Eichen, Platanen und dichtem Gebüsche der Kajenitza, mit dem sich etwas weiter abwärts der von Nordwesten aus dem Oeta kommende Apostoliá vereinigt, wahrscheinlich der alte Pindos, wenigstens der bedeutendste der Nebenflüsse des Kephissos und von viel längerem Laufe als dieser selbst. Denn als den eigentlichen Ursprung des Kephissos betrachtete man im Alterthume die vom Parnass bei Lilaea, in der Nähe des heutigen Dorfes Agoriani entspringenden, jetzt *κεφαλοβρύσεις* genannten Quellen, die nach kurzem Laufe in fast rechtem Winkel mit dem Apostoliá zusammenfliessen und dann als ansehnliches Flüsschen die Richtung des letzteren nach Südosten nehmen. Zahlreiche kleinere Bäche kommen vom Oeta und Parnass ihm zugeflossen und Bäche, die wenigstens zur Zeit meiner Anwesenheit am Ende Mai's noch wirklich Wasser hatten. Die Ebene ist darum fruchtbar und wohlbebaut, besonders in ihrem unteren Theile, wo ich an einigen Orten den Weizen mannshoch stehen sah. Zahlreiche grosse Dörfer und Flecken, deren Aussehen von Wohlhabenheit zeugt, liegen an den Abhängen der Berge, unter denen besonders Dadí und Velitza am Parnass und Drachmani am Fusse des Oeta, oder vielmehr seiner Verlängerung, zu nennen sind. Im Alterthume umfasste das Becken die dorische Tetrapolis und den besten Theil von Phokis. Jene, die Tetrapolis, lag in dem oberen, engern und rauheren Theile um das Pindosflüsschen, Kytinion, der bedeutendste der kleinen Orte (Thukydides nennt sie *πολίσματα*) dicht bei Graviá, am Eingang des Passes nach dem ozolischen Lokris. Gerade über Graviá zur Rechten, wenn man von Sálona herkommt, sieht man auf einem steilen, den Weg beherrschenden Felsen altes Gemäuer. Weiter aufwärts auf einem isolirt aus dem Thale aufsteigenden Hügel geben andere Ruinen vielleicht die Stätte von Erineos an, und in einem Paläokastro bei dem Dorfe Mariolates, etwas unterhalb Graviá, in einem Einschnitte des Parnasses, glaubt man Boion zu erkennen. Immer waren es kleine und unbedeutende Gebirgsorte, *πόλεις μικραὶ καὶ λυπρόχωροι*, wie Strabo sagt, und verhältnissmässig früh ganz in Verfall gekommen, so dass der Geograph meint, es sei zu verwundern, dass auch nur eine Spur von ihnen bis in die Römerzeit sich erhalten habe. Ihre Bedeutung war es, die Metropole der peloponnesischen Dorier zu sein, und als solche würde das

Digitized by Google

Ländchen auch jetzt beachtenswerth genug sein, selbst wenn es nicht den Reiz eines stillen, lieblichen Gebirgsthales hätte. Weit ansehnlicher waren die zahlreichen phokischen Städte im untern Theile des Beckens und seinen Nebenthälern. Keine natürliche Gränze scheidet Doris und Phokis, die mehr als irgend zwei andere griechische Landschaften nur e i n geographisches Ganze bilden. Oder genauer gesprochen bildet das nördlich vom Parnass bis Parapotamioi gelegene Phokis mit Doris eine geographische Einheit und hängt mit diesem viel enger zusammen als mit den Landestheilen östlich und südlich vom Parnass, oder gar mit dem zwischen die östlichen Lokrer hineingeschobenen Daphnus am euböischen Meere. Es scheinen daher auch die Dorier in früheren Zeiten sich weiter abwärts ausgedehnt zu haben und allmählich in den obern Thalwinkel zurückgedrängt worden zu sein (vgl. Müller, Dorier. I. S. 40). Die phokischen Städte waren zumeist an den beiden Seiten der Ebene auf die felsigen Vorsprünge und Abhänge des Gebirges gebaut, wo noch jetzt mächtige Ueberreste der schönen Mauern und Thürme, oft von den Höhen bis in die Thalsohle hinabsteigend, weithin ihre einstige Blüthe bezeugen und der Gegend einen eigenthümlichen Charakter verleihen. Eine einzige Ruine, die kaum über den Boden sich erhebt, liegt mitten in der Fläche am Kephissos mit dem räthselhaften, noch einmal am Helikon sich wiederholenden Namen Alttheben, Palaeo Thivae oder Phivae. Die Mauern sind meist in der spätern, besonders seit Epaminondas üblichen Weise in mässigen, regelmässigen Quadern, mit vielen, gewöhnlich viereckigen Thürmen erbaut. Es ist das eine natürliche Folge der Zerstörung der phokischen Städte im heiligen Kriege und ihrer späteren Wiederherstellung. Nur die unansehnlichen Reste von Parapotamioi, das nicht mehr hergestellt worden zu sein scheint, und die grossartigen, auf einer hohen Bergkuppe gelegenen Trümmer von Abae, das damals nicht zerstört wurde, machen eine Ausnahme. Ich kenne keinen andern Theil Griechenlands, wo man eine solche Menge verhältnissmässig wohlerhaltener Paläokastra so nahe bei einander findet. Sie alle auch nur flüchtig zu besuchen würde mehrere Tage erfordern. Das schönste von allen ist das des heutigen Velitza, wie Inschriften beweisen, des alten Tithorea oder nach der Schreibart dieser Inschriften Tithorra, dessen Stadtmauern nebst denen von Messene und von Eleutherae am Kithäron wohl die schönsten in ganz Griechenland sind. Velitza liegt am Nordostabhange des Parnasses, dicht unter einer senkrechten Felsenwand, auf einem nach der Ebene sich stark abdachenden Plateau. Oestlich wird es durch eine Felsenschlucht begränzt, in deren Tiefe ein starker Bach, der alte Kachales, jetzt Kakorhevma, vom Parnasse herabfliesst. Der grösste Theil seines Wassers ist in einen Kanal nach dem Orte selbst geleitet, wo es Mühlen treibt und die Gärten bewässert. Ein schmaler Fusspfad führt an der Felsenwand über dem Bache zu der als Zufluchtsort in Kriegsnöthen bekannten Höhle, die nach dem Palikarenchef Odysseus benannt ist, und dann weiter auf das Gebirge. An dieser Seite bedurfte die Stadt keiner künstlichen Befestigung, aber von der Schlucht aus läuft eine schöne Mauer mit viereckigen Thürmen am Nordrand der Stadt hin und wendet sich dann nach Süden den Berghang hinauf bis

Digitized by Google

an die Felsenwand. Die Stadt war also im Süden durch diese senkrecht aufsteigende Felsenwand, im Osten durch die senkrechten Abgründe des Kachales, im Westen und Norden aber durch feste Mauern und Thürme fast uneinnehmbar geschützt. Die Mauern sind nach beiden Seiten aus regelmässigen, etwa 1½ Fuss hohen Quadern gebaut, zwischen denen unregelmässiges Füllwerk ist, die Thürme natürlich ganz aus Quadern. Besonders schön ist die Nordseite, an der der westlichste Thurm noch in zwei Stockwerken erhalten ist. Wie in Messene hat das untere Schiessscharten*), das obere kleine Fenster. In der Nähe dieses Thurmes ist auch ein Thor mit Ausnahme des Sturzes ziemlich vollständig erhalten. Reichlicher Ephen und andere Schlingpflanzen umwuchern das alte Gemäuer und erhöhen die Schönheit des Anblickes. Mehrere Inschriften und Mosaiken bezeugen die Blüthe des Ortes noch in der Kaiserzeit. Das heutige Velitza ist zum grossen Theil in den Umkreis der alten Stadt gebaut, deren oberer, nach der Felswand steil absteigender Theil aber nie Wohnungen gehabt zu haben scheint.

In Velitza wurde mir ein eigenthümlicher Anblick zu Theil. Es war ein Sonntag Morgen, als ich von Dadí her dem Orte zuritt. Von weitem erblickte ich einen langen Zug, der sich nach den an den Höhen liegenden Weinbergen bewegte, an der Spitze in vollem Ornate mit Kreuzen die Priester, hinter ihnen in den hellen Farben der Landestracht Weiber und Männer. Es war eine Procession, um Hülfe gegen die Heuschrecken zu erflehen, deren Schwärme in erschreckender Menge Felder und Weinstöcke verheerten. Bald nachher aber nahm ein anderer Anlass dieselbe Bevölkerung in Anspruch. Wiederholte Schüsse ertönten und unter Vorangang der einfachen und eintönigen Musik einer grossen Trommel und eines klarinettartigen Instrumentes (Karamunsa) kam ein Hochzeitzug, der aus der Kirche nach der Wohnung der Neuvermählten ging. Voran zog mit dem Bräutigam eine Schaar Männer, deren einer den aus künstlichen Blumen gefertigten Brautkranz in einem Korbe hoch emporhielt, hinter ihnen die Braut von zwei Brautführern unterstützt. Sie trug weisse Haube und Schleier, während der Kopfputz der Unvermählten roth zu sein pflegt, im Uebrigen die gewöhnliche Landestracht, ein weisses, langes, linnenes oder baumwollenes Unterkleid und darüber ein gleichfalls weisses, wollenes Oberkleid von geringerer Länge, und einen breiten, in Quasten herabfallenden Gürtel, wenn ich nicht

*) Ulrichs vermuthet im N. Rhein. Museum Jahrg. 2. S. 344 ff., weil die Schiessscharten, eine Erfindung des Archimedes, zuerst bei der Vertheidigung von Syrakus gegen Marcellus angewandt worden seien, die Befestigung Tithorea's stamme aus der Zeit des letzten Philippos (Polyb. VIII, 7. Liv. XXIV, 34.), wenn nicht vielleicht die Schiessscharten erst später an den Thürmen angebracht worden seien. Ist die Annahme richtig, so müssen auch die Scharten in die prächtigen Thürme von Messene erst später gebrochen sein, da diese selbst mit den Mauern in der Zeit des Epaminondas gebaut sind. Dagegen scheint aber ihre ganze Anlage zu sprechen. Aus jenen Stellen des Polybius und Livius scheint sich mir aber auch nicht zu ergeben, dass Archimedes überhaupt die ersten Schiessscharten angewandt, sondern nur, dass er diese in grosser Zahl in den Mauern selbst (nicht bloss den Thürmen) angebracht habe.

Digitized by Google

irre, von schwarzer Farbe. (Die Jungfrauen tragen ihn roth). Auch hatte sie Strümpfe und Pantoffeln an, Luxusartikel, die man sonst auf dem Lande bei den Frauen nicht oft findet. Dem Kopfputze fehlten zahlreiche aufgefasste Münzen nicht, die man in dieser Gegend bei fast allen Frauen, sei es als Halsband, oder über die Brust gezogen oder um den Kopf gewunden, findet. Während früher besonders viele antike Münzen so getragen worden sein sollen, sah ich hauptsächlich ganz frisch geprägte Stücke König Otto's, die desto seltener im Verkehr vorkommen. Die Braut machte ein sehr betrübtes Gesicht, blieb alle paar Schritte stehen und verneigte sich tief, wie man mir erklärte, zum Abschied vom jungfräulichen Stande. Den Zug schlossen Jungfrauen, hie und da ein Hochzeitlied anstimmend. Wie sich leicht denken lässt, vermisste man auch die liebe Jugend des Ortes nicht. So bewegte sich der Zug unter beständigem Knallen von Flinten langsam durch die verschiedenen Strassen. Die ganze Feierlichkeit hatte einen fast melancholischen Charakter. Den Abend sollte noch Tanz folgen, vor dessen Beginnen ich jedoch den Ort schon verliess.

So haben wir also den Parnass auf allen Seiten umwandert. Im Norden eine breite, lachende Thalfläche begränzend lässt er im Westen, dicht an den Korax sich drängend, kaum für einen beschwerlichen Gebirgspass Raum; ein etwas breiteres, aber ziemlich rauhes Thal trennt an der Ostseite ihn vom Helikon, während die Südseite zu der erhabensten Grossartigkeit in dem Felsentheater von Delphi sich erhebt. Um fast drei Seiten lagerten sich, Delphi mit inbegriffen, die Wohnsitze der Phokier, denen auch der grösste Theil des Gebirges selbst angehörte, im Südwesten und Westen wohnten ozolische Lokrer, an seinem Fusse und im Nordwesten das kleine dorische Völkchen.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Höhe des Berges selbst, die über der breiten Basis der ersten Stufe sich im Nordosten zu der Spitze des Lykéri emporgipfelt. Von verschiedenen Seiten kann man sie besteigen. Ich bin von Arachova und von Delphi hinaufgegangen. Die beiden Wege treffen auf der Hochebene bei den Kalyvien der Arachoviten zusammen, ohne dass der erstere bis dahin etwas besonders bemerkenswerthes darböte. Von Delphi aber steigt ein künstlicher, in das Gestein gearbeiteter Pfad an der westlichen Felswand der Phädriaden, dem Rhodini, im Zickzack hinauf. Etwas kürzer als der jetzige Saumpfad ist der alte Treppenweg. Wohl über tausend Stufen sind hier in den Felsen gehauen. Während meine Maulthiere, die ich sehr überflüssiger Weise mitgenommen hatte, jenen einschlugen, ging ich auf diesem. Hat man die Höhe der eigentlichen Felsenwand erreicht, so geht der Weg weniger steil zuerst in der zwischen Rhodini und Phlempukos sich hinziehenden bewaldeten Schlucht weiter. Rechts auf der Höhe des letzteren liegt eine kleine, Elaphokastro genannte Ruine, von der ich nicht weiss, welcher Zeit sie angehört, da ich sie nur von ferne sah. Zwischen überragenden Höhen kommt man dann durch ein ziemlich enges Thal, bei den Kalyvien oder Sommerhütten der Kastriten vorbei, in eine grosse, ganz von Bergen umschlossene Hochebene, auf der die wohlbebauten Felder der Arachoviten liegen. Die von den Bergen kommenden Gewässer sammeln

Digitized by Google

sich in einem am südlichen Ende gelegenen kleinen See, der im Winter oft den grössten Theil der Ebene überschwemmen soll, im Sommer aber ganz austrocknet und nur unterirdischen Abfluss durch eine Katavothre hat, welche das Wasser unterhalb Kastrí dem Pleistos zuführt. Das Wasser des Seees hat eine ganz rothe Farbe von dem Eisengehalte des Bodens, wie man auch über die ganze Ebene viele etwas poröse Eisensteine zerstreut findet. Das dem See zufliessende Wasser ist dagegen noch ganz klar. Bäume hat die Hochebene wenige. Links erhebt sich ein rundlicher Berg, an dem die berühmte korykische Höhle sich befindet, in alten und neuen Zeiten den Umwohnern eine willkommene und schwer zu findende Zufluchtsstätte. Denn der kleine, in neuerer Zeit noch durch eine Mauer verengte Eingang liegt so hoch am Berge, dass man aus der Hochebene eine halbe Stunde gebraucht, um hinaufzuklimmen. Im Innern findet man zuerst einen geräumigen, hohen Vorplatz, der durch eine Tropfsteinmauer begränzt ist. Ueber diese steigt man mit einiger Mühe in den hinteren, höheren Theil, aus dem sich verschiedene Gänge in noch unerforschter Tiefe in den Berg ziehen, von denen die Umwohner verschiedene Sagen erzählen. Mein arachovitischer Führer behauptete, zwei derselben hätten eine Länge von drei Stunden, die er freilich nicht selbst gemessen hatte. Statt der verschwundenen antiken Inschrift, welche die Grotte als dem Pan und den Nymphen geheiligt bezeichnete, sind zahlreiche Namen neuerer Reisenden in die Wände gegraben. In dem hintersten und höchsten Winkel, den ich erreichte, und über den man wohl schwerlich weit hinaus gekommen ist, fand ich in grossen Buchstaben den Namen des Fürsten Pückler eingehauen.

Die Hütten und Scheunen der Arachoviten, ihre Kalyvien, die nur vorübergehend zur Bestellung der Felder bewohnt werden, aber ein nettes, sauberes Aussehen haben, lehnen sich am nördlichen Ende der Ebene an den Berg. An ihnen vorbei steigt man durch ein enges Waldthal weiter aufwärts. Aller Anbau hört auf, die Tannen, die einzigen Bäume, die man noch trifft, sind zwar oft gross und sehr malerisch, aber meist krumm gewachsen und bestätigen, was schon die Alten über ihre schlechte Tauglichkeit zu Bauholz berichten. Weiter aufwärts werden auch sie selten. Man findet nur noch nackte Weideplätze zwischen den Felsen mit einigen Mandras, Sennhütten, aus aufgeschichteten Steinen und Tannenzweigen gebaut, wo in kleinen Kesseln Ziegen- und Schafkäse bereitet wird. Bei der obersten liess ich die kaum gebrauchten Maulthiere zurück und auch mein Courier blieb da, um am hölzernen Spiesse ein Lamm zu braten, während ich mit dem arachovitischen Führer den letzten, ganz kahlen Theil des Berges bestieg, der weiter nach Nordosten liegt. Bis zu der Mandra hatte ich von Kastrí aus, den Weg zur korykischen Höhle nicht mitgerechnet, (ich hatte sie am Tage zuvor von Arachova aus besucht), etwa vier Stunden gebraucht. Die Griechen haben eine dem Nordländer, besonders dem an Alpentouren gewöhnten, lächerliche Scheu über Schneefelder auf dem Gebirge zu gehen, wie ich das in ganz verschiedenen Gegenden erfahren habe, und so suchte auch mein Führer, ein hübscher, rüstiger Bursche, mit grosser Sorgfalt einen Weg aus, auf dem

Digitized by Google

er ihn möglichst vermied, und führte mich auf einen hohen Kamm, den wir in anderthalb Stunden erreichten. Allein als ich oben war, sah ich, dass es nicht der Lykéri war, sondern nur die östliche Fortsetzung des Gerontovrachos, des Greisenfelses, der an Höhe jenem zunächst steht. Die Umwohner erklären den Namen daher, dass man in alten Zeiten die lebensmüden Greise von der Höhe hinabgestürzt habe, eine Sage, die wenigstens eine innere Wahrheit hat durch den Gebrauch verschiedener Völker auf früher Culturstufe die Greise zu tödten und die für Griechenland besonders eine Analogie findet in dem Vorkommen dieser Unsitte auf der Insel Keos. Nur mit Mühe konnte ich den Führer bewegen, mich nach der höchsten Spitze zu begleiten, und recht zuversichtlich wurde er erst, als wir zwei Menschen oben erblickten. Es waren Amerikaner, die ich nachher in der Mandra traf. Der Greisenfels wird vom Lykéri durch ein ziemlich tiefes Thal, die „Teufelstenne" getrennt, in das wir über Schneefelder hinabsteigen mussten, um dann die gleichfalls schneebedeckte höchste Pyramide zu erklimmen. Wir erreichten sie in anderthalb Stunden und hatten also von Kastrí aus sieben Stunden gebraucht. Der Lykéri, in dem der alte Name Lykoreia sich erhalten hat, ragt als eine isolirte Pyramide über fünf oder sechs andere Spitzen entschieden hervor. Nach den französischen Messungen erhebt er sich 2456 Mètres oder 8186 metrische Fuss (3 Mètres = 10 Fuss) über die Meeresfläche. Und um diese Höhe richtig zu würdigen, muss man bedenken, dass er nur wenige Stunden vom Meere entfernt ist, die ganze Erhebung also für das Auge sich geltend macht. Es ist etwa die Höhe des Urirothstocks über dem Vierwaldstätter See. Zugleich tritt er am weitesten nach der Nordostseite des ganzen Bergstockes über Velitza und Davlia hervor, so dass man nach jener Seite sich fast unmittelbar über der Ebene befindet. Die Aussicht, die man auf der obersten Spitze, wo eine kleine Steinpyramide *) steht, geniesst, ist eine ebenso ausgedehnte als grossartig schöne, die ich nur in ihren Hauptzügen andeuten will. Leider war der Himmel zwar wolkenlos, aber, wie es bei anhaltendem Scirocco im Süden häufig der Fall ist, etwas trübe. Ich tröstete mich mit der Betrachtung, dass ich immerhin glücklicher gewesen sei, als König Otto, dem (nach Ross in den Königsreisen) zweimal Wolken und Nebel den Blick auf sein Königreich missgönnt hatten.

Gerade unter sich hat man nach Norden und Osten die in der damaligen Jahreszeit meist noch grünen Thäler und Ebenen von Phokis und Böotien, besonders das obere und untere Kephissosthal mit dem kopaischen See, dessen von Felsen umgränztes Becken im Mai des Jahres 1853 noch ganz mit Wasser angefüllt war, dahinter die Berge der böotischen Küste, Hypaton, Messapion, Ptoon, und die nordwärts an sie stossenden der östlichen Lokrer, über welche hinaus man die blauen, waldigen Höhen Euböas sieht. Weiter rechts nach Südosten liegen zunächst die verschiedenen Rücken und Thäler des breiten Helikon, dann sieht man den Parnes und

*) Ich denke, es ist die nach Ross Königsreisen t. S. 57 von dem königlichen Gefolge errichtete.

andere Gipfel der attischen Halbinsel, den Kithäron und die isthmischen Gebirge. Ueber die Berge weg und zwischen ihnen durch schweift der Blick auf das weite Meer, das sich in der Ferne im Dunstkreise des Horizonts verliert. Bei ganz klarem Himmel lassen sich manche Inseln erkennen. Wendet man sich weiter nach Süden, so steigt jenseits der blauen Wogen des korinthischen Meerbusens über dem schmalen Küstenstreife Achaja's die ganze, steil abfallende, schön geformte Bergkette des nördlichen Peloponneses empor, aus der der Chelmos (Aroania) und Ziria (Kyllene) ihre schneeigen Häupter am höchsten erheben. Am beschränktesten ist der Gesichtskreis nach Westen und zugleich der Blick hier am grossartigsten. Denn über den kahlen und wilden Hochthälern und Nebengipfeln des Parnasses, die man zunächst vor sich hat, ziehen sich vom korinthischen Meerbusen bis an den Oeta fast in gerader Linie die lokrisch-ätolischen Gebirge, deren höchste Gipfel, Kionia und Vardusia, selbst den Lykéri um mehr als hundert Fuss überragen und wenigstens in jener Jahreszeit vollständig das Aussehen eigentlicher Schneeberge hatten. Nördlich schliesst sich an sie der minder hohe, grossentheils bewaldete Oeta, der das obere Kephissosthal malerisch einfasst und durch seinen östlichen Zweig, den Kallidromos, mit den Bergen der epiknemidischen Lokrer zusammenhängt. Ueber den Oeta hinaus aber erreicht das Auge weiter nach Norden die thessalischen Gebirge, den Pelion, den rundlichen Ossa und in nebelhafter Ferne den alten Götterberg, den majestätischen Olymp (jetzt Elymbos), den höchsten und schönsten der griechischen Berge, neben dem sich der Ossa fast zwerghaft ausnimmt. Wer etwa den Rigi oder einen ähnlichen Berg bestiegen hat, der wird leicht begreifen, dass bei einmaligem Besuche es fast unmöglich ist, auch mit der Karte in der Hand, alle die Höhen und Thäler genau zu unterscheiden, die zwischen den Hauptmassen bunt durch einander laufen. Das kann aber den Gesammteindruck nicht schwächen. Halb Griechenland liegt vor dem Blicke ausgebreitet, aber nicht wie eine Karte, dazu sind die anderen Gebirge zu zahlreich und hoch, vielmehr wie ein bedeutungsvolles Rundgemälde. Die Phantasie bleibt bei der Aussicht beschäftigt, man muss gleichsam ahnen, was dem physischen Blicke sich entzieht. Und wahrlich, es wäre schwer, die Gedanken auch nur anzudeuten, die sich hier drängen, wenn das Auge von den arkadischen Gebirgen, wo die Wiege des Hermes war, über den Musensitz des Helikon nach den olympischen Höhen schweift und dann zurückkehrt zu dem Gipfel selbst, auf dem einst Deukalion und Pyrrha landeten, um ein neues Menschengeschlecht zu gründen und unter dessen Felsenhängen man das apollinische Heiligthum, den ὀμφαλὸς γῆς, weiss. Die ganze Mythologie und Religionsgeschichte der Hellenen entrollt sich vor uns. Fällt aber der Blick auf den Kallidromosrücken über den Thermopylen, auf die zu Füssen liegende Ebene von Chäroneia, oder ich weiss nicht auf wie viele andere Punkte, so macht die Geschichte ihre Rechte geltend, die Grossthaten der hellenischen Heldenzeit, die unseligen Fehden, in denen Hellas sich selbst zerfleischte, und die letzten Kämpfe, in denen es unglücklich, aber ruhmvoll die alte Freiheit zu schirmen unternahm, ziehen an unserer Seele vorüber. Der Berg ist so recht eigentlich der Mittelpunkt der griechi-

Digitized by Google

schen Lande, ja selbst, dass nach Westen der Blick durch die hohen Gebirge beschränkt ist, hat seine Bedeutung. Jene dahinterliegenden Landschaften blieben immer nur halbhellenisch. Und dass in der Mitte hellenischen Lebens das apollinische Heiligthum lag, war nicht zufällig. Das altpelasgische Dodona, wo der Gott in formloser Weise des Naturdienstes verehrt und befragt wurde, lag in den Bergen des halbbarbarischen Epirus, der Olymp, die heitere Wohnung der Götter, aber der Götter für sich, lag an der Gränze hellenischen Lebens, meist durch Gewölk dem Blicke der Sterblichen entzogen; aber der Ort, wo der jugendliche Zeussohn Apollon den Sterblichen des Vaters Willen offenbarte, wo die Gottheit in den engsten Verkehr mit den Sterblichen trat, der musste mitten in den Wohnsitzen des Volkes sein. Der Mittelpunkt des alten griechischen Landes und Lebens also war der Parnass. Für den Mittelpunkt neugriechischen, romäischen Landes sehen denn auch die Hirten des Liákura noch heute ihren Berg an, wenn sie, wie Ulrichs berichtet, von seiner Spitze selbst die Berge der Polis, das heisst Konstantinopels, zu erblicken wähnen, der Polis, die auch als seine einstige politische Hauptstadt zu betrachten, als den Sitz eines neubyzantinischen Reiches kein Grieche lassen kann. Es mag das ein Traum sein, gleich dem Wahn jener Hirten, doch sind Träume auch schon unerwartet in Erfüllung gegangen. Aber die Nordgebirge Thessaliens stehen nicht als Traumbild vor uns, sie sind die riesigen Nordwälle des Landes und bezeugen klar, dass die an ihrer Südseite gelegenen Ebenen nicht von dem übrigen Lande getrennt werden durften, welches der Blick vom Parnass aus beherrscht. Wollte man ein wahrhaft lebensfähiges Land schaffen, so musste die Gränze wenigstens vom Olymp zu den Akrokeraunien gezogen werden und darin liegt, von anderm zu schweigen, die Rechtfertigung der letzten unklugen, aber nicht unberechtigten Erhebung.

Da niemand das Wort über diesen Vortrag begehrte, die Zeit aber schon zu weit vorgerückt war, als dass die beiden noch auf der Tagesordnung stehenden Gegenstände, die Vorträge des Prof. Dr. Stark und des Prof. Dr. Petersen, hätten erledigt werden können, so schloss der Präsident, nachdem er die Versammlung noch ersucht hatte, sich zur Anhörung der Vorlesung von Prof. Dr. Gravenhorst aus Hildesheim nach der Aula des Josephinums zu begeben, die Sitzung Vormittags 11¾ Uhr.

An demselben Tage, Nachmittags halb 1 Uhr.

Nach dem Schlusse der heutigen allgemeinen Sitzung verfügte sich die Versammlung in die Aula des Josephinums, wo Prof. Gravenhorst aus Hildesheim seine neue Uebersetzung von Aeschylus' Agamemnon vorlesen wollte. Eben daselbst hatten Se. Hoheit der regierende Herzog, Ihre Hoheit die Frau Herzogin, Se. Hoheit der Prinz Moritz und Ihre Hoheit die Prinzessin Therese die hohe Gnade sich einzufinden. Auch Zuhörer aus der Stadt waren in grosser Anzahl zugegen.

Digitized by Google

Prof. Gravenhorst betrat die Rednerbühne und sprach folgende einleitende Worte:

Hoheiten!
Hochzuverehrende Damen!
Hochgeehrte Herrn!

Ich habe es gewagt, einige Meisterwerke des hellenischen Theaters in moderne Form umzugiessen; ich wage es jetzt, einen solchen Versuch der geehrten Versammlung vorzulegen und sehe nicht ohne Zagen dem Urtheilsspruch des höchsten Tribunals im Reiche meiner Wissenschaft entgegen. Wie reich auch die Mittel der modernen Dichtkunst sind, wie sehr auch unsere deutsche Sprache mit ihrer wunderbaren Fügsamkeit und Anmuth dem nachdichtenden Uebersetzer das Geschäft erleichterte: dem hellenischen Original Ebenbürtiges zu liefern musste ich mir von vornherein versagen. Werden nun die Kenner des Originals sich wohl entschliessen können, meinen farblosen Skizzen einige Aufmerksamkeit zu schenken? Werden Sie nachsichtig genug sein, mehr auf das Wenige zu sehen, was ich zu geben habe, als auf das Viele, was Sie vermissen können? Ich gestehe, dass ich mich der Hoffnung hingebe. Der hochverehrte Präsident unserer Versammlung hat in seiner Eröffnungsrede unter den Pflichten unseres Berufs ausdrücklich empfohlen, durch edle Popularisirung die reichen Schätze der antiken Kunstwelt auch dem grössern Publikum zugänglich zu machen. Dieser Pflicht habe ich mich bemüht nachzukommen, und so wird das Mass meines etwaigen Verdienstes wesentlich nach dem Eindrucke zu messen sein, den mein Versuch auf ein nicht streng philologisch gebildetes Publikum machen wird. Von diesem Theile meines hochverehrten Auditoriums glaube ich aber um so mehr eine nachsichtige Beurtheilung erwarten zu dürfen, weil der Originalgehalt der Dichtung, die ich Ihnen vorzutragen die Ehre haben werde, so vortrefflich und überaus schön und von so überwältigender Kraft ist, dass Ihre Aufmerksamkeit nothwendigerweise dahin gezogen und die Unvollkommenheit meiner Darstellung in Schatten gestellt werden wird.

Hierauf begann der Redner die Vorlesung seiner Uebersetzung, konnte jedoch wegen Kürze der Zeit dieselbe nicht zu Ende führen, sondern wurde durch das Präsidium ersucht, sie zu unterbrechen.

Schluss der Vorlesung Nachmittags 1¾ Uhr.

Digitized by Google

Vierte Sitzung.

Altenburg, den 28. September 1854.

Nachdem der Vorsitzende, Vice-Präsident Dr. Eckstein, in der heutigen, nach 9 Uhr Vorm. eröffneten Sitzung einige geschäftliche Mittheilungen gemacht hatte, forderte er den Prof. Petersen aus Hamburg auf, seinen Vortrag über das Verhältniss der älteren Vasenbilder attischen Ursprungs zum troischen Sagenkreise und Homer zu halten.

Professor Petersen: Unter den Denkmälern der alten Hellenen nehmen die bemalten irdenen Gefässe eine beachtenswerthe Stelle ein. Obgleich eine nicht geringe Zahl zu dem Besten gehört, was das Alterthum in der Zeichnung geleistet hat, so hat doch die bei weitem grösste Mehrzahl einen sehr geringen Kunstwerth. Aber der Reichthum und die Mannigfaltigkeit der auf denselben befindlichen Bilder gewähren eine Anschauung von den Zuständen und Vorstellungen des Alterthums, welche die Schriftsteller vielfältig ergänzt. Die Welt der Pflanzen und Thiere, mehr aber das menschliche Leben und noch mehr die Mythologie gehen den Stoff her zu diesen Bildern.

Für unsern Zweck kommen nur die Bilder der letzten Art in Betracht und von denselben wieder nur ein Theil, der ältere. Um diese Classe in ihrem Unterschiede von den übrigen zusammenzufassen, ist es nöthig, zumal für diejenigen, welche sich mit diesem Zweige der alten Kunst weniger beschäftigt haben, an die unterscheidenden Merkmale der Hauptclassen zu erinnern. Sieht man von den wenigen aber schönen Gefässen ab, welche auf weissem Grunde rothe, meist mit bunten Farben ausgefüllte Zeichnungen haben, so zerfallen die übrigen bekanntlich in zwei Hauptclassen, in solche mit schwarzen Figuren auf hellem Grunde und mit hellen Figuren auf schwarzem Grunde. Die letzteren theilen sich wieder in zwei Hauptgattungen, von denen die eine an der einfachen Composition von wenigen Figuren sich leicht von der andern mit figurenreichen Compositionen unterscheiden lässt. Diese Gattung des reichen Stils gehört Süditalien an, die andere, von manchen Uebergängen abgesehen, gilt für Attisch. Von den Vasen mit schwarzen Figuren gilt wieder eine Art für Korinthisch, diejenigen nämlich, die sich theils durch die Gegenstände, als mancherlei Thiergestalten, theils durch den ans Aegyptische oder, wie man nun richtiger sagen muss, ans Assyrische erinnernden Stil und endlich durch einen mehr braunen als schwarzen Ton unterscheiden; — doch ist auch ein grosser Theil dieser Classe ohne Zweifel Attischen Ursprungs; — die andere Art mit schwarzen Figuren gilt auch für

Attisch, und so heissen wohl mit Recht die Vasen mit Bildern, die an dem schwarzen Ton und einer lebendigeren, durch alle Nüancen von alter Strenge bis zur Nachlässigkeit durchgehenden Zeichnung sich erkennen lassen. Im Allgemeinen gelten die Vasen mit schwarzen Figuren für älter, als die mit hellen Figuren, und gewiss sind sie, seit die Gefässe mit hellen Figuren aufkamen, seltner gemacht. Seitdem man aber Panathenäische Vasen, die bekanntlich immer schwarze Figuren haben, mit dem Namen der Archonten aus den Jahren 324—315 v. C. G. gefunden hat, kann nicht mehr bezweifelt werden, dass solche Gefässe neben denen mit hellen Figuren gemacht wurden, und die grosse Zahl der wegen Roheit der Zeichnung sonst für alt gehaltenen Gefässe, die gerade in Attika selbst am häufigsten gefunden werden, mag der Vernachlässigung der spätern Zeit ihre Entstehung verdanken. Aber auch die spätesten scheinen sehr alten Vorbildern in der Hauptsache treu geblieben zu sein. Denn bei aller Freiheit der Behandlung ist der Grundtypus derselbe.

Schon immer unterschied Gerhard eine grosse Zahl in diesem alt-Attischen Stil gearbeiteter Gefässe, denen das Gepräge der Originalität fehlt, als später nachgemacht unter dem Namen der archaisirenden von den archaischen oder archaistischen d. h. denjenigen, welche wirklich aus den Zeiten stammen, in denen der naturgemässen Entwickelung nach in diesem Stil gearbeitet wurde. Gerhard wagte nicht, diese Gefässe jünger als 280 v. C. G. zu setzen. Seitdem aber Brun aus dem Gebrauch des Imperfectum (ἐποίει) auf Kunstwerken gezeigt hat, dass dieser Gebrauch nicht viel vor der Zerstörung Korinths allgemein geworden sei, so müssen auch viele Vasenmaler und Töpfer, die gewöhnlich sich des Aorists (ἐποίησεν und ἔγραψεν) bedienten, mitunter sich vergessend das Imperfectum gebrauchten, bis in diese Zeit herabgedrückt werden. Eine Vergleichung der Werke dieser Maler und Töpfer lehrt nun, dass dieselben Männer in ganz verschiedenen, einige vielleicht in allen Stilen arbeiteten, selbst, wie es scheint, in dem süditalischen, der sonst für den jüngsten gilt und der Zeit der Nachahmer gleichzeitig war. Es sind also in allen Stilen echte und nachgeahmte Vasen zu unterscheiden. Von diesen Künstlern rührt nun aber vielleicht die grösste Zahl der bei Volci gefundenen Vasen her und das ist immer eine bedeutende Zahl aller Vasen überhaupt. Es muss also, bevor wir wissenschaftliche Untersuchungen auf diese Vasen begründen, die Frage beantwortet werden: können denn überhaupt diese in Etrurien so spät nachgeahmten Gefässe und Bilder Zeugniss ablegen für Griechenlands frühere Zeit? Allerdings zeigen sie, wie im Gebrauch des Imperfects, auch in der Zeichnung Incorrectheiten, die den Nachahmer verrathen, allein im Ganzen ist sowohl im Stil als in der Orthographie, die jedesmal in Uebereinstimmung mit dem Stil gehalten ist, so grosse Consequenz beobachtet, dass sie alten Originalen nachgebildet sein müssen, deren Stelle sie nun vertreten können, wie spät geschriebene Codices alter Werke oder Zeugnisse der zweiten und dritten Hand. Wir können deshalb gewöhnlich von diesen archaisirenden Bildern denselben Gebrauch machen, wie von den archaischen.

Als ein wichtiges Ergebniss muss es anerkannt werden, dass alle Vasenbilder,

Digitized by Google

die nach der Tragödie gemacht sind oder, wie man ohne Voraussetzung sagen muss, die mit der Form des Mythos, die uns in der Tragödie vorliegt, übereinstimmen, Bilder in hellen Figuren sind, und keine Bilder in schwarzen Figuren Mythen darstellen, die den Tragödien eigen sind im Gegensatz gegen das kyklische Epos, wie aus den von Overbeck Gall. Her. Bilder p. XIX. der Vorr. zusammengestellten Beispielen hervorgeht. Setzen wir nun die ältesten Vasenbilder dieser Art dem Aeschylos gleichzeitig, wofür die in manchen unverkennbare Strenge des Stils spricht, so folgt daraus, dass die Masse der Bilder mit schwarzen Figuren namentlich in der jedes Mal ältesten Darstellung jedes Gegenstandes älter sind. Die meisten Gegenstände sind nämlich in zahlreichen Wiederholungen vorhanden, die ein älteres, meist sehr altes Original voraussetzen. Scheiden wir von den Vasen mit Bildern nach Tragödien die ohne allen Zweifel späten Süditalischen Vasen dieser Art aus, so ist die Zahl der übrig bleibenden, die Attischen Ursprungs zu sein scheinen, gering, und in den meisten sind dieselben Gegenstände, nur in veränderter Auffassung, welche auch in Bildern mit schwarzen Figuren vorliegen. Jedenfalls hat also die Tragödie den Attischen Vasenmalern wenig neue Stoffe geboten. Wir müssen die Frage wohl unbeantwortet lassen, ob es in Attika die Tragödie selbst war, welche die Künstler zu einer veränderten Auffassung veranlasste, oder die vorhergegangene Veränderung der Sage, aus der auch die Tragödie den Stoff nahm. Von den Süditalischen Vasenbildern kann es nicht bezweifelt werden, dass sie zum Theil nach Attischen Tragödien gearbeitet sind.

Wenden wir uns zu der Betrachtung der Bilder mit schwarzen Figuren, soweit sie Attischen Ursprungs, im Verhältniss zu ihren Quellen, den Mythen, mit Beschränkung auf den Troischen Kyklos, so ist seit Welcker bisher allgemein die Ansicht herrschend, dass die Vasenmaler ihren Stoff aus den alten Epikern entnommen haben. Hier muss ich nun zuerst an das in meiner Besprechung von Overbecks Gallerie hervorgehobene Ergebniss erinnern, dass von den Epen des Troischen Kreises, zu dem bekanntlich die Kyprien, die Ilias, die Aethiopis, die kleine Ilias, die Iliu Persis, die Nosten, die Odyssee und die Telegonie gehören, einige den Stoff zu sehr zahlreichen Vasenbildern mit schwarzen Figuren, andre zu verhältnissmässig wenigen, noch andre zu gar keinen gegeben haben, oder, die Sache ohne alle Voraussetzung schärfer ausgedrückt, dass die ältern Vasenmaler mythische Stoffe bearbeitet haben, die in sehr ungleichem Verhältniss stehen zu dem Inhalt der verschiedenen Epen. Die zahlreichsten in schwarzen Figuren dargestellten Mythen gehören dem Mythenkreise der Kyprien, der Aethiopis und der Iliu Persis an, eine weit geringere Zahl stellt in Ilias und Odyssee vorkommende Mythen dar, und es findet sich kein einziges Bild der Art, das dem Mythenkreise der kleinen Ilias, sofern er von Aethiopis und Iliu Persis verschieden ist, den Nosten und der Telegonie angehört.

So sehr allerdings der Zufall in Betracht zu ziehen ist, der in der Erhaltung von Kunstdenkmälern oft so wunderbar spielt, so wird doch hier Niemand denselben

Digitized by Google

allein als maassgebend anerkennen, da so viele Tausend Vasen aus den verschiedensten Ländern erhalten sind. Näher liegt es allerdings, wie Overbeck bei der Telegonie bemerkt, anzunehmen, dass die geringe Anerkennung und Verbreitung des Gedichts die Ursache gewesen sei, dass die Vasenmaler dies Gedicht unbeachtet gelassen haben. Allein hätte die grössere oder geringere Verbreitung eines Gedichts den grössern oder geringern Umfang von Vasenbildern aus dem Mythenkreise desselben veranlasst, so müsste man erwarten, dass die Vasenmaler am liebsten und gewöhnlichsten ihren Stoff aus Ilias und Odyssee genommen hätten, was aber keineswegs der Fall. Es ist freilich nicht einerlei, ob man die Bilder ohne Unterschied des Gegenstandes durchzählt, oder ob man die dargestellten Gegenstände zählt — denn viele Gegenstände sind in zahlreichen Exemplaren, andre nur in wenigen vorhanden, — und wenn man die Gegenstände zählt, ob man nur die verschiedenen Mythen, oder auch die verschiedenen Situationen desselben Mythos unterscheidet, z. B. ob man die Verbindung des Peleus und der Thetis für eins nimmt oder Verfolgung, Liebeskampf und Hochzeit jedes für sich zählt. Allein, wie man auch zählt, das Uebergewicht ist immer auf Seiten der Gedichte des Stasinos und des Arktinos im Vergleich mit den Homerischen Gedichten, und das ist um so auffallender, da der Umfang der Odyssee sowohl, als der Ilias, allein grösser ist, als der Umfang aller jener Gedichte zusammen genommen.

In der Beurtheilung von Overbecks Gallerie habe ich desshalb die Vermuthung aufgestellt, dass die Auswahl der darzustellenden Gegenstände, die, wie die Wiederholung der meisten zeigt, traditionell und wahrscheinlich typisch für gewisse Zwecke waren, zu einer Zeit getroffen sei, als eben die Kyprien, die Aethiopis und Iliu Persis neu waren und durch ihre Neuheit eine Zeit lang selbst Ilias und Odyssee in den Hintergrund drängten. Dabei wird nun immer vorausgesetzt, dass die Maler ihren Stoff aus den alten Epen entlehnt haben, von welcher Voraussetzung Welcker ausging, indem er es sogar wagte, die verlornen Epen aus Vasenbildern zu ergänzen. Von dieser Voraussetzung ist auch Overbeck ausgegangen. Die grossen Verdienste, die Welcker sich durch Beziehung der Kunstwerke auf die Litteratur erworben hat, sollen so wenig herabgesetzt, als der Nutzen verkannt werden, den Overbecks reichere Zusammenstellung für Litteratur sowohl als Mythologie hat, durch welche eben solche Betrachtungen, wie ich sie hier anstelle, erst möglich gemacht werden, wenn sich gegen diese Voraussetzung so grosse Bedenken erheben, dass sie nach meiner Ueberzeugung aufgegeben werden muss, wie mir denn auch schon bei Besprechung des Overbeckschen Werks mancherlei Zweifel aufgestiegen sind. Diese Zweifel haben sich nach und nach in Gegengründe verwandelt, die zu einer ganz anderen Erklärung drängen, welche, wenn sie Anerkennung finden sollte, zwar den Gebrauch, den man bisher von diesen Bildern zur Ergänzung der verlornen Epen gemacht hat, nicht ferner mit gleicher Sicherheit gestattet, dagegen andere, vielleicht noch fruchtbarere Anwendung gestatten wird. Diese Erklärung, welche ich Ihrer Prüfung vorzulegen mir erlaube, würde nämlich nicht nur diesen Bildern ihre Bedeutung als Quellen der Mythologie sogar

Digitized by Google

erhöhen, insofern sie dann selbständig neben der Litteratur dastehen, sondern sie würde zugleich, insoweit Attika als Vaterland dieser Art der Vasenmalerei feststeht, in bedeutendem Umfang den Antheil nachweisen, den Athen zu der ganzen Masse mythologischer Sagen geliefert hat. Und die Wichtigkeit der Vasenbilder als historischer Denkmäler wird in dem Maasse gewinnen, als es gelingt, die Zeit ihrer Entstehung zn bestimmen.

Ist es schon an sich nicht wahrscheinlich, dass die Töpfer und Vasenmaler Attikas zu den gebildeteren Classen der Bevölkerung gehörten, so kann man kaum annehmen, dass sie sich bei der Lektüre sehr betheiligten und dadurch sich die Kenntniss der kyklischen Epen erwarben. Hatten sie aber auch Gelegenheit, die Kyprien, die Aethiopis und Ilin Persis von Rhapsoden zu hören, auf diesem Wege mussten die an den Panathenäen jährlich wiederholten Gedichte Homers ihnen viel geläufiger sein; ein Grund, der freilich nur Bedeutung hat, wenn die Feststellung dieser Bilder in der Vasenmalerei jünger als die Einführung der Homerischen Gesänge in Athen ist, was gar sehr zu bezweifeln sein möchte. Sind die ältesten mythologischen Vasenbilder aber älter, was ich anderswo zu untersuchen gedenke, so fällt bei dem Festhalten überlieferter Vorbilder die Ableitung aus dem Epos von selbst weg. Wären den Vasenmalern aber, es sei aus welcher Ursache es wolle, die andern Gedichte bekannter gewesen, als Homer, und hätten sie aus ihnen ihren Stoff entlehnt, so würden sie überhaupt die den Gedichten entlehnten Götter und Helden mit den Namen und in den Sprachformen dieser Gedichte benannt haben, wie die Süditalischen Vasenmaler an Bildern, die aus Tragödien entlehnt sind, des Attischen, bei andern des Dorischen Dialekts sich bedienen. Das thnn aber die Attischen Maler nie; wir finden vielmehr in allen Namen, in denen sich die Attische Form von der epischen unterscheidet, wie *Ἀθηναία* und *Μενέλεως*, Attische Formen gebraucht, und das sind Formen, die uns aus keinem andern Dialekt bekannt sind. Zwar finden wir auch Formen, die in Attischen Schriftstellern nicht vorkommen, wie *Κασανδρα* für *Κασσάνδρα* und *Ὀλυττευς* für *Ὀδυσσεύς*, allein diese Formen sind anch aus keinem andern Dialekt nachzuweisen, müssen deshalb, da sie neben echt Attischen Formen stehen, für Attische gelten, bis das Gegentheil erwiesen ist, mögen sie einer ältern Zeit des Attischen Dialekts angehören, als uns durch die Schriftsteller bekannt ist, oder gar dem Dialekt einer einzelnen Gegend oder eines einzelnen Geschlechts. Da die Bilder, auf denen sich diese Namen finden, meist der Zeit Etruscischer Nachbildung angehören oder angehören können, so wird vielleicht Jemand in ihnen den Beweis einer aus Unkunde entstandenen Dialektmischung entdecken wollen. Allein dann müssten wenigstens diese Formen andern Dialekten geläufig sein, was bis jetzt nicht bekannt ist. Auch gibt die Consequenz, mit der sonst der Attische Dialekt bewahrt wird, keinen Grund zu solcher Annahme. Das den nachgeahmten archaisirenden Bildern selbst in der Orthographie Vertrauen zu schenken sei, beweist die Thatsache, dass in ihnen, wie an den allgemein als wirklich alt anerkannten Vasen, dieselben Entwickelungsstufen

12*

Digitized by Google

der Attischen Orthographie wieder erkannt werden, die wir aus Inschriften kennen, und zwar bis in eine nicht mehr nach Jahreszahlen zu bestimmende Zeit zurück, indem auf mehreren sich das Koppa (Ϙ) findet, das erst neuerdings auf einigen wenigen Attischen Inschriften nachgewiesen ist. Diese Entdeckung zeigt zugleich, wie leicht die Kritik irre gehen kann. Früher hätte und hat ein Koppa den aus andern Gründen anzunehmenden Attischen Ursprung eines Gefässes mehr als zweifelhaft gemacht, jetzt wird es denselben bestätigen oder wenigstens in Verbindung mit Atticismen beglaubigen, dass, falls es späterer Zeit und gar einem andern Ort angehört, ein Attisches Original demselben zu Grunde liegt.

Ist nun nicht das Epos die Quelle der Vasenmaler, so kann es nur die lebendige Sage sein. Aber der Attische Dialekt ist nicht der einzige Beweis, der mit dem Attischen Ursprung zugleich die lebendige Sage im Gegensatz gegen ein Litteraturwerk, hier gegen das alte Epos, als Quelle nachweist, aus welcher der Maler schöpfte. In manchen Bildern finden wir eine im Epos vorkommende und aus demselben bekannte Begebenheit dargestellt, aber mit abweichenden Umständen, die sich nicht immer aus einer Freiheit des Künstlers erklären lassen, wie man bisher meist gethan hat (Overbeck, Gallerie I. Vorr. S. XVIII.). Da wir wissen, dass fast jeder Mythos in verschiedenen Orten und Zeiten verschiedene Gestalten hatte, die bei weitem nicht alle in die Litteratur übergegangen sind, so können sie, wenn sie es auch sind, doch ebenso gut von einem Künstler als von einem Dichter zuerst aufgefasst und dargestellt sein. Müssen wir auch erwägen, dass wir nicht alle in der Litteratur vorkommenden Gestalten eines Mythos kennen, dass neben Homer und den Kyklikern die Dichter der Hesiodeischen Schule grossen Theils dieselben Mythen in mannichfachen Abweichungen enthalten, so ist doch an sich viel wahrscheinlicher, dass Attische Töpfer der heimischen Ueberlieferung, als wenig bekannten Dichtern folgen. Und so auffallend es ist bei der Liebe der Athener für die Poesie, so ist doch gerade in Attika und namentlich in Athen selbst die heimische Sage entweder erst spät, wie die Theseussage, oder, so viel wir wissen, gar nicht Gegenstand einer heimischen Poesie, wenigstens keines Epos geworden, wie die Sage von den Töchtern des Kekrops und Erechtheus. Denn die poetischen Atthiden sind schwerlich so alt als die ältesten Vasenbilder mit mythischen Darstellungen. Sind nun zahlreiche Darstellungen aus diesen Mythenkreisen unmittelbar aus der Sage in die Malerei übergegangen, warum sollte nicht derselbe Fall mit den Bildern des Troischen Kreises sein? Ferner ist die Verschiedenheit der Darstellung desselben Gegenstandes so gross, dass unmöglich alle der Auffassung eines und desselben Gedichtes nachgebildet sein können, während eine lebendige Sage mit mannichfaltigen Abweichungen verbreitet ist, wie sie sich in den verschiedenen Bildern von des Peleus und der Thetis Vermählung und von dem Tode des Troilos wieder erkennen lassen. Wenn der Maler bei der Tödtung des Hektor den Priamos und die Hekuba nicht auf den Mauern, sondern ausserhalb derselben erscheinen lässt, so mag dies eine Freiheit sein, die der Künstler sich erlaubte; so auch nöthigt uns die Anwesenheit eines unbekannten Konisos, der die Bedeckung der Leiche mit Staub andeuten soll, bei der

Digitized by Google

Schleifung der Leiche des Hektor eine Abweichung vom Dichter anzunehmen; wogegen die Anwesenheit und besondere Theilnahme des Odysseus ein Zusatz ist, zu dem der Dichter keine Veranlassung bietet. Weniger Gewicht wollen wir darauf legen, dass Odysseus auf den Bildern von seiner Flucht aus der Höhle des Kyklopen häufig mit Stricken an den Hammel befestigt erscheint gegen Homers Angabe. Das Erscheinen so mancher Personen, welche uns aus der Litteratur gar nicht bekannt sind, wie eines Leodokos und Echippos beim Tode des Achilleus, des Skamandrophilos bei der Missbandlung der Kassandra durch Ajas, und dass Kassandra hier häufig als Kind erscheint, lässt kaum einen andern Erklärungsgrund als in einer abweichenden Sage zu, selbst wenn manche Namen uns unter andern Namen bekannte Heroen bezeichnen sollten.

Grössere Abweichungen zeigen die Bilder in hellen Figuren, die wir aber für unsern Zweck nicht berücksichtigen wollen, so lange nicht nachgewiesen ist, dass diese Classe von Vasen ein höheres Alter haben, als bisher angenommen wird, oder dass sie als Nachbildungen älterer Bilder in schwarzen Figuren in Betracht kommen, was allerdings wahrscheinlich ist von Bildern, die Attische Inschriften haben und doch nicht nach Tragödien gemacht sein können. Die angeführten Gründe sprechen dafür, dass auch sie in der lebendigen Sage ihre Quelle haben.

Ein wichtiger Grund gegen die Annahme, dass die Maler nach dem Epos arbeiteten, bleibt immer auch die auffallende Erscheinung, dass so wenig Vasenbilder die in Ilias und Odyssee besungenen Mythen wiedergeben, zumal da diese Gedichte nicht weniger reich sind an Situationen, die für alle Verhältnisse des Lebens passen, als die kyklischen Gedichte, wie die treue Gattenliebe der Penelope, die Zärtlichkeit des Hektor, die zum Ausdruck gleicher Gesinnung sogar geeigneter erscheinen, als die Vermählung des Peleus und der Thetis, des Paris und der Helena, deren häufige Wiederholung doch kaum zweifeln lassen, dass sie zu Geschenken benutzt wurden für Liebende und Hochzeiten, wie ich in einer besondern Schrift darzuthun versuchen werde *). Doch kann dieser Grund nur für diejenigen Bedeutung haben, welche mit mir über diesen Zweck der Vasen einverstanden sind.

Dürfen wir nun wenn nicht als erwiesen, doch als wahrscheinlich annehmen, dass die Vasenmaler ihren Stoff aus der lebendigen Sage entnahmen (und wenigstens hat diese Annahme gleiche Berechtigung mit der Voraussetzung, dass sie dem Epos folgten), so haben wir an ihnen ebenso viele gleichzeitige Zeugnisse von dem Umfang der Attischen Sage, und wir lernen namentlich, welchen Beitrag zur Troischen Sage der Attisch-Ionische Volksstamm geliefert hat, wodurch wiederum sich ergibt, was dem Achäisch-Aeolischen Stamm angehört. Dadurch hätten wir ein neues Moment gewonnen für die Geschichte der epischen Poesie in der Zeit, bevor die Homerischen Gedichte ihre jetzige Gestalt erhielten.

Nun ist aber, um das Ergebniss in einigen Hauptzügen zusammenzufassen, der Inhalt der Kyprischen Gedichte in den Hauptbegebenheiten in Vasenbildern

*) Seitdem erschienen unter dem Titel: Ueber die Bedeutung mythologischer Darstellungen an Geschenken bei den Griechen. Hamburg 1855.

Digitized by Google

mit schwarzen Figuren vorhanden, d. h. die Vermählung des Peleus und der Thetis, das Urtheil des Paris, die Werbungen, Abschiede und Rüstungen zum Kriege, die Brettspieler im Lager bei Aulis, Troilos Verfolgung und Tod. Aus der Ilias dagegen finden wir nur den Waffentausch des Glaukos und Diomedes aus Ges. 6, den Kampf des Odysseus nnd Diomedes aus Ges. 10, den Kampf um Patroklos Leichnam Ges. 16, wie Thetis dem Achill die Waffen bringt Ges. 19, Hektors letzten Kampf und Tod Ges. 22. Aus der Aethiopis sind wieder die meisten Hauptbegebenheiten in Bildern mit schwarzen Figuren dargestellt: Achills Kampf mit Hippolyta und deren Tod, Kampf mit Memnon, dessen Tod und Klage um ihn, Achills letzter Auszug und Tod. Aus der Iliu Persis sind nachgewiesen Priamos und Astyanax Tod, Helenas Wiedergewinnung, Demophon und Akamas mit ihrer Grossmutter Aethra, Ajas Frevel an der Kassandra, Aeneas Auswanderung nnd Polyxenos Opferung.

Uebersehen wir diese ganze Reihe von Bildern, so ist Achilleus der Mittelpunkt der meisten, nnd da wir sonst unterrichtet sind, dass die Aiakiden von Alters her in Attika als heimische Heroen anerkannt und verehrt wurden, so wird dadurch die Annahme nicht wenig unterstützt, dass wir in diesen Bildern Mythen der Attischen Sage besitzen. Dazu kommt, dass auch die Amazonen so gut als Memnon den Attischen Sagen angehören, ja beide in Attika Heiligthümer und Feste hatten.

Dass nun gerade die Kyprien, die Aethiopis und Ilin Persis dem grössten Theil ihres Inhalts nach der Attischen Sage angehören, ist um so natürlicher, da Salamis auf Kypros, woher die Kyprien stammen, eine Kolonie Athens war, und Milet, die Vaterstadt des Arktinos, des Verfassers der Aethiopis und Iliu Persis, den grössten Theil seiner Bevölkerung ebenfalls aus Attika erhalten hatte. Wie aber Milet mehr fremde Bestandtheile aufgenommen als Salamis, so sind auch in die Gedichte des Arktinos mehr nicht Attische Bestandtheile aufgenommen, als in die Kyprien.

Wenn nun auch Menelaos und Agamemnon den Attischen Sagen nicht fremd gewesen sein können, so treten sie da doch eben so sehr in den Hintergrund, wie in Sparta und Argos, wo die Atridensage zu Hause gewesen sein muss, die Aiakiden. Wie die Atridensage muss die Odysseussage, obgleich sie, wie unter andern die Bilder von den Abentenern des Odysseus beim Polyphem und bei der Kirke zeigen, den Athenern nicht fremd gewesen ist, doch mehr den Achäisch-Aeolischen Stämmen angehört haben, aber wohl weniger denen, die den Peloponnes bewohnten. Waren diese Sagen in Epirus und auf den Inseln zu Hause, so müssen wohl auch aus dieser Gegend Kolonisten nach Aeolis gekommen sein. Wenn auf der einen Seite diese Wahrnehmung für die Ansicht derer spricht, die da meinen, dass die Hauptmasse der Homerischen Gesänge von den Aeolern stamme, so bestätigt sie doch zugleich, dass die Ionier, als sie sich der Sagenmasse bemächtigt, zur Ilias auch von dem Ihrigen hinzuthaten. Das würden demnach ausser der Doloneia, die aber bekanntlich wohl erst später hinzugedichtet ist, die Patrokleia und die letzten acht Gesänge, in denen auch Lachmann eine nähere Verwandtschaft unter einander findet, sein.

Digitized by Google

Mögen diese Andeutungen bei der jetzt so lebhaften Besprechung der Homerischen Frage Berücksichtigung und nach unparteiischer Prüfung Bestätigung, oder, um die Forschung nicht zu hemmen, wenn sie es verdienen, ihre Widerlegung finden!

Der Vorsitzende, Vice-Präsident Dr. Eckstein, wünscht zwar in Anbetracht der Kürze der Zeit, dass keine Discussion angefangen werde, da jedoch der Vorredner selbst dazu aufgefordert habe, so möchte wohl sein noch hier anwesender College, Hr. Director Kramer, zu ersuchen sein, sich über die vorgetragenen Ansichten auszusprechen.

Director Kramer aus Halle: Ich will nur einige kurze Bemerkungen machen, da die Fülle der in Anregung gebrachten Fragen so gross ist, dass es unmöglich ist, darauf einzugehen. Zuerst spreche ich dem Herrn Vorredner meinen Dank dafür aus, dass er die Achillesmythen mit Attika in Verbindung gebracht hat. Ich habe schon 1837 nachzuweisen versucht, dass die sämmtlichen Vasen, welche man aufgefunden, attisch seien. Manches in dem vernommenen Vortrage scheint mir problematisch, z. B. das Herabrücken jener Classe von Vasen bis in die Zeit der Zerstörung Corinth's und das Hinaufrücken anderer in so frühe Zeiten. Die nachahmende (archaisirende) Classe von Vasen ist sehr zu beschränken; es gibt verhältnissmässig nur wenige. Dagegen finde ich den entscheidendsten Grund für die natürliche, geschichtliche Entwickelung der Stile in der Uebereinstimmung des jedesmaligen Stils mit dem in seiner Zeit üblichen Schreibegebrauch und gewissen anderen Eigenthümlichkeiten. Diese würden bei einer bewussten Nachahmung ganz unmöglich sein.

Professor Petersen wendet ein, dass ein und derselbe Verfertiger verschiedener solcher Vasen bald den Aorist *ἐποίησεν*, bald das Imperfectum *ἐποίει* brauche, dass ein anderer in demselben Worte bald κ, bald ϙ schreibe.

Director Kramer: Die bekannte Stelle Strabo's von den Nekrokorinthien spricht doch wohl gegen das Zurückführen der Fabrication der Vasen bis in eine Zeit, wo die Beziehung Roms und Griechenlands längst eine sehr lebhafte war.

Professor Petersen: Ja, aber diese Stelle lässt sich auch anders erklären.

Vice-Präsident Dr. Eckstein: Ich schlage vor diese Controverse in Hamburg wieder aufzunehmen; dort wird Herr Professor Petersen seine Beweismittel vorlegen können, und Herr Director Kramer erhält dadurch eine Veranlassung gleichfalls nach Hamburg zu kommen. Ich ersuche nun Herrn Professor Döderlein aus Erlangen die Rednerbühne zu besteigen und seine Anfragen über die im Tageblatt abgedruckte Stelle aus Horatius *) an die Versammlung zu richten.

---

*) Horat. A. P. v. 366—407 ed. Dillenb.
O maior iuvenum, quamvis et voce paterna
Fingeris ad rectum et per te sapis, hoc tibi dictum
Tolle memor: certis medium et tolerabile rebus
Recte concedi. Consultus iuris et actor

Professor Döderlein: Die letzte unter Horazens Episteln führte schon im Alterthum bekanntlich den doppelten Namen *de arte poetica* und *epistola ad Pisones* — jeden mit gleichem Rechte; jenen von ihrem Inhalte, letzteren von seinem Anlass. Die erste Hälfte des Briefs ist didactischer Natur, enthält eine Reihe mehr oder weniger geordneter Regeln für jeden, speciell für den dramatischen Dichter, abwechselnd mit historischen Notizen und Bemerkungen über die Geschichte der Poesie. Die zweite Hälfte ist dagegen rein paränetisch, hat den Zweck, seine jungen Freunde auf die Schwierigkeit des

---

Causarum mediocris abest virtute diserti
Messallae, nec scit quantum Cascellius Aulus;
Sed tamen in pretio est. Mediocribus esse poetis
Non homines, non di, non concessere columnae.
Ut gratas inter mensas symphonia discors
Et crassum unguentum et Sardo cum melle papaver
Offendunt, poterat duci quia coena sine istis;
Sic animis natum inventumque poema iuvandis,
Si paulum summo decessit, vergit ad imum.
Ludere qui nescit, campestribus abstinet armis,
Indoctusque pilae discive trochive quiescit,
Ne spissae risum tollant impune coronae;
Qui nescit versus tamen audet fingere. Quidni?
Liber et ingenuus, praesertim census equestrem
Summam nummorum vitioque remotus ab omni.
Tu nihil invita dices faciesve Minerva;
Id tibi iudicium est, ea mens: si quid tamen olim
Scripseris, in Maeci descendat iudicis aures
Et patris et nostras, nonumque prematur in annum
Membranis intus positis; delere licebit
Quod non edideris; nescit vox missa reverti.
Silvestres homines sacer interpresque deorum
Caedibus et victu foedo deterruit Orpheus,
Dictus ob hoc lenire tigres rabidosque leones.
Dictus et Amphion, Thebanae conditor urbis,
Saxa movere sono testudinis et prece blanda
Ducere quo vellet. Fuit haec sapientia quondam,
Publica privatis secernere, sacra profanis,
Concubitu prohibere vago, dare iura maritis,
Oppida moliri, leges incidere ligno:
Sic honor et nomen divinis vatibus atque
Carminibus venit. Post hos insignis Homerus,
Tyrtaeusque mares animos in Martia bella
Versibus exacuit; dictae per carmina sortes,
Et vitae monstrata via est, et gratia regum
Pieriis tentata modis, ludusque repertus
Et longorum operum finis: ne forte pudori
Sit tibi Musa lyrae sollers et cantor Apollo.

Digitized by Google

Dichterhandwerks aufmerksam zu machen und vor den Gefahren einer verfrühten Bekanntmachung unreifer dichterischer Erzeugnisse zu warnen.

Dieser zweite, kürzere Theil beginnt unverkennbar mit V. 366 und der Anrede: *O major juvenum*; zunächst mit Ausführung des Gedankens: Wie bei Bedürfnissen des realen Lebens Mittelmässigkeit besser ist als der gänzliche Mangel, so ist es in der idealen Welt umgekehrt: besser, es gibt gar keine Dichter, als blos mittelmässige! Trotzdem verleitet die Eitelkeit viele Menschen leichtsinnig als Dichter aufzutreten und sich durch mittelmässige Leistungen lächerlich zu machen. Dieser Gefahr lässt sich entgehen, wenn man seine Arbeit vor ihrer Veröffentlichung der Kritik unbefangener und urtheilsfähiger Freunde unterwirft und überhaupt nicht mit der Herausgabe eilt.

An diese Gedankenreihe schliesst sich nun plötzlich von V. 390 *Silvestres homines etc.*, bis 406 eine „Geschichte der Entwicklung der griechischen Poesie" an. Orpheus, Homer, Tyrtäus, die Orakelpoesie, die gnomische, die Lyrik der Hofdichter Simonides, Bacchylides und Pindar, das Drama; und die ganze historische Episode endigt V. 405 mit der Warnung:

Ne forte pudori
Sit tibi Musa lyrae sollers et cantor Apollo.

Ueber das Verhältniss dieses Schlusses der Episode zu ihrem historischen Theil habe ich mich in einem vorjährigen Schulprogramm*) folgendermassen ausgesprochen:

„In welchem Sinne schliesst der Dichter die Entwicklungsgeschichte der Poesie mit dieser Warnung ab? In anderem Sinne als Orelli lehrt: *Poesis est ars nobilissima, quocirca sine ullo pudore eam exercere poteris*, indem er *lyrae sollers* für ein bloss schmückendes Epitheton hält, während es ein unterscheidendes ist und den Nachdruck hat, und zweitens den *cantor Apollo* ganz ausser Acht lässt, der doch der Schutzherr nicht aller Poesie, sondern zunächst nur der Lyrik ist. Der Poesie überhaupt schämte sich zu Horazens Zeit kein gebildeter Römer mehr; jenes rauhe und rohe Geschlecht war abgestorben; wohl aber beschränkte sich die Achtung vor der Poesie noch auf ihre kräftigeren und derberen Gattungen, auf die heroische Poesie mit Einschluss der Tragödie, und auf die satirische Poesie mit Einschluss der Comödie und höchstens noch auf die Elegie. Dagegen galt die zärtere lyrische Poesie, wie sie Horaz anbaute, für allzuweich, empfindsam, unrömisch."

„Demnach bezweckt obige Stelle eine Empfehlung und Ehrenrettung der lyrischen Poesie. Die Schlussworte sind nicht ein Anhang, sondern das Thema, dem die vorangehende Geschichte der Poesie überhaupt zur Argumentation dienen soll. „„Die Lyrik ist die ehrwürdigste Dichtungsart, als die älteste oder Urpoesie, und ist zugleich die wohlthätigste, als die Schöpferin der Civilisation. Erst nach ihr und ihren Vertretern, wie Orpheus (*Post hos*) gelangte die epische, elegische, didactische und dramatische Poesie zu Ansehn, aber diese haben weniger für das wahre Menschenwohl geleistet als die Lyrik. Drum mag sich niemand ihrer schämen.""

*) Scherflein zum Verständniss des Horatius. Erlangen, 1853.

Digitized by Google

Dagegen war mir selbst damals die Berechtigung der **ganzen Episode**, gerade **hier** Platz zu nehmen, noch nicht klar, und die Ausleger, die ich gern befrage, begnügten sich mich zu belehren, „**dass** Horaz hier eine Geschichte der Poesie anfüge." Wollte der Dichter eine chronologische Uebersicht der griechischen Dichtungsarten geben, so gehörte eine solche durchaus in den **ersten** oder didactischen Theil, so gut wie das, was er dort über das Satyrdrama, über die Geschichte des Senars u. a. auseinandersetzt. Was unmittelbar auf diese Episode folgt, ist eine offenbare Fortsetzung der unterbrochenen **Paränese**, eine Ermahnung an den künftigen Dichter, nicht seinem Genius allein zu vertrauen und sich theils der poetischen Vorstudien, theils der mühsamen Feile, kurz des Fleisses nicht zu entheben.

Ich stelle nun die Frage an die verehrte Versammlung, ob hier wirklich eine Schwierigkeit vorhanden ist, die ein Wort der Aufklärung verdient, oder ob ich in partieller Blindheit einen sonnenklaren Zusammenhang nicht erkenne und Schwierigkeiten finde, wo niemand sie gefunden. Diese letztere Besorgniss wird mir besonders nahe gelegt durch die Erfahrung, dass ich nach den neuesten Untersuchungen eines sehr fruchtbaren Gelehrten leider zu den „**Querköpfen**" gehöre.*) Liegt also **keine** Schwierigkeit vor, so bitte ich Sie mir nach dem Beispiel der pariser Gelehrtenclubs ein lautes *connu! connu!* zuzurufen, damit ich in diesem Falle abbreche und unmittelbar zur Behandlung der weiter angekündigten Stelle aus Sallust's Catilina cap. 51 übergehe, deren Schwierigkeit notorisch ist.

Vice-Präsident Dr. **Eckstein**: Ich ersuche Sie fortzufahren. Keiner aus der Versammlung hat das *connu* gerufen; wir alle haben den dringenden Wunsch uns von Ihnen belehren zu lassen.

Professor **Döderlein**: Da nun kein *connu!* sich laut macht, so gestatten Sie mir einen Lösungsversuch. Hofman Peerlkamp ist der einzige unter den mir bekannten neuen Interpreten, der eine Bemerkung über den Zusammenhang nöthig gefunden hat. pag. 220. *Miseri homines, qui poesin ita tractant, cum praesertim ea sit res tam vetus et venerabilis.* Aber kaum kann ich glauben, dass sie dem scharfsinnigen, geistreichen Mann selbst genügt, oder dass er den Dichter darum loben würde. Es sollte mich nicht wundern, wenn Sie argwöhnten, ich wolle der Episode einen andern Platz anweisen, sie durch ein kritisches Manöver in den ersten Theil versetzen. Nein, nichts weniger. Ich bleibe in den Grenzen der Interpretation.

Nach meiner Ansicht bezweckt Horatius mit dieser Episode eine Rechtfertigung oder Entschuldigung, dass er **sich selbst** dem Piso als Criticus angeboten mit den Worten:

Si quid tamen olim
Scripseris, in Maeci descendat judicis aures,
*Et patris et **nostras**.*

---

*) Vergl. H. Düntzers Recens. von Döderleins Homer. Glossar, in Jahns Jahrb. 1854. Bd. LXIX. H. 4. S. 604.

Im Allgemeinen hat ein solches Erbieten immer einen Anstrich von Anmassung und Zudringlichkeit. In dem besondern Fall hätte sich Horaz allerdings gegen Piso, der ältere Mann gegen den jüngern, der bekannte Dichter gegen den Anfänger, wohl einer solchen Entschuldigung entschlagen können, aber er wollte in Sachen der Höflichkeit und Bescheidenheit lieber des Guten zu viel als zu wenig thun, wie er überhaupt den Piso in allen seinen Rathschlägen und Belehrungen mit Zartheit und nicht wie einen Jüngling, sondern als einen jungen Mann behandelt. Diese bescheidene Entschuldigung war doppelt gerechtfertigt durch den Umstand, dass Piso mit einem Epos oder Drama auftreten wollte, Horaz aber nur ein lyrischer Dichter, noch dazu, wie er selbst oft genug andeutet, der leichteren Art war. Einem solchen schien über die ernsteren und erhabneren Gattungen der Poesie ein sachkundiges Urtheil um so weniger zuzustehen, als er sich die Fähigkeit zu solchen Dichtungen selbst absprach. Der Gedankengang ist demnach folgender:

„Lass ausser Maecius und deinem Vater auch mich deine Dichtungen vor deren Herausgabe prüfen, und übereile dich nicht. Zwar bin ich nur ein lyrischer Dichter, aber du darfst dich darum nicht schämen, auch auf meine Stimme zu hören. Denn nur in Rom steht die Lyrik in geringerer Achtung, als die epische und dramatische Poesie, in der Geschichte der Menschheit dagegen behauptet sie einen hohen Rang; denn ihr Schöpfer Orpheus hat mittelst der Lyra oder Kithara die rohe Urwelt civilisirt und cultivirt; diesem Verdienst verdankt alle Poesie ihre Ehre, ihren Ruhm. Homer und alle andern Dichter und Dichtungsarten sind jünger, und im Verhältniss zu jener Lyrik von geringerem Werth."

Vice-Präsident Dr. Eckstein: Für die zu eröffnende Discussion möchte ich mir den unmassgeblichen Vorschlag erlauben, zunächst von der Entdeckung, dass es sich um eine Ehrenrettung der lyrischen Poesie handle, abzusehen und auf den Kern des Vortrages einzugehen, dass Horaz sich wegen seines Anerbietens zum Kunstrichter bei dem jungen Piso entschuldigen wolle.

Hofrath Hermann bittet um Erlaubniss dem Vorredner zu secundiren. Die schwächste Stelle seiner scharfsinnigen Argumentation liege in der Deutung der Worte *post hos insignis Homerus*, insofern dadurch Homer offenbar zu gering geschätzt werde, als ob er erst in zweiter Linie auf jene alten Dichter folgen solle. Er glaube aber dessen gar nicht zu bedürfen, sobald man nur das Komma nach Homer streiche und *Homerus Tyrtaeusque* als gemeinschaftliches Subject des folgenden *versibus exacuit* verbinde. Die kriegerischen Elegien des Kallinos und Tyrtäos seien schon im Alterthume gleichsam als verselbständigte Nachbildungen der kriegerischen Reden im Homer aufgefasst worden, und in dieser Hinsicht könne Homer selbst als Dichter heldenmässiger Begeisterung an die Spitze der Entwickelung gestellt werden, welche die lyrische Poesie als *alta sapientia* ausgebildet habe.

Digitized by Google

Vice-Präsident Dr. Eckstein bezeugt darauf, dass das Komma auf Rechnung des Separatabdruckes *), nicht Döderleins zu setzen sei.

Prof. Schneidewin von Göttingen: Er freue sich seinerseits, dem Vorredner secundiren zu können. Horaz folge in dem, was er über die Entwickelung der griechischen Poesie sage, den Forschungen alexandrinischer Grammatiker; und von diesen sage einer ausdrücklich zu der Stelle *ἀνέρες ἐστὲ φίλοι* u. s. w., diese Stelle stehe höher als die gesammte Poesie des Tyrtäos und seiner Nachfolger.

Prof. Döderlein: In Bezug auf meine Darlegung ist dies eine secundäre Frage; es sollen jene Worte die Apologie und Präconisirung der lyrischen Poesie enthalten.

Prof. Gerlach: Meine Bestrebungen gelten als etwas reactionär, also wird es mir wohl erlaubt sein, einige bescheidene Zweifel auszusprechen. Wird Homer als Lyriker oder als Dichter überhaupt erwähnt? Offenbar in ganz allgemeinen Beziehungen, um den Werth und die Wirkung der Poesie durch Beispiele zu erläutern, um die Bedeutung der Poesie nachzuweisen, welche ursprünglich überhaupt cultivirend, dann mahnend zur Tapferkeit, weiterhin religiös und die Sitten veredelnd und zuletzt erst gewinnreich und das Leben verschönernd genannt werden kann.

Prof. Döderlein erläutert noch einmal seine Ansicht: es solle nur eine Rechtfertigung vom Dichter gegen den möglichen Einwurf gemacht werden, wie der Lyriker über Gedichte urtheilen könne, welche zur Verherrlichung von Ereignissen abgefasst sind.

Prof. Gerlach: Welche Art der Lyrik wollte Horaz vertheidigen, doch wohl die leichtere, die er selbst übte? Wie kommt es da, dass er, um sich selbst als Lyriker einzuführen, nur die ältesten aufführt und nicht lieber Alcman und Pindar? Bei den Worten *longorum operum finis* ist doch an die Dramatiker zu denken, denn Horaz meint die Weinlese.

Hofrath Hermann: Nein, sie gehen auch auf die Lyriker, denn die Weinlese gab auch zu Dithyramben und anderen chorischen Gesängen Veranlassung.

Vice-Präsident Dr. Eckstein: Mir ist noch immer nicht einleuchtend, wodurch Horaz veranlasst werden konnte, einem jungen Manne, der sich zum Dichter ausbilden will, die lange Darlegung über den Werth und die Macht der Poesie zu geben. Wozu bedarf es ferner für ihn der Entschuldigung und Rechtfertigung dafür, dass er sich ihm als Kritiker seiner poetischen Erzeugnisse anbietet? Horaz war für Piso eine Respectsperson, ebenso wie der verehrte Redner für uns. Würden wir wohl von ihm verlangen, dass er durch Hinweisung auf glänzende Namen in der Geschichte der Philologie und Pädagogik seine Auctorität rechtfertigte, seine freundliche Mithülfe gar entschuldigte?

Prof. Döderlein: Ich glaube, diese Rechtfertigung ist gestattet nach dem Grundsatze: *superflua non nocent*, namentlich wenn es eine überflüssige Bescheidenheit ist, die auch dem älteren Manne gegenüber dem jüngeren wohl ansteht und keine Selbstentwürdigung ist.

*) Der Separatabdruck wurde nach der Dillenburger'schen Ausgabe bewirkt, welche das Komma hat.

Digitized by Google

Vice-Präsident Dr. Eckstein: Zugegeben, dass dies als begründet anerkannt werden müsste: das wird mein verehrter Gönner und Freund nicht in Abrede stellen, dass diese Rechtfertigung etwas zu spät kommt. Nach *nostras* hätte sie stehen müssen in V. 388, aher da folgt erst das bekannte *nonum prematur in annum* nnd andere gute Ratbschläge.

Prof. Döderlein: Die beiden folgenden Gedanken *delere licebit* und *nescit vox missa reverti* sind eine Motivirung des *nonum prematur in annum*.

Director Raspe aus Güstrow: Es ist schwer, gegen eine Autorität wie die des Herrn Prof. Hermann anzugehen. Gleichwohl fühle ich mich in meinem philologischen Gewissen gedrungen es auszusprechen, dass mir die Worte *mares animos — in Martia bella exacuit* es zu verbieten scheinen, hier an den Homer als Lyriker zu denken: ich finde vielmehr das specifische Epos darin. Es ist aber auch, glaube ich, in dem Zusammenhange des Ganzen eine Nöthigung überall nicht vorhanden, hier an Homer als Lyriker zn denken. Habe ich den Herrn Prof. Döderlein richtig verstanden, so findet er den Schwerpunkt der Stelle in den Worten *ne forte — Apollo*. Dieser Gedanke muss in dem Vorhergehenden motivirt werden, und Horaz thut dies in der Weise, dass er die lyrische Poesie als die älteste und gleichsam als die Mutter der übrigen Gattungen der Dichtkunst darstellt. „Erst nachdem die Lyrik die Grundlage aller Cultur gelegt, kam das Epos und zuletzt das Drama. Schäme dich also nicht" u. s. w. Dieses *ne tibi cet.* klingt auf der einen Seite ganz bescheiden; im Grunde ist es aber eine halb- und halb anmassliche Hervorbebung seiner, des Horaz, Poesie.

Dr. Hertz aus Berlin: Ich muss so ketzerisch sein, wieder auf die Cardinalfrage zurückzukommen. Könnte nicht ein engerer Zusammenhang dadurch gewonnen werden, dass man auch den paränetischen Theil wiederum in zwei Theile zerfällt: 1) „Du musst etwas Grosses leisten." 2) „Wenn Du etwas gedichtet hast, so gib es Kunstrichtern zur Beurtheilung." Daran knüpft Horaz an: „Das, was grosse Dichter geleistet haben, ist auch dauernd." Er gebraucht ja auch ehrende Beiwörter. „So wird auch Dein Ruhm dauernd sein. Strebe nach dem Höchsten; andrerseits schäme Dich auch nicht, Dich mit der Poesie zu beschäftigen."

Hofrath Hermann: In Bezug auf das Ganze können wir annehmen, Horaz will seinem jungen Freunde die lyrische Poesie anempfehlen, vielleicht um ihn von grösseren Wagnissen, die über seine Kräfte gehen würden, abzuhalten; aber gerade weil diese Art von Poesie durch die Leichtfertigkeit dilettantischer Zeitgenossen in Misscredit gerathen zu sein scheint, macht er ihn auf die ganze Wichtigkeit ihrer Bedeutung aufmerksam: wer sie nach solchen Vorbildern behandeln wolle, müsse es mit hohem Ernste und reifem ästhetischen Urtheile thun.

Prof. Gerlach: Sehr richtig hebt Horaz den Gedanken hervor, der mir als der Hauptgedanke erscheint. Die Mahnung des Dichters ist: der junge Freund soll besonnen, ruhig und langsam arbeiten und seine Arbeiten der Prüfung älterer Freunde, der Kritiker und der Zeit in ihrer Wirkung unterwerfen. Denn der Dichter hat grosse

Digitized by Google

Vorbilder. Nun kommt *Musa lyrae sollers*, was ich auf das Gebiet der Poesie überhaupt beziehe: weil so ausgezeichnete Männer in der Poesie gearbeitet haben, sollst auch Du Dich nicht schämen Dich der Beschäftigung mit der Poesie hinzugeben.

Prof. Döderlein: Ich muss daran fest halten, dass *lyrae sollers* nur die lyrische Poesie und *cantor Apollo* nur den Gott als Beschützer der chorischen Poesie bezeichnen soll. Aus dem ganzen Gedichte sehen wir, dass Piso nie daran gedacht hat, ein lyrisches Gedicht zu machen, sondern nur epische.

Vice-Präsident Dr. Eckstein: Wir müssen die Discussion wohl abbrechen, so sehr ich bedaure, meine Bedenken noch nicht erledigt zu sehen. Mit Rücksicht auf die längere Zeitdauer, welche diese uns allen gewiss höchst lehrreiche Erörterung in Anspruch genommen hat, erlaube ich mir an den Herrn Redner die Bitte zu richten, auf die Besprechung der Sallustischen Stelle zu verzichten, so viel wir auch dadurch verlieren.

Ich bitte nunmehr Herrn Professor Forchhammer aus Kiel seinen Vortrag über die Topographie von Theben zu beginnen.

Professor Forchhammer *) zeigte hierauf eine nach Vermessungen französischer Generalstabs-Officiere von ihm entworfene Karte der Höhen, auf denen die alte Stadt Theben gelegen, der nächsten Umgebung und der Abtheilungen der inneren Stadt mit Angabe der bei den Alten erwähnten Monumente. In möglichster Kürze schilderte er die Natur des grossen Gebirgkessels, den der Teumessos durchschneidet, hob die Metamorphosen dieses Gebiets während des Wechsels des Jahres hervor und wies nach, wie die Quellen des Ismenos und der Dirke im Verein mit den heftigen Regengüssen des Griechischen Winters an den beiden langen Seiten der Höhen, auf denen später die Stadt erbaut war, in dem tiefen Lehmboden des Teumessos zwei Bette von ungefähr 100 Fuss Tiefe mit steilen Wänden gleich Festungs-Wällen ausgehöhlt hätten. Diese natürliche, aus Graben und Wall bestehende Befestigung sei eben der ursprüngliche Grund der Anlage der Stadt auf dieser quellreichen Höhe. Jene Quellen und ihre Bäche, welche fast die ganze Stadt, mit Ausnahme der schmalen Seite gegen Süden, umfliessen, seien die Erbauer der Mauern Thebens. In dieser Natur des Bodens sei auch begründet, dass gegen Süden drei Thore, und gegen Norden eben so viele waren. Das siebente Thor war das Quellthor in der Mitte der westlichen Seite der Stadt, führend zu einer sehr reichen Quelle in der halben Höhe des Dirke-Bettes. Die drei Thore im Norden seien von Westen nach Osten das Neïtische, das Ogygische und das Proitische; die drei Thore im Süden seien gleichfalls von Westen nach Osten das Höchste Thor (Hypsistä), das Elektrische und das Homoloïsche Thor. Die Uebereinstimmung der fünf hauptsächlichsten Schriftsteller unter den sieben, welche die sieben Thore aufzählen, zeigt die folgende Tabelle.

*) Der Redner hat den Gegenstand seines Vortrags in der Festschrift der Kieler Universität, mit welcher zur Feier des Geburtstages Sr. Maj. des Königs Frederik's VII. eingeladen wird, behandelt unter dem Titel *Topographia Thebarum heptapylarum cum tabula geogr.* (19 S. 4.) 1854.

Digitized by Google

Vergleichende Tabelle der bei sieben Schriftstellern genannten sieben Thore.

1. Zeile: Namen der Thore. 2. Zeile: Namen der feindlichen Heerführer. 3. Zeile: Deren Schildzeichen. 4. Zeile: Namen der Thebäischen Heerführer.

Aeschylus. Sept. c. Th. 360.	Euripides. Phoeniss. 1120.	Pausanias. IX. 8, 4.	Apollodor. III, 6. 6.	Statius. Theb. VIII, 353 sqq.	Nonnus. Dionys. V, 69 sqq.	Hyginus. 69. cf. 11.
1. *Προιτίδες.* *Τυδεύς.* *πανσέληνος.* *Μελάνιππος.*	2. *Προιτίδες.* *Ἀμφιάραος.* *ἄσημα ὅπλα.*	2. *Προιτίδες.* *Τυδεύς.* *Μελάνιππος.*	3. *Προιτίδες.* *Ἀμφιάραος.* cf. III, 6, 8, 6.	4. Proetides Hypseus.	6. *Ζηνός* (?). cf. Schol. Lycoph. 1204.	Astycratia.
2. *Ἠλέκτραι.* *Καπανεύς.* *ἄνδρα πυρφόρον.* *Πολυφόντης.*	6. *Ἠλέκτραι.* *Καπανεύς.* *γίγας γηγενής.*	1. *Ἠλέκτραι.* *Καπανεύς.*	6. *Ἠλέκτραι.* *Παρθενοπαῖος.*	5. Electrae. Dryas.	4. *Ἠλέκτραι.*	Cleodoxa.
3. *Νήϊται.* *Ἐτέοκλος.* *ἀνὴρ ὁπλίτης κλίμακι.* *Μεγαρεύς.*	1. *Νήϊται.* *Παρθενοπαῖος.* *Ἀταλάντη.*	3. *Νήϊται.* *Πολυνείκης.* (*Ἐτεοκλῆς.*)	4. *Νήϊται.* *Ἱππομέδων.*	2. Neïtae. Eteocles.	2. *Ἑρμάωνος* (?).	Astynome.
4. *Ὄγκας.* *Ἱππομέδων.* *Τυφῶνα πυρπνόον.* *Ὑπέρβιος.*	5. *Κρηναῖαι.* *Πολυνείκης.* *Ποτνιάδες πῶλοι* *Ἐτεοκλῆς.*	4. *Κρηναῖαι.* (*Ἱππομέδων*).	7. *Κρηνίδες.* *Τυδεύς* (?).	7. Culmina Dircaea. Menoeceus. Haemon. X, 651.	1. *Ὀγκαίη.* (*ἐς ἑσπέριον κλίμα πήξας.*)	Chias.
5. *Βόῤῥαιαι.* *Παρθενοπαῖος.* *Σφίγξ.* *Ἄκτωρ.*	3. *Ὠγύγιαι.* *Ἱππομέδων.* *πανόπτης.*	7. *Ὠγύγιαι.* (*Παρθενοπαῖος*)	2. *Ὠγύγιαι.* *Καπανεύς.*	1. Ogygiae. Creon. Echion X, 494.	7. *Κρόνου.*	Ogygia.
6. *Ὁμολωΐδες.* *Ἀμφιάραος.* *σῆμα δ' οὐκ ἐπῆν.* *Λασθένης.*	4. *Ὁμολωΐδες.* *Τυδεύς.* *λέοντος δέρος.* *Τιτὰν Προμηθεύς.*	6. *Ὁμολωΐδες.* *Ἀμφιάραος* (?). cf. Paus. 9, 8, 3.	1. *Ὁμολωΐδες.* *Ἄδραστος.*	3. Homoloïdes. Haemon.	3. *Ἀφροδίτης.*	Chloris.
7. *Ἕβδομαι.* *Πολυνείκης.* *Δίκη.* *Ἐτεοκλῆς.*	7. *Ἕβδομαι.* *Ἄδραστος.* *ἑκατὸν ἐχίδναι ὕδρα.*	5. *Ὕψισται.* (*Ἄδραστος.*) (*Διὸς ὑψίστου ἱερόν.*)	5. *Ὕψισται.* *Πολυνείκης.*	6. Hypsistae. Eurymedon.	5. *Ἄρεως.*	Thera. (*Νέαιρα.*)

Digitized by Google

Auf das Irrige und Ungenügende der bisherigen Topographien von Theben konnte wegen der Kürze der Zeit nicht weiter eingegangen werden. Keiner der früheren Versuche beruhte auf einer nur erträglichen Aufnahme und Vermessung des Terrains, woraus vielleicht sich erklärt, dass Ulrichs den mittleren Theil der Stadt zum südlichen Ende derselben macht, während Leake denselben Theil als das nördliche Ende seines Plans zeichnet. Das Verdienstliche der gelehrten Arbeit von Unger (*Thebana Paradoxa*) wurde besonders hervorgehoben und das baldige Erscheinen der Fortsetzung gewünscht.

Vice-Präsident Dr. Eckstein: Bei der Kürze der Zeit müssen wir auf eine Discussion der so eben vorgetragenen neuen Auffassung von den topographischen Verhältnissen Thebens verzichten. Auf der Tagesordnung steht nur noch der Vortrag des Herrn Dr. Hertzberg: Ueber die Hebung des Königthums unter Agesilaos. Mein Herr College hat sich bereitwillig finden lassen mit Rücksicht auf den Mangel an Zeit auf das Wort zu verzichten, seinen Vortrag aber den gedruckten Verhandlungen zu überlassen *).

Meine Herren! Die schönen Tage unseres Zusammenseins sind vorüber; die Trennungsstunde naht. Schon Viele sind abgereist, Andere rüsten sich zur Abreise noch im Laufe dieses Tages. Darum bei der Kürze der Zeit nur wenige Worte. Zunächst treibt mich mein Herz, Worte des ehrfurchtsvollsten Dankes gegen des regierenden Herrn Herzogs Hoheit auszusprechen, der unserem Vereine und seinen Verhandlungen auf so mannigfaltige Weise huldvolle Theilnahme bewiesen und mich ausdrücklich beauftragt hat, der Versammlung auszudrücken, welche Freude es Hochdemselben gewährt dieselbe bei sich zu empfangen und Sie alle bittet seinem Lande und seiner Residenzstadt auch in der Ferne ein freundliches Andenken zu bewahren. Auch Sr. Hoheit dem Herzog Joseph müssen wir uns zu verehrungsvollem Danke verpflichtet fühlen, da er, wie bei einer früheren, gleich festlichen Veranlassung, so auch uns sein reges Interesse an der Förderung wahrhaft wissenschaftlicher Bestrebungen in gnädiger Weise zu erkennen gegeben hat, so wie den übrigen Gliedern des erlauchten fürstlichen Hauses, an denen wir durch die That erkannt haben, dass in Thüringen nicht blos in früheren Zeiten, sondern auch jetzt noch Wissenschaft und Kunst hohe fürstliche Gönner finden. Worte des Dankes bringe ich dem herzoglichen Staatsministerium, welches unserer Sache eine so wohlwollende Förderung hat angedeihen lassen, den Behörden dieser gastlichen Stadt, und besonders den Mitgliedern des Comité, welche mit aufopfernder Bereitwilligkeit und hingebender Thätigkeit Alles bedacht und geordnet haben, allen denen, die durch ihre Kunst des Liedes wie des Gesanges und der Musik uns genussreiche Stunden bereitet haben, auch denen, die in Terpsichorens Hallen zu sinnigem Feste uns geladen; Worte des Dankes den Bewohnern dieser Stadt, welche unsere Verhandlungen mit ihrer Gegenwart beehrt und unsere geselligen Zusammen-

*) Derselbe folgt weiter unten als Beilage.

Digitized by Google

künfte verschönert haben; endlich auch (verargen Sie es einem Schulmeister nicht) der Jugend, der *spes patriae*, welche uns freundlich auf Wegen und Stegen geleitet und zu jeglicher Hülfe sich stets bereit gezeigt hat. Möge sie sich diese Pietät gegen die Alten auch in fernerem Leben bewahren; sie wird daran einen Herzensschatz haben, der leider Vielen in unsern Tagen fehlt. Und so scheiden wir mit einem freundlichen Andenken an diese freundliche, gemüthliche und gesellige Stadt.

Der Pflicht des Dankes ist genügt; schliesslich zu uns selbst, meine Herren. Da nun einmal ein Philolog ohne ein gelehrtes Citat nicht fertig werden kann, so lassen Sie mich an das erinnern, was Leibniz vor hundert und fünfzig Jahren schon geschrieben hat. *Nihil utique utilius est*, sagt der grosse Denker, *quam eruditos coire in societates. Optandum esset unam esse universalem, sed velut in collegia diversa distinctam. Tanta enim est inter se connexio diversarum eruditionis partium, ut non magis quam perpetuo consensu et conspiratione quadam iuvari possint.* Ein solches *collegium* bildet unser Verein. Den Nutzen, welchen er schafft, wie könnte ich ihn treffender bezeichnen als mit den Worten eines andern Philosophen, in denen Sie nur die Futura in Präterita umzutauschen brauchen, um das Ergebniss der nun zu Ende gehenden Versammlung in lateinischer Rede zu haben. Seneca nämlich sagt *epistoll. moral. XVIII, 6. quid sapiens sapienti proderit? impetum illi dabit, occasiones actionum honestarum commonstrabit. praeter haec aliquas suas cogitationes exprimet. docebit quae invenerit.* Und etwas später *gaudium illi adferet, fiduciam confirmabit, ex conspectu mutuae tranquillitatis crescet utriusque laetitia. praeterea quarundam illi rerum scientiam tradet. non enim omnia sapiens scit.* Sind wir auch nicht Weise, wie sie als Ideale dem römischen Stoiker vorschwebten, so fühlen wir uns doch Alle durch das, was hier aus reichen Wissensschätzen uns gespendet ist, wissenschaftlich gefördert, zu ernstem Weiterstreben aufgemuntert und jeder zu seinen Berufsgeschäften aufgefrischt und wahrhaft verjüngt. *Fiduciam confirmavit:* hier, wo uns die milde, erwärmende Gestalt Spalatins entgegentritt, lassen Sie uns Muth schöpfen, dass alle Angriffe der Gegner unserer Jugend die Schätze Griechenlands und Roms nicht entziehen werden, und uns in der festen Ueberzeugung kräftigen, dass ein Streit zwischen classischen Studien und christlicher Bildung nicht besteht, auch nicht bestehen kann. Wenn aber unser Verein, wie jener Riese der alten Fabelwelt, nur dann seine volle Kraft hat, sobald er die Mutter Erde berührt, so müssen wir wohl, da wir jetzt dem Boden entrückt werden, unsere Augen richten auf die altberühmte Hansestadt an dem Elbstrome, die zu unserem nächsten Versammlungsorte bestimmt ist. Lassen Sie uns mit Gottes Hülfe auch dort recht zahlreich zusammentreten und durch die schöne Erinnerung an die Tage in Altenburg den festen Vorsatz hervorrufen, dort das hier nach kurzer Unterbrechung wieder begonnene Werk im gemeinsamen Streben fortzusetzen und dadurch zu erhalten.

Hofrath Hermann: Die hergebrachte Ordnung unserer Versammlungen legt mir die angenehme Pflicht auf, die Schlussworte des Präsidiums im Namen der Anwesenden mit wenigen, aber aufrichtigen Worten zu erwidern. Ich kann freilich nur

Digitized by Google

wiederholen, was ich schon neulich mit voller Ueberzeugung ausgesprochen habe, dass die Altenburger Versammlung sich um die Zukunft unseres Vereins ein grosses Verdienst erworben habe, und begründe dieses jetzt nur noch durch den dankbaren Rückblick auf die auszeichnende Anerkennung, die demselben hier von höchsten Kreisen aus geworden ist. „Es soll der Dichter mit dem König gehen, denn beide stehen auf der Menschheit Höhen" — diesen Spruch darf eine Versammlung, die selbst vielleicht noch mehr als einen Dichter, wenigstens keine geringe Anzahl von geschmackvollen Kennern und Auslegern der grössten Dichter in ihrer Mitte zählt, wohl auch auf sich anzuwenden wagen; und wenn man mit Recht sagt, dass die menschlichen Nerven des belebenden Einflusses der Sonnenwärme nicht entbehren können, so werden auch wir, die wir gleichsam den Nervengeist in der menschlichen Gesellschaft vorstellen, auch für die Strahlen der irdischen Sonnen nicht unempfänglich sein, welche die Vorsehung an die Spitze dieser Gesellschaft gesetzt hat. Freudig vereinigen wir uns daher mit dem von dem Präsidium bereits ausgesprochenen ehrfurchtsvollen Danke gegen Se. Hoheit den Herzog und das ganze Herzogliche Haus, dessen grossartige Gastfreundschaft den hiesigen Aufenthalt zu einem Lichtpuncte in der Erinnerung eines jeden von uns machen wird; wir wiederholen den gleichen Dank gegen das Herzogliche Staatsministerium, gegen die verehrlichen Behörden dieser Stadt und gegen das Comité, die ihre Bemühungen vereinigt haben, um diese Erinnerung zu einer bleibenden zu erheben; wir verbinden aber damit ganz besonders auch den Ausdruck unserer lebhaftesten Erkenntlichkeit für die erfolgreichen Anstrengungen des Präsidiums und Secretariats, nicht bloss für die Einleitungen, die sie zu dem nämlichen Zwecke getroffen, sondern namentlich auch für die Art, wie sie unsere Zusammenkünfte und Berathungen geleitet und zu einem Ende geführt haben, das uns mit Beruhigung und Freudigkeit darauf zurückblicken lässt. Und nun nur noch einen Blick vorwärts auf den Ort unserer nächsten Zusammenkunft, dessen Name allein schon hinreicht, um derselben mit eben so dankbarem Vertrauen entgegen zu sehen: auch über Hamburg leuchtet eine Sonne, dieselbe, die einst über Hellas und Latiums schönsten Zeiten geleuchtet hat, die Sonne ächter gesetzlicher Bürgerfreiheit; und wie uns bereits vor sieben Jahren unter einer ähnlichen wohl und warm geworden ist, so wollen wir Gleiches mit Gottes Hülfe auch für nächstes Jahr hoffen. Darum auf fröhliches Wiedersehen in Hamburg! Hamburg und Altenburg, Altenburg und Hamburg leben hoch!

Vice-Präsident Dr. Eckstein: So schliesse ich denn die vierzehnte Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner kraft des mir übertragenen Amtes mit dem Wunsche eines fröhlichen Wiedersehens.

Digitized by Google

V.

Protokolle der Sitzungen der pädagogischen Section.

Erste, constituirende Sitzung.

Altenburg, den 25. September 1854.

Der Präsident der allgemeinen Versammlung, Schulrath Dr. Foss, eröffnet die Sitzung in der Aula des Josephinums gegen 12 Uhr Mittags und fordert nach Begrüssung der Anwesenden die Versammlung auf, sich zu constituiren und Präsidenten und Secretäre zu wählen. Auf allseitige Aufforderung erklären sich die Präsidenten der allgemeinen Sitzungen, Schulrath Dr. Foss und Director Dr. Eckstein, bereit, den Versammlungen der pädagogischen Section alternirend zu präsidiren.

Hierauf werden auf den Vorschlag des Präsidenten Foss zu Secretären erwählt:

1) als auswärtiges Mitglied

Dr. Rudolph Dietsch, Professor aus Grimma;

2) als einheimisches Mitglied

Dr. Gustav Schmidt, Lehrer an der Matthiä'schen Erziehungsanstalt in Altenburg.

Als Gegenstand der Berathung theilt der Präsident folgende Thesen mit, welche auf seine Bitte Professor Mützell aus Berlin gestellt hat:

„Die Ueberladung der Gymnasien mit Unterrichtsgegenständen.

1) Philosophie, deutsche Litteraturgeschichte, Naturgeschichte, Naturlehre sind beizubehalten, aber in Ansehung des Lehrstoffes zu beschränken.
2) Hebräisch und Französisch können facultativ sein.
3) Mathematik und Geschichte dürfen in Hinsicht des Lehrstoffes beschränkt werden.
4) In Folge der gründlicheren Bearbeitung der einzelnen Wissenschaften ist auch der Unterricht, sowohl der sprachliche als der in den meisten andern Objecten, dem Stoffe nach häufig zu reichlich ausgestattet worden.
5) Die ausführliche systematische Behandlung einzelner Lehrfächer, namentlich der Hermeneutik, Stilistik, Mathematik, Geographie, hat der Methode häufig eine zu grosse Breite gegeben.

Digitized by Google

6) Die Last des Stoffes und das Gedehnte der Methode trifft besonders die unteren und mittleren Classen nnd hemmt auch für die oberen den Wissenstrieb.

7) Zu diesen Uebelständen tritt hinzu:

a) dass einzelne Gegenstände zu lange durch die Classen hindurch gezogen werden;

b) dass ein und derselbe Gegenstand in dem Gymnasium unter zn viel Lehrer vertheilt wird;

c) dass diejenigen Bestimmungen der Schulordnung, welche auf einheitliches Zusammenwirken der Lehrer hinzielen, nicht immer zu lebendiger Ausführung kommen.

8) Endlich sind es die Translocationsexamina und das Abiturientenexamen, durch deren Einrichtung für die Schüler theils eine temporäre Ueberladung, theils eine fortwährende Zersplitterung eintritt."

Director Dr. Eckstein schlägt znr Berathnng vor: „Der lateinische freie Aufsatz hat seine volle Berechtigung in dem Lehrplane des Gymnasiums und bei der Maturitätsprüfung."

Geh. Reg.-Rath Wiese aus Berlin schlägt vor, zn sprechen über „die Benutzung von Vocabularien zum selbständigen Vocabellernen." Eine Fassung in eine bestimmte These will er nicht geben, da es nur darauf ankomme, den Gegenstand zu besprechen und Erfahrungen darüber zu hören.

Eckstein wünscht, dass in vertraulicher Weise über den Besuch der Wirthshäuser durch Gymnasiasten gesprochen und dass Mittheilungen darüber gemacht werden möchten, wie dem zu begegnen sei. Doch will er diesen Gegenstand nicht auf die Tagesordnung der öffentlichen Sitzungen gesetzt wissen.

Professor Dietsch schlägt vor, die Punkte der Mützell'schen Thesen, welche von der Naturgeschichte und Naturlehre u. s. w. handeln, zunächst nicht zu besprechen, damit nicht über diese Gegenstände abgeurtheilt werde, ohne ihre Vertreter zu hören, vielmehr die beiden auf den lateinischen Unterricht bezüglichen Anträge zunächst und dann die damit in Mützell's Sätzen zusammenhängenden Punkte in Berathung zn ziehen. Werde herausgestellt, was im sprachlichen Unterrichte geleistet werden müsse, so folge daraus anch, wozu Zeit zn beschaffen sei, und es werde demnach auch dadurch der Ueberladung der Gymnasien entgegengewirkt.

Der Präsident schlägt folgende Reihenfolge vor, welche auch von der Versammlnng angenommen wird:

a) Antrag von Eckstein über den lateinischen Aufsatz;

b) Antrag von Wiese: „Die Benutzung von Vocabularien";

c) Thesen Mützell's, betreffend die Ueberladung der Gymnasien mit Unterrichtsgegenständen.

Schluss der Sitzung gegen 1 Uhr.

Digitized by Google

Zweite Sitzung.

Altenburg, den 26. September 1854.

Präsident: Schulrath Dr. Foss.

Gegenstand der Berathung: Der Antrag Eckstein's: „Der freie lateinische Aufsatz hat seine volle Berechtigung in dem Lehrplane des Gymnasiums und bei der Maturitätsprüfung."

Präsident ertheilt zunächst dem Antragsteller das Wort.

Eckstein erinnert an den Beschluss bei der Philologen-Versammlung zu Jena, durch welchen diese Frage für eine Frage der Zeit erklärt worden sei. Damals hatte Köchly seinen Feldzug gegen Lateinschreiben und Lateinsprechen eröffnet; jetzt sei man aber älter und verständiger geworden. Er trennt seine Proposition für die Berathung in zwei Theile: 1) über die Berechtigung des lateinischen freien Aufsatzes in der Schule, und 2) über die Berechtigung desselben bei der Maturitätsprüfung. — Die Gegner des lateinischen Aufsatzes pflegten einzuwenden, dass er nicht nur nutzlos, sondern auch schädlich sei, weil er den Stil verderbe. Indessen wie wir Exercitia zur Befestigung in der Grammatik geben, so müssen wir dem Schüler auch Gelegenheit bieten, das, was er bei der Lectüre an Phraseologie u. s. w. gewonnen hat, praktisch anzuwenden; wir müssen ihm eine freiere Bewegung gestatten, welche bei dem Exercitium fehlt. Das Bewusstsein: du kannst selbst etwas mit dem machen, was du mit Aufmerksamkeit gelesen hast, das Gefühl der Selbständigkeit und Sicherheit des Erworbenen erweckt grössere Theilnahme bei der Lectüre, weil der Schüler nun auf das zu Gewinnende achtet. Deshalb ist der lateinische freie Aufsatz auf der obersten Stufe des Gymnasialunterrichts beizubehalten.

Lic. Dr. Heinichen, Prorector in Zwickau, erklärt sich mit Eckstein im Allgemeinen ganz einverstanden, und will nur noch auf einen Gesichtspunkt aufmerksam machen. Die Pensa sollen den Schüler bekannt machen mit den Darstellungsmitteln der lateinischen Sprache (der Redner erinnert an die Vorrede von Nägelsbach in seiner Stilistik); die freien Arbeiten sollen ergänzend hinzutreten, damit sich der Schüler freier bewegen lerne und anwende, was er in der Lectüre gewonnen habe; dadurch entstehe Freudigkeit des Schaffens. Eine andere Frage sei die nach Gewinnung von Zeit, um diese Uebungen bei der herrschenden Polymathie wahrhaft nutzbar zu machen. Es verhalte sich damit ebenso wie mit dem Privatstudium, wenn dieses so, wie es Seyffert dargestellt habe, getrieben werden solle; es scheine allerdings an Zeit für die freien lateinischen Arbeiten zu fehlen. Damit hingen die Thesen Mützell's zusammen, wie der Ueberladung vorzubeugen sei.

Digitized by Google

Dr. Ameis, Professor aus Mühlhausen: Es sei dies die Cardinalfrage unserer Gymnasien. Man wende ein, die lateinischen Aufsätze seien nutzlos und schädlich; das könne wohl der Fall sein, wenn die Sache getrieben werde, wie sie eben getrieben werde. Solcher Tadel treffe nur die Methode. Die lateinischen Aufsätze müssten sich gründen auf tüchtige Lectüre. Systematische Grammatik und freier Aufsatz seien scharfe Opposita, von denen eines fallen müsse. Der wesentliche Unterschied zwischen Exercitium und Aufsatz bestehe darin, dass das Exercitium etwas Vages sei, dass man dabei keinen rechten Massstab habe für die allgemeine Beurtheilung des Ganzen; ob der Schüler einen *color latinus* habe, das zeige der Aufsatz viel besser als das Exercitium. Ohne Grammatik und ohne Lexikon solle der Schüler seinen Gedanken eine lateinische Form geben, er solle Raschheit des Uebertragens in die lateinische Form erlangen.

Eckstein erklärt sich gegen einige Behauptungen von Ameis. Das Exercitium gebe allerdings einen Massstab ab; dieses sei schwerer als der Aufsatz; der Schüler müsse auch in jenem geübt sein. Die Lehrer würden doch wissen, was schwerer oder leichter sei? Oder haben sie etwa einen verschiedenen Massstab? Auf die Verschiedenheit localer Verhältnisse sei doch bei dieser Frage keine Rücksicht zu nehmen, es bleibe das Allgemeine: Wir erkennen die Fähigkeit des Schülers aus der Art und Weise, wie er den deutschen Text überträgt. — Er bittet, sich doch ja frei und unverhohlen über den Gegenstand auszusprechen.

Ameis: Er habe nicht sagen wollen, dass das Exercitium keinen Massstab abgebe, sondern dass es ein vager und kein sicherer Massstab objectiv sei; subjectiv könne der Lehrer ihn wohl herausfinden.

Professor Dr. Mützell aus Berlin: Die Schwierigkeit der Frage liege nicht in der Theorie, da seien wohl Alle einig, sondern in der Praxis. Es würden den Lehrern Vorwürfe gemacht, dass die Schüler zu sehr mit Arbeiten belastet würden, und man bringe diese Vorwürfe besonders mit den freien lateinischen Arbeiten in Verbindung. Man wende ferner ein, dass die Schüler bei der Arbeit eine falsche Methode anwenden. Es gebe Anstalten, in welchen viele kleine Arbeiten, andere, in welchen eine oder doch nur wenige grössere verlangt würden, die mehr Privatstudium voraussetzten. Durch die grössere Zahl — sage man — werde die Zeit und Kraft des Schülers zu sehr in Anspruch genommen, er werde erschöpft und erschlafft. Auch sei die Frage aufzuwerfen, ob nicht die gewöhnliche Art der Benutzung des deutsch-lateinischen Lexikons Schaden bringe? Es sei wünschenswerth, darüber Erfahrungen zu hören.

Dr. Raspe, Gymnasial-Director aus Güstrow: Vorausgesetzt müsse werden, dass die Schüler sich ein gewisses Mass von Gewandtheit im Lateinisch-Denken errungen hätten. Sei es aber nun bei unserer jetzigen Einrichtung der Gymnasien möglich, dass die Schüler ein solches Mass von Gewandtheit im Latein-Denken sich erwerben können? Geben uns die Schüler wirklich Aufsätze oder Uebersetzungen eines schlechten, für die Uebertragung zurechtgemachten Deutsch? Seine

Digitized by Google

Erfahrung sei dagegen; die Schüler könnten niebt so viel erreichen; er glaube nicht, dass die Schüler sich so in den Geist der lateinischen Sprache versenken könnten. Aber lateinische Stilübungen müssten vorgenommen werden; daher werde die Frage diese sein: Welches ist die beste Weise, lateinisebe Stilübungen vorznnehmen, Uebertragungen aus dem Deutschen, etwa ans Laokoon, oder freie Anfsätze?

Eckstein erinnert gegen Mützell: Unsere Schüler haben viel zn wenig zu thun; selbst die Primaner sind mit 2—3stündiger Arbeit des Tages vollkommen fertig, gute Köpfe brauchen nicht einmal so viel; sie behalten Zeit genug zu unnützer Lectüre nnd andern Dingen, wie Wirthshansbesucb n. dergl. Geben wir den Schülern auch 3—4 Wochen Zeit zu einem Aufsatze, so maeben sie ihn docb erst in den letzten Tagen, und dann kann es allerdings vorkommen, dass sie bis in die Nacht hinein arbeiten und erschöpft werden; sie vertheilen Zeit und Arbeit nicht. Eine Erschöpfung der Schüler läugnet er sowohl im Allgemeinen als aucb in diesem Punkte. — Was nun die Methode der Schüler anlangt, so will sieb jetzt die Jngend immer so viel als möglich von dem Selbstarbeiten dispensiren; die Schüler lassen sich die Arbeiten fertigen, und zahlen dafür 10 Sgr. bis 1 Thlr. je nach der Güte nnd Wichtigkeit des Aufsatzes; namentlich geschieht das in Universitätsstädten; doch auch in andern Städten finden sich fähigere Schüler nnd manche verkommene Subjecte dazu bereit; die Schüler sind jetzt weniger geneigt, selbst zu arbeiten. Was nnn vollends die Annalen, die Arbeiten älterer Schüler, anlangt, so wird ans diesen znsammengelesen und gestoppelt, was nur irgend geht. Das sind Missbräuche. — Das deutsch-lateinische Lexikon darf nicht gebraucht werden. Dentsch machen die Primaner ihren Aufsatz wohl nicht erst. Raspe geht in dieser Hinsicbt zu weit; auch die deutschen Arbeiten gedeihen erst nach und nach, so müssen auch die lateinischen Aufsätze anfangs stümperhaft sein; aber sie führen znm Lateinisch-Denken. Das Versenken in den Geist der Sprache ist für nns noch schwer, vom Schüler gar nicht zu verlangen.

Mützell bittet, Act zu nehmen von Eckstein's Erfahrung, dass die Zeit des Schülers nicht zu sehr in Anspruch genommen sei. Der Vorwurf werde dadurch von einem Orte her widerlegt. Die Schüler könnten wohl mit 2—3stündiger Arbeit des Tages fertig sein, aber das sei nicht die rechte tüchtige Thätigkeit, wie der Lehrer sie wünschen müsse. Unberührt lasse er die unerlanbten Hülfsmittel, deren sich die Schüler bedienen; dergleichen würden immer vorhanden sein und benntzt werden. Deshalb bleibe doch die Frage, wie die Schüler arbeiteten, in vollster Berechtigung. Wichtig sei namentlich die Art der Benutzung des deutsch-lateinischen Lexikons und das Zusammensuchen der Phrasen. Wie ist diesen Missbränchen zu begegnen? — Gegen Raspe bemerkt er, dass beides, Exercitia nnd freie Aufsätze, Stilübnngen sind, jene gebnndene, diese freie.

Gravenhorst, Professor aus Hildesheim, verlangt, es solle erst der Begriff von Aufsatz festgestellt werden. Verstehe man unter lateinischem Aufsatz das, was unter deutschem, so müsse man Raspe beistimmen; ein solches Product, wie man beim Deutschen verlange, könne der Schüler lateinisch nicht liefern. Im Gegensatz

Digitized by Google

zu der ängstlichen Schreibweise beim Exercitium seien die freieren Arbeiten freie lateinische Stilübungen zu nennen; aber es dürften nicht eigentliche Aufsätze im strengen Sinne verlangt werden, in welchen Ideenkreise, die der Gegenwart angehören, darzustellen seien.

Der Präsident erinnert an den Beschluss in Jena über den Stoff der lateinischen Arbeiten. Eckstein hatte damals beantragt, und es war — wiewohl man zweifelhaft darüber sein kann, ob mit Recht — als Majoritätsbeschluss angesehen worden, dass der lateinische Aufsatz wesentlich Reproduction sein solle. Es wäre daher wünschenswerth, zu hören, welche Erfahrungen seitdem in dieser Hinsicht gemacht worden sind. Ist nur eine bestimmte Art von freien Aufsätzen berechtigt?

Director Dr. Palm aus Plauen: Gravenhorst habe ihm seine Bemerkung vorweggenommen. Seine Erfahrung sei, dass es mit dem Deutsch-Denken der Schüler auch nur so so bestellt sei. Der Ideenkreis und der Wortvorrath, die sie in den Familien erlangten, sei oft ein sehr beschränkter; frage man aber darnach, woher es komme, dass sie doch nach einiger Zeit in den deutschen Aufsätzen einen reicheren Ideenkreis und Wortvorrath besitzen, so müsse man antworten: sie gewinnen es aus der Schule und der Lectüre. Das Gleiche finde auch in Bezug auf die lateinischen Aufsätze statt. Er sei für Reproductionen, aber auch dieser Begriff sei noch zu weitschichtig; praktisch müsse man sich nach den Kräften der Schüler richten.

Dr. Lieberkühn, Professor aus Weimar, will die Erfahrungen aus seiner Schulzeit mittheilen; ihm wären gerade die lateinischen Aufsätze als das Bildendste unter allem erschienen, was sie in Prima gehabt hätten; die Freiheit des Denkens habe sich mehr und mehr entwickelt; Gernhard und Weber hätten vortreffliche Anleitung gegeben; daher hätten sich die Weimaraner wie auch die Altenburger im philologischen Seminar zu Jena immer ausgezeichnet. Exercitia mit allen Finessen zu fertigen sei sehr schwer und heenge den Kreis; man müsse auf den Aufsatz zurückkommen. Unsere Zeit wolle Alles philosophisch bestimmen, allein Eckstein habe schon bemerkt, man müsse ins Wasser gehen, wenn man schwimmen lernen wolle.

Raspe berichtet, er habe sich einmal einen Arbeitsetat einreichen lassen, und habe daraus ersehen, dass die Schüler viel zu thun hätten. Das Versenken in die Gegenstände des Unterrichts sei nicht so gewesen, wie es zu wünschen wäre. Und wenn wirklich ein Schüler, wie vorhin angeführt worden sei, so wenig im Deutsch-Denken leiste, so sei dies nur ein Argument mehr gegen den lateinischen Aufsatz. Das Lateinisch-Denken solle ein Analogon des Deutsch-Denkens sein. Der lateinische Aufsatz solle nicht durch das Medium des Deutsch-Denkens hindurchgehen. Wie aber sei das Gegentheil möglich? Der Nutzen des lateinischen Aufsatzes könne nicht bestritten werden, wohl aber die Möglichkeit. Er komme auf die Frage zurück: Ist er bei unserer jetzigen Gymnasialeinrichtung (er hat Preussen im Sinne) möglich? Ist Uebersetzen oder freies Componiren besser? oder ist beides zu verbinden? Die Uebersetzung halte er für fruchtbarer, doch habe er auch freie Aufsätze fertigen lassen, als eine Erholung für die Schüler.

Digitized by Google

Schulrath Dr. Cramer aus Cöthen: Hauptsächlich sei Zweck des lateinischen Anfsatzes die Aushildung der Form, nicht die Erweiterung des Ideenkreises; dieses sei Aufgabe des deutschen Aufsatzes. Habe der Schüler noch mit dem Gedanken zu kämpfen, so werde die Form nicht entsprechend sein. Er hahe gefunden, dass Manche die Sache erst dentsch machen; das habe er geradezu verboten; Andere dächten sich einen dentschen Satz aus, snchten die fehlenden Vocabeln nnd Wendungen auf und schriehen ihn dann nieder; dadurch würden oft Wendungen, die im Lexikon ganz richtig ständen, ganz verkehrt angebracht, und es komme kein Latein herans. Er pflege ans der Geschichte oder sonst ein Thema zu nehmen, welches rücksichtlich der Gedanken nicht besonders zu schaffen mache; mit bessern Schülern gehe er auch weiter, und hahe dabei gute Erfahrungen gemacht. Römische und griechische Geschichte, Alterthümer, Tragiker müssten verarheitet werden. Der Lehrer hahe da auch einen vollständigen Massstab für die Beurtheilung des Schülers; hauptsächlich aher sei die Form zu beachten.

Dr. Kraner, Professor aus Meissen: Wäre es nicht möglich, den Betrug der Schüler und den Gehranch des Lexikons zu beseitigen, dem Vorwurfe, die Zeit reiche nicht aus, vorzubengen und zugleich das Können der Schüler zu fördern, wenn diese Arheiten etwa alle Monate in der Schnle unter der Anfsicht der Lehrer gemacht würden? Die Aufsätze dürften nicht lang sein, sondern wie Abitnrientenarheiten.

Dr. Lothholz, Professor aus Weimar, bestätigt, was sein College Lieherkühn gesagt hat. Nur müsse er hemerken, dass damals die Vorbedingungen andere gewesen wären; sie (die Schüler) seien damals nicht mit andern Dingen so viel beschäftigt gewesen, wie jetzt, z. B. mit Mathematik, Geschichte, Naturwissenschaften; sie hätten mehr Zeit für das Privatstudium gehabt und seien in den untern Klassen für die freien Anfsätze mehr eingeschult worden, und so müsse man auch jetzt wieder mehr Zeit dafür zu gewinnen suchen. Wie in andern Dingen, so müsse man auch hier reactionär sein. Während der Stunde müsse man dnrch Lateinsprechen in das Idiom der Sprache einführen. Mathematik, Geschichte, Naturwissenschaften seien zu beschränken, und man müsse sich mehr auf Lateinisch und Griechisch concentriren. Jetzt könne man keinen guten Aufsatz verlangen.

Dr. Rüdiger, Oherlehrer ans Zwickau: Trennung der Frage sollte nicht stattfinden; denn behielten wir den Aufsatz in der Schule bei, so müssten wir ihn auch bei der Maturitätsprüfung festhalten, und umgekehrt. Die Berechtigung sei eine vollkommene; die Lectüre gewinne; die Exercitien seien nur Mittel, zn dem Aufsatze zu gelangen. Er möchte die Frage auch auf das Lateinsprechen ausgedehnt wissen, für dessen Berechtigung, weil es znr Fertigkeit im Verstehen des Lateinischen führe, er sich ansspricht.

Ameis: Ueberladung, von der man so viel spreche, sei nur ein Popanz; die Jugend sei blasirt wie das ganze Geschlecht. Sie könne etwas leisten, wenn man sie recht fasse. Das deutsch-lateinische Lexikon und die Annalen würden wegfallen,

Digitized by Google

wenn es der Lehrer dahin brächte, dass der Schüler können; denn dadurch werde er dahin gelangen, dass er auch gern arbeite. Neue Gedanken könne die Jugend nicht schaffen, daher müsse der Aufsatz Reproduction sein. Mit Kraner's Vorschlag sei er vollkommen einverstanden und wolle ein Beispiel dazu geben: Ein Lehrer hat eben das 1. Buch des Thukydides vollendet; es wird vorausgesetzt, dass derselbe Lehrer 2 Stunden hinter einander habe; da kann er die Aufgabe stellen, über die Ursachen des peloponnesischen Krieges nach Thukydides zu schreiben, und lässt die Arbeit sogleich machen. Form und Inhalt lassen sich übrigens nicht trennen; die Gedankenbildung gehe mit der Formenbildung Hand in Hand.

Oberlehrer Helbig aus Dresden: Nach seiner Erfahrung seien die Schüler nicht überbürdet; die Klage komme mit daher, dass die Lehrer nicht genug besprächen, was sie verlangen wollten; vor allen Dingen aber trage die schlechte häusliche Zucht die Schuld. Was die Beschränkungen, die Lothholz verlangt habe, betreffe, so könne sich ein erfahrener Geschichtslehrer mit 1 Stunde häuslicher Arbeit in der Woche für die Geschichte begnügen.

Director Dr. Schmid aus Halberstadt: Das Vielerlei könne zwar nicht entfernt werden, doch könne viel geschehen zur Erleichterung der Schüler. Der Satz: *Variatio delectat*, sei hier ganz schädlich; die Lectionen seien zu zerstreut, und man treibe an vielen Gymnasien 6 Gegenstände an einem Tage; sie müssten zusammengestellt werden; in der ersten Hälfte der Woche sollte Latein, in der andern Griechisch getrieben werden; so geschehe es an seiner Anstalt; in jedem Vierteljahre sei nur ein Schriftsteller zu lesen. So könne sich der Schüler mehr in den Stoff versenken.

Eckstein fordert die Collegen aus Baiern, namentlich Prof. Heerwagen aus Baireuth, auf, ihre Erfahrungen mitzutheilen; er habe früher in der dritten Klasse des dortigen Gymnasiums Aufsätze gefunden, die ihm komisch vorgekommen, womit er dem übrigens verdienten, längst ausgeschiedenen Lehrer nichts Uebles nachgesagt wissen wolle. Er frage, ob Heerwagen, jenes Nachfolger, es noch ebenso mache. Die bairischen Lehrer seien insofern glücklicher, als in ihren Schulen die Gegenstände beschränkter, und deshalb die Stundenzahl geringer sei.

Professor Dr. Heerwagen aus Baireuth: Bekanntlich seien die Verhältnisse der bairischen Gymnasien andere als die der Norddeutschen; bei der Maturitätsprüfung werde ein freier lateinischer Aufsatz durch das Rescript nicht verlangt; in der Schule würden die Stilübungen an Uebersetzungsbüchern vorgenommen. Seine und seiner Collegen Ansicht sei aber allerdings, dass ein Gymnasium, welches seine Schüler dahin bringe lesbare lateinische Aufsätze zu liefern, sehr glücklich zu schätzen sei, und wenn sie in den Schulnachrichten der lateinischen Hauptschule zu Halle die Themata der gefertigten Aufsätze gelesen, habe dies sie oft erröthen gemacht. Was die specielle Frage Eckstein's anlange, so seien die persönlichen Verhältnisse geändert. Der frühere Lehrer habe lat. Aufsätze über philosophische Gegenstände verlangt und es sei möglich, dass selbst diese hin und wieder Gutes getragen hätten, indem die menschliche Natur zu ihrem Glücke sich nicht so leicht verwüsten lasse. Er möchte

Digitized by Google

wissen, ob die norddeutschen Collegeu die Erfahrung gemacht haben, dass die Hälfte solcher Arbeiten regelmässig befriedige, oder nur 3—4 tüchtige dabei seien? In Bayreuth habe man keine glänzenden Resultate in dieser Hinsicht erzielt, aber freilich habe die dortige Jugend mit dem Ausdrucke, bisweilen selbst mit dem deutschen, ausserordentlich zu ringen.

Eckstein: Nach seiner Erfahrung sei die Mehrzahl der Schüler im Stande, Befriedigendes zu leisten, über 3—5 habe man in der Regel eine rechte Freude. Er lasse freilich in stufenweisem Fortschreiten in 5 Klassen hinter einander Aufsätze machen, die allemal auf die Lectüre basirt seien, also Reproductionen gäben.

Ameis erkennt die freien Aufsätze für vollkommen berechtigt an, da aber auf die Gründe dafür nnd die dabei anzuwendende Methode Alles ankomme, so bittet er Eckstein um einen bestimmt formulirten Antrag: Die lateinischen freien Aufsätze sind berechtigt, 1) weil u. s. w., 2) wenn sie so und so beschaffen sind, und fordert schliesslich Döderlein auf, er solle nicht *tacitus* dabei sitzen, sondern mit helfen.

Präsident: Wenn der Antrag von Ameis angenommen wird, können wir schliessen.

Eckstein fordert, da er seine Gründe angegeben habe, Ameis auf selbst den Antrag zn formuliren.

Mützell unterstützt Ameis' Antrag, indem er erinnert, dass er schon gestern bestimmt formulirte Thesen verlangt habe.

Ameis erwidert, dass erst noch von der Methode zu sprechen sei, ehe ein Antrag formulirt werden könne.

Präsident schliesst wegen vorgerückter Zeit die Sitzung 8¾ Uhr.

Digitized by Google

Dritte Sitzung.

Altenburg, den 27. September 1854.

Anfang der Sitzung: 8 Uhr.
Gegenstand: Fortsetzung der Berathung über Eckstein's Antrag, betreffend den lateinischen Aufsatz.
Präsident: Director Dr. Eckstein.

Präsident: Herr Prof. Dietsch habe die Güte gehabt, den Antrag zu formuliren und zu motiviren; er bittet denselben, ihn vorzulesen.

Professor Dietsch:

„Die lateinischen Aufsätze haben ihre volle Berechtigung,

1) weil sie zur Erlangung derjenigen Fertigkeit, ohne welche die Beschäftigung mit dem römischen Alterthume nicht zu einem genügenden Resultate gelangt angesehen werden kann, erforderlich sind und die Lust zum Studium wecken;
2) weil sie eine so vielseitige Uebung der Geisteskraft bieten, dass sie durch kein anderes Mittel ersetzt werden können;
3) weil sie die beste Gelegenheit zu dem selbständigen Arbeiten bieten, zu welchem der Schüler fähig und anzuhalten ist.

Sie müssen aber

1) durch die sprachlichen Uebungen von Anfang des Unterrichts an vorbereitet werden;
2) der Stoff darf nur Kreisen angehören, mit denen der Schüler durch öffentliche oder Privatlectüre eine gewisse Vertrautheit erworben hat;
3) die erforderlichen Darstellungsmittel müssen dem Schüler durch die Lectüre in ausreichender Weise zum Eigenthum geworden sein."

Präsident: Die allgemeine Discussion sei als geschlossen zu betrachten, und er bitte, auf die einzelnen Punkte einzugehen. Für die Worte im 1. Motiv: „mit dem römischen Alterthume" schlägt er vor: „mit der lateinischen Litteratur."

Dietsch erklärt sich damit vollständig einverstanden, und erwidert auf die Frage Mützell's, welcher Begriff mit „Fertigkeit" zu verbinden sei, die lateinischen Aufsätze setzten eine Fertigkeit voraus, führten aber auch zu grösserer Fertigkeit, die römischen Schriftsteller zu verstehen. Je mehr der Schüler geübt werde, lateinisch zu denken und sich auszudrücken, desto rascher und sicherer werde seine Auffassung jedes lateinischen Textes sein; dies aber sei das auf dem Gymnasium zu erreichende Ziel, durch dessen Erreichung man namentlich auch das erlangen werde,

Digitized by Google

über dessen Mangel man jetzt klage, Liebe und Beschäftigung mit den klassischen Schriftstellern auch über die Schule hinaus.

Die vorgeschlagene Aenderung wird angenommen, ebenso No. 2 u. 3.

Präsident liest den zweiten, die Methode betreffenden Theil vor.

Dietsch fügt zur Erläuterung hinzu, wenn der Unterricht in der lateinischen Sprache ein solcher sei, dass er eine gewisse Sicherheit in der raschen Anwendung der Formen und Regeln der Syntax verleihe, so werde die Klage verschwinden, dass der Aufsatz in den obern Klassen zu schwer sei.

Präsident: „Durch sprachliche Uebungen“ — dahin rechne ich Memorirübungen u. dergl., die ein reiches phraseologisches Material gewähren.

Dietsch erklärt, auch Uebungen im Lateinsprechen mit gemeint zu haben.

Auch dieser Theil wird ohne weitere Debatte angenommen, nur mit der Aenderung, dass No. 2 No. 3 werden soll, und No. 3 No. 2.

Präsident: Wir gelangen nun zum zweiten Theil des Antrags, betreffend die Berechtigung des lateinischen freien Aufsatzes bei der Maturitätsprüfung.

Rüdiger erinnert an das, was er schon gesagt habe; wenn man den lateinischen Aufsatz in der Schule beibehalte, so müsse man ihn auch bei der Maturitätsprüfung beibehalten.

Präsident: Die Sache habe noch eine andere Seite. Man gründe Bedenken gegen die Beibehaltung in der Maturitätsprüfung auf die Betrügereien, die dabei nicht immer verhütet werden könnten, und meine, man könne ja ohne die besondere Arbeit bei der Prüfung die im Laufe des Halbjahrs gefertigten Aufsätze zum Massstabe der Beurtheilung nehmen. Wenn diese aber einen Massstab für die Beurtheilung abgeben sollten, dann werde man freilich erst recht betrogen werden.

Director Kramer aus Halle: Der Sinn der Schüler sei allerdings zu berücksichtigen. Betrug könne bei allen Clausurarbeiten stattfinden; daher müsse die Frage allgemein gefasst werden: Wie könne auf den Sinn der Schüler eingewirkt werden; wie könne man es dahin bringen, dass der Schüler nicht mehr betrügen wolle?

Mützell: Nachdem der erste Theil mit den ihn motivirenden Sätzen angenommen sei, scheine die Annahme des zweiten Theiles sich von selbst zu verstehen. Denn falle beim Examen der Aufsatz weg, so würden auch die Aufsätze in der Schule darunter leiden. So habe die Aufhebung des griechischen Exercitiums bei der Maturitätsprüfung dem Fleisse und den Leistungen im Griechischen wesentlich geschadet: die Sicherheit des grammatischen Wissens habe abgenommen, und in Folge davon habe auch das Verständniss der Schriftsteller gelitten. Aehnliche Nachtheile habe bereits die Aufhebung des freien lateinischen Aufsatzes bei der Maturitätsprüfung in einem norddeutschen Staate zu Wege gebracht, wie wohl noch in dieser Versammlung werde bezeugt werden.

Geh. Reg.-Rath Dr. Wiese aus Berlin: Es seien manche Gebiete berührt worden, welche einer weitern Erörterung bedürften, namentlich die Ueberbürdung der Schüler. Man solle aus persönlicher Erfahrung nicht generalisiren; das geschehe aber,

Digitized by Google

wenn Einer sage: Die Schüler sind nicht überbürdet. Nehme man 3 Schüler oder 3 Lehrer, so werde, was das Quantum und das „Wie“ der Arbeiten betreffe, die Aussage eines jeden eine verschiedene sein. Die Individualitäten böten bei dem Arbeitenlernen eine so grosse Verschiedenheit dar, dass kein allgemeines Urtheil gefällt werden und fördern könne. Wenn 6—7 Lehrer unterrichteten und jeder sein Fach recht fördern wolle, gehe es oft mit Unbarmherzigkeit her. Er könne aus vielfacher Erfahrung sagen, dass die Schüler vielfach überbürdet würden. Die eigentliche Frage anlangend, so sei der Werth des lateinischen Aufsatzes für die Gymnasialstudien unschätzbar, aber eine andere Frage, ob er deshalb bei der Maturitätsprüfung beizubehalten sei. Man habe vom Latein-Sprechen und -Schreiben und Versificiren viel zu viel fallen gelassen und müsse mehr zu dem Alten zurückkehren, wobei freilich zu beklagen sei, dass die Schulen von der Universität nicht genug unterstützt würden. — Was nun den lateinischen Aufsatz bei der Prüfung anlange, so setzten die Reglements der meisten deutschen Staaten 5 Vormittagsstunden zu dessen Anfertigung an; davon brauchten die Schüler 2 Stunden zum Abschreiben, denn der Aufsatz solle gut geschrieben sein; also sollten die Schüler in 3 Stunden einen Stoff, der ihnen nur im günstigsten Falle bekannt sei, in eine entsprechende Form bringen. Der beste Stoff sei der geschichtliche, aber der Lehrer der Geschichte und der des Lateinischen sei gewöhnlich nicht derselbe; so entständen viele Schwierigkeiten für den Schüler. Die Aufgabe scheine im Verhältniss zu der Kürze der Zeit zu viel zu verlangen. Es gebe allerdings noch Anstalten mit besonderer Verfassung, z. B. geschlossene mit einer alten Tradition oder mit einem besonders günstig gestalteten Lehrercollegium, in denen es noch möglich sei eine solche Forderung zu stellen; aber was hie und da möglich sei, könne man nicht zum allgemeinen Gesetz machen, und man dürfe gar nicht leugnen, dass der Geist der Zeit in einer Weise auf die Schulen einwirke, dass die Folgen nicht ignorirt werden könnten. Die Resultate liegen vor Augen. Aus seiner Erfahrung (und er habe eine ziemlich grosse Erfahrung) müsse er sagen, dass die Aufsätze der Mehrzahl nach sehr unbedeutend, meist Centonen von Phrasen und historischen Notizen seien. Von den masslosen Betrügereien, die dabei vorkämen, habe man gar keinen Begriff. Der *conatus* dazu sei bei keiner Arbeit so gross wie bei dem lateinischen Aufsatze; die Schüler brächten ganze Taschen voll mit; sie schrieben einzelne Sätze, die nur irgend passten, *ad vocem* ab; man lasse sich die Prüfungs-Aufsätze sogar von Andern fertigen und zahle nicht selten 1 Louisd'or dafür. Und das thäten oft Schüler, die es nicht nöthig hätten. Manche hätten ihre Arbeiten besser machen können, aber das böse Gewissen und der Gedanke, Unerlaubtes bei sich zu haben, habe sie nicht ruhig arbeiten lassen. Die Jugend wolle aber nicht von Haus aus betrügen; das Factum sei daher nur aus dem Missverhältnisse der Kraft und Zeit zu den Forderungen zu erklären. Wozu man in der Schule 3—4 Wochen Zeit, Hülfsmittel, Invention durch Lectüre u. s. w. gebe, das sollten die Schüler jetzt, in Zeit und Raum eingeschränkt, ohne Hülfsmittel leisten. Baiern, Hannover, Mecklenburg hätten den lateinischen Aufsatz

bei der Maturitätsprüfung abgeschafft, und da sei die Erfahrung gegen Mützell's Behauptung, dass die Weglassung nachtheilig auf die Schule zurückwirke. Er habe selbst Jünglinge, die ohne Aufsatz bei der Maturitätsprüfung zur Universität abgegangen seien, ungefähr 3 Wochen danach zu sich kommen und lateinische Aufsätze anfertigen lassen, und diese hätten noch volle Fertigkeit bewiesen; Kohlrausch und Ahrens hätten ihm die Erfahrung mitgetheilt, dass die Entfernung des Prüfungs-Aufsatzes nicht schädlich gewirkt habe. Das Unterbleiben des griechischen Exercitiums habe allerdings geschadet, aber mit dem lateinischen Aufsatz sei es anders, da ja noch das Specimen bestehe. Seine Ansicht sei, dass der Aufsatz in der Schule beibehalten und noch viel eifriger betrieben werden solle, als bisher, doch in Bezug auf die Prüfung wünsche er denselben mehr diesseits gelegt. Das Examen diene für die Lehrer höchstens zu nochmaliger Orientirung, meistentheils hätten sie über die Reife des Schülers schon vorher ein sicheres Urtheil. Für die Schüler sei es nothwendig zum solennen Abschluss ihrer Schullaufbahn. Die Hauptsache aber sei seine Nothwendigkeit für die Behörden, und diese könnten, namentlich in grossen Staaten, nur eine gleiche Forderung an alle Anstalten stellen. Man möge den lateinischen Aufsatz in das letzte Vierteljahr legen; da könne der Lehrer sehen, ob der Schüler die nöthige Fertigkeit im lateinischen Gedankenausdrucke habe. In Pforta hätten die Schüler lateinische Valedictionen, Reden, Gedichte u. s. w. geliefert; das sei ganz gut. Die Aufsätze des Biennium von Prima müssten beim Examen vorgelegt werden. So geschehe der Fertigkeit im Lateinischen kein Abbruch.

Präsident schlägt vor, die Berechtigung der Maturitätsprüfung überhaupt und die Ueberbürdung der Schüler aus der Debatte wegzulassen; die weitere Erörterung dieser Fragen bringe hier keinen Gewinn.

Mützell: Die Anwesenden müssten zwar dankbar sein für die Mittheilung der Erfahrungen des Herrn Geh. Rath Wiese. Allein die auseinandergesetzten Gründe deckten nur die Missbräuche auf, deren Quelle zum Theil in den Institutionen und Instructionen lägen; sie sprächen aber noch nicht gegen den Aufsatz selbst. Der Lehrer sei oft in misslicher Lage, weil er an Instructionen gebunden sei, während das Publikum freie Bewegung von ihm verlange. Was das Missverhältniss der Zeit betreffe, so seien 5 Stunden allerdings wenig, eben daher aber habe man nicht lange Aufsätze gefordert. Nichts hindere indess, eine Stunde zuzulegen. Die Kenntniss des Stoffes anlangend, sei es allerdings schlimm, wenn der philologische Lehrer von dem Standpunkt der historischen Kenntnisse der Schüler nicht unterrichtet sei, oder die übrigen Fachlehrer gar nicht berücksichtige; das sei dann aber Schuld des Directors und des Lehrercollegiums. Die Arbeiten könnten bei der Prüfung natürlich nicht so ausfallen, wie die in der Schulzeit; aber erstens verlange man beim Examen auch nicht so viel, und zweitens könne man in der Klasse selbst unter Aufsicht Aufsätze machen lassen, damit auch die promptere Weise des Arbeitens ausgebildet und so der Prüfungs-Aufsatz vorbereitet werde; man könne noch mehr Zeit

Digitized by Google

darauf verwenden. Diesen Theil des Examens in den Cursus hineinzulegen, sei ihm erfreulich vorschlagen zu hören; er habe selbst vor mehreren Jahren einen ähnlichen Vorschlag gemacht. Es sei sehr wünschenswerth, dass eine grössere Leistung der Schüler bei der Prüfung vorgelegt werde.

Palm: Die (in Sachsen seit 7 — 8 Jahren auf 6 Stunden beschränkte) Zeit habe allerdings recht schwache Arbeiten gebracht, schwach besonders im Inhalt; das habe aber sehr in der Wahl der Themata gelegen; man solle sich an die Lectüre der letzten Zeit anschliessen; die Arbeiten würden dann zwar noch nicht ganz ausreichend gut sein, aber doch wenigstens für die erworbene Fertigkeit zeugen. Man entziehe dem Schüler etwas, wenn man ihn nicht auch im lateinischen Aufsatz abschliessen lasse, und man werde sich deshalb doch für die kleineren Aufsätze entscheiden müssen. Gebe man Exercitia ohne Lexika, so verlange man, was nicht jeder leisten könne; der Aufsatz aber zeige, wie weit der Schüler gediehen sei sich lateinisch auszudrücken, während das Pensum nur die Festigkeit in der Grammatik beweise. Die Zeit sei freilich kurz zugemessen, und die Schwachen documentirten meist, wie sie schrieben, nicht wie sie lateinisch schrieben. Das Lexikon müsse man wohl dabei gestatten, weil ja das Gedächtniss dem Schüler leicht untreu werde. Ob ein Pensum noch daneben zu fertigen sei, darüber habe er viel nachgedacht und selbst mit den Männern, in deren Händen die Leitung der Sächsischen Gymnasien liege, verkehrt; aber immer seien ihm noch manche Gedanken geblieben, und er sei über ein „*Non liquet*“ nicht hinausgekommen.

Lieberkühn: Früher hätten in Weimar die Schüler einige Wochen vor dem Abiturientenexamen die Arbeiten zu Hause gemacht, da sei es recht gut gegangen; dann hätte man sich in Weimar aber auch nach dem schönen Institute der Clausur gesehnt; diese sei aber sehr schädlich und habe ihn stets geärgert, obwohl sie nicht gerade über Betrügereien zu klagen hätten; dergleichen seien aber auch früher nicht vorgekommen.

Dr. Kühner aus Hannover: Die Aufhebung des Prüfungs-Aufsatzes habe nachtheilig auf die Schule zurückgewirkt; die Schularbeiten seien schlechter geworden; so habe er die Erfahrung gemacht, und dasselbe habe ihm Professor Hermann aus Göttingen, der die Arbeiten von allen Gymnasien vorgelegt erhalte, erst gestern noch hier mitgetheilt.

Wiese fragt, ob diese Klage eine allgemeine sei, oder nur rücksichtlich des lateinischen Aufsatzes?

Kühner: Das könne er nicht sagen; er habe früher mit Lust und Freude die lateinischen Aufsätze geleitet, seit Aufhebung des Prüfungs-Aufsatzes sei aber an die Stelle erfreulicher Leistungen nur das Mittelmässigste und Trivialste getreten, und jene Stunden seien ihm zu einer wahren Qual geworden.

Professor Dr. Döderlein aus Erlangen beginnt in Bezug auf die gestern an

Digitized by Google

ihn gerichtete Aufforderung mit den bekannten Versen: Was ihr auch thut, lasst mich aus eurem Rath u. s. w., Palm habe einen Gedanken ihm ganz aus der Seele gesprochen. Man solle sich nicht in Extremen bewegen. Zwischen der Stellung solcher Themata, über die man ganze Bücher schreiben könne, wie z. B. über den Werth der griechischen Colonien, und dem gänzlichen Wegfall des Aufsatzes liege viel, und er wolle ein Mittelding, einen sogenannten ausführlichen Aphorismus. Der Aufsatz solle einen Beweis liefern von der Fertigkeit im Lateinschreiben; werde nun ein Thema gegeben, über das der Schüler ein Recht habe zu schwatzen, so werde der Zweck erreicht. Er nenne als Beispiel Alexander, Sejanus. Wer diese Männer gewesen, müssten doch die Schüler wissen. Wenn sie nun z. B. vom Sejan auch nicht viele specielle Thatsachen wüssten, so könnten sie Digressionen machen über höfisches Wesen, Schmeichelei u. s. w. Der Aufsatz dürfe nicht über 2 Seiten (6—8 Perioden) ausgedehnt werden. So werde eine Vermittelung erreicht.

Director Dr. Schmid: Richtig sei bemerkt worden, dass die Zeit von 5 Stunden zu kurz sei, nachdem man in der Schule 3—4 Wochen Zeit gegeben habe. Aber zur Vermittelung des Missverhältnisses zur vorausgegangenen Praxis diene folgende Einrichtung. Man sollte monatliche Arbeitstage haben, in unteren Klassen, um zu zeigen, wie die Schüler arbeiten sollen, in oberen Klassen, um Aufsätze (in 4 Vormittagstunden) machen zu lassen. Die in der Schule gearbeiteten Aufsätze würden dann in ein Heft eingetragen und bei dem Examen mit vorgelegt; die Schüler seien dann daran gewöhnt, in kurzer Zeit einen Aufsatz zu machen.

Kramer stimmt Palm bei. Der Aufsatz bei der Prüfung gebe einen Massstab für die Beurtheilung, den das Pensum nicht liefere. Wo ein tüchtiger Unterricht gegeben werde, habe das Examen auf die Betreibung der Schüler keinen Einfluss. Es würde schlimm stehen, wenn Griechisch und Lateinisch nur durch Zwang aufrecht erhalten werden könnten. Jedoch er fürchte die menschliche Natur, eine Vernachlässigung von Seiten der Schüler. Was man am griechischen Scriptum erfahren habe, könne auch beim Aufsatz eintreten. An den Betrügereien, welche vorkämen, sei die allgemeine Zucht der Gymnasien schuld. Man müsse den sittlichen Geist der Schüler mit allen Kräften zu heben streben, darnach trachten, dass die Jugend den Betrug verachte.

Präsident theilt mit, dass, als er auf der Schule gewesen, von den Primanern jede Woche ein lateinischer Aufsatz gemacht worden sei; dieses sei freilich oft während der Nacht in 6—8 Stunden geschehen. Die Arbeiten wären in der Regel 8—9 Seiten lang gewesen. Beim Examen habe Clausur stattgefunden, aber so, dass die Schüler von 12—2 Uhr herausgehen konnten, so dass also Betrug möglich gewesen wäre. Aber selbst die schwächsten Schüler hätten es für eine Ehrensache gehalten, ihren lateinischen Aufsatz selbst zu fertigen, und hätten es gekonnt, weil sie viel Uebung darin gehabt hätten.

Professor Gravenhorst bemerkt zu dem, was Kühner gesagt, seine Er-

16

Digitized by Google

fahrung sei nicht die gleiche. So lange die Prüfungsarbeit bestanden, hätten die Lehrer in Hannover die Pflicht gehabt, den Schüler durch jede sachliche Nachweisung in den Stand zu setzen, den Aufsatz zu fertigen. Wenn man über Sejan aufgegeben habe, habe man förmlich vorher Geschichtsstunde halten müssen. Die gleiche Verpflichtung bestehe noch jetzt in Bezug auf den deutschen Aufsatz.

Ameis: Es sei für ihn ein eigenthümliches Gefühl, wenn man in die Luft des Gesetzes komme. Er wolle jetzt einen Hauptgeneralismus bringen: Der Aufsatz, den wir durch das Abiturientenexamen aufrecht erhalten wollen, ist schon vorher gerichtet. Höher als das Gesetz steht die Liebe. Was das Gesetz nicht vorschreibe, könne das Lehrercollegium als Product freier Liebe erhalten. Kein Prüfungs-Reglement verlange griechische oder lateinische Verse, und doch zeige die Erfahrung, dass ohne griechische und lateinische Verse ein wahres Dichterverständniss nicht zu erzielen sei, und dass die Schüler sie mit Lust und Liebe machten. Mit kalten Gesetzen kommen wir nicht durch.

Raspe: Döderlein habe gesagt, man solle aus den Aufsätzen Diminutiva machen; da solle man doch gleich einen Schritt weiter gehen und auch diese noch weglassen. Dass Alle die Ueberzeugung hätten, der Aufsatz stehe nicht mehr im rechten Verhältnisse zu der Zeit und der Kraft der Schüler und zu den Einrichtungen der Gymnasien, gehe daraus hervor, dass man sich so viel Mühe gebe, die Sache so leicht wie möglich zu machen und Hindernisse hinwegzuräumen. Wir legten aus Liebe zur Philologie unverhältnissmässigen Werth auf den lateinischen Aufsatz. Es könne ein Schüler mündlich, z. B. in der Grammatik, sehr gut sein, aber schriftlich schlecht arbeiten. Was sei denn das pädagogische Ziel der Aufsätze? Sie hätten keinen praktischen Werth und Bedeutung, nur für den künftigen Philologen —

Präsident unterbricht den Redner, weil diese Frage abgethan, und jetzt nur noch von der Berechtigung des Aufsatzes beim Examen zu handeln sei.

Raspe: Auch da sei er zu beseitigen; das Urtheil über die Reife sei abhängig zu machen von Uebersetzungen aus dem Deutschen ins Lateinische.

Heinichen: Seiner Erfahrung nach sei allerdings in Sachsen die Zeit etwas zu kurz zugemessen, von Betrug aber habe er wenig oder nichts wahrgenommen.

Indem Präsident zum Resumé übergehen will, erklärt Wiese: er wolle es dem Präses einer Schulbehörde, in Preussen dem Provinzialschulrathe, durchaus offen gehalten wissen, auf der Stelle ein Specimen zu fordern, z. B. über den Tod des Archimedes, auf einer Quartseite. Er habe das vorhin nur vergessen.

Präsident: Für die Beibehaltung des Aufsatzes in der Abiturientenprüfung seien die nachtheiligen Wirkungen, welche man nach anderwärts gemachten Erfahrungen von der Aufhebung vorauszusehen habe, geltend gemacht. Dagegen seien besonders sittliche Bedenken geäussert worden, und diese könnten ihn allerdings zum

Digitized by Google

Fallenlassen bestimmen, wenn sie nicht durch die Lehrer und die Zucht beseitigt werden könnten. Die ebenfalls dagegen geltend gemachte Mittelmässigkeit der Arbeiten werde mehr und mehr durch fortschreitende Uebung darin von Tertia oder Secunda an verschwinden. Er stelle die Frage: „Ist der freie lateinische Aufsatz bei der Maturitätsprüfung als Clausurarbeit beizubehalten?"

Die Abstimmung durch Händeaufheben ergiebt 37 Stimmen dafür, 13 dagegen.

Präsident: Uebersetzung deutscher Pensa als das Schwierigere sei natürlich noch daneben beizubehalten; er sei ein grosser Freund von diesen Uebungen, weil sie weniger Zeit brauchten und sehr bildend seien.

Raspe: Das Resultat aus den Exercitien sei viel sicherer als das aus den Arbeiten.

Da die Zeit nicht mehr erlaubt, noch einen neuen Gegenstand der Berathung zu unterziehen, wird die Sitzung 9¾ Uhr geschlossen.

Digitized by Google

Vierte Sitzung.

Altenburg, den 28. September 1854.

Präsident: Schulrath Dr. Foss.

Gegenstand: Benutzung von Vocabularien zum selbständigen Vocabellernen.

Geh. Reg.-Rath Wiese als Antragsteller: Er habe gewünscht, dass dieser Gegenstand hier zur Sprache kommen möchte, um Erfahrungen darüber zu hören. Es seien ihm als derartige Bücher bekannt geworden das von Wiggert, das eben in dritter Auflage erschienene von Döderlein und ein neu erschienenes von Hauser in Karlsruhe. Ihr Dasein scheine zu beweisen, dass man die Methode, bei der Lectüre eine sichere Vocabelkenntniss zu bewirken, nicht für ausreichend halte; indess schienen doch auch Bedenken dem Gebrauche entgegenzustehen, welche sich namentlich auf die sofortige Verwendbarkeit des zu erwerbenden Materials gründeten.

Döderlein: Er habe bei seinem Buche zwei Absichten gehabt: 1) Material zu geben, 2) das Vocabellernen zu Denkübungen zu benutzen; das Letztere sei ohne die etymologische Anordnung nicht möglich, welche die Sprachbildung zur Anschauung bringe. Er habe die Worte in Gruppen gebracht, die sich an ein einfaches Wort anschliessen. Bei den Worten, wo der Schüler die Bedeutung selbst finden könne, Compositis und Derivatis, habe er keine Uebersetzung beigefügt, wohl aber da, wo jenes nicht der Fall sei. Natürlich solle die Bedeutung der Wortendungen, z. B. *bilis* und *osus*, nicht gleich in der ersten Zeit vollständig angegeben werden, aber Einiges biete der Unterricht doch. Zum Beispiel wähle er die Gruppe *lux*. *Lucidus* und *lucifugus* seien unübersetzt gelassen, weil der Schüler ihre Bedeutung errathen könne und müsse; dagegen habe er zu *luculentus* (was wahrscheinlich von *lucem olens* herkomme) die Uebersetzung hinzugefügt. So geht der Redner die ganze Gruppe durch.

Wiese: *Lucescere* sei nicht übersetzt, wahrscheinlich weil die Schüler die Inchoativa kennen sollten; aber das könne man von Sextanern nicht verlangen; und doch müsse das Vocabellernen wohl ganz früh angefangen werden.

Döderlein: Sein Buch solle gleich im Anfange der Hauptklassen gebraucht werden; denn es gebe gewisse Worte, die wegen eines gewissen instinctartigen Interesses ganz früh gelernt werden müssten, wie z. B. *bos*, *bonus*. Natürlich aber sollten nicht gleich ganze Familien gelernt werden. Für das erste Jahr habe er daher die gesperrt gedruckten Worte bestimmt: die übrigen seien dann nachzuholen. Er habe sich absichtlich bemüht, dem Schüler die Sache nicht zu leicht zu machen, und aus diesem Grunde die Genitivi und Perfecta nicht beigefügt. Wenn ein Knabe wisse, dass *ira* der Zorn, *tempus* die Zeit heisse, freue er sich; wenn er aber höre

tempus, temporis, so habe er noch keine Freude daran; denn dies bewahre ihn nur vor einem Fehler; Niemand freue sich aber, der vor einem Fehler bewahrt werde.

Eckstein: Bei ihm sei das Wiggert'sche Vocabularium seit 20 Jahren in den zwei untersten Klassen gebraucht, aber es habe nicht viel Nutzen gebracht, obwohl eine erste, zweite, dritte Stufe unterschieden seien. Der Grund davon sei, weil grade das vernachlässigt worden, was Döderlein beachtet habe. Er habe nun Döderlein studirt und namentlich die Bemerkungen. Mit denen könne der Lehrer etwas anfangen. Es sei schon eine wesentliche Verbesserung, dass in der dritten Auflage auch das Genus hinzugefügt sei. Der Hauptnutzen bestehe in der Hinweisung auf die Etymologie, und man müsse dabei besonders die grosse Resignation Döderlein's anerkennen, mit der er sich seiner Lieblingsetymologieen entschlagen und nur das Positive, Gewisse gegeben habe. Da das Lexiealische, also die Vocabel, so gut seine Erlernung und Uebung verlange wie das Grammatische, dabei aber das etymologische Element vorherrschen müsse, so könne auch nur ein darauf begründetes Vocabelbuch mit Nutzen gebraucht werden. Dieser aber werde in den höheren Klassen erst recht hervortreten bei der Composition und bei der Uebersetzung. Seine Collegen seien sehr für Döederlein.

Wiese: Hauser's Buch stimme im Wesentlichen mit dem Döderlein's überein, gebe aber bei jedem Worte eine kurze Phraseologie, wie z. B. *bellum*, *bellum gerere*. Dies scheine ihm ein Vortheil, da das Material sofort zur Verwendung gebracht werden könne. Freilich komme dabei Alles auf die Geschicklichkeit des Lehrers an.

Döderlein erinnert an den Ausspruch von Montesquieu: Die grössten Unternehmen scheiterten oft dadurch, dass man im Vorbeigehen noch ein kleineres mit abmachen wolle.

Kramer: Er fürchte die Gefahr, dass die auf solche Weise gelernten Vocabeln todtes Gut blieben. Vocabeln müssten gelernt, aber auch tüchtig angewendet werden. Anwendung sei die Hauptsache. Er erinnere an den Orbis pictus von Comenius. Die Ordnung nach Gegenständen und Kategorien biete mehr Gelegenheit zur Verwendung. In den neuern Sprachen habe sich diese Methode ebenfalls bewährt, und nach ihr sei das treffliche Vocabulaire von Plötz gearbeitet, damit die Vocabeln nicht blos abgefragt, sondern auch die sofortige Verwendung eingeprägt würde. Das werde auch für das Lateinische nützlich sein. Für die etymologische Anordnung hätten die Sextaner und Quintaner keinen Sinn, und es sei nicht gut, diesen Sinn zu wecken; denn er liege auf dem Gebiete der Reflexion, die durchaus, namentlich beim Erlernen des Lateinischen und Griechischen, gemieden werden müsse. Nach Gegenständen geordnet würden die Vocabeln leichter in das Gefühl übergehen.

Ameis: Die Erinnerung an den Orbis pictus sei ihm weggenommen worden. Es fehle der reale Boden; Sextaner und Quintaner würden ermüdet, wenn sie sich so in den Worten bewegten. Neben dem formellen müsse der reale Boden geschaffen werden. Er möchte von Wiese hören, wie man es in England mache?

Digitized by Google

Wiese: Es sei hier kein Raum dazu, Mittheilung darüber zu machen; er erwähne nur, dass die Engländer Vocabeln aus besondern Büchern und mit Phraseologie lernen. Er müsse gestehen, dass ihm nach Gegenständen geordnete Lexika sehr erwünscht sein würden.

Döderlein: Er habe Kramer's Bemerkung in ihrer vollen Berechtigung in den Bemerkungen anerkannt; allein er sehe nicht ein, wie das Vocabellernen dadurch erleichtert werden sollte? Der Schüler müsse ja bei jedem Worte von vorn anfangen, z. B. *corpus*; dazu gehöre *membra*, *caput* u. s. w.; das Allgemeine sei ja immer etwas Abstractes; hingegen die etymologische Anordnung gewähre entschieden Erleichterung. Auch dass die Vocabeln in das Gefühl übergehen müssten, wie Kramer bemerkt, habe er anerkannt. Allein es sei besser, in einem Dinge relativer Meister zu sein, als von Vielem Etwas zu verstehen. Die Realisten fragten oft, ob wir es dahin brächten, dass die Schüler Herrschaft über die lateinische Sprache erlangten, und allerdings sollten acht Jahre den Schüler dahin bringen, dass es ihm einerlei sei, ob er lateinisch oder deutsch spreche. Ein cordiales Verhältniss zum Lateinischen sei von vorn herein nöthig, allein wir müssten einen anderen Weg einschlagen, als die Sprachmeister thäten. Die humoristische Weise sei die beste, um schon im ersten Vierteljahre das Lateinischsprechen anzufangen. Ein Schüler komme in die Klasse und sage: Guten Morgen; da spreche der Lehrer: Jetzt sind wir Lateiner; da musst du *salve* sagen. So beim Weggehen *vale*. Ein Schüler komme: Herr Doctor, ich bitte, mich einmal hinausgehen zu lassen. Als Lateiner musst du *Veniam peto exeundi* sagen. Einen andern lasse man *Exire me sinas*, einen dritten *Permitte ut exeam* sagen und so wechseln. Dadurch werde die Sache dem Gefühle der Schüler näher gebracht, wie es Kramer wolle.

Kramer: Jedenfalls werde das aber durch eine reale Anordnung noch erleichtert. Der jüngere Schüler reflectire nicht, sondern lerne mit dem Gedächtniss.

Döderlein: In seinem Buche ständen zusammen: *equus*, *eques*, *equitare*.

Kramer: Das geschehe nach der Anordnung, die er verlange, auch.

Wiese: Aber die Sporen?

Kramer: Man darf ein Princip nicht zu Tode reiten, es lasse sich beides vereinen.

Döderlein: Rücksichtlich des Umfanges sei er davon ausgegangen, kein Wort aufzunehmen, was nicht zu wissen für einen Knaben von 14 Jahren keine Schande wäre.

Von Eckstein aufgefordert, die über diese Frage aufgestellten Sätze vorzulegen, erwiedert Dietsch: Er halte dies nicht für nöthig. Ueber das Allgemeine, die Nothwendigkeit, von vorn herein sichere und umfangreiche Wortkenntniss zu erzielen, sei man einig, und rücksichtlich der Methode habe man den Zweck erreicht, Mittheilungen zu hören. Indess wolle er noch einige Bemerkungen machen: Er lerne selbst noch viel aus Döderlein's Buch und glaube, dass jeder Schüler daraus nur profitiren könne. Bei den Worten nach der Ableitung zu fragen, gehe dadurch

Digitized by Google

ins Blut und ins Gefühl über. Eine schädliche Reflexion könne er darin nicht sehen, wenn der Schüler an 6 – 7 Beispielen endlich inne werde, welche Bedeutung eine Endung habe. Er habe ferner folgende Erfahrung gemacht. Oft habe er sich gewundert, wie die Schüler z. B. im Homer, aber auch im Lateinischen so viel das Lexikon wälzen müssten und Worte, z. B. Composita, deren Simplicia ihnen bekannt seien, und deren Bedeutung sie doch selbst finden können sollten, aufschlügen. Er glaube, dem werde vorgebeugt, wenn man von vorn herein die Schüler gewöhne, auf die Ableitung zu sehen. In allen Grammatiken stehe ein Capitel: Wortbildungslehre, ein Beweis, dass man sie im Sprachunterricht für nothwendig halte. Er habe mit diesem Capitel nie etwas anzufangen gewusst und dasselbe rein überschlagen. Hier erhalte man aber eine praktische Wortbildungslehre. Schliesslich wolle er seine Herren Collegen auf das Programm über den lateinischen Sprachunterricht vom Director Dr. Herm. Schmidt und auf dessen eben in zweiter Auflage erschienenes Elementarbuch aufmerksam machen (Neustrelitz 1854). Es basire sich dasselbe ebenfalls auf Vocabellernen, schlage aber weder den etymologischen, noch den realen, sondern den grammatischen Weg ein. Gewiss werde man auch von diesem mit Nutzen Gebrauch machen können.

Kramer führt, um die Erleichterung durch etymologische Ordnung zu bestreiten, *facilis* von *facere* an; der Begriff „leicht" liege dem Schüler nach *facere* zu fern.

Döderlein: Aber der Schüler freue sich gewiss, wenn er auf „machbar" komme. Frage man ihn nach seinen Erfahrungen, so könne er nur anführen, dass die Lehrer an seiner lateinischen Schule mit dem Erfolge der Benutzung zufrieden seien, und dass ihm ein Freund geschrieben habe, wie er das Buch alle Abende mit seinem Sohne mit grossem Nutzen treibe.

Eckstein bittet Döderlein, sein Buch etwas zu verkürzen; er habe Worte darin gefunden, die er noch nicht gekannt, z. B. *quasillum*.

Döderlein: Aber doch *qualum*. Uebrigens müsse er an Montaigne's Spruch erinnern: Es giebt einen einzigen Fehler, in welchem alle Menschen consequent sind, die Inconsequenz.

Präsident: Abstimmung sei nicht nöthig, da der Zweck der Verhandlung nur Mittheilung von Erfahrungen gewesen sei, der folgende Gegenstand aber zu umfassend, um ihn noch besprechen zu können, denn er umfasse die ganze Organisation der Gymnasien. Er bedaure sehr, dass dieser wichtige Gegenstand nicht mehr berathen werden könne, und spreche Herrn Prof. Mützell für die Ausarbeitung der Thesen seinen und der Versammlung Dank aus.

Dietsch: Vorbereitung auf die Verhandlungen der pädagogischen Section würde gut sein; daher schlage er vor, die Mützell'schen Thesen als Gegenstand für die nächste Versammlung zu wählen.

Digitized by Google

Mützell: Die Thesen habe er unter schwierigen und trüben Verhältnissen aufgesetzt, weil sie eine Zeitfrage enthielten. Eine Uebertragung auf die nächste Versammlung scheine ihm unthunlich; doch werde er vielleicht in Hamburg einen ähnlichen Antrag stellen.

Präsident bemerkt, dass der Vorschlag von Dietsch eben so zweckmässig an sich, als in Uebereinstimmung mit §. 3 der Statuten sei, wonach in den Versammlungen auch über ausgewählte Fragen und Aufgaben Besprechungen stattfinden sollten, welche einige Monate vorher durch das Präsidium bekannt gemacht würden. Ein völliger Beschluss darüber könne seiner Ansicht nach jetzt zwar nicht gefasst werden, da die gegenwärtige Versammlung der nächstjährigen über ihre Berathungsgegenstände keine Vorschriften machen könne, doch würden die Mützell'schen Thesen in den Verhandlungen der pädagogischen Section mit abgedruckt und kämen dadurch zur allgemeinen Kenntniss. Somit sei für die Versammlung des nächsten Jahres immer die Füglichkeit vorhanden, sie ihren Verhandlungen zu Grunde zu legen.

Da Niemand weiter das Wort verlangt, schliesst der

Präsident die Sitzung mit folgenden Worten:

So stehen wir denn am Schlusse der heutigen Sitzung und unserer Verhandlungen überhaupt. Blicken wir auf dieselben zurück, so kann dies nicht anders als mit dem Gefühle einer gewissen Befriedigung geschehen. Die Verhandlungen sind durch keinen Missklang gestört, sondern mit derjenigen Ruhe und Würde, mit derjenigen Achtung entgegenstehender Ansichten geführt worden, die sich für Männer der Wissenschaft, die sich für Jugendbildner geziemen; sie haben einen Verlauf genommen und ein Ergebniss geliefert, welches ein für die festere Begründung der classischen Studien in den Gymnasien erfreuliches genannt werden darf. Allerdings werden sie nicht augenblicklich einen directen Erfolg haben, — wir sind keine beschliessende Versammlung mit gesetzgebender Gewalt, — allein darauf kommt es auch nicht allein an. Die moralische Wirkung, die unsere Besprechungen und Abstimmungen haben werden, wird jedenfalls sowohl nach oben als nach unten hin eine bedeutende und dauernde sein, und ich bezeichne in dieser Hinsicht es als besonders erfreulich, dass Herr Geh. Rath Wiese sich mit Entschiedenheit für die Berechtigung und Beibehaltung des lateinischen freien Aufsatzes in dem Lectionsplane des Gymnasiums ausgesprochen hat. Es wird diese moralische Wirkung um so grösser und nachhaltiger sein, je grösser die Zahl ausgezeichneter Schulmänner ist, die sich zu diesen Berathungen zu meiner Freude hier in Altenburg eingefunden haben. Das meiste Gewicht jedoch lege ich, wie bei allen ähnlichen Versammlungen, so auch bei der unsrigen, auf die Anregungen, die wir theils aus dem Verkehr mit Einzelnen, theils aus den öffentlichen Verhandlungen mit uns nach Hause nehmen. Es wird keiner unter uns sein, der nicht über das, was er hier vernommen, weiter nachdenken, der nicht Versuche machen, Erfahrungen sammeln und dann dasjenige wählen und sich aneignen wird, was er als zweckmässig erkennt und was seiner Individualität

Digitized by Google

entsprechend ist. Denn darüber werden wir alle einverstanden sein, dass in den Schulmann nichts blos äusserlich hineingetragen, dass ihm nichts aufgezwungen werden darf. Das Beste, was der Schulmann, wie jeder, der auf geistigem Gebiete thätig ist, leistet, kommt aus dem Innern heraus, geht aus der freien Ueberzeugung hervor. Daher erklärt es sich auch, dass jeder wahre Schulmann auf seinem Gebiete Selbständigkeit und Freiheit wünscht und verlangt, natürlich eine vernünftige Freiheit; denn da er nach unten hin, seinen Schülern gegenüber, eine ungezügelte und schrankenlose Freiheit nicht gestatten wird, so wird er auch für sich selbst eine solche nicht in Anspruch nehmen. Wird ihm diese Freiheit und Selbständigkeit entzogen, soll er zur Maschine gemacht werden, so kann der Erfolg seiner Wirksamkeit niemals ein bedeutender sein.

Mit dem Wunsche, dass die hier empfangenen Anregungen recht reiche Früchte bringen mögen, schliesse ich die heutige Sitzung und unsere diesmaligen Verhandlungen.

Nachdem Geh. Rath Wiese dem Präsidium den Dank der Versammlung ausgesprochen und diese sich zum Zeichen der Anerkennung von ihren Sitzen erhoben hatte, gingen die Anwesenden auseinander.

Dietsch. G. Schmidt.

Digitized by Google

VI.

Protokollarischer Bericht über die Sitzungen der Orientalisten.*)

Erste Sitzung.

Altenburg, den 25. September 1854.

Nach der vom Hrn. Director Foss als Präsidenten in der allgemeinen Versammlung gehaltenen Eröffnungsrede begaben sich die Orientalisten gegen 12 Uhr in das ihren Sitzungen eingeräumte Local in der Freimaurerloge. Nachdem der Präsident, Hr. Geheimer Rath v. d. Gabelentz, die Versammlung für eröffnet erklärt hatte, wurde zur Constituirung des Büreau's geschritten und auf den Vorschlag des Hrn. Präsidenten Hr. Geh. Kirchenrath Hoffmann aus Jena zum Vicepräsidenten, Hr. Dr. Krehl aus Dresden und Hr. Pastor Dr. Löbe aus Rasephas zu Sekretären durch Acclamation ernannt. Hierauf erstattete der Sekretär der Gesellschaft, Dr. Arnold, die Geschäftsberichte des Sekretariats und der Bibliothek über die seit der Göttinger Versammlung verflossenen zwei Jahre. Der Antrag desselben auf Eintausch der vorhandenen Doubletten gegen andere, der Bibliothek fehlende Bücher wurde abgelehnt. Es folgte sodann der Geschäftsbericht der Redaction, erstattet durch Hrn. Professor Brockhaus. Hr. Prof. Fleischer knüpfte an diese Berichte die Mittheilung, dass nach langen Verhandlungen über die Verbindung mit der Batavischen Gesellschaft der Künste und Wissenschaften im Laufe des Monats August die erste Sendung von deren Verhandlungen und Schriften angekommen sei, leider aber die ersten Jahrgänge lückenhaft. Ferner hatte Hr. Vice-Kanzler Blau in Constantinopel an ebendenselben 10 Stück Chalifenmünzen geschickt, welche dem Hrn. Hofrath Stickel übergeben wurden, um der Versammlung gefälligst weitere Mittheilung darüber zu machen. Als Mitglied der Commission für die Wahl des Ortes der nächsten Versammlung wurde Hr. Prof. Brockhaus delegirt. Nach Anmeldung der zu haltenden Vorträge und Bestimmung der Tagesordnung für den nächsten Tag wurde um 1 Uhr die Sitzung geschlossen.

*) S. Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft IX. S. 289 — 292. Der Bericht wurde der Redaction durch die Gefälligkeit des Herrn Professor Brockhaus in Leipzig mitgetheilt.

Digitized by Google

Zweite Sitzung.

Altenburg, den 26. September 1854.

Die zweite Sitzung wurde um 10¼ Uhr eröffnet, das Protokoll verlesen und genehmigt und zur Tagesordnung übergegangen. Auf dieser standen die Vorträge des Hrn. Prof. Redslob aus Hamburg über den Kurânischen Dû'lkarnain, des Hrn. Dr. Zenker aus Leipzig über den Plan eines von ihm herauszugebenden türkisch-deutschen Wörterbuchs, und des Hrn. Consistorialrath Käuffer aus Dresden über die Perioden der Geschichte Ostasiens, welche zugleich als Hauptperioden der allgemeinen Menschengeschichte gelten können. Die beiden ersteren wurden gehalten, der letztere wegen Kürze der Zeit auf den folgenden Tag verschoben und an dessen Stelle der Bericht des Herrn Hofrath Stickel über die von Hrn. Blau eingeschickten Münzen gesetzt. An den Vortrag des Hrn. Prof. Redslob knüpfte zunächst Hr. Prof. Gräf aus Meissen einige entgegnende Bemerkungen, in welchen er zunächst die Wahrheit der Behauptung, dass die Alexandersage so späten Ursprungs sei, in Zweifel zog, da die hierfür angeführte Aeusserung des Callisthenes sich keineswegs auf ein chronologisches Datum stütze und Züge der Kurânischen Dû'lkarnainsage schon im 4. Jahrh. in Bezug auf die Alexandersage vorkommen. Auch die biblische Ableitung des Namens Dû'lkarnain hielt derselbe für bedenklich, da es unwahrscheinlich sei, dass Muhammed das Alte Testament gelesen habe und das בעל הקרנים des Daniel sich nur auf ein Thier beziehe, welches Symbol des medisch-persischen Reiches sei. Uebrigens sei ihm die Existenz einer solchen Cyrussage vollkommen unbekannt. Herr Prof. Flügel machte sodann auf die hierhin einschlagende Sagenlitteratur der Muhammedaner aufmerksam, bei denen es eine Hauptfrage sei, ob Iskander Dû'lkarnain ein Prophet war, oder nicht, und Hr. Prof. Fleischer wies auf die Nothwendigkeit hin, auf diesem ganzen Gebiete zunächst die Frage zu erörtern, in wie weit sich die Gestalten der griechischen und muhammedanischen Alexandersage gleichen, und in wie weit sich in der spätern jüdischen, so wie in der syrischen und parsischen Litteratur eine Gestalt finde, deren Züge mit denen des Dû'lkarnain übereinstimmen. Hr. Prof. Stähelin empfahl das samaritanische Buch Josua der Beachtung, da es merkwürdige Züge der Alexandersage enthalte. Schliesslich bemerkte Herr Prof. Delitzsch, dass er in der spätern jüdischen Litteratur nirgends eine Spur von einer jüdischen Cyrussage gefunden, und dass in Folge der Abneigung der Juden gegen den Hellenismus bei diesen die Alexandersage keine weitere Ausbildung erlangt habe. Zu dem Vortrage des Hrn. Dr. Zenker machten Hr. Prof. Fleischer und Flügel einige Bemerkungen. Nach Feststellung der Tagesordnung für den folgenden Tag wurde die Sitzung nach 1 Uhr geschlossen.

Digitized by Google

Dritte Sitzung.

Altenburg, den 27. September 1854.

Die Sitzung begann kurz nach 10 Uhr mit Verlesung und Genehmigung des gestrigen Protokolls. Hierauf hielt Hr. Consistorialrath Dr. Käuffer seinen Vortrag über die Perioden der Geschichte Ostasiens, welche zugleich Hauptperioden der Weltgeschichte sind; dann Dr. Weber aus Berlin: über die Bestrafung der Bösen nach dem Tode, aus dem Çatapata-Brâhmana, und Prof. Flügel: Mittheilungen aus der Geschichte der Arabischen Litteratur, besonders im 11. Jahrh. d. H. Nach Beendigung dieser Vorträge theilte der Hr. Präsident ein von Hrn. Prof. Rödiger an ihn gerichtetes Schreiben mit, durch welches derselbe einige neue von Hrn. Blau erläuterte Inschriften aus Petra übersandte. Hr. Prof. Anger zeigte der Gesellschaft an, dass Hr. Missionar Krapf, damals in Tübingen, mit Bezug darauf, dass er bei seiner Rückreise in die Aequatorialgegenden einen Besuch in Abessinien zu machen gedenke, brieflich den Wunsch ausgesprochen, von Freunden der äthiopischen Litteratur auf solche Gegenstände aufmerksam gemacht zu werden, über welche sie besonderes Licht zu erhalten wünschten. Auf eine Anfrage des Dr. Arnold über den Stand der Herausgabe der arabischen Texte zu Amari's Geschichte der Araber in Sicilien eröffnete Prof. Fleischer, dass das Manuscript druckfertig sei, und der Druck in etwa zwei Jahren beendet sein könne. — In Bezug auf die hierauf vorzunehmende Wahl der neuen Vorstandsmitglieder wurde durch einstimmigen Beschluss festgesetzt, dass diesmal nur die vier in Berlin gewählten Mitglieder ausscheiden, mithin ausnahmsweise auch die übrigen sieben, wie jene, statt der gesetzlichen drei Jahre nun vier Jahre fungiren sollten. Bei der Wahl erhielten von 18 Stimmgebern die Herren: Rödiger 18 Stimmen, Stenzler 16, Holtzmann 14, Hupfeld 12, Pott 6, Stähelin 3, Flügel, Wüstenfeld und Krehl je 1 Stimme, und es treten mithin die vier ersteren (die nachträglich ihre Einwilligung gegeben haben) in den Gesammtvorstand ein, so dass derselbe gegenwärtig aus folgenden Mitgliedern besteht:

gewählt in Erlangen 1851.	in Göttingen 1852.	in Altenburg 1854.
Brockhaus.	Anger.	Rödiger.
v. d. Gabelentz.	Arnold.	Stenzler.
Hoffmann.	Blau*)	Holtzmann.
	Haarbrücker.	Hupfeld.

Hieran schloss sich ein von Hrn. Prof. Wüstenfeld eingebrachter Antrag, welcher dahin ging, dass die Deutsche Morgenländische Gesellschaft wegen der nach den Statuten nöthigen jährlichen Neuwahl einer Anzahl von Vorstandsmitgliedern auch jähr-

*) An dessen Stelle Prof. Tuch in Leipzig eingetreten ist.

Digitized by Google

lich ihre Versammlungen halten solle, und dass, falls durch irgend ein Hinderniss die Abhaltung der Versammlung der Philologen und Schulmänner aufgehoben würde, dann durch den geschäftsleitenden Vorstand die Generalversammlung der Gesellschaft nach Halle oder Leipzig berufen werden solle. Dieser Antrag wurde, da er keine Aenderung einer statutarischen Bestimmung, sondern nur eine Interpretation von §. 1 der Statuten enthält, sogleich diskutirt und einstimmig von der Versammlung angenommen.

In Beziehung auf die in der ersten Sitzung gemachten Vorschläge des Hrn. Prof. Brockhaus rücksichtlich der Herausgabe und Redaction der Zeitschrift beschloss die Gesellschaft:

1) Es bleibe der Redaction anheimgegeben, den Band bis zu 40 Bogen stark zu machen; zu einer weiteren Ausdehnung, deren Maximum auf 50 Bogen zu stellen ist, soll nur nach Berathung mit den Vorstandsmitgliedern in Leipzig geschritten werden.

2) Separatabdrücke soll jeder Verfasser von seinen Artikeln auch ferner machen lassen können, doch soll ihm für jedes Exemplar pro Bogen ½ Ngr., resp. für Separatabdrücke mit besonderer Paginatur 1 Ngr. angerechnet werden.

Sodann erstattete der Hr. Vicepräsident im Namen der betreffenden Commission Bericht über die Rechnungen der Gesellschaftskasse für die Jahre 1852 und 1853 und die dazu gemachten Monita, so wie über den gegenwärtigen Stand der Kasse. Die Rechnungen wurden justificirt und dem Rechnungsführer Décharge ertheilt. Nach Feststellung der Tagesordnung für morgen wurde die Sitzung um 1½ Uhr geschlossen.

Vierte Sitzung.

Altenburg, den 28. September 1854.

Die vierte Sitzung wurde 10½ Uhr von dem Herrn Präsidenten mit der Mittheilung eröffnet, dass als nächster Versammlungsort Hamburg bestimmt sei. Hr. Prof. Redslob aus Hamburg wurde ersucht, auf Verlangen die für die Orientalistenversammlung erforderlichen Schritte einzuleiten, wozu derselbe sich bereit zu erklären die Güte hatte. Nach Verlesung und Genehmigung des Protokolls über die dritte Sitzung hielt Hr. Prof. Delitzsch aus Erlangen seinen Vortrag: „Ein johanneisches Räthsel und dessen aramäische Lösung". Hierauf las Dr. Arnold die vom Hrn. Vice-Kanzler Blau eingesandte Abhandlung „über einige neuerdings in Petra entdeckte Inschriften in sinaitischem Schriftcharakter" vor, wozu Dr. Arnold bevorwortend um Entschuldigung dafür bat, dass der den Statuten zufolge abzustattende wissenschaftliche Jahresbericht für das Jahr 1853 nicht erfolge. Er habe denselben nach der Göttinger Versammlung im Verein mit den HH. Blau und Haarbrücker übernommen, da diese aber bald darauf von Halle weggegangen seien, und somit die Arbeit auf ihm allein gelegen habe, sei ihm diese bald über seine Kräfte gehend erschienen.

Er wende sich daher an die Fachgenossen mit der Bitte um geneigte Unterstützung und verspreche, den Jahresbericht im vierten Hefte der Zeitschrift schriftlich zu geben. Hierauf wurde zur Berathung einzelner Anträge geschritten. Den von Hrn. Prof. Anger in der Zeitschrift VII. S. 268 angekündigten Antrag zog derselbe zurück, weil es bedenklich erschien, öfter an statutarischen Bestimmungen zu ändern, und die bisherige Norm auch keineswegs für gefahrbringend erachtet wurde. — Hr. Geh. Kirchenrath Hoffmann beantragte hierauf: „die Gesellschaft möge bei Unterstützung wissenschaftlicher Bücher vorzugsweise darauf sehen, dass man den Druck und die Herausgabe ganzer Werke auf eigenes Risico übernehme, anstatt blosse Beiträge zu gewähren“, welchen Antrag die Versammlung einstimmig annahm. — Hr. Prof. Brockhaus sprach den Wunsch aus, dass die Gesellschaft den Redacteur autorisire, die zur Bearbeitung eines Index über die bisher erschienenen Bände der Zeitschrift nöthigen Schritte einzuleiten und gleichzeitig die Veröffentlichung eines allgemeinen Bibliotheks-Katalogs vorzubereiten. Die Versammlung ertheilte diese Autorisation mit dem ausdrücklichen Wunsche, dass man dem Redacteur zu diesem Behufe die erforderlichen Vorschüsse gewähre. Hr. Prof. Fleischer wies sodann auf die Nothwendigkeit hin, dass die Gesellschaft als solche die Beantwortung wissenschaftlicher Fragen in Anregung bringe. Derselbe theilte noch eine Stelle aus einem Briefe von Dr. Chwolsohn in St. Petersburg mit. Nach Verlesung und Genehmigung des Protokolls sprach schliesslich Hr. Prof. Flügel im Namen der Versammlung dem Präsidenten den Dank für die umsichtige Leitung der Sitzungen aus, worauf der Herr Präsident in einigen Worten erwiderte. Die Sitzung wurde um ½1 Uhr geschlossen.

VII.

Beilagen.

A. Vortrag von Professor Dr. Lothholz aus Weimar:*)

F. A. Wolf und W. v. Göthe.

Hochgeehrte Versammlung!

Als die an der Thüringer Eisenbahn zwischen Halle und Gotha wohnenden Philologen und Schulmänner, aufgefordert von dem liebenswürdigen Steinhart in Pforta, zu einer frohen Zusammenkunft vor vierzehn Tagen sich in dem anmuthigen Sulza (*Vimariensis ditionis*) versammelt hatten, forderte mich der allverehrte Herr Director Eckstein auf, doch bei Gelegenheit seiner Rechnungsablage über die für Wolf's Denkmal eingegangenen Beiträge hier einen Vortrag über Wolf und Göthe zu halten; ich habe dem Wunsche des hochgeachteten Herrn Vicepräsidenten unserer Versammlung in dieser kurzen Zeit mit meinen schwachen Kräften zu entsprechen gesucht und bitte nur die hochansehnliche Versammlung, meine geringe Leistung gütig aufnehmen zu wollen.

In einem Zeitalter, in dem, wie in dem unsrigen, die tiefsten Gegensätze des menschlichen Lebens an die Oberfläche treten, in einer Zeit, wo auf der einen Seite die Industrie, die goldene Praxis, materieller, greifbarer Nutzen als das Ziel alles Strebens hingestellt wird,, um die Studien der antiken Welt für nutz- und zwecklos zu erklären, auf der andern Seite von einer gewissen Partei in der katholischen Kirche die Beschäftigung mit den Alten deshalb verworfen wird, weil sie von der Ergreifung des geistigsten Organismus, als welcher das Christenthum allerdings gelten muss, abführe und das Gemüth des Jünglings für die Aufnahme der christlichen Lehre unempfänglicher mache; in einer solchen Zeit ist es gewiss von Bedeutung, dass in einer Versammlung von Männern, die zum grossen Theil das Alterthum als Bildungsmittel für die Jugend zum Mittelpunkt ihrer Bestrebungen gemacht haben, das Andenken eines Mannes erneuert wird, der in der Betrachtungs- und Behandlungsweise

*) Dieser Vortrag, den der Hr. Verfasser der Redaction auf ihr Ersuchen zur Mittheilung in diesen Verhandlungen überliess, gehört zu dem Protokolle über die zweite allgemeine Sitzung; s. S. 66.

Digitized by Google

des Alterthums einen gewichtigen Anfschwung hervorgerufen hat. Dieser Mann ist Fr. A. Wolf. Von ihm ist eine lebensvollere, das ganze Alterthum als einen geistigen Organismns durchdringende Anffassung der Philologie ausgegangen. Während früher die einzelnen Theile dieser Wissenschaft mehr oder weniger in einem losen Zusammenhange aneinander hingen, hat Fr. A. Wolf in Theorie und Praxis der Alterthumswissenschaft das hohe Ziel vorgezeichnet (Museum I. S. 125), „die Kenntniss der alterthümlichen Menschheit, welche Kenntniss aus der durch das Studium der alten Ueberreste hedingten Beohachtung einer organisch entwickelten, bedentungsvollen Nationalbildung hervorgeht, herbeiznführen." Durch diese Art der Behandlung seiner Wissenschaft musste dieser Mann den weitgreifendsten Einfluss ausüben. Denken wir uns nun solch eine jngendlich frische und geistreiche Kraft in die Umgebung von Schleiermacher und Steffens, die mit ihm zugleich an der Universität Halle wirkten, so lässt sich leicht begreifen, dass diese Männer gewissermassen im Gebiete der Wissenschaften das Complement bildeten zu der durch Göthe und Schiller herbeigeführten Richtung in der schönen Literatnr. Es ist auch eine von allen Literarhistorikern zugegehene Thatsache, dass sich an dem Geiste des Alterthnms die neue Bildung emporschlingen musste, nm sich zu etwas Vollendetem zusammenznwölben, nnd zwar vor allen musste diess geschehen am Geiste der Griechen. Ja, man kann mit Bestimmtheit sagen, dass durch die von Schiller und Göthe vertretene Literaturepoche ein sehr frappant hervortretender Zng nach dem griechischen Genius hingeht. Woher käme sonst die Vorliebe zur Behandlung antiker Stoffe, antiker Ideen? Es gibt in der That einen Dichter in dieser Periode, dessen Liebe zum Griechenthume, man möchte sagen, mit einer gewissen Krankhaftigkeit hervortritt, und das ist Hölderlin. Schiller's Kraniche des Ihycos nnd das Siegesfest tragen die Farbe des Alterthums so rein und treu an sich, als man es nur verlangen kann, in Göthe's Prometheus tritt nns das ἓν καὶ πᾶν in fast erschreckender Weise entgegen, die Brant von Corinth und die unvergleichliche Iphigenie geben ein ferneres Zeugniss von dem Congenialen des grossen Dichters mit antiker Betrachtungsweise. Aber nicht hlos in den Dichtern der entschwundenen Literaturepoche zeigt sich eine Hinneigung zu dem Griechenthnme, sondern auch, was noch mehr ist, in den Staatsmännern. Man kann ohne Uebertreibung behanpten, dass W. v. Humboldt, dieser, wie sich A. Böckh sehr schön ausdrückt, Staatsmann von pericleischer Hoheit, uns theoretisch über das Alterthum belehrte, Wolf, Voss und andre uns praktisch in dasselbe einführten, nnd Schiller und Göthe in ihren unsterblichen Schöpfungen die Snmme aus diesen Factoren zogen. Bei diesem allgemeinen Zuge nach der classischen Welt, der damals gewissermassen in der Luft lag, werden wir uns nicht wundern, wenn wir zwischen dem Dichter nnter den Dichtern und den Philologen den lebhaftesten Verkehr wahrnehmen. So kam es, dass Göthe mit Wolf, Eichstädt, Hand, Reisig, G. Hermann, Riemer, Heinrich Voss, Göttling gern über das Alterthum sich unterhielt, um durch so vortreffliche Kenner desselhen in der Auffassung der antiken Welt zn gewinnen und das zu ersetzen, was ihm hei dem Mangel eindringender Studien abging. Vor

Digitized by Google

allen Dingen hatte er sich, angezogen von dem überwältigenden Eindrucke des genialen Wolf, in ein nahes Verhältniss zu diesem gesetzt.

Dieses Verhältniss kurz zu beleuchten, dazu wolle mir die hochgeehrte Versammlung ein bereitwilliges Ohr leihen.

Fr. A. Wolf, am 15. Febr. 1759 in Hainrode bei Nordhausen geboren, hatte das Gymnasium dieser Stadt, das namentlich an Joh. Conrad Hacke auf kurze Zeit einen vortrefflichen Rector und Lehrer hatte, bis 1777 besucht, wo er in seinem 18. Jahre ausgezeichnet vorbereitet nach Göttingen ging, um hier, wo Heyne den philologischen Studien einen neuen Schwung gegeben hatte, Philologie zu studiren. Wolf besuchte die Vorlesungen wenig; er zog es vor, in seiner früheren Weise unter eigner Anleitung sich weiter zu bilden. Schon am 21. Octbr. 1779 wurde er Collaborator an dem Pädagogium zu Ilfeld, woselbst er das Platonische Gastmahl, als seine Erstlingsschrift, herausgab; im April 1782 wurde er Rector in Osterode und schon im folgenden Jahre, nachdem er das Rectorat des Gymnasiums in Hildesheim und Gera ausgeschlagen hatte, erhielt er einen Ruf als Professor der Philologie und Pädagogik, an Trapp's Stelle, nach Halle. Hier ist der Glanzpunkt seines Lebens. Die geistreiche Art der Behandlung seines Faches, das muntere Wesen und die grosse Gelehrsamkeit des jungen Mannes verfehlten nicht, auf die Jugend einen electrisirenden Einfluss auszuüben; besonders bewirkte er durch die geschickte Leitung des philologischen Seminars, dass eine zahlreiche Menge der vortrefflichsten Lehrer an Universitäten und Schulen gebildet wurde. Vor allen Dingen aber sind in der Hallischen Periode des grossen Philologen die 1795 erschienenen Prolegomena zum Homer zu erwähnen, die weithin von grosser Bedeutung waren. Göthe schreibt davon noch in seinem Alter 1821 (B. 27 S. 386): Man erinnert sich, welch' ein schmerzliches Gefühl über die Freunde der Dichtkunst und des Genusses an derselben sich verbreitete, als die Persönlichkeit des Homer, die Einheit des Urhebers jener weltberühmten Gedichte auf eine so kühne und so tüchtige Weise bestritten wurde. Die gebildete Menschheit war im tiefsten aufgeregt und wenn sie schon die Gründe des so höchst bedeutenden Gegners nicht zu entkräften vermochte, so konnte sie doch den alten Sinn und Trieb sich hier nur eine Quelle zu denken, woher so vieles Köstliche entsprungen, nicht ganz bei sich auslöschen. Dieser Kampf währte nun schon über 20 Jahre und es war eine Umwälzung der ganzen Weltgesinnung nöthig, um der alten Vorstellungsart wieder einigermassen Luft zu machen. Aus dem Zerstörten und Zerstückten wünschte die Mehrheit der classisch Gebildeten sich wieder herzustellen, aus dem Unglauben zum Glauben, aus dem Sondern zum Vereinen, aus der Kritik zum Genusse wieder zu gelangen.

Zunächst war es W. v. Humboldt gewesen, der, damals in Jena lebend, dem Dichter zum Lesen der Prolegomena den Anlass gegeben hatte; er wurde durch die eindringende Art der Untersuchung in der Weise für die neue Ansicht gewonnen dass er den Freunden geistreich scherzend zurief:

Digitized by Google

Erst die Gesundheit des Manns, der endlich vom Namen Homeros
Kühn uns befreiend uns auch ruft in die vollere Bahn.
Denn wer wagte mit Göttern den Kampf? und wer mit dem Einen?
Doch Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön.

Unmittelbar nach dem Drucke (1795) der Prolegomena hatte Fr. A. Wolf seinen Freund W. v. Humboldt in Jena besucht und bei dieser Gelegenheit machte er auch in Weimar die Bekanntschaft mit Göthe, Herder und Wieland. Es ist wirklich interessant zu beobachten, wie die Wolfische Idee in jener Zeit die Geister in Bewegung setzte. Schiller liess nicht von der Einheit der homerischen Gedichte; Göthe war schwankend, bald verwarf er Wolf's Annahme, bald neigte er sich zu ihr hin. Schiller schrieb an seinen Freund, Briefwechsel IV. S. 170: Der Gedanke an eine rhapsodische Aneinanderreihung und an einen verschiedenen Ursprung jener Gedichte müsse dem, der sie genau kenne, barbarisch vorkommen, denn die herrliche Continuität und Reciprocität des Ganzen und seiner Theile sei eine seiner wirksamsten Schönheiten. Aus diesen Gedanken erwuchs dem für die Einheit der homerischen Gedichte begeisterten Dichter das Xenion:

Sieben Städte zankten sich drum, ihn geboren zu haben;
Nun, da der Wolf ihn zerriss, nehme sich jede ihr Stück.

Göthe gesteht denn auch in den Briefen vom 27. April, 2. und 16. Mai 1798 hie und da, mehr als jemals von der Einheit und Untheilbarkeit der Ilias überzeugt zu sein. Daher ist es erklärlich, wenn er später, als Schubarth sein bekanntes Buch über Homer geschrieben hatte, (von dem freilich Wolf zu sagen pflegte, er habe den Spiritus hinten) zu dem Ausspruche kam:

Mag unser Abfall niemand kränken:
Denn Jugend weiss uns zu entzünden,
Dass wir ihn lieber als Ganzes denken,
Als Ganzes freudig ihn empfinden.

Wie sehr der Dichter den Philologen schätzte, geht aus einem Briefe hervor vom 26. Dec. 1796; er übersandte dem Hallischen Professor der Philologie seinen Wilhelm Meister und sagt bei dieser Gelegenheit: Vielleicht sende ich Ihnen bald mit mehrerem Muthe die Ankündigung eines epischen Gedichtes, in der ich nicht verschweige, wie viel ich jener Ueberzeugung schuldig bin, die Sie mir so fest eingeprägt haben. Schon lange war ich geneigt, mich in diesem Fache zu versuchen und immer schreckte mich der hohe Begriff von Einheit und Untheilbarkeit der homerischen Schriften ab; nunmehr, da Sie die herrlichen Werke einer Familie zueignen, ist die Kühnheit geringer, sich in grössere Gesellschaft zu wagen und den Weg zu verfolgen, den uns Voss in seiner Luise so schön gezeigt hat.

Von dieser Zeit an scheint Göthe in einer fortwährend intimen Beziehung zu Wolf gestanden zu haben. Im Juni des Jahres 1802 war der Dichter in dem damals namentlich von den Weimarischen Künstlern mit grossem Beifall besuchten Bad Lauchstädt; da versäumte er nicht, wie er schreibt (B. 27. S. 115.), nach Halle zu gehen, da man uns von dort

Digitized by Google

nachbarlich um des Theaters, auch um persönlicher Verhältnisse willen, mit öfterem Zuspruche beehrte. Ich nenne Geh. Rath Wolf, mit welchem einen Tag zuzubringen ein ganzes Jahr gründlicher Belehrung einträgt. Im Jahre darauf, 1803, ist er ebenfalls wieder bei Wolf in Halle, wo ihm mit vieler Freundlichkeit entgegnet wird. Diesen Besuch des dichterischen Freundes erwiderte der Philolog im Februar 1804; beinahe 14 Tage verweilte er damals in dem Weimarischen Kreise, der mächtige Philolog (B. 27. S. 149.) schien sich immer mehr in unserem Kreise zu gefallen.

In dieser Zeit hatten (B. 27. S. 166) Göthe Winkelmann's Briefe über diesen herrlichen, längst vermissten Mann zu denken veranlasst, und er ging damit um, alles, was er über ihn in so vielen Jahren im Geist und Gemüth herumgetragen hatte, ins Enge zu bringen. Auch Fr. A. Wolf hatte Beiträge hierzu versprochen und bewährte seine Theilnahme an des Dichters Plane durch Uebersendung eines Aufsatzes, der ihm höchlich willkommen war, obwohl ihn Wolf selbst für ungenügend erklärte. In diesem Aufsatze wird Winkelmann nach seiner Stellung zur Archäologie von Wolf betrachtet.

Am 30. Mai des Jahres 1805 langt Wolf, begleitet von seiner jüngern Tochter, in Weimar an. Ueber diesen Besuch legt der Dichter seinem Freunde Zelter das Bekenntniss ab (I. S. 174): die Gegenwart dieses so höchst tüchtigen Mannes hat mich in jedem Sinne gestärkt. Ich konnte, sagt er (B. 27. S. 166), den werthen Mann gastfreundlich aufnehmen und so mit ihm höchst erfreulich belehrende Stunden zubringen. Da nun in so vertraulichem Verhältniss jeder offen von demjenigen sprach, was ihm zunächst am Herzen lag, so that sich sehr bald die Differenz entschieden hervor, die zwischen uns beiden obwaltete. Hier war sie von andrer Art, als diejenige, welche mich mit Schiller, anstatt zu entzweien, innigst vereinigte. Schiller's ideeller Tendenz konnte sich meine reelle gar wohl nähern und weil beide vereinzelt doch nicht zu ihrem Ziele gelangen, so traten beide zuletzt in einem lebendigen Sinne zusammen. — Wolf dagegen hatte sein ganzes Leben den schriftlichen Ueberlieferungen des Alterthums gewidmet, sie, insofern es möglich war, in Handschriften oder sonst in Ausgaben genau untersucht und verglichen. Sein durchdringender Geist hatte sich die Eigenheiten der verschiedenen Autoren, wie sich nach Orten und Zeiten ausspricht, dergestalt bemächtigt, sein Urtheil auf den höchsten Grad geschärft, dass er in dem Unterschied der Sprache und des Stils zugleich den Unterschied des Geistes und des Sinnes zu entdecken wusste und dies vom Buchstaben, von der Silbe hinauf bis zum rhythmischen und prosaischen Wohlklang, von der einfachen Wortfügung bis zur mannichfaltigen Verflechtung der Sätze.

War es daher ein Wunder, dass ein so grosses Talent, das mit solcher Sicherheit in diesem Elemente sich erging, mit einer fast magischen Gewandtheit Tugenden und Mängel zu erkennen und einem jedem seine Stelle nach Ländern und Jahren anzuweisen verstand und so im höchsten Grade die Vergangenheit sich vergegenwärtigen konnte! — War es also ein Wunder (fährt Göthe fort), dass ein solcher Mann

Digitized by Google

dergleichen durchgreifende Bemühungen auf das höchste schätzen und die daraus entspringenden Resultate für einzig halten musste! Genug, aus seinen Unterhaltungen ging hervor: er achte das nur einzig für geschichtlich, für wahrhaft glaubwürdig, was durch geprüfte und zu prüfende Schrift aus der Vorzeit zu uns herübergekommen sei. Dagegen hatten die Weimarischen Freunde mit derselben Ueberzeugung einen andern Weg eingeschlagen; bei leidenschaftlicher Neigung für bildende Kunst mussten sie gar bald gewahr werden, dass auch hier das Geschichtliche sowohl der Grund eines jeden Urtheils als einer practischen Nacheiferung werden kann. Sie hatten daher sowohl alte als neuere Kunst auf ihrem Lebenswege immer geschichtlich zu betrachten sich gewöhnt und glaubten auch von ihrer Seite gar manches Merkmals sich bemächtigt zu haben, woran sich Zeit und Ort, Meister und Schüler, Ursprüngliches und Nachgeahmtes, Vorgänger und Nachfolger füglich unterscheiden liessen.

Wenn nun im lebhaftesten Gespräche beide Arten die Vergangenheit sich zu vergegenwärtigen zur Sprache kamen, so durften die Weimarischen Kunstfreunde sich wohl gegen den trefflichen Mann im Vortheil dünken, da sie seinen Studien und Talenten volle Gerechtigkeit wiederfahren liessen, ihren Geschmack an dem seinen schärften, mit ihrem geistigen Vermögen seinem Geiste nachzudringen suchten und sich auferbaulich bereicherten. Dagegen leugnete er hartnäckig die Zulässigkeit ihres Verfahrens, und es fand sich kein Weg ihn vom Gegentheile zu überzeugen; denn es ist schwer, ja unmöglich demjenigen, der nicht aus Liebe und Leidenschaft sich irgend einer Betrachtung gewidmet hat und dadurch nach und nach zu genauerer Kenntniss gelangt ist, auch nur eine Ahnung des zu unterscheidenden aufzuregen, weil denn doch zuletzt in solchem Falle an Glauben, an Zutrauen Anspruch gemacht werden muss. Wenn wir ihm nun sehr willig zugaben, dass einige Reden Ciceros, vor denen wir den grössten Respect hatten, weil sie zu unserem wenigen Latein uns behülflich gewesen waren, für später untergeschobenes Machwerk und keineswegs für sonderliche Redemuster zu achten seien, so wollte er uns dagegen keineswegs zugeben, dass man auch die überbliebenen Bildwerke nach einer gewissen Zeitfolge zuversichtlich ordnen könne.

Der Dichter unterlässt nicht, noch hinzuzufügen: Die Weimarischen Kunstfreunde hatten sich bei dem Aufenthalte dieses höchst werthen Mannes so viel Fremdes zugeeignet, so viel Eignes aufgeklärt und geordnet, dass sie in mehr als einem Sinne sich gefördert finden mussten, und da nun ihr Gast noch ausserdem lebenslustig als theilnehmender Gesellschafter sich erwies, so war durch ihn der ganze Kreis auf das schönste belebt und auch er kehrte mit heitrem Sinn und mit dringender Einladung zu einem baldigen Gegenbesuch in Halle wohlgemuth nach Hause zurück.

Kurze Zeit nach diesem heitern und lehrreichen Zusammensein der beiden geistreichen Männer kam Göthe in der Mitte des Juli (Z. I. 180), mehr der Einladung Wolf's folgend, als in Bemühungen für das Theater nach Lauchstädt, um bei dieser Gelegenheit Wolf in Halle zu besuchen.

Der Dichter fand (B. 27. S. 171) in dem Hause seines philologischen Freundes die

Digitized by Google

gastlichste Aufnahme. Die vor kurzem abgebrochene Unterhaltung (über Kunst) ward lebhaft fortgesetzt und nach vielen Seiten hin erweitert: denn da ich hier den unablässig arbeitenden Mann in seiner täglichen, bestimmten, manchmal aufgenöthigten Thätigkeit fand, so gab es tausend Gelegenheiten, einen neuen Gegenstand, eine verwandte Materie, irgend eine ins Leben eingreifende Handlung zum Texte geistreicher Gespräche aufzufassen, wobei denn der Tag und halbe Nächte vorübergingen, aber bedeutenden Reichthum zurückliessen.

Hatte ich nun an ihm die Gegenwart eines ungeheuern Wissens zu bewundern, so war ich doch auch neugierig zu vernehmen, wie er das Einzelne an die Jugend methodisch und eindringlich überliefere. Ich hörte daher, durch seine liebenswürdige Tochter geleitet, hinter einer Tapetenthüre seinem Vortrage mehrmals zu, wo ich denn alles, was ich von ihm erwarten konnte, in Thätigkeit fand: Eine aus der Fülle der Kenntnisse hervortretende freie Ueberlieferung, aus gründlichem Wissen mit Freiheit, Geist und Geschmack sich über die Zuhörer verbreitende Mittheilung. Was ich unter solchen Verhältnissen und Zuständen gewonnen, lässt sich nicht übersehen; wie einflussreich diese wenigen Monate auf mein Leben gewesen, wird aber der Verständige im Allgemeinen mit empfinden können.

Um dieselbe Zeit (August 1805. Z. I. 182) machte Göthe, bevor er wieder nach Lauchstädt zurückging, eine an Abenteuern reiche Reise mit Fr. A. Wolf zu dem wunderlichen (B. 27. S. 175), viele Jahre durch schon bekannten problematischen Hofrath Beireis in Helmstädt; seine Umgebung, sein merkwürdiger Besitz, sein sonderbares Betragen, so wie das Geheimniss, das über allen diesen waltete, hatte schon lange auf Göthe beunruhigend gewirkt. Wolf war in demselben Falle, und so wurde eine Fahrt nach ihm, der wie ein geheimnissvoller Greif über ausserordentlichen, kaum denkbaren Schätzen waltete, beschlossen. Göthe brachte, da er dem Hofrath Beireis nicht ohne Lust zuhörte, in Helmstädt vergnügte Tage zu, während Wolf unter all' diesem seltsamen Plunder die schauderhafteste Langeweile empfand. Bei einem Gastmahle, erzählt Göthe (B. 27. S. 179), zeigte sich auch der Unterschied zwischen mir und meinem Freunde. Am Ende einer reichlichen Abendtafel hatte man uns beiden zwei schöne, geflochtene Kränze zugedacht; ich hatte dem schönen Kinde, das mir ihn aufsetzte, mit einem lebhaft erwiederten Kusse gedankt und mich eitel genug gefreut, als ich in ihren Augen das Bekenntniss zu lesen schien, dass ich ihr so geschmückt nicht missfalle. Indessen sträubte sich mir gegenüber der eigensinnige Gast gegen seine lebensmuthige Gönnerin gar widerspenstig, und wenn auch der Kranz unter solchem Ziehen und Zerren nicht ganz entstellt wurde, so musste doch das liebe Kind sich einigermassen beschämt zurückziehen, dass sie ihn nicht losgeworden.

Das Jahr 1806 war für Wolf von der grössten Entscheidung für seine ganze folgende Lebenszeit. Napoleon hob die Universität Halle auf, und der grosse Philolog sah sich auf diese Weise einem Berufe entrissen, dem er mit Liebe und Begeisterung zugethan gewesen war; der Gedanke, nun nicht mehr lehrend wirken, nicht mehr im Kreise

Digitized by Google

geliebter Schüler dem Alterthume treue Anhänger und Pfleger gewinnen zu können, war ihm ganz unerträglich. Sein ganzes Naturell verlangte ein lebendiges Object, an dem er seine geistige Kraft erproben konnte; von jetzt an sollte er sich auf das verhasste Bücherschreiben verwiesen sehen. In solcher Stimmung schüttete er seinem Dichterfreunde das Herz aus. Göthe sucht ihn mit der zärtlichen Liebe eines Freundes über das harte Unglück zu trösten (28. Nov. 1806; Körte I. S. 350): Sie haben die Leichtigkeit sich mitzutheilen, es sei mündlich oder schriftlich. Jene erste Art hatte bisher einen grösseren Reiz für sie und mit Recht. Denn bei der Gegenwirkung des Zuhörers gelangt man eher zu einer geistreichen Stimmung, als in der Gegenwart des geduldigen Papiers. — Aber es tritt eine andere Betrachtung ein: die schriftliche Mittheilung hat das grosse Verdienst, dass sie weiter und länger wirkt und dass der Leser schon mehr Schwierigkeiten findet, das Geschriebene nach seinem Model auszubilden, als der Zuhörer das Gesagte. Der Brief übte für den Augenblick seine gute Wirkung. Fr. A. Wolf wollte nun, bis das Schicksal der Universität entschieden sei, in Halle seinen Studien obliegen, um darnach einen entscheidenden Entschluss zu fassen. Ein Brief von Joh. Müller vom 2. April 1807 räth ihm nach Berlin zu kommen, um hier ruhig das Loos, das Halle treffen würde, abzuwarten. In Folge dieser Zuschrift entschloss sich Wolf auf 14 Tage nach Berlin zu gehen. Bald nach seiner Ankunft musste er die traurige Nachricht hören, dass die Universität Halle aufgehoben und Halle dem Königreiche Westphalen einverleibt sei. Unter diesen Umständen dachte er nicht daran, wieder nach seinem geliebten Halle zurückzukehren.

Die erste Frucht von Wolf's Musse in Berlin war das Museum der Alterthumswissenschaft, zu dessen Herausgabe er sich mit Ph. Buttmann, Heindorf, Spalding und Schleiermacher verbunden hatte: freilich erkaltete sein Eifer für dieses Unternehmen sehr bald. Der erste Band dieser Zeitschrift ist Göthe gewidmet. Die Vorrede gibt klar zu erkennen, in welchem Verhältniss nach der Ansicht des grossen Philologen der Dichter zum Alterthume stand: „Göthe, der Kenner und Darsteller des griechischen Geistes, empfange wohlwollend den mit Liebe dargebrachten Anfang einer Anzahl von Schriften und Aufsätzen, die bestimmt sind hin und wieder das weite Gebäude von Kenntnissen aufzuklären, in welchen jener das Leben verschönende Geist ursprünglich wohnte. An wen unter den Deutschen könnte man bei einem Unternehmen solcher Art eher denken, als an den, in dessen Werken und Entwürfen mitten unter den abschreckenden modernen Umgebungen jener wohlthätige Geist sich eine zweite Wohnung nahm. — — Die Herausgeber (heisst es ferner) wollen bei einem so guten Anlass der bildungsfähigen Jugend des Vaterlandes sagen, mit wie inniger Empfindung derjenige zu ehren sei, der ihnen die hin und her geworfene Frage, zu welchem Ziele die Studien des Alterthums führen, schon längst genügend und schöner beantwortet hat, als die beste Erörterung je vermöchte. Denn woher liess solche Erhebung über die engen Kreise und Tummelplätze des gewöhnlichen heutigen Lebens, woher liessen solche Ansichten von Welt und Kunst und Wissen-

Digitized by Google

schaft sich gewinnen, als aus dem innern Heiligthume der altertbümlichen Musenkünste, welches sich endlich einmal wieder in einem natürlieben, verwandten Gemüthe aufschloss?"

Wie sehr sich der Dichter über die freundliche Widmung dieses vortrefflichen Werkes freute, geht aus einem Briefe an Zelter hervor vom 16. Dec. 1807: Geh. Rath Wolf bat uns mit einem trefflichen Hefte über das Studium des Alterthums beschenkt, das einen grossen Reichthum enthält und an alles erinnert, was wir wissen, and uns freundlich andeutet, was wir weiter noch wissen und wie wir das Alles behandeln sollen. An die Frau von Stein schreibt er vom 4. Dec. 1807 (III. S. 384): Geh. Rath Wolf wünscht, dass beikommendes (Museum) unserer Durchlauchtigsten Herzogin zu Füssen gelegt wird. Es ist weiter ausgeführt, was er in jener Morgenunterhaltung (4. Jun. 1805) nur skizzirte. Sehr interessant und für jeden lesbar, der mit alter Geschichte und was dem anhängig ist sich beschäftigt hat, wenn er auch nicht ins Detail ging.

Es ist wohl begreiflich, dass Wolf auf das Urtheil seines Freundes und den Beifall, den seine Werke bei ihm fanden, einen hohen Werth legte. So schreibt er in der 1812 in Berlin erschienenen Uebersetzung der Aristophanischen Acharner S. VIII: Und eine der süsseren Belohnungen ist es dem Uebersetzer, wenn er so hier, wie früher in den Wolken, seine Musse zu dieses, bei allem Urtheil allein der Kunst gedenkenden Veterans, zu Göthe's und ähnlicher Richter Zufriedenheit verwendet hat; um so mehr, da eben solche Männer es waren, unter deren begünstigenden Augen sein erster Versuch entstand und herausgegeben wurde. — Ueberhaupt nahm Wolf an allen Bestrebungen Göthe's den lebendigsten Antheil; er ist entzückt von der italienischen Reise, entzückt über Wahrheit und Dichtung. Seine Gesinnungen gegen den Dichter treten in einer unbeschreiblichen Gratie in einem kleinen Gedichte vom 1. Dec. 1822 hervor, das die Ueberschrift führt (Nicolovius S. 387):

Vor einem neuen Bildniss Göthe's, von dem Maler Frank zu Berlin aufgestellt.

Endlich schau' ich dich wieder, Götterjüngling,
Sei mir würdig gegrüsst, du Hochgeliebter,
Dess so sprechendes Bild ich stets vermisste;
Das mit Zaubergewalt um sechsunddreissig
Jahr in eigene Jugend mich zurücktäuscht,
Und des Alters verhasste Schwell' hinweghebt.
Ja, bei längerm Beschauen fühl' ich innig
Mich an Körper und Geist so ganz wie damals,
Als zuerst ich dich sah und lieben lernte.

Nie nun rücket diess Bild von meiner Seite:
Es mag hindern der weitern Trennung Sehnsucht;

Digitized by Google

Freundlich weil' es um mich mit dieser heitern
Stirn, dem sinnigen Aug', und bis zum letzten
Tage spreche sein Mund mir Lebensmuth zu.
Berlin, den 1. December 1822.

Die Besorgtheit um Göthe's Gesundheit spricht sich in einem Briefe an Riemer charakteristisch genug aus:

Wegen unseres Göthe Gesundheit habe ich auch jetzt keine Frage gethan. Im Grunde zweifelte ich nicht an der augenblicklichen Befreiung gleich nach meiner Abreise — das Gegentheil wäre mir so traurig, dass ich so spät als möglich davon hören möchte. Desto schneller wünschte ich Nachrichten von Ihnen.

In dieser Verwandtschaft der Seelen beider Männer mit dem Alterthume lag die Anziehungskraft, die beide auf einander ausübten; in dem Durchdrungensein von antiker Lebens- und Geistesauffassung lag die Bedingung ihrer Freundschaft. Auch nachdem Fr. A. Wolf dem Dichter räumlich ferner war, pflegten sie ihr gegenseitiges Freundschaftsverhältniss. In den Briefen, welche Freund Zelter an Göthe nach Weimar schrieb, findet sich fast in jedem auch eine Mittheilung über den von ihm so genannten Isegrimm, Meister Wunderlich, der wunderlichste Griesgram. Zelter war in Berlin ein treuer Freund des sonderbaren Mannes, der sich, wie er 1808 (I. 317) schreibt, in die grosse Stadt hatte einstrudeln lassen. Darüber freute sich Göthe ausserordentlich; er schreibt an Zelter (III. 319. 24. Juli 1823): Mich freut es, dass du mit Wolf näher leben kannst; im Grunde ist es ihm denn doch um Behaglichkeit zu thun, nur dass er nicht wusste, wo sie zu finden. Ich habe gute Zeiten mit ihm verlebt, nur ist in meinem Elemente das Widersprechen fremd und da konnten wir mit dem besten beiderseitigen Willen niemals lange auskommen. Dieser Widerspruchsgeist, der von Göthe oft als ein charakteristisches Merkmal der grossen Philologen hervorgehoben wurde (Z. II 455), konnte natürlich dem in allen Verhältnissen des Lebens und der Kunst nach einer seligen Harmonie ringenden Genius des Dichters nicht zusagen; er strebte nach Einheit, der kritischeste aller Philologen suchte das als Einheit ihm überlieferte mit meisterhaftem Scharfsinn zu zerlegen. Die ruhig heitere Existenz des Dichters hatte auch einen dieser äussern Ruhe entsprechenden innern Frieden zur Folge gehabt, während Fr. A. Wolf seit seinem Weggange von Halle aus seiner ganzen, ihm so zusagenden Wirksamkeit herausgerissen war. Daher hatte Zelter Recht, wenn er nach dem Tode des Philologen an seinen Freund schreibt (III. S. 450): „Seine eigentliche Krankheit schien mir immer eine Art Unzufriedenheit mit sich selber, da ich ihn sonst als einen ganzen Mann kennen gelernt habe. Die Nachricht seines Todes hat mich weniger überrascht als erschreckt, und sein schönes eignes Verdienst, das ich nicht einmal ganz zu würdigen weiss, trat wie ein edles Bild vor mir auf. So stellt sich ein bedeutender Mann in seinen eignen Schatten, indem er sich von aussen beengt glaubt."

Zunächst sahen sich der Dichter und Philologe im Juli des Jahres 1810 in

Digitized by Google

Karlsbad wieder, wie aus dem Briefwechsel mit Zelter hervorgeht (I. S. 407). Wolf hat hier besonders die Pflicht, dem Dichter auf das eingehendste zu sagen, wie Zelter in Berlin lebt. Erst nach 4 Jahren, im Juli 1814, besuchte der grosse Philolog auf kurze Zeit Göthe in Berka an der Ilm (II. S. 252). Dann war er im August 1816 in Tennstädt in Thüringen wieder mit dem Dichter zusammen; über diesen Besuch schreibt er an seinen Freund Zelter (II. S. 306.): Wolf hat sich auf die seltsamste Weise dem Widersprnche ergeben, dass er alles, was man sagen kann, ja alles, was da steht, hartnäckig verneint und einen, ob man gleich darauf gefasst ist, zur Verzweiflung bringt. Eine solche Unart wächst von Jahr zu Jahr und macht seinen Umgang, der so belehrend und förderlich sein könnte, unnütz und unerträglich, ja man wird zuletzt von gleicher Tollheit angesteckt, dass man ein Vergnügen findet, das Umgekehrte zu sagen von dem, was man denkt. Man kann sich vorstellen, was dieser Mann als Lehrer in früherer Zeit trefflich muss gewirkt haben, da es ihm Freude macht, tüchtig positiv zu sein. — Aus dem Jahre 1820 berichtet Göthe von einer abermaligen Anwesenheit Wolf's in Weimar (B. 27 S. 382); er belebte (sagt er) die gründlichen literarischen Studien durch seinen belehrenden Widerspruchsgeist, und bei seiner Abreise traf es sich zufällig, dass er den nach Halle berufenen Dr. Reisig als Gesellschafter mit dahin nehmen konnte, welchen jungen Mann ich nicht allein um meinetwillen sehr ungern scheiden sah. Ueber diesen Besuch berichtet Göthe an Zelter (III. S. 163): Geh. Rath Wolf war diese Tage bei mir zu beider Behaglichkeit. Wenn man selbst Grund gefunden hat und Grund sucht, so ist es höchst erfreulich, mit einem auf eignen Grund und Boden gegründeten Mann hin und wieder zu sprechen, zu streiten und sich zu verständigen. — Diese Behaglichkeit im höheren Sinne, wo sie als Folge eines ruhigen, in sich sichern und seligen Bewusstseins, alle Lebens- und Bildungskreise zu beherrschen, hervortritt, ist ein fernerer Coincidenzpunkt des Dichters und Philologen, den ich hier bloss andeuten kann. Wolf's Gesundheitszustand wurde immer bedenklicher. Am 9. April 1822, so berichtet Zelter (III. S.250), kam Professor Hegel zu mir und sagte, unser Freund Isegrimm sei bedeutend krank und verlange nach mir. Da bin ich diesen Nachmittag bei ihm gewesen, habe ihn im Bette und in der That schwächlich gefunden. Er hatte seinen letzten Willen aufgeschrieben. Von mir verlangte er, nach seiner Vollendung vor Sonnenaufgang bestattet und von einer tüchtigen Blasemusik begleitet zu sein. Das habe ich versprochen und einen guten Todtenmarsch dazu, wenn er sich mit seinem Abscheiden so einrichten will, dass ich bei der Hand bin. Sezirung wird verbeten, ja verboten; rasiren, waschen, Sterbekleid desgleichen. Wer nichts weiss, soll aus ihm nichts lernen. Die Würmer würden ohne das Appetits nicht ermangeln; er sei nicht so stolz, sich auf das Präparat für unbekannte Gäste ordentlich anrichten zu lassen. Wie es scheint, hat er Lust, die Executoren seines letzten Willens zu überleben, und ich bin schon zufrieden, keiner von den Würmern zu sein, die auf seinen Leichnam hungern sollen. Er liess eben den Arzt fragen, ob er Wurst essen dürfe, Maccaroni und dergleichen. An dich hat er einen Brief angefangen zu dictiren, einen

Digitized by Google

Abschiedsbrief, den er nach völliger Wiederherstellung vielleicht zu vollenden gedenkt. Ich glaube nicht, dass es so schlecht mit ihm steht; ich verlöre ihn ungern und lerne von ihm; so mag er leben, bis er todt ist. Wolf erholte sich wirklich von dieser Krankheit.

Zur Wiederherstellung seiner sehr angegriffenen Gesundheit reiste der grosse Philolog im Jahre 1824 nach Marseille. Auf seinem Wege dahin besuchte er seinen Freund Göthe zum letztenmale am 28. April. Er mochte damals sehr leidend sein, denn Göthe schreibt an Zelter (III. S. 429): Heute früh ist Geh. Rath Wolf abgefahren; ich schweige über den Eindruck seiner Gegenwart und begreife nicht, wie weit er kommen will. Doch das gibt sich bei einer solchen Unternehmungsreise. — Aber das Glück der Rückkehr sollte dem herrlichen Manne nicht zu theil werden. Dort in dem alten Massilia, wo am längsten griechisches Wesen sich erhalten hatte, am 6. August Abends 6 Uhr hauchte der grosse Philolog seine classische Seele aus, gleichsam als ob die Vorsehung noch dadurch dem kühnen Alterthumsforscher eine Gunst erzeigen wollte, dass sie ihn, der sein Lebelang nach der Darstellung des antiken Geistes gestrebt hatte, in einer griechischen Colonistenstadt aus der Welt gehen liess. Der Arzt, in dessen Armen der grosse Mann verschied, schrieb (Körte II. S. 167): ich schätze mich glücklich, einen Gelehrten mit solcher Würde sterben gesehen zu haben und — so möchte ich sterben.

Der Dichter hat seines Freundes noch öfter gedacht und dankbar sich seiner erinnert; IV. S. 161 schreibt er an Zelter: Ein langes Nebeneinanderleben, wie uns mit Wolf geworden, mag mehr, als wir gewahr werden und wissen, gewirkt und gefördert haben.

Obgleich sich Wolf bei seiner Congenialität mit den Griechen dem positiven Christenthume in seinem Leben ganz fremd zeigt und in dieser Beziehung bei ihm nur von einer Anempfindung die Rede sein kann, so thut er doch eben so wie sein Freund Göthe Aeusserungen, die uns beweisen, dass er auch hierfür Sinn und Organ hatte; wenn er z. B. sagt (K. cons. schol. 29): „nur eine ausserordentliche Liebe zu dem Geschäft, zu der Jugend selbst und eine von ächter innerer Religiosität ausgehende Neigung, für die nächsten Generationen zu arbeiten, kann die unsägliche Mühe, die mit dem Lehrstande verbunden ist, erträglich machen. Auf Belohnung darf der Lehrer nicht rechnen, kaum auf Anerkennung"; oder wenn er an seinem 65. Geburtstage (Körte II. S. 147) seine Selbstbiographie mit den Worten beginnt: „Hier, höchstes Wesen, was die Welt regiert und auch des unbedeutenden Einzelnen Schicksale leitet, wende ich mich an Dich mit gerührtem Danke für so viele unverkennbare Beweise Deiner Gnade, wodurch mein Leben beglückt, verschönert und gesegnet worden ist. O wie unwürdig fühle ich mich Deiner Güte!"

So mag es sich, hochgeehrte Versammlung, für uns wohl ziemen, nach unserer Kräfte Maass mit der christlichen Hingebung an unseren Beruf, die Wolf andeutet, mit derselben Frische und Begeisterung die Studien des Alterthums zu pflegen, die insbesondere durch rüstige Söhne unseres Thüringerlandes angebaut und weiter ge-

Digitized by Google

führt wurden; oder dürften wir dem gewichtigen Wolf aus Hainrode nicht hinzufügen die Namen des unermüdlichen Johann August Ernesti aus Tennstädt, des verdienstvollen David Ilgen aus Sehna bei Buttstädt, des kecken und geistreichen Karl Reisig aus Weissensee, des sinnigen Fr. Jacobs aus Gotha? Ja auch die Lebenden haben ein Recht genannt zu werden. Sind nicht C. Göttling aus Jena durch seine anregende, vielseitige Wirksamkeit, Fr. Ritschl aus Erfurt durch die vortreffliche Art der Behandlung der Alterthumsstudien und Fr. v. Thiersch aus Burgscheidungen durch seine weitgreifende Bedeutung für Wissenschaft und Leben Muster und Vorbild für Thüringens strebende Jugend?

Digitized by Google

B. Vortrag von Dr. Hertzberg aus Halle:*)

Die Hebung des spartanischen Königthums durch Agesilaus.**)

Der peloponnesische Krieg hatte fast auf allen Punkten des eigentlichen Kriegsschauplatzes mit dem entschiedensten Siege der Oligarchie geendigt. Sehen wir ab von Syrakus, wo eben damals die militärische Tyrannis des älteren Dionys sich zu festigen begann, so finden wir weit und breit oligarchische Einrichtungen, oligarchische Klubbs, oligarchische Gewalthaber vorherrschend. Sparta aber ist der mächtige Centralpunkt, wo alle Fäden des oligarchischen Netzes, welches Hellas im weitesten Umfange umspannt, zusammenlaufen. Es liegt in der Natur der Dinge, dass eine solche Entwickelung der äusseren Verhältnisse auch auf die inneren Angelegenheiten der Spartaner energisch einwirken musste: oder vielmehr, nur eine rücksichtslose Durchführung der oligarchischen Grundsätze im Inneren hatte den Spartanern eine sieghafte Entfaltung oligarchischer Kräfte nach Aussen hin erst recht möglich gemacht. Hatten sie es im übrigen Griechenland vorwiegend nur mit der Demokratie zu thun gehabt, so waren es daheim hauptsächlich die Trümmer des lykurgischen Königthums, die von den oligarchischen Gewalten allmählich zerbröckelt wurden. Die Schöpfung des Kriegsrathes der zehn Symbulen im Jahre 418, das Mitziehen von Ephoren bei Feldzügen der Könige im eigentlichen Hellas, der Generalstab von dreissig Spartiaten bei überseeischen Unternehmungen, endlich die Unabhängigkeit der zahlreichen Harmosten von den Befehlen der Könige, — dies Alles schnürte die Letzteren auch in ihrer Stellung als Heerführer immer enger ein. Die Schöpfung der Nauarchie aber, — insofern diese neue militärische Würde, den Königen unzugänglich, um mit Aristoteles zu sprechen, gleichsam zu einem neuen Königthum erwuchs, — verengerte das Gebiet, auf welchem die Könige bisher noch hatten schalten dürfen, auch materiell. Ein schlimmer Umstand ferner war die persönliche Unbedeutendheit der meisten Könige, wie man sie seit Pausanias, dem Sieger von Platää, in Sparta gesehen

*) Zu dem Protokolle über die vierte allgemeine Sitzung gehörig; s. S. 104.

**) Der Verfasser des nachstehenden Aufsatzes hofft, das hier Ausgesprochene in einer Monographie über Agesilaus, mit der er beschäftigt ist, noch näher zu begründen. Er hat sich deshalb enthalten, schon jetzt die betreffenden Belegstellen beizugeben und sich auf Erörterungen einzulassen, die hier zu weit geführt haben würden.

Digitized by Google

hatte. Das Königthum, ohnehin schon seit den Messenischen Kriegen eine Form, welche unbedingt der ergänzenden Kraft imposanter Persönlichkeiten bedurfte, war zum grossen Theil auch durch die Schuld seiner Träger tief gesunken. Könige, wie der wilde Krieger Kleomenes I., der heldenmüthige Leonidas, der tapfere Pausanias, hatte man in Sparta schon längst nicht mehr gesehen. An ihre Stelle waren Männer getreten, die, geistig wenig bedeutend, der gänzlich veränderten Richtung der Politik ihres Staates nur schleppend folgten, gänzlich unfähig sich zeigten, neue Bahnen bestimmend anzugeben; die endlich zum Theil der schmähliche Makel der Bestechlichkeit traf. Selbst Agis, der Sieger von Mantinea, hatte, obwohl er daheim etwas mehr galt, als seine Vorgänger und namentlich seine Amtsgenossen, sich herbe Demüthigungen mancherlei Art gefallen lassen müssen. Als Feldherr nicht ohne Geschick und Glück, als Staatsmann allenfalls von den Talenten eines einfachen Subalternofficiers, ward er überdem von seinem gewaltigen Zeitgenossen Lysander vollkommen in Schatten gestellt.

Es genügt, diesen verhängnissvollen Namen zu nennen, um ein furchtbares Hinderniss zu bezeichnen, welches, so schien es, jedem König von Sparta im Wege stand, der ja noch in dieser Zeit mit dem Gedanken sich tragen mochte, das in den Staub gesunkene Ansehen des Königthums wieder zu heben. Fügen wir endlich hinzu, dass die Ephoren, — dieses antike Vorbild der Venetianischen Zehn, — wenigstens thatsächlich schon längst lediglich Organe der streng exklusiven Homöen geworden waren und Schritt für Schritt alle Zweige der Staatsverwaltung in ihren Bereich gezogen hatten, — so erscheint in der That das spartanische Königthum am Ausgange des fünften Jahrhunderts nur noch wie eine Art alterthümlicher Zierrath der Verfassung, ohne rechte Bedeutung, nur noch durch eine gewisse Pietät und durch die Abneigung der Spartaner vor unnöthigen Bewegungen im eigenen Hause erhalten. Was denn nicht hinderte, dass man Seitens der Könige dem Ephorat mit dem ganzen Hass entgegentrat, den das verzehrende und erbitternde Bewusstsein leerer Würde und politischer Macht- und Hilflosigkeit einzuflössen pflegt. — Und eben dieses Königthum nimmt wenige Jahre nach dem Ende des peloponnesischen Krieges einen unerwarteten Aufschwung, wird mehrere Jahrzehnte hindurch der thatsächliche Mittelpunkt des spartanischen Staates und seiner Politik, führt Sparta zu scheinbar noch höherer Macht, als selbst die sieghafte Hand Lysander's, — freilich nur, um nach kurzem, glänzendem Aufleuchten tiefer denn je zu sinken und den jähen Fall der spartanischen Grossmachtsstellung wesentlich mit verschuldet zu haben.

Das Verdienst und in der Folge die Schuld dieses gewaltigen Umschwunges der lakedämonischen Verhältnisse trägt aber, — soweit Ereignisse von so hoher Bedeutung auf einen Einzelnen zurückgeführt werden können, — des Agis Bruder und Nachfolger, König Agesilaus. Ohne hier auf eine ausführliche Charakteristik dieses ausserordentlichen Mannes einzugehen, ist es doch nöthig, diejenigen Eigenthümlichkeiten hervorzuheben, die ihn in Stand setzten, seiner Würde, die er halb

Digitized by Google

durch Gunst, halb durch Beugung des Herkommens gewonnen, eine so hohe Bedeutung zu verleihen. Agesilaus vereinte (um den treffenden Ausdruck von Sievers zu gebrauchen) in seiner Persönlichkeit alle Eigenthümlichkeiten seiner zeitgenössischen Landsleute. Er hält so streng, wie Lysander, an den alten Formen in Zucht, Sitte, Lebensweise; das sicherte ihm die Sympathieen der Massen. Er bewahrt auch im Staatsleben, wie in der Religion, mit „praktischer" Hypokrisie die Formen, die ihres innern Lebens baar und ledig geworden sind, freilich nur, um, wo es nöthig scheint, sie dem sogenannten höheren Staatsinteresse zu opfern; so bleibt er völlig in den Bahnen, wie sie die glücklichsten Vertreter neu-spartanischer Politik eingeschlagen hatten. Nach der militärischen Seite aber ist er von vornherein als braver Officier und guter Kamerad beliebt; als Heerführer zeigt er sich, ohne die Genialität eines Xenophon oder gar eines Epaminondas zu entfalten, klug, gewandt, reich an List und Erfindung; dem Volke gilt er, weil geschickt genug, um seinen Ruf niemals aufs Spiel zu setzen, lange für unbesiegbar. Immer guter Laune, nach echter Sparter Weise voll treffenden Witzes, zuweilen Pedant, auch da, wo es ihn „juckt, lüstern und lose zu sein," —bezaubert er seine Kriegskameraden, wie die Behörden, durch seine überreiche Freigebigkeit. Seine Leidenschaften endlich sind denen der Mehrheit völlig verwandt; zur höchsten Popularität musste ihm das Streben verhelfen, Sparta's Macht und Ruhm immer höher und höher zu steigern, oft genug freilich unbekümmert um feineres Ehrgefühl und jedes fremde Recht. — Dabei kommt es ihm wesentlich zu Statten, dass er, ohne Hoffnung auf künftige Herrschaft, Erziehung und Gewohnheiten Jahre lang mit dem gewöhnlichsten Spartiaten getheilt hatte. So war er auf der einen Seite an strengen Gehorsam und fügsame Schmiegsamkeit gewöhnt, andrerseits hatte er aus vieljähriger praktischer Erfahrung die Stimmungen und Gefühle des Volks kennen gelernt. Und wenn ihm bei Vielen die zweideutige Art seiner Erhebung zum Throne schaden mochte, so ward ihm dafür das Glück zu Theil, dass der mächtige Lysander, sein alter Freund und Liebhaber, ihm den Weg zum Diadem selber gebahnt hatte. In dieses Mannes Schule aufgewachsen war er zum Staatsmann herangebildet, wie wenige Spartaner seiner Zeit; freilich war es nur der Hang zu krummen Wegen und die Geschicklichkeit in politischen Manövern, die er dem Lysander ablernen konnte, während er an Geist und nachhaltiger Energie weit hinter diesem seinem Lehrmeister zurückblieb. Dass dagegen Agesilaus ein viel edleres Gemüth besass, als sein Freund, darf, um gerecht zu sein, schliesslich nicht verschwiegen werden.

Als Agesilaus im Jahre 397 v. Chr. zur Regierung kam, gab es drei Wege für ihn, die er als König einschlagen konnte. Wäre er ein Mann gewesen, wie die Agesipolis, die Kleombrotus, ja selbst wie sein Bruder Agis, so mochte er immerhin den alten Schlendrian fortdauern lassen und zusehen, was sich etwa auf militärischem Gebiete beiläufig mitnehmen liess. Aber der junge Fürst war weit entfernt, einem solchen schlaffen *Laissez aller* sich hinzugeben. Eben so wenig jedoch verfiel er auf das entgegengesetzte Extrem, wozu sich damals allerdings die Möglichkeit

Digitized by Google

geboten hätte. Alle Welt weiss, wie furchtbar der spartanische Staat damals im Innern zerklüftet war, welch' tiefer Hass die Massen von der bevorrechteten Minderheit der Homöen trennte, welche schweren socialen Schäden an dem Kerne der spartanischen Kraft nagten. Einem König, der einen Hauch von dem Geiste in sich gespürt hätte, wie ihn nachmals die unglücklichen Reformer Agis IV. und Kleomenes III. entfalteten, wäre es vielleicht möglich gewesen, durch Annäherung an das niedere Volk eine Verbesserung der spartanischen Innenverhältnisse herbeizuführen, durch Beseitigung der heillosen Missstände die Grundlagen des Staates gesund herzustellen, Sparta besser denn bisher zu befähigen, seine neue Stellung als „Weltmacht" zu ertragen, seine hellenische Hegemonie zu Lande und nun auch zur See zum Segen der Hellenen zu behaupten. Im schlimmsten Falle hätte ein solcher Versuch zu einer Tyrannis mit streng militärischen Formen führen können. Indessen von solchen Plänen war der neue König weit entfernt. Von dem vulkanisch revolutionären Sinne des Lysander war Nichts auf ihn übergegangen; zerstörend nur da, wo er es im hellenischen Ausland mit demokratischen Staaten zu thun hat, hilft er daheim den gefährlichen Stoss des Kinadon pariren, nimmt er eine streng conservative Haltung an, schlägt er unerwartet einen Weg ein, der ihn die schlimmsten Schwierigkeiten, die jedem Könige entgegenstanden, durch Umgehung überwinden lässt, ihn endlich an die Spitze der zeither herrschenden Mächte in Sparta führt. Da kommt es ihm denn wesentlich zu Statten, dass er Jahre lang sich gewöhnt hat, sich zu schmiegen und zu bücken, dass ferner sein Ehrgeiz etwas von jener Art des Octavianus an sich trägt, die, mit dem Vollbesitz der Macht zufrieden, des äusseren Scheines gern entbehrt.

Das erste Objekt, dem die Operationen des Agesilaus galten, war das Ephorat. Da wird denn mit feinem Takte der alte Kampf mit Einem Male eingestellt. Zu ihrem Staunen sehen die Ephoren, sehen die alten, trotzigen Gutsherrn auf den Sesseln der Geronten, wie dieser junge König so ganz ihrem Willen sich unterordnet, wie er eine bisher unerhörte Demuth entfaltet und nur der treue Diener eines oligarchischen Senats sein will. Freimüthiges Lob, dem eine gewisse militärische Offenheit und Derbheit, mit kraftvoller Kürze und schlagendem Witz verbunden, den Schein berechneter Schmeichelei nimmt, berauscht das Ohr der alten Oligarchen. Geschenke, bei passender Gelegenheit und in passender Form geboten, werden von Letzteren gern angenommen. Es dauert nicht lange, so hat der neue König Alle bezaubert; das allgemeine Wohlwollen der herrschenden Kreise wird ihm zu Theil; die nur durch ein trauriges Herkommen begründete Spannung zwischen den Söhnen des Heraklidenhauses und den oligarchischen Behörden weicht, — und langsam aber sicher beginnt mit dem persönlichen Ansehen dieses Agesilaus auch der verblichene Glanz der königlichen Würde sich zu erneuen.

Das war indessen nur erst ein negativer Erfolg. Sollte der neue Regent jemals zu wahrer Macht gelangen, jemals eine bestimmende Stellung in dem verschlungenen Treiben spartanischer Politik einnehmen, so musste vor Allem der trotz aller alten Freundschaft

Digitized by Google

höchst unbequeme, bevormundende Lysander beseitigt werden, bedurfte es ferner des für einen spartanischen Staatsmann unerlässlichen Zaubers militärischer Berühmtheit. Zu Beidem bot der Persische Krieg, dessen Leitung Agesilaus, noch immer von Lysander gefördert, im Jahre 396 übernahm, die schönste Gelegenheit. Da wird denn zunächst Lysander durch schmähliehen Hohn gedemüthigt, dann ganz bei Seite geschoben. Das war ein gefährliches Wagestück. In Asien freilich, wo man mit dunklem Grauen auf den blutigen Henker der Milesischen Demokraten blickte, verbarg man wohl kaum die Schadenfreude über seine Schmach, und drängte man sich nach den Strahlen der neuen Sonne; in Sparta dagegen hatte Lysander noch immer eine starke Partei, und Agesilaus mochte seinen Göttern für den haliartischen Hopliten danken, der ihn und das spartanische Königthum vor Lysander's geheimnissvollen Racheplänen bewahrte und den gefährlichsten Gegner im damaligen Sparta für immer beseitigte.

Dazu ward ihm dann der Krieg mit den Tissaphernes und Pharnabazus eine Quelle hohen Ruhmes. Seit langer Zeit war es der erste Kampf, den Sparta nicht mit Hellenen, sondern mit dem Erbfeinde hellenischen Namens führte. Und diesen Krieg, der bei vielen Spartanern und manchen andern Hellenen wirklich als ein Nationalkampf, des grossen Kimon würdig, galt, der angeblich zur Befreiung der asiatischen Griechen unternommen ward, leitete Agesilaus. Aller Ruhm, den der königliche Feldherr, glücklicher als Derkyllidas oder gar Thimbron, in reichem Maasse davontrug, fiel natürlich auf das Königthum zurück, musste dasselbe in den Augen der Spartaner immer höher heben. Dazu wurden dann die Behörden und die Vornehmen daheim durch die reiche Beute erfreut; die Menge dagegen vernahm mit Behagen, wie der kleine, lahme König durch seine altväterische Einfachheit die stolzen Perser-Satrapen mit ihrer ganzen hochmüthigen Pracht demüthigte. Solche Erfolge hatten zunächst das wichtige Resultat, dass die Ephoren, was bisher noch nie geschehen, dem König (im Jahre 395) auch den Oberbefehl über die Flotte und die Bestellung eines Nauarchen anvertrauten. Und wenn auch Agesilaus, hier wie nachmals so oft von dem schlimmsten Coterie-Geiste geleitet, durch die Ernennung seines Schwagers Pisander zum Admiral seinem eigenen und dem Interesse des Staates den grössten Schaden zufügte, so behauptete er doch fortan auch auf das spartanische Seewesen lange den entschiedensten Einfluss und vermochte noch c. 392 seinem Bruder Teleutias die Führung einer Flotte zu verschaffen. — Das Glück des Agesilaus war vorläufig noch immer im Steigen; zur Rückkehr aus Asien durch den korinthischen Krieg genöthigt, ehe noch sein frischer Ruhm vor der Unmöglichkeit, mit den vorhandenen Mitteln den Persern ernstlich zu schaden, erbleichen konnte, gewinnt er im Sommer 394 den blutigen Sieg von Koronea. Ein Sieg, der seinen Ruhm erhöhte, ohne seinen Namen zu beflecken: denn er trug ja an diesem neuen Kriege zwischen Hellenen keine Schuld. Und nun trifft er daheim auch seinen alten Collegen Pausanias nicht mehr an; schon seit 395 ist dieser verbannt. Von dem jungen Agesipolis, der geraume Zeit hindurch sich den Kreisen des Agesilaus nicht entzogen zu haben scheint, hat der Letztere vor der Hand die

Digitized by Google

gewöhnliche Eifersucht des Collegen-Königs nicht zu befürchten. — So hat Agesilaus zu Ende des Jahres 394 eine wahrhaft imposante Stellung errungen. Ruhmbedeckt aus Asien heimgekehrt, in Hellas gefürchtet, von der Menge bewundert, von den Ephoren und der Oligarchie als freigebiger Feldherr, als aufopfernder Freund gern gesehen, ein brauchbares Werkzeug auch gegen innere Unruhen, damals noch ohne heimische Gegenpartei, — so erscheint Agesilaus jetzt als der wahre Monarch von Sparta: es ist der Silberblick seines Lebens, der Moment, wo das Königthum nach langer Erniedrigung wieder in reinem Glanze strahlt.

Diese mächtige Stellung konnte Agesilaus indessen auf die Dauer nicht ungestört behaupten. Der ruhmlose korinthische Krieg bot ihm, obwohl er niemals geschlagen ward, doch keine Gelegenheit, neue militärische oder diplomatische Lorbeeren zu gewinnen. Und allmählig sehen wir in seinem Staate eine Partei entstehen, die aus politischen und persönlichen Gründen dem Agesilaus feindlich gegenübertritt. So weit sich nach den Angaben, die wir bei Xenophon, Diodor und Plutarch zerstreut finden, schliessen lässt, sind es namentlich der andere König Agesipolis und der bekannte Antalkidas, die an der Spitze dieser Partei stehen. Diesen Staatsmännern ist namentlich der Krieg mit Persien zuwider; vielleicht darf man annehmen, dass neben persönlichen Antipathieen gegen Agesilaus ihnen der Wunsch vorschwebte, Sparta möge sich, mit dem Besitz der Hegemonie in Griechenland zufrieden, in analoger Art auf sich selbst zurückziehen, wie etwa im vergangenen Jahrhundert nach den traurigen Vorfällen mit Pausanias, — natürlich mit der nöthigen Rücksicht auf die durch den Fall der athenischen Macht gänzlich veränderte Lage der Dinge in Europa. Man darf wohl annehmen, dass diese Männer meinten, durch Abschluss des Antalkidasfriedens (387) dem Ansehen des Agesilaus, welches vorzugsweise auf dem persischen Kriege beruhte, einen harten Schlag zuzufügen. Diese Erwartung aber wird völlig getäuscht. Agesilaus macht unerwartet eine Schwenkung; er bemächtigt sich, so zu sagen, dieses Friedens, er weiss die zweideutigen Artikel des Vertrags geschickt zu benutzen, um das, was er für Sparta in Asien nicht mehr gewinnen konnte, nun in Griechenland mit List und Gewalt zu erreichen. Wir stehen hier an dem verhängnissvollen Wendepunkt seines Lebens. Agesilaus opfert die politischen und moralischen Grundsätze, die er bisher öffentlich bekannt hat, seinem Ehrgeiz und dem auf, was er „den Nutzen und Vortheil Sparta's“ nennt. Er folgt den wilden Leidenschaften der Mehrheit seiner Zeitgenossen und wird dadurch binnen Kurzem in den Stand gesetzt, die ganze Politik seines Staates fast widerstandslos zu bestimmen. In der That das bewegende Element des Staates, — dürfen die zahlreichen Unternehmungen wohl alle auf ihn, als ihren moralischen Urheber, zurückgeführt werden, welche den spartanischen Staat im Laufe der Jahre 387 bis 379 zu einer in Griechenland bis dahin unerhörten Macht fördern. Freilich sind es fast durchgängig wahre „Staatsstreiche“, und mit jedem Schritt führt die Politik des Agesilaus die Spartaner weiter in ein Labyrinth von Rechtsverletzungen und frevelhaften Gewaltthaten. Aber mit der Demüthigung von Olynth (380) ist Sparta auch zu einer wahrhaft welthisto-

Digitized by Google

rischen Stellung erhoben; Grösseres noch stand in Aussicht, und das Alles durfte der Spartaner seinem gepriesenen Agesilaus danken. Und ohne die hergebrachten Formen entfernt zu verletzen, herrscht dieser im Innern beinahe unbeschränkt; Agesipolis, sein College, wird wider Willen ein Werkzeug seiner Politik; selbst das Recht muss sich vor dem mächtigen Herrscher beugen, — mit einem Wort, niemals noch war in Sparta ein einzelner Mann gewaltiger gewesen, und dieser Mann war jetzt der König.

Weil aber die Grundlagen dieses stolzen Baues spartanischer Macht und königlicher Grösse innerlich hohl waren und auf Unrecht beruhten, weil ferner Agesilaus nur ein Staatsmann zweiten Ranges war, der seine Siege nicht zu benutzen, nirgends etwas Organisches zu schaffen verstand, die neue Machtstellung aus dem Bereiche kahler Gewaltherrschaft nicht herauszubringen vermochte, so war die letztere denn auch nur von kurzer Dauer. In demselben Jahre 379 v. Chr., wo mit Bezwingung der Phliasier der letzte Versuch freiheitsliebender Hellenen, gegen die spartanische Uebermacht sich zu halten, gebrochen ward, erhob sich in Theben ein Feind, der Schritt für Schritt die Weltstellung der Spartaner zertrümmerte, dann ihre hellenische Hegemonie auflöste, ihren uralten Waffenruhm beinahe vernichtete und damit denn auch dem Ansehen des Königthums unheilbare Wunden schlug. Betrachten wir noch in der Kürze den Verfall des königlichen Ansehens in den zwei Jahrzehnten nach Thebens Befreiung. Bis zum Jahre 371 hielt sich Agesilaus noch immer in äusserlich ungebrochener Macht. Sein College Kleombrotus, obwohl ein Gegner seiner Politik, muss doch stets sich dazu hergeben, in Agesilaus' Sinne zu handeln. Der Letztere aber hütet sich wohl, seinen militärischen Ruhm ernstlich zu gefährden; ein dunkles Gefühl der Gefahr, die in dieser Zeit von Norden her nun auch durch den Thessalischen Jason den Hellenen drohte, mag wohl mit dazu beigetragen haben, die Spartaner fest an diesem Monarchen halten zu lassen, dem einzigen Manne, den sie jetzt den zahlreich sich von allen Seiten erhebenden Feinden entgegenstellen konnten. Das Alles ward durch die Schlacht von Leuktra geändert. Die erste entscheidende Landschlacht, welche Spartanische Hopliten seit Menschengedenken verloren hatten, war von einem Könige geleitet gewesen. Zwar hatte nur der relativ unbedeutende Kleombrotus hier gefochten; doch blieb der Makel auf dem Königthum haften. Und als nun die schrecklichen Folgen jener Niederlage immer deutlicher sich zeigten, als die ganze Herrlichkeit der Spartaner nach und nach in Trümmer zerfiel, als zum ersten Male seit Jahrhunderten feindliche Truppen das Eurotas-Thal verheerten, und — in bitterer Umkehr des Missbrauches, den Sparta mit dem Antalkidasfrieden getrieben hatte, — die Autonomie des so lange geknechteten Messeniens verkündet wurde, da verblich auch der Ruhm des Agesilaus. Nun erkannte man, dass seine gewaltthätige Politik, seine Hegung des Unrechtes, der Schutz, den er den Phöbidas und Sphodrias gewährt hatte, sein Coteriegeist und vor Allem seine leidenschaftliche Feindschaft gegen Theben das Elend der Gegenwart verschuldeten. Nun beklagte man, dass man einst den Leotychides von

der Thronfolge ausgeschlossen hatte; jetzt sah man in Agesilaus nur noch einen „lahmen König.“ Ein Oedipus war er wahrlich nicht gewesen; alle die Fragen, um die es sich, gleich Räthseln der Sphinx, beim Antritt seiner Regierung gehandelt, waren ungelöst, die Verwirrung ärger denn zuvor. Den Agesilaus hielt jetzt nur noch seine relative Unentbehrlichkeit, das Verdienst, das er sich im bedenklichsten Moment um die Rettung seiner Stadt erwarb — und endlich auch seine Stellung als König. Er hatte in seiner Blüthezeit soviel zur Hebung dieser Würde gethan, dass jetzt im Unglück die lange Gewöhnung der Zeitgenossen, nach dem Throne hinaufzublicken, ihm wieder zu Gute kam. Als er aber nach der Schlacht von Mantinea erkannte, wie sein langes Leben mit dem gänzlichen Bankerott seiner hochfliegenden Pläne geendet, als er nun Griechenland todtmüde, Sparta im Grunde zerrüttet, seine Lorbeeren vom Paktolus und Koronea verwelkt sah, da scheint ihn die Verzweiflung gepackt zu haben. Denn ein Akt der Verzweiflung ist es, wenn der ruhelose Greis sein Sparta, wo man nun bitter fühlte, wie theuer man den neuen Glanz des Königthums hatte bezahlen müssen, verlässt und sich dazu hergiebt, als abenteuernder Bandenführer den ägyptischen Insurgenten zu Hülfe zu ziehen. Wie seine ersten Feldzüge gegen die Perser die königliche Würde hoch erhoben hatten, so drückte dieser letzte Zug gegen Persien auch dem Königthum einen schmählichen Makel auf. Und so verhängnisvoll war auch nach dieser Seite hin sein Beispiel, dass seine Nachfolger, die Archidamus und Kleonymus, sich nicht scheuten, der erstaunten Welt das unwürdige Schauspiel „Reislaufender“ Könige zu geben.

Digitized by Google

C. Berechnung der Einnahmen und Ausgaben zur Beschaffung einer Marmorbüste Fr. A. Wolf's.

I. Einnahmen:

A. Preussen:

1) Provinz Brandenburg:

Gymnasium zu Königsberg in der Neumark durch Dir. Nauck	6	—	—
Gymn. zu Guben d. Dir. Graser	2	—	—
Prorector Dr. Sause zu Guben	1	—	—
Gym. zu Neu-Ruppin d. Dir. Starke	9	—	—
Gymn. zu Potsdam d. Dir. Riegler	5	25	—
Friedrichs-Werdersches Gymnas. in Berlin	5	15	—
Französisches Gymnasium	4	15	—
Joachimsthal'sches Gymnasium	7	—	—
Graues Kloster	8	—	—
Geheimer Ober-Reg. Rath Joh. Schulze	5	20	—
Geheimer Reg. Rath Dr. Böckh	4	—	—
Dr. M. Hertz	1	—	—
Consistorial- und Schul-Rath Dr. Kiessling	1	—	—
Gymnasium zu Cottbus durch Conr. Dr. Bolze	5	—	—
Pädagogium zu Züllichau	5	—	—
2) Provinz Pommern:			
Dir. Dr. Hasselbach in Stettin	10	—	—
Schulrath Dr. Wendt	1	—	—
Gymnasium zu Cöslin (durch Schulrath Kiessling)	1	15	—
Pädagogium zu Putbus durch Dir. Gottschick	6	10	—
Dr. Zober in Stralsund	1	—	—
Gymnasium in Greiffenberg durch Schulrath Wendt	4	—	—
Gymn. zu Neu-Stettin durch dens.	11	—	—
Gymnasium zu Greifswald durch Dir. Hiecke	7	—	—
Summa:	112	10	—

Transport:	112	10	—
3) Provinz Sachsen:			
Pastor Garcke in Deersheim	1	—	—
Gymn. in Halberstadt durch Dir. Schmid	7	—	—
Studirende der Philologie in Halle	8	—	—
Prof. Dr. Blanc in Halle	2	—	—
Königl. Pädagogium in Halle durch Prof. Daniel	4	10	—
Lateinische Hauptschule in Halle	9	—	—
Kloster U. L. Fr. in Magdeburg durch Dir. Müller	6	20	—
Domgymn. in Magdeburg durch Dr. Wiggert	5	—	—
Consistorialrath Dr. Funk in Magdeburg	2	—	—
Gymnasium in Mühlhausen durch Dir. Haun	3	—	—
Gymnasium in Naumburg durch Dir. Förtsch	3	10	—
Gymnasium in Nordhausen durch Dir. Schirlitz	8	—	—
Klosterschule in Rossleben durch Prof. Anton	4	5	—
Gymnasium in Salzwedel durch Dir. Jordan	3	—	—
Gymnasium in Schleusingen durch Dir. Hartung	1	—	—
Gymn. in Torgau d. Dir. Sauppe	3	—	—
Gymnasium in Wittenberg durch Dir. Schmidt	7	15	—
Dir. Dr. Haacke in Stendal	5	—	—
Gymn. in Zeitz durch Dr. Peter	1	15	—
4) Provinz Schlesien:			
Rittergutsbs. Oelsner in Trebnitz	10	—	—
Summa:	206	25	—

	Thlr.	sgr	₰
Transport:	206	25	—
Gymn. in Oels durch Dir. Heiland	4	—	—
Gymn. in Liegnitz d. Dir. Sauppe	1	10	—
Magdalenäum in Breslau durch Dir. Schönborn	3	—	—
Gymn. in Brieg d. Dir. Matthison	2	—	—
5) Provinz Preussen:			
Prof. Lehrs in Königsberg	2	—	—
Geh. Rath Lobeck	2	—	—
Geh. Rath Drumann	2	—	—
Geh. Rath Schubert	1	—	—
Director Dr. Gotthold	5	—	—
Director Dr. Skrzeczka	1	—	—
Director Dr. Fabian in Tilsit	1	—	—
6) Provinz Westphalen:			
Gymnasium in Minden durch Dir. Wilms	3	10	—
B. Königreich Baiern.			
Sammlung in München durch Rector Halm	6	10	—
Sammlung in Bayreuth durch Rector Held	5	—	—
Sammlung in Erlangen 8 fl.			
„ in Augsburg durch Rector Mezger 20 fl.			
Rector Dr. Gutenaecker in Bamberg 3 fl. 31 fl. =	17	4	—
C. Königreich Hannover:			
Hofrath Hermann in Göttingen	10	—	—
Pädagogium in Ilfeld durch Dir. Schirlitz in Nordhausen	4	—	—
Summa:	276	29	—

	Thlr.	sgr	₰
Transport:	276	29	—
D. Königreich Sachsen:			
Blochmann'sches Institut in Dresden durch Prof. Fleckeisen	7	—	—
Kreuzschule in Dresden durch Dr. Helbig	5	10	—
Prof. Dr. Nitzsch in Leipzig	3	—	—
E. Grossherzogthum Sachsen-Weimar:			
Sammlung in Weimar durch Prof. Lothholz	8	5	—
F. Grossherzogthümer Mecklenburg:			
Director Dr. Wex in Schwerin	5	—	—
Gymn. in Friedland d. Dir. Unger	5	22	6
Gymn. in Schwerin durch Dir. Wex	3	—	—
Schulr. Dr. Eggert in Neu-Strelitz	1	—	—
G. Herzogthum Nassau:			
Regierungsrath Dr. Seebode in Wiesbaden	4	—	—
Gymnasium in Wiesbaden durch Prof. Firnhaber	4	—	—
H. Freie Städte:			
Rect. Dr. Vömel in Frankfurt a. M.	18	9	6
Sammlung in Hamburg durch Prof. Petersen	10	—	—
I. Einzelne Gaben:			
Dir. Dr. Krüger in Braunschweig	1	—	—
Prof. Dr. Osann in Giessen	1	—	—
Gh. Rth. Föhlisch in Wertheim 9 fl.	5	10	—
Summa:	358	26	—

II. Ausgaben:

	Thlr.	sgr	₰
Druck des Circulares	2	15	—
Dem Bildhauer Heidel in Berlin	275	—	—
Fracht für die Büste	6	20	—
Für das Auspacken derselben	—	15	—
Summa:	284	20	—

	Thlr.	sgr	₰
Transport:	284	20	—
Das Postament dazu	4	—	—
Ausfall durch schlechte Münzen	1	10	—
Porto-Auslagen	12	25	—
Summa:	302	25	—

Bestand: 56 Thlr. 1 Sgr. — Pf

D. Alphabetisches Verzeichniss der auswärtigen Mitglieder.*)

Ameis aus Mühlhausen 109.
Anger aus Leipzig 139.
Arndt aus Torgau 82.
Arnold aus Halle 90.
Back aus Lohma 116.
Back aus Lucka 278.
Baumbach aus Jena 117.
Bernhardy aus Halle 104.
Bonde aus Leipzig 251.
Bosse aus Cöthen 217.
Bretschneider aus Gera 222.
Brockhaus aus Leipzig 69.
Caesar aus Marburg 75.
Corssen aus Schulpforta 260.
Cramer aus Cöthen 216.
Danz aus Halle 291.
Delitzsch aus Erlangen 110.
Deuschle aus Hanau 7.
Dietsch aus Grimma 68.
Dietzel aus Leipzig 234.
Döderlein aus Erlangen 72.
Döhner aus Meissen 135.
Döhner aus Zwickau 223.
Döllen aus Berlin 198.
Eckstein aus Halle 2.
Feldbügel aus Zeitz 149.
Findeisen aus Berlin 255.
Finsterbusch aus Halle 169.
Fleischer aus Leipzig 85.
Flügel aus Meissen 209.
Forbiger aus Leipzig 241.
Forchhammer aus Kiel 271.
Francke aus Torgau 196.
Franke aus Oberlödla 153.
Freytag aus Meissen 210.
Fritzsche aus Rostock 94.
v. d. Gabelentz aus Poschwitz 3.
Gehhardt aus Hof 290.
Geier aus Halle 259.
Gerhard aus Berlin 120.
Gerlach aus Basel 111.
Gersdorf aus Leipzig 212.
Geyer aus Leipzig 127.
Geyer aus Treben 128.
Giesel aus Torgau 141.
Gleissner aus Rositz 181.
Göttling aus Jena 73.
Götze aus Hirschfeld 284.
Graf aus Meissen 136.
Graf aus Rüdersdorf 248.
Graul aus Leipzig 233.
Gravenhorst aus Hildesheim 48.
Grotefend aus Hannover 93.
Haberland aus Eisenberg 230.
Hammer aus Zerbst 118.
Handrick aus Torgau 197.
Hanuss aus Leipzig 257.
Haussdörffer aus Eutin 81.
Heerwagen aus Bayreuth 121.
Heinichen aus Zwickau 66.
Helbig aus Dresden 47.
Hempel aus Schmölln 280.
Heraeus aus Cassel 122.
Hercher aus Rudolstadt 131.
Hermann aus Göttingen 205.
Herold aus Nürnberg 183.

*) Die beigesetzten Zahlen verweisen auf das Hauptverzeichniss S. 9—14.

Hertel aus Zwickau 65.
Hertz aus Berlin 99.
Hertzberg ans Halle 208.
Herzog aus Gera 203.
Hoffmann aus Jena 126.
Holtzmann aus Heidelberg 46.
Höpfner ans Jena 201.
Jahn aus Dessau 92.
Känffer ans Dresden 207.
Keil aus Halle 71.
Keil aus Schulpforta 231.
Kertscher aus Berlin 253.
Kleinschmidt aus Torgau 84.
Knoche aus Herford 91.
Koch ans Braunschweig 276.
Kramer ans Halle 258.
Kraner aus Meissen 134.
Krebl aus Dresden 70.
Krenssler aus Leipzig 215.
Kühner aus Hannover 229.
Ladewig ans Neustrelitz 97.
Langguth aus Zeitz 148.
Latendorf aus Neustrelitz 102.
Lechner aus Bayreuth 103.
Lieberkühn aus Weimar 78.
Löbe aus Rasephas 121.
Lothholz ans Weimar 80.
Löwe aus Breslau 158.
Matthes aus Oberarnsdorf 281.
Matthiae aus Quedlinburg 105.
Mayer aus Gera 204.
Merian aus Basel 115.
Meutzner anb Planen 275.
Michael aus Torgan 144.
Möbins ans Leipzig 213.
Moser aus Serba 112.
Müller aus Oxford 245.
Müller aus Rudolstadt 132.
Müller ans Schulpforta 172.
Mützell aus Berlin 29.
Nanmann ans Leipzig 242.
Nipperdey aus Jena 74.
Nitzsch aus Leipzig 138.
Nobbe aus Leipzig 240.
Nürnberger aus Nöbdenitz 157.
Oehler aus Halle 100.
Osswald aus Gr. Görschen 237.
Otto aus Breitingen 287.
Otto aus Eschefeld 289.
Otto ans Leipzig 288.
Overbeck aus Leipzig 140.
Palm aus Planen 224.
Perthel aus Weissbach 292.
Petersen aus Hamburg 95.
Petris ans Griechenland 143.
Preime ans Cassel 142.
Preller ans Weimar 211.
Pnls ans Torgau 199.
Purmann aus Schulpforta 218.
Ranft ans Treben 195. 225.
Raspe aus Güstrow 96.
Redslob ans Hamburg 45.
Rein aus Crefeld 273.
Rein aus Eisenach 272.
Reinhardt ans Frankfurt a. O. 226.
Rieck aus Zwickau 270.
Riedel aus Hof 214.
Ritter aus Dessau 88.
Rothmann aus Torgau 83.
Rüdiger aus Zwickau 64.
Sachse aus Leipzig 34.
Sängewald aus Monstab 279.
Saupe aus Gera 200.
Sauppe aus Liegnitz 133.
Sauppe aus Weimar 76.
Schaefer aus Grimma 113.
Scharff aus Weimar 79.
Scheibe aus Neustrelitz 86.
Scherber aus Leipzig 235.
Schmid aus Halberstadt 206.
Schmöller aus Cosma 285.
Schneider aus dem Nassauischen 33.

Digitized by Google

Schneidewin aus Göttingen 87.
Schreyer aus Saara 246.
v. Schultzendorff aus Danzig 175.
Schulze aus Zerbst 119.
Schwalhe aus Magdeburg 147.
Senff aus Calhe a. S. 61.
Sintenis aus Zerbst 156.
Stähelin aus Basel 27.
Stark aus Jena 107.
Steinhart aus Schönburg 193.
Stickel aus Jena 35.
Stier aus Wittenberg 98.
Stoltze aus Jena 202.
Tanner aus Grossröda 180.
Teubner aus Leipzig 228.
Thomas aus Lohma 277.
Tischendorf aus Leipzig*).
Tittmann aus Leipzig 238.
Tomaschek aus Wien 42.
Tuch aus Leipzig 232.
Vater aus Berlin 114.
Vischer aus Basel 129. 130.
Vogel aus Leipzig 191.
Vogel aus Plauen 190.
Voigt aus Halle 101.
Wachsmuth aus Leipzig 286.
Wagner aus Windischleuba 239.
Weber aus Berlin 145.
Weber aus Rositz 125.
Weber aus Weimar 77.
Wehrmann aus Zeitz 146.
Weise aus Cosma 293.
Weiske aus Halle 49.
Weissenborn aus Eisenach 274.
Weissenborn aus Erfurt 108.
Werner aus Jena 269.
Westermann aus Leipzig 137.
Wiese aus Berlin 67.
Wohlrab aus Leipzig 192.
Wolf aus Langenscheibe 261. 262.
Wüstemann aus Gotha 30.
Wüstenfeld aus Göttingen 89.
Wuttke aus Leipzig 150.
Zenker aus Leipzig 152.

*) Mitglied der Orientalisten-Versammlung, im Album jedoch nicht verzeichnet.

E. Verzeichniss der auswärtigen Mitglieder nach ihren Wohnorten.

Basel: Gerlach, Merian, Stähelin, Vischer (129. 130).
Bayreuth: Heerwagen, Lechner.
Berlin: Döllen, Findeisen, Gerhard, Hertz, Kertscher, Mützell, Vater, Weber, Wiese.
Braunschweig: Koch.
Breitingen: Otto.
Breslau: Löwe.
Calbe a. S.: Senff.
Cassel: Heraeus, Preime.
Cosma: Schmöller, Weise.
Cötben: Bosse, Cramer.
Crefeld: Rein.
Danzig: v. Schultzendorff.
Dessau: Jahn, Ritter.
Dresden: Helbig, Käuffer, Krehl.
Eisenach: Rein, Weissenborn.
Eisenberg: Haberland.
Erfurt: Weissenborn.
Erlangen: Delitzsch, Döderlein.
Eschefeld: Otto.
Eutin: Hausdörffer.
Frankfurt a. O.: Reinhardt.
Gera: Bretschneider, Herzog, Mayer, Saupe.
Gotha: Wüstemann.
Göttingen: Hermann, Schneidewin, Wüstenfeld.
Griechenland: Petris.
Grimma: Dietsch, Schaefer.
Gross-Görschen: Osswald.
Grossröda: Tanner.
Güstrow: Raspe.
Halberstadt: Schmid.
Halle: Arnold, Bernhardy, Danz, Eckstein, Finsterbusch, Geier, Hertzberg, Keil, Kramer, Oehler, Voigt, Weiske.
Hamburg: Petersen, Redslob.
Hanau: Deuschle.
Hannover: Grotefend, Kühner.
Heidelberg: Holtzmann.
Herford: Knoche.
Hildesheim: Gravenhorst.
Hirschfeld: Götze.
Hof: Gebhardt, Riedel.
Jena: Baumbach, Goettling, Hoffmann, Höpfner, Nipperdey, Stark, Stickel, Stoltze, Werner.
Kiel: Forchhammer.
Langenscheibe: Wolf (261. 262).
Leipzig: Anger, Bonde, Brockhaus, Dietzel, Fleischer, Forbiger, Gersdorf, Geyer, Graul, Hanssa, Kreussler, Möbius, Naumann, Nitzsch, Nobbe, Otto, Overbeck, Sachse, Scherher, Teubner, Tischendorf, Tittmann, Tuch, Vogel, Wachsmuth, Westermann, Wohlrab, Wuttke, Zenker.
Liegnitz: Sauppe.

Lohma: Back, Thomas.
Lucka: Back.
Magdeburg: Schwalbe.
Marburg: Caesar.
Meissen: Döhner, Flügel, Freytag, Graf, Kraner.
Monstab: Sängewald.
Mühlhausen: Ameis.
Nassau: Schneider.
Neustrelitz: Ladewig, Latendorf, Scheibe.
Nöbdenitz: Nürnberger.
Nürnberg: Herold.
Oberarnsdorf: Matthes.
Oberlödla: Franke.
Oxford: Müller.
Pforta s. Schulpforta.
Plauen: Meutzner, Palm, Vogel.
Poschwitz: v. d. Gabelentz.
Quedlinburg: Matthiae.
Rasephas: Löbe.
Rositz: Gleissner, Weber.
Rostock: Fritzsche.
Rüdersdorf: Graf.
Rudolstadt: Hercher, Müller.
Saara: Schreyer.
Schmölln: Hempel.
Schönburg: Steinhart.
Schulpforta: Corssen, Keil, Müller, Purmann.
Serba: Moser.
Torgau: Arndt, Francke, Giesel, Handrick, Kleinschmidt, Michael, Puls, Rothmann.
Trebcn: Geyer, Ranft (195. 225).
Weimar: Lieberkühn, Lothholz, Preller Sauppe, Scharff, Weber.
Weissbach: Perthel.
Wien: Tomaschek.
Windischleuba: Wagner.
Wittenberg: Stier.
Zeitz: Feldhügel, Langguth, Wehrmann.
Zerbst: Hammer, Schulze, Sintenis.
Zwickau: Döhner, Heinichen, Hertel, Rieck, Rüdiger.

Digitized by Google

F. Verzeichniss der Mitglieder der pädagogischen Section.

1. Prof. Dr. Ameis aus Mühlhausen.
2. Prof. Dr. Arndt aus Torgau.
3. Conrector Bosse aus Cöthen.
4. Schulrath Cramer aus Cöthen.
5. Dr. Denschle aus Hanau.
6. Prof. Dr. Dietsch aus Grimma.
7. Prof. Dr. Döderlein aus Erlangen.
8. Director Dr. Eckstein aus Halle.
9. Oberlehrer Dr. Feldhügel aus Zeitz.
10. Schulrath Dr. Foss aus Altenburg.
11. Oberlehrer Dr. Francke aus Torgau.
12. Prof. Gebhardt aus Hof.
13. Dr. Geier aus Halle.
14. Gymnasiallehrer Giesel aus Torgau.
15. Prof. Dr. Gravenhorst aus Hildesheim.
16. Conrector Haberland aus Eisenberg.
17. Oberlehrer Dr. Handrick aus Torgau.
18. Conrector Hansdörffer aus Eutin.
19. Prof. Dr. Heerwagen aus Bayreuth.
20. Prorector Lic. Dr. Heinichen aus Zwickau.
21. Oberlehrer Helbig aus Dresden.
22. Prof. Hercher aus Rudolstadt.
23. Prof. Herold aus Nürnberg.
24. Dr. Keil aus Halle.
25. Gymnasiallehrer Kleinschmidt aus Torgau.
26. Director Dr. Kramer aus Halle.
27. Prof. Dr. Kraner aus Meissen.
28. Dr. Kühner aus Hannover.
29. Dr. Langguth aus Zeitz.
30. Prof. Dr. Lieberkühn aus Weimar.
31. Prof. Dr. Lothholz aus Weimar.
32. Oberlehrer Dr. Matthiae aus Quedlinburg.
33. Gymnasiallehrer Michael aus Torgau.
34. Director Dr. Müller aus Rudolstadt.
35. Adjunct Müller aus Schulpforta.
36. Prof. Dr. Mützell aus Berlin.
37. Director Dr. Palm aus Plauen.
38. Gymnasiallehrer Preime aus Hessen-Cassel.
39. Gymnasiallehrer Dr. Puls aus Torgau.
40. Director Dr. Raspe aus Güstrow.
41. Rector Dr. Rein aus Crefeld.
42. Prof. Dr. Rein aus Eisenach.
43. Studienlehrer Riedel aus Hof.
44. Prof. Rothmann aus Torgau.
45. Oberlehrer Dr. Rüdiger aus Zwickau.
46. Director Dr. Sauppe aus Liegnitz.
47. Prof. Dr. Schaefer aus Grimma.
48. Prof. Dr. Scheibe aus Neustrelitz.
49. Director Dr. Schmid aus Halberstadt.
50. Dr. Schmidt aus Altenburg.
51. Dr. Schrwald aus Altenburg.
52. Director Dr. Sintenis aus Zerbst.
53. Gymnasiallehrer Stier aus Wittenberg.
54. Prof. Dr. Tomaschek aus Wien.
55. Prof. Dr. Weber aus Weimar.
56. Collaborator Weiske aus Halle.
57. Prof. Weissenborn aus Eisenach.
58. Geh. Rath. Dr. Wiese aus Berlin.

Digitized by Google

G. Verzeichniss der Orientalisten.

1. Prof. Dr. Anger aus Leipzig.
2. Prof. Dr. Apetz aus Altenburg.
3. Dr. Arnold aus Halle.
4. Prof. Dr. Brockhaus aus Leipzig.
5. Prof. Dr. Delitzsch aus Erlangen.
6. Prof. Dr. Fleischer aus Leipzig.
7. Prof. Dr. Flügel aus Meissen.
8. Geh. Rath Dr. v. d. Gabelentz aus Poschwitz.
9. Prof. Dr. Graf aus Meissen.
10. K. Graul aus Leipzig.
11. Dr. Grotefend aus Hannover.
12. Geh. Kirchenrath Dr. Hoffmann aus Jena.
13. Prof. Dr. Holtzmann aus Heidelberg.
14. Consistorialrath Dr. Käuffer aus Dresden.
15. Dr. Krehl aus Dresden.
16. Dr. Löbe aus Rasephas.
17. Prof. Dr. Müller aus Oxford.
18. Prof. Dr. Redslob aus Hamburg.
19. Prof. Dr. Stähelin aus Basel.
20. Prof. Dr. Stickel aus Jena.
21. Gymnasiallehrer Stier aus Wittenberg.
22. Prof. Dr. Tischendorf aus Leipzig.
23. Prof. Dr. Tuch aus Leipzig.
24. Dr. Weber aus Berlin.
25. Prof. Dr. Wüstenfeld aus Göttingen.
26. Prof. Dr. Wuttke aus Leipzig.
27. Dr. Zenker aus Leipzig.

Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.
(H. A. Pierer.)

Digitized by Google

063
VE
V.14

VERHANDLUNGEN

DER

VIERZEHNTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN, SCHULMÄNNER UND ORIENTALISTEN

IN

ALTENBURG

VOM 25. BIS 28. SEPTEMBER 1854.

ALTENBURG,
VERLAG VON H. A. PIERER.
1855.

Digitized by Google

Digitized by Google

In dem Verlage von **H. A. Pierer** ist ferner erschienen und in jeder Buchhandlung zu haben:

Apel, Dr. Heinr. Ed., **Deutsches Lesebuch** für die untern und mittlern Classen der Gymnasien, Real- und höhern Bürgerschulen. 2. Aufl. I. Cursus. 14 Bogen = 12 Ngr. II. Cursus. 15½ Bogen = 13 Ngr. III. Cursus. 17½ Bogen = 15 Ngr. Bei Parthiekäufen ist der Preis bedeutend billiger.

— — **Die Sänger unserer Tage.** Blätter aus dem deutschen Dichterwald der Gegenwart. Für Freunde vaterländischer Poesie und zu Deklamationsübungen für die reifere Jugend. 3. Aufl. I. Band. Eleg. broch. 22½ Ngr., eleg. geb. 1 Thlr. II. Band. Eleg. broch. 1 Thlr., eleg. geb. 1 Thlr. 8 Ngr. Jeder Band bildet auch ein für sich bestehendes Ganze.

Deutschland in den Jahren 1842—51. 2 Bändchen. Eleg. broch. 6 Ngr.

Döring, Dr. H., Beiträge zur Charakteristik Schillers, nebst einer biographischen Skizze seines Sohnes Ernst, Oberappellationsraths in Cöln. broch. 2. wohlfeile Ausgabe in 3 Heften. 15 Ngr.

— — Dr. Martin Luthers deutsche Briefe und Sendschreiben. In einer zeitgemässen Auswahl herausgegeben von Obigem. Gabe der Erinnerung zum 18. Februar 1846 als 300jährigem Todestag Luthers. 2 Bände. broch. 2 Thlr.

— — Dr. Martin Luther über Revolutionen und Empörungen. Auszug aus seinen Schriften. broch. 15 Ngr.

— — Schillers Briefe. Mit erläuternden Anmerkungen. 2 Bände. 2. wohlfeile Ausgabe in 10 Heften. broch. 1 Thlr. 25 Ngr.

— — Biographien berühmter Zeitgenossen. broch. 3 Hefte à 15 Ngr.

— — Göthe's Selbstcharakteristik. Nach des Dichters Briefen seit seinem achtzehnten Lebensjahre bis zum letzten, entworfen von Obigem. 2. wohlfeile Ausgabe in 3 Heften. geh. 25 Ngr.

Frankreich in den Jahren 1840—52. Eleg. broch. 6 Ngr.

Gabelentz, H. C. de, Élémens de la Grammaire Mandchoue. Avec lithogr. 2 Thlr.

— — Grundzüge der syrjänischen Grammatik. 15 Ngr.

Löbe, Dr. J., Beiträge zur Textberichtigung und Erklärung des Skeireins. Broch. 11 Ngr.

Unterhaltungen über Russland. Vom Verfasser des „noch Etwas über Russland," „Dreissig Jahre in Russland," „Russland und Deutschland u. s. w." 2 Bände. Eleg. broch. 2 Thlr.

Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg. (H. A. Pierer.)

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 057287796
Digitized by Google